

ANGLIA

ZEITSCHRIFT FÜR ENGLISCHE PHILOLOGIE

Begründet von Moritz Trautmann und Richard P. Wülker

In Verbindung mit

Karl Brunner, Douglas Bush, Wolfgang Clemen
Georg Kartzke, Kemp Malone, Frederick Norman
L. L. Schücking, Charles Sisson

Herausgegeben von

HERMANN M. FLASDIECK HELMUT PAPAJEWSKI
WALTER F. SCHIRMER

BAND 73
(NEUE FOLGE BAND 61)



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

1955

ANGELA

VERLAGSSTELLE FÜR ALLE ERGÄNZUNGEN

Verlagsschreibweise: Die Namen der Verlage

in der Reihenfolge

der Verlage, die den Text

des Textes bearbeitet haben

und die den Text

übernommen haben

Angela Verlag, Berlin, 1914

Verlagsschreibweise

Verlagsschreibweise

Printed in Germany

Satz und Druck: Wiesbadener Graphische Betriebe GmbH

INHALT

Aufsätze

| | Seite |
|--|-------|
| Herbert Huscher, Max Förster | 1 |
| Max Förster†, A New Version of the Apocalypse of Thomas in Old English | 6 |
| Herbert Pilch, Der Untergang des Präverbs <i>ze-</i> im Englischen | 37 |
| John W. Draper, <i>Ethiopian</i> in Shakespeare | 65 |
| Eva K. Touster, Metrical Variations as a Poetic Device in Beowulf | 115 - |
| W. Erzgräber, William Langlands 'Piers Plowman' im Lichte der mittelalterlichen Philosophie und Theologie | 127 |
| Robert R. Reed, James Shirley, and the Sentimental Comedy | 149 |
| Maria Wickert, Miltons Entwürfe zu einem Drama vom Sündenfall | 171 |
| Herbert Koziol, Zur Aufnahme deutscher Literaturwerke in England | 207 - |
| Edgar Mertner, In Memoriam Hans Weyhe | 259 |
| Walther Wüst, Zu Deutung und Herkunft des ae. <i>bāt</i> m. f. „Boot, Schiff“ | 262 |
| Ferdinand Holthausen, Zu den ae. Gedichten der Hs. von Vercelli | 276 |
| Herbert Pilch, Me. I- beim Participium Präteriti | 279 |
| R. H. Bowers, <i>When Cuckow Time cometh oft so Soon</i> | 292 - |
| P. J. Frankis, Some Late Middle English Lyrics in the Bodleian Library | 299 |
| Fritz Wölcken, <i>Skim-milk</i> | 305 |
| Herbert Koziol, <i>To go to Bedfordshire und Spoonerism</i> | 318 |
| A. J. Bliss, A Modern English Idiom | 320 |
| Franz H. Link, <i>And</i> oder <i>with</i> + Participium | 322 |
| Brian Foster, Recent American Influence on Standard English | 328 |
| E. G. Stanley, Old English Poetic Diction and the Interpretation of The Wanderer, The Seafarer and The Penitent's Prayer . . | 413 , |
| Helmut Kuhn, Amerika — Vision und Wirklichkeit | 467 |
| Heinrich Straumann, Eine amerikanische Seinsdeutung, Faulkners Roman 'A Fable' | 484 |

Miszellen

| | |
|--|-----|
| Margarete Kober-Merzbach, The third Source of Dryden's Amphithryon | 213 |
| W. Morel, Zu Byrons Hebrew Melodies | 215 |
| Heinrich Pähler, Die 'Leges Molmutinae', ein Beitrag zum Problem der historischen Wahrheit und politischen Absicht bei Geoffrey von Monmouth | 516 |

Besprechungen

| | Seite |
|---|-------|
| Sammelbericht (Hermann M. Flasdieck) | 71 |
| Ernst Leisi, Der Wortinhalt, Seine Struktur im Deutschen und Englischen (Wolfgang Schmidt-Hidding) | 77 |
| Viggo Brondal, Théorie des Prépositions, Introduction à une sémantique rationnelle (Wolfgang Schmidt-Hidding) | 79 |
| Herbert Seidler, Allgemeine Stilistik (Fritz Wölken) | 83 |
| A. Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch 18—20 (Ferdinand Holthausen) | 85 |
| A. Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch 21 (Ferdinand Holthausen) | 87 |
| Karl Brunner, Die englische Sprache. Ihre geschichtliche Entwicklung II (Fritz Mezger) | 87 |
| Bertil Thuresson, Middle English Occupational Terms (Heinrich Christoph Matthes) | 92 |
| Björn Wallner, An Exposition of 'Qui Habitat' and 'Bonum Est' in English (Hermann M. Flasdieck) | 97 |
| Antonie Cohen, The Phonemes of English (Simeon Potter) | 98 |
| Arne Rudskoger, Fair, Foul, Nice, Proper. A Contribution to the Study of Polysemy (Bogislav von Lindheim) | 101 |
| Erik Erämetsä, A Study of the Word „Sentimental“ and of Other Linguistic Characteristics of Eighteenth Century Sentimentalism in England (Wolfgang Schmidt-Hidding) | 102 |
| Karl-Gunnar Lindkvist, Studies on the Local Sense of the Prepositions In, At, On, and To in Modern English (P. Lothar Jaeger) | 103 |
| H. Bremer, Alltags-Englisch zur gründlichen Erlernung des Idioms (Heinz Walz) | 104 |
| Will Héraucourt, Brockhaus Bildwörterbuch, English-German (Norman F. Budgey) | 105 |
| Grant-Murison, The Scottish National Dictionary (Kurt Wittig) | 110 |
| Sir Orfeo, ed. A. J. Bliss, (K. Brunner) | 216 |
| Rev. John Joseph Molloy, A Theological Interpretation of the Moral Play, Wisdom, Who is Christ (H. Koziol) | 218 |
| Madeleine Doran, Endeavors of Art (L. L. Schücking) | 219 |
| E. B. Everitt, The Young Shakespeare (L. L. Schücking) | 219 |
| J. B. Leishman, The Monarch of Wit. An Analytical and Comparative Study of the Poetry of John Donne (A. Esch) | 224 |
| Rochester's Poems on Several Occasions (F. Rau) | 226 |
| S. Ernest Sprott, Milton's Art of Prosody (E. Mertner) | 229 |
| Karl Eichenberger, Oliver Goldsmith. Das Komische in den Werken seiner Reifeperiode (K. Gosmann) | 240 |
| David V. Erdman, Blake: Prophet against Empire (H. Schnyder) | 242 |
| Elisabeth Schneider, Coleridge, Opium and Kubla Khan (E. Wolff) | 245 |
| Ernst Keller, Kulturbilder aus Viktorianischen Autobiographien (W. Fischer) | 246 |
| M. H. Abrams, The Mirror and the Lamp: Romantic Theory and the Critical Tradition (H. Huscher) | 247 |
| Walter F. Schirmer, Geschichte der englischen und amerikanischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart (W. Clemen) | 251 |
| Hans Löhner, Die Schweiz im Spiegel englischer Literatur 1849—1875 (R. Fricker) | 256 |
| Aasta Stene, Hiatus in English: Problems of Catenation and Juncture (H. Koziol) | 257 |

MAX FÖRSTER

Mit Max Förster ist am 10. November 1954 einer der bedeutendsten Wegbereiter der anglistischen Wissenschaft und hervorragenden Erforscher und Kenner der ae. Sprache und Literatur von uns gegangen.

Max Theodor Wilhelm Förster wurde am 8. März 1869 als ältester Sohn des Generalarztes Dr. med. Theodor Förster und seiner Gattin Cäsarine geb. Schultze zu Danzig geboren. Gleichwohl wurde Münster in Westfalen Försters eigentliche Heimat, wohin die Familie sehr bald übersiedelte und wo er das humanistische Gymnasium Paulinum besuchte und 1888 die Universität bezog. Nach weiteren, vor allem germanistischen, anglistischen und sprachvergleichenden Studien in Bonn und Berlin promovierte er an letzterer Universität 1892 unter Julius Zupitza mit einer Arbeit *Über die Quellen von Ælfrics Homiliae Catholicae* und wirkte dann zunächst als Lektor für Englisch in Bonn. Hier habilitierte er sich 1896 bei F. H. M. Trautmann auf Grund einer Studie über die nord-mittelenglische Version der *Disticha Catonis* von Benedict Burgh (gedruckt in Archiv CI, 1898). Hier zählte dann seine spätere Gattin Dora Cohen zu seinen Schülerinnen, mit der ihn auch künstlerische Interessen verbanden und die er 1899 heimführte. Er selbst war hochmusikalisch, spielte Piano, Harmonium, Cello und Geige und hatte längere Zeit zwischen der akademischen Laufbahn und der eines Dirigenten geschwankt. Bereits 1897 war er zum a. o. Professor ernannt worden; 1898 siedelte er in gleicher Funktion nach Würzburg über, wo er dann von 1902 bis 1909 auch sein erstes Ordinariat bekleidete. Nach kurzer Zwischenstation in Halle entfaltete er seine umfassendste Lehrtätigkeit 1910—1925 an der Universität Leipzig und von 1925 bis zu seiner Verabschiedung durch die nationalsozialistischen Machthaber im Jahre 1934 in München. Im gleichen Jahre folgte er einem Rufe als Gastprofessor an die Yale University in New-Haven

(bis 1936). Nachdem 1944 sein Heim mit seiner Bibliothek und seinen Sammlungen einem Bombenangriff zum Opfer gefallen und ihm die Gattin durch den Tod entrissen worden war, siedelte er nach dem Städtchen Wasserburg am Inn über, stellte sich aber nach Kriegsende erneut der Universität München zur Verfügung und hielt bei deren Wiedereröffnung 1946 die Festrede. Erst 1948 gab er mit 79 Jahren seine Lehrtätigkeit ganz auf.

Förster hat in späteren Jahren zuweilen darüber geklagt, er habe seine Kräfte zu sehr zersplittert, aber wenn seine umfangreichste wissenschaftliche Leistung erst in die Zeit seiner Zwangsemeritierung fiel, so lag dies zweifellos an seiner ganz außergewöhnlichen öffentlichen Wirksamkeit als akademischer Lehrer und als Herausgeber: Las er doch in seiner Leipziger Zeit zumeist an 10 bis 11 Wochenstunden und pflegte daneben als rühriges Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher und künstlerischer Vereinigungen, so z. B. als 1. Vorsitzender der Leipziger Gesellschaft für Neuere Philologie, den Kontakt mit Vertretern der Nachbardisziplinen und weitesten Kreisen der Öffentlichkeit. Trotz dieser ungewöhnlich weitreichenden Lehrtätigkeit aber zählt die *Bibliographie der wissenschaftlichen Veröffentlichungen Max Försters*, die Herbert Schöffler 1939¹⁾ erscheinen ließ, mit Einschluß der namentlich in der Frühzeit sehr zahlreichen Buchbesprechungen, 825 Nummern, die seither noch um etwa 30 weitere vermehrt worden sind.

Försters Forschertätigkeit galt zunächst vor allem der kritischen Erschließung handschriftlicher Quellen zur ae. Sprache und Literatur. Über drei von den großen Sammelhandschriften, in denen uns fast die gesamte ae. Poesie überliefert ist, verdanken wir ihm Arbeiten von bleibender Bedeutung: den *Vercelli-Codex CXVII nebst Abdruck einiger ae. Homelien der Handschrift* (Halle 1913; ital. Rom 1913—14), *Die Beowulf-Handschrift* (Leipzig 1919) und, in Gemeinschaft mit R. W. Chambers und Robin Flower, *The Exeter Book of Old English Poetry, printed and published for the Dean and Chapter of Exeter Cathedral* (London 1933), worin die Kapitel II, IV und V von Förster herrühren. Auf die Vorarbeiten zu

¹⁾ Verlag Heinrich Pöppinghaus, Bochum-Langendreer.

dieser Ausgabe geht auch eines der aufschlußreichsten Spätwerke Försters zurück, seine Studie *Zur Geschichte des Reliquienkultes in Alt-England* (München 1943), da sie das ae. Reliquienverzeichnis der Kathedrale von Exeter zum Ausgangspunkt für umfassende Betrachtungen zur ae. Kulturgeschichte, Lexikographie und Semasiologie sowie zur Geschichte der kornischen und bretonischen Heiligennamen nimmt. Bereits 1921 hatte Förster in seiner grundlegenden und auf lange Zeit hinaus ein kleines Standardwerk darstellenden Abhandlung *Keltisches Wortgut im Englischen* (Festschrift für Felix Liebermann) auch die Keltologie in seinen Forschungsbereich einbezogen, weil sie ihm für die Deutung so vieler englischer Eigennamen, insbesondere der Orts- und Flußnamen unentbehrlich schien. Für sein *magnum opus*, das 951 Seiten umfassende Buch *Der Flußname Themse und seine Sippe, Studien zur Anglisierung keltischer Eigennamen und zur Lautchronologie des Altbritischen* (München 1941) wurde dann die Erwägung ausschlaggebend, daß auf dem Gebiet der Orts- und Flußnamenkunde gerade in der Anglistik und englischen Lokalgeschichte umfangreiche Vorarbeit geleistet worden war, daß aber die erzielten Resultate vielfach unbefriedigt bleiben mußten, solange die Chronologie der Lautentwicklung des britisch-keltischen Namenmaterials noch nicht genügend erforscht worden war — dürften doch etwa zwei Drittel aller Gewässernamen Englands keltischen Ursprungs sein. Aus methodischen Gründen erschien es dabei zunächst notwendig, bei den Untersuchungen von einer vom Idg. und Kelt. her lautlich und semasiologisch deutbaren Flußnamensippe auszugehen, die auf der britischen Insel durch nicht weniger als 15 Flüsse vertreten ist und auch auf dem Kontinent Entsprechungen aufzuweisen hat. Förster hat hier weitgehend Neuland beschritten, und es darf niemanden Wunder nehmen, wenn seine Resultate bisweilen durch spätere, z. T. an ihn anknüpfende keltologische Untersuchungen eine Korrektur erfahren haben. Försters Beiträge zur Shakespeare-Forschung gelten im wesentlichen wieder der Erschließung des Urtextes, so z. B. die Aufsätze *Die kymrischen Einlagen bei Shakespeare* (GRM XII, 1923) und *Zur Shakespeare Stenographie* (Sh. Jb. LXVIII, 1932). Auch die Volkskunde, insbesondere die des englischen

und walisischen Mittelalters, hat er durch zahlreiche Studien über Traumbücher, Krankheitslunare, Orakelalphabete, Sprichwörter usw. bereichert.

Als Hochschulpädagoge hat sich Förster ganz besonders durch seine *Beowulf-Materialien* (Braunschweig 1900, 5. Aufl. 1928) und durch zwei Lehrbücher Verdienste erworben, durch sein *Altenglisches Lesebuch für Anfänger* (Heidelberg 1913, 5. Aufl. 1949) und durch die mit so vielen wertvollen Beigaben ausgestattete Neubearbeitung von L. Herrigs *British Classical Authors* (Braunschweig 1905, 101. Aufl. 1947). Man kann wohl sagen, daß unser heutiger akademischer Unterricht schwer darunter leidet, daß dieses letztgenannte Werk seither nicht wieder in zumindest gleichem Umfange und mit nur wenigen zeit- und geschmacksgeschichtlich bedingten Änderungen in der Auswahl von Autoren hat erscheinen können. Nur das kürzere Lesebuch *English Authors* (Braunschweig 1911) konnte 1954 in 10. Aufl. neu herausgebracht werden.

Förster hat zwar weder als Forscher noch als Hochschullehrer seine Herkunft aus der betont linguistischen und „positivistischen“ Schule Zupitzas je ganz verleugnen können, aber er war doch unablässig bemüht, seinen literarhistorischen Vorlesungen nicht nur eine kultur- und ideengeschichtliche Basis zu geben, sondern sie auch nach Walzels Vorbild durch häufige Parallelen aus dem Bereich der Schwesterkünste zu bereichern. Eine vertiefte ästhetische Analyse des Einzelkunstwerkes lag ihm weniger, aber er verriet doch beispielsweise durch seine recht kritische Stellung zu der Dickens-Monographie von Wilhelm Dibelius, wie wenig ihn eine einseitig motivgeschichtliche Betrachtung befriedigte, die die schöpferische Eigenart der großen Künstlerpersönlichkeit zu wenig hervortreten ließ. Förster selbst freilich wußte, daß er sich bei seiner — wie er selbst einmal sagte, ganz uneidestischen Anlage und zur Abstraktion neigenden Begabung — auf die kristallklare Herausstellung rational überschaubarer Zusammenhänge zu beschränken hatte. Indessen ist es für seine Weitsichtigkeit bezeichnend, daß er trotzdem rein formale Bildungswerte nicht in den Vordergrund stellte und beispielsweise den Vorrang des Englischen als erster Fremdsprache gegenüber dem Französischen damit begründete, daß

es durch größere Anschaulichkeit der deutschen Jugend rascher eingehe und durch den Einfluß seiner Literatur auf Charakter und soziales Empfinden einen vordringlicheren Bildungswert besitze.

Gerade die letzten Jahre Max Försters, in denen seine Arbeitskraft und sein Erinnerungsvermögen erlahmten, ließen den Grundzug seines Wesens, der in seiner Blütezeit bei einer gewissen Freude an kritischen Auseinandersetzungen und an einer so vielseitigen erfolgreichen Wirksamkeit mitunter etwas überdeckt schien, um so reiner und deutlicher hervortreten. Das Greisenalter, das nicht selten sonst sehr altruistische Menschen auch ihrer nächsten Umgebung gegenüber abstumpft und verhärtet, ließ ihn immer gütiger, rücksichtsvoller und bescheidener werden. Gerade diese Eigenschaften, verbunden mit der Selbstironie und Gelassenheit, mit der er das Nachlassen seiner Geisteskräfte bei sonst leidlich guter körperlicher Verfassung ertrug, haben seine alten Schüler und Freunde und die letzten Weggenossen seiner Wasserburger Tage so tief beeindruckt.

WÜRZBURG

HERBERT HUSCHER

A NEW VERSION OF THE APOCALYPSE OF THOMAS IN OLD ENGLISH

At all times men have been puzzled by speculations what might be after this life. Already Old Testament prophets taught that there would be retributive judgment after death, preluded or accompanied by various disturbances. Nature itself would be convulsed; sun, moon, and stars would be darkened; the heavens would be shaken, or rolled together; mountains would be scattered; and the earth would be burned, or destroyed by water, or shaken, or dissolved¹). These ideas were inherited by the early Christians. And so, in the first centuries of the new era, a rich literature of a more or less popular character grew up, describing the horrors of Hell and the bliss of Heaven, or setting forth the details of the Last Judgment, and recounting the events preliminary to the final world-catastrophe which was assumed immediately to precede the General Doom.

It is not surprising to find that in the Middle Ages all these apocalyptic conceptions were taken up by the vernacular writers of the different countries, and came thus to play an important part in all vernacular literature. The Anglo-Saxons embraced such teaching the more readily as it fell in with heathen notions which they had inherited from their continental ancestors²), and the more so, perhaps, because it was ardently proclaimed to them by their Irish teachers³)

¹) This is the summary of the teaching of Amos, Zephaniah, Nahum, Haggai, Habakkuk, Isaiah, and Ezekiel, given by McCulloch in Hasting's *Encyclopædia of Religion and Ethics* V (1912), 380.

²) J. Grimm, *Deutsche Mythologie* (1854) 773ff.; R. M. Meyer, *Altgermanische Religionsgeschichte* (1910) 444—451; Chantepie de la Saussure, *The Religion of the Teutons* (Boston 1902) 349—353.

³) Celtic influence on the Anglo-Saxon church seems to have been much stronger than is usually assumed. See J. L. G. Meissner, *The Celtic Church in England after the Synod of Whitby* (London 1929).

whose predilection for apocalyptic notions is fully manifested in their own vernacular literature.

The great interest which the Anglo-Saxons took in such speculations is apparent in many poetical representations of the Last Judgement in Old English verse¹⁾ and in several Old English prose homilies *De die iudicii*. Special interest attaches itself to Bede's *Hymnus de die iudicii*, because, early in the eleventh century, it was translated into Old English alliterative lines, and because its contents were based on the famous acrostic²⁾ in one of the Christian additions to the Greek Sibylline Oracles (viii, 217—250).

Early Christian literature offered several descriptions of the future abodes of the righteous and of the wicked in the form of visions of holy men allowed to see the other world. One of these, the famous *Visio Pauli*³⁾, was used by the Blickling homilist at two places: in the sermon No. iv (Morris 43²²—45²) and at the end of the thirteenth sermon (Morris 209²⁹ to 211⁵). This apocryphon was also known to Abbot Ælfrie, who, however, consistent with his usual strict orthodoxy,

¹⁾ R. W. Deering, *The Anglo-Saxon Poets on the Judgment Day* (Halle 1890), to which may be added an anonymous poem of which only a fragment of twenty-six lines has come down to us in a homily of the Vercelli and the Blickling collection. See M. Förster, *Die Vercelli-Homilien* (Hamburg 1932) I, 47—49; cf. also G. Grau, *Quellen und Verwandtschaften der älteren germanischen Darstellungen des jüngsten Gerichtes* (Halle 1908) 15—198.

²⁾ Walter Bulst, Eine anglo-lateinische Übersetzung aus dem Griechischen um 700: *Zeitschrift für deutsches Altertum* LXXV (1938) 105—111. This, however, does not mean that Bede knew Greek. We know that Augustine had a bad Latin version of the acrostic and that his friend Flavianus procured him a better one. Apparently the acrostic of twenty-seven hexameters which Augustine gives in his *De civitate Dei* and which is also found separately in numerous mediæval manuscripts, was accessible to Bede. Cf. E. Hennecke, *Handbuch zu den Neutestamentlichen Apocryphen* (Tübingen 1914) 345.

³⁾ See my notes in *Herrig's Archiv* xci, 183ff. and ciii, 109. Best edition of the Latin text by Theodore Silverstein, *Visio S. Pauli* (Studies and Documents iv), London 1935. Cf. also A. B. van Os, *Religious Visions. The Development of the Eschatological Elements in Medieval English Religious Literature* (Amsterdam 1932).

warned his audience not to read 'this deceitful fabrication'¹). But two other visions found favour with him, that of the pious Irish priest Fursa, which he related in *Hom. Cath.* ii. 332—348, following the earlier anonymous *Vita Fursei*²), and the vision of the Northumbrian Drythelm, when a monk at Melrose, of which Ælfric gave an account in *Hom. Cath.* ii. 348—354, freely translating Bede's report in his *Hist. Eccl.* v. 12. To the latter homily Ælfric affixed a reference to a vision of a certain Stephanus of Rome (*Hom. Cath.* ii. 354—356) which he took from Gregory's *Dialogues* iv.

Of the several attempts to calculate the date of the coming end, which were based on the various systems of world-ages, set forth by Hebrew prophets and Greek philosophers, the Anglo-Saxons adopted the originally Persian conception of the existence of the human race for six millenia. Hence the Old English versions of the *Sex aetates mundi*, in three slightly varying forms, in Ælfric's and in Wulfstan's homilies and also in separate notes in several manuscripts³).

¹) *Hom. Cath.* ii. 332²² Ælfric deprecates *ða leasan gesetnysse, ðe hi hatað 'Paulus gesihðe'*. At two other places, *Hom. Cath.* i. 392¹²⁻¹⁶ and at the beginning of his treatise *De Temporibus* (*Leechd.* III, 232²⁵ and Henel, *E. E. T. S.*, o. s. 213, 1942) he refers to S. Paul being 'caught up to the third heaven' and 'hearing unspeakable words'; but here he reproduces literally 2 *Cor.* xii. 2 and 4.

²) Best edition by Krusch in *Mon. German. Script. Meroving.* iv (1902), 434—440. An extract from this *Vita* is given by Bede, *Hist. eccl.* iii, 19. But Ælfric followed the fuller original *Vita*, not Bede's account. An Irish life of Fursy (*Betha Fursa*), edited by Wh. Stokes, is to be read in the *Revue Celtique* xxv, 385ff. Cf. also L. Traube, *Perrona Scottorum* (München 1900) 480ff. and Grütz-macher, *Zeitschrift für Kirchengeschichte* xix, 190—196.

³) See my paper on *Die Weltzeitalter bei den Angelsachsen* in *Neusprachliche Studien, Festgabe für Karl Luick* (Marburg 1925), 183—203. The Cotton MS. Otho C. I, fol. 151^b—153^b, contains an Old English homily *De sex aetatibus huius mundi*, which, as far as I know, has not been published yet. A concise form of the most usual version is found in MS. Tib. A. iii, fol. 43^b—44^a: *Prima etas auctoritate patrum ab Adam usque ad Noe legitur comprehensa. Secunda a Noe usque ad Abraham. Tertia ab Abraham usque ad David. Quarta a David usque ad transmigracionem Babilonis. Quinta a transmigracione Babilonis usque ad predicationem Iohannis Baptistae. Sexta uero etas a predicatione Iohannis agitur usque in finem seculi*. Cf. also John Rob. Sala,

The signs which were expected to occur on each day of the week preceding the Doom, were recounted by four Anglo-Saxon homilists, whom we will call the Vercelli, the Exceter, the Blickling, and the Corpus-Hatton homilist. All four Old English versions go back, as we can now demonstrate, to a Latin form of an Apocalypse of Thomas.

For a long time it was known from the so called *Decretum Gelasianum*¹⁾ that once there must have existed a *Revelatio quae appellatur Thomae apocrypha*. But that the text of this apocryphon had actually come down to us, was realized only in 1908 when E. v. Dobschütz²⁾ pointed out that a Latin text of an *Epistula Domini nostri J. Christi ad Thomam discipulum suum*, published by Friedrich Wilhem³⁾, was nothing else but the keenly looked-for Apocalypse of Thomas. Other Latin texts of the apocalypse were soon to follow, discovered by Dobschütz (1900), Hauler (1908), R. M. James (1910), P. Bihlmeyer (1913), and myself (1918). And in 1913 I drew attention to three Old English homilies containing more or less shortened versions of the apocalypse⁴⁾, to which, in 1935, Rudolph Willard⁵⁾ added a fourth Old English text, discovered by him in a Cambridge manuscript. A very free Old Irish version was found by St. John Seymour in the *Saltair na Rann* in 1923.

Latin texts of the Apocalypse of Thomas so far are known in the following manuscripts:

B (fragment) = Wien, Pal. lat. 16, fol. 60^a—60^b, a palimpsest of the eighth century, published by J. Bick, *Sitzungsbe-*

Preaching in the Anglo-Saxon Church (Chicago 1934) 113—116 and Ferd. Lot, *Nennius et l'Historia Brittonum* (Paris 1934) 47—48.

1) Best edition by E. v. Dobschütz, *Das Decretum Gelasianum* (Leipzig 1912) 53.

2) *Theologische Literaturzeitung* XXXIII. 438.

3) In an appendix to his *Deutsche Legenden* (Leipzig 1907) 40*—42*.

4) Max Förster, *Der Vercelli-Codex cxvii nebst Abdruck einiger altenglischer Homilien der Handschrift* (Halle 1913), also in: *Studien zur englischen Philologie*, ed. L. Morsbach, Part 50, pp. 75—77, 116—126, 130—135.

5) Rud. Willard, *Two Apocrypha in Old English Homilies* (in *Beiträge zur englischen Philologie*, ed. M. Förster, Leipzig 1935) 2.

richte der Wiener Akademie der Wissenschaften CLIX (1908) 99ff., and by E. v. Dobschütz in a privately printed pamphlet¹) (about 1910) 2—3.

V (fragment) = Verona, Capit. I, fol. 403^b—404^a, written in the eighth century²), edited by M. R. James, *Journal of Theological Studies* XI (1910) 288—290, and by v. Dobschütz *op. cit.* 4ff.

M = München, Clm. 4585, fol. 65^b—67^b, written in the ninth century, printed by Fr. Wilhelm, *Deutsche Legenden* (Leipzig 1907) 40*—42*, and by v. Dobschütz, *op. cit.* 6—11.

P = Roma, Vat. Pal. lat. 220, fol. 48^b—53^a, written in the ninth century, printed by v. Dobschütz, *op. cit.* 12—17.

N = München, Clm. 4563, fol. 40^a—40^b, written about 1100, printed by D. P. Bihlmeyer, *Revue Bénédictine* XXVIII (1911) 272—274.

A = München, Clm. 8439, fol. 191^a—191^b, written in the fifteenth century, forming the end of a Dialogue between Adrian and Epictitus³), printed by W. Suchier, *L'Enfant Sage* (Dresden 1910) 272.

Old English versions of the whole or parts of the Apocalypse of Thomas are inserted into four Old English homilies:

(1) Vercelli = first part of Homily XV in the Vercelli Codex CXVII, fol. 80^b—85^b, written about 1000, edited by M. Förster, *Der Vercelli-Codex CXVII* (Halle 1913) 116—128.

(2) Exeter = first part of Homily III in MS. Corpus Christi College, Cambridge, No. 41, in the margins of pp. 287—292,

¹) Really a proof-sheet (copy in my possession) for his projected edition of the apocryphon for the *Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur*.

²) This is the date given on the authority of D. Spagnolo by M. R. James, l. c. 289 and *The Apocryphal New Testament* (Oxford 1926) 556.

³) That this text contains a shortened form of the Apocalypse of Thomas was first pointed out by me in *Anglia* XLII (1918), 215.

written about 1100, printed below on pp. 12—23¹). The inscription²), on page 489 proves that at the end of the eleventh century the manuscript was in the possession of Exeter Cathedral. It was undoubtedly at Exeter that the homily in question was copied into the manuscript.

(3) Blickling = second³) part of homily VII in a manuscript formerly in the possession of the Marquis of Lothian, Blickling Hall, now in the collection of Pierpont Morgan, New York, written about 1000, edited by R. Morris, *The Blickling Homilies* (London 1880) 91—95.

(4) Corpus-Hatton = preserved in two manuscripts: (a) Homily XXXIX in MS. Corpus Christi College, Cambridge, No. 162, pp. 422—431, written about 1020 (possibly at Hereford), unprinted; (b) Homily III in the Bodleian MS. Hatton 116, pp. 382—395, written about 1100, printed by M. Förster, *Der Vercelli-Codex CXVII*, 128—137.

The Latin text of the apocalypse has come down to us in two recensions. If we compare the texts of *B* and *N* on the one hand with those of *V*, *M* and *P* on the other, we find that the latter show a long interpolation directly after the first sentence of the beginning, which describes the depravity of the time and the general forebodings of the coming end, and hurls imprecations at the heads of the unrighteous. We can thus look on *V*, *M* and *P* as showing a later form of the text. The interpolation is already present in a manuscript of the eighth century (*V*); and therefore it is not surprising to find that this same interpolation is met with also in most of the Old English versions. We have it in Vercelli, in a rather full

1) The second part of this homily (with the exception of the last paragraph) has been printed by Rudolph Willard, *Two Apocrypha in Old English* (Leipzig 1935) 3—6, who is preparing an edition of all six homilies of the manuscript.

2) For the Leofric inscription, see my note 3 in *The Exeter Book of Old English Poetry* (London 1933) p. 11, and *Herrig's Archiv* CLXII, 230.

3) The first part of this Easter homily is taken from a Pseudo-Augustinian sermon (Migne, *P. L.* xxxix. 2059 ff.), as pointed out by me in *Herrig's Archiv* cxvi (1906) 301—307.

form¹), and in Exeter, though reduced to a couple of sentences. Blickling contents itself with a few general statements taken from it¹). In fact the interpolation must have been of a rather early date, since it contains allusions to contemporary events that point to the first half of the fifth century as the time of their origin²).

The composition therefore of the original, uninterpolated form of the apocalypse must be dated back to the fourth, perhaps to the third, or even second century³). On account of the same allusions in the interpolation, its place of origin seems to have been Italy, or North Africa. This, however, does not exclude the possibility that we have to look for a Greek original. Otto Stählin holds, indeed, that we can be sure that originally the Apocalypse of Thomas was not written in Latin, but rather in Greek⁴).

The date of the Old English versions, three of which have come down in manuscripts of about 1000 (Vercelli, Blickling, Corpus), seems to be the middle or the first half of the tenth century. They certainly have all of them a pre-Ælfrician flavour. Their style has nothing of the ease and lucidity of Ælfric's and their language little of the balanced rhythm and melody of this master of early English prose. This applies also to the Exeter text which has come down to us only in a late copy of about 1100, but which on account of its style and

¹) There is no trace of the interpolation in the Latin of *A* nor in the Old English of Corpus-Hatton. But these texts are concerned only with the 'Signs of Doom' and do not pretend to give anything like a full version of the apocalypse.

²) See the excellent study of these allusions to Theodosius and his sons Arcadius and Honorius by Edm. Hauler, *Zu den neuen lateinischen Bruchstücken der Thomas-Apokalypse*, in *Wiener Studien*, XXX (1909), 308—340.

³) Carl Schmidt, *Wiener Studien*, XXX, 330, assumes that the Apocalypse of Thomas was originally composed "about the middle of the 2nd century".

⁴) Otto Stählin, *Die altchristliche griechische Literatur* (München 1924) 1216. So also C. Fick, in *Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft*, IX (1908) 173. The interpolation, however, cannot have formed part of a Greek original, because there *H* would not be the eighth letter in the alphabet (*Wiener Studien*, XXX, 337).

language¹) must go back to an older text of about 950, or probably even earlier.

If we compare the Old English texts with each other, we see at once that they cannot be derived from one and the same Old English version. Their contents and their wording differ to such an extent, that they must represent four independent translations from the Latin. Moreover some of their differences may go back to variant readings in the Latin texts used by the respective Anglo-Saxon homilists:

Exeter's *gold and seolfor ne bioð to nohte weorð* corresponds to the Latin *contemnabuntur* of *M*, whereas Vercelli's *bioð zenidrade* follows the reading *condemnabuntur* of *VP*.

Exeter's *Steorran fleozap þas wiorld* renders the Latin *cessabunt a ministerio suo* of *N*. But Blickling's *yrnap wipersynes* presupposes the *vertentur* of *A* or *vertebuntur* of *M*.

folces tælnissa in Exeter translates the Latin *populi blasphemia* in *P* (in *populis V*). But the *unrihtwisnesse and niðas and æfest ofer eall middanzeard* in Vercelli reproduces a Latin in *populis* [] *iniquitas, zelus et nequitia* of *V*.

Stefn bið geworden of caelum in Exeter = *erit vox in caelo* of *MB*. The readings *size-beacn* of Vercelli and *fyrentacn* of Blickling have no equivalent in our Latin texts.

micel wæta between *eorð-renas* and *styrnes mycel* in Exeter seems to correspond to the (*terrae motus*), *gladius* [*glacies V*] *et siccitas magna*, (*plurimae dissensiones*) of *M* and *V*, though not rendering the sense of it. But Vercelli's *mycel preatnes* clearly translates the Latin *necessitates magna* of *BN*.

The use which the English homilists made of the Apocalypse of Thomas differs considerably. Two of the Old English texts, Vercelli and Exeter, give practically the whole of its contents, whereas Blickling and Corpus-Hatton are only interested in the Signs of Doomsday. Besides Vercelli, Exeter, and Blickling follow the Latin closely enough to be called translations, — free translations, of course, as was the rule with the tenth century homilists. Vercelli is the fullest text we have, but Exeter offers a more literal rendering. Not all divergencies from the Latin were, however, intentional.

¹) See the appendix at the end of this paper p. 33.

Occasionally the homilists did not grasp the meaning of the original, because they had to grapple with the same difficulties as we moderns: faulty readings in the Latin and the strangeness of matter and language in all apocalyptic literature, — the matter of it being largely based on Hebrew-Persian notions, and the language adopted from Latin translations of Greek texts, which did not always deal adequately with the subtle meanings of the Greek vocabulary. And in the case of the Apocalypse of Thomas, it is not surprising to find that most of its vocabulary is taken from the Apocalypse of St. John.

The Apocalypse of Thomas was known also to the Irish. This is shown by a late Old Irish poem of about A. D. 1000, called *Saltair na Rann* (i. e. 'verse-psalter'), which gives us a poetical representation of Sacred history, and in an appendix adds a long passage of 376 lines (= ll. 8017—8392) on the Signs of Doomsday and the Day of Judgment. That this is based on the Apocalypse of Thomas, has been pointed out by St. John D. Seymour¹). Here, of course, the highly elaborate metre of the Irish does not admit of anything like a close translation. The Signs mentioned are, however, to a large extent, identical with those found in the Latin texts of our Apocalypse. This may be easily seen, if we compare the following signs of the first day, as summarized by Seymour, with the Latin, — to which I add references by inserting Roman numbers before the corresponding sentences:

[I] (1—2) There will be a warlike (?) din, with horrible cries. (3) There will come a red fiery cloud from the north, (6) which will spread over the earth, out of which a bloody rain will fall on the world (x, but cf. *hora tertia diei* 1). At tierce (the third canonical hour) this shower begins, and does not cease till mid-day. (4) Then come lightnings, thunder, and hail²). (6) From mid-day to nones there is a shower of

¹) St. John D. Seymour, *The Signs of Doomsday in the Saltair na Rann*, in the *Proceedings of the Royal Irish Academy* (Dublin 1921), XXXVI, Section C, 154—163).

²) 'Hail', which is not mentioned in our Latin texts of the Apocalypse of Thomas, may have been added from *Apoc. Ioann.* 11, 19: *Facta sunt fulgura et voces et terrae motus et grando magna.*

thick blood (II, 2 and IV, 3). There are earthquakes. (7) The sea with all its living things crosses over its ramparts.

We see, there is only one sentence, the last one, that does not find an equivalent or at least a hold in the Latin text. Seymour thought he could find a source for this sentence in a passage of our Blickling homily. But this was only possible on the basis of a wrong translation given by Morris (p. 92, l. 11). OE. *þa neolnessa zrymetiaþ* does not mean, however, 'the deep will rage', but rather 'the depths are roaring'. And this shows no resemblance to the Irish sentence in question. In the same way Seymour assumes that the last sentence for the fourth day, "Heaven . . . will be crushed against the earth", was taken from *seo heofon biþ zefeallen æt þam feower endum middanzeardes* (iv 3). But here *zefeallen* is certainly a scribal error for *zefealden*, corresponding to the Latin *caelum plicabitur ut liber*. And this is hardly a parallel to the Irish. In the third case where Seymour postulates Old English influence, viz. "the coming of the demons out of Hell, their spreading over the world, and their subsequent defeat" (eighth and ninth days), it is true that Blickling offers some sort of parallel in *biþ eall middanzeard mid awerzdum zastum zefyllled* (vii, 1 and 3), whereas the Latin speaks only of 'angeli': *totus aer implebitur multitudine angelorum*. But since these angels begin a fight (*pugnam*), it is clear that the Latin, too, — possibly corrupted at this place — presupposes the presence of 'accursed spirits'. And accordingly also Vercelli and Exeter mention *helle-zastas* and *hel-ware* (vii, 3). So there is really no reason for assuming that the author of the *Saltair na Rann* "knew and used the Blickling Homilies," as Seymour will have it¹). For his representation of the Signs of Doom the Irish poet had no other source but the Apocalypse of Thomas, which, as natural with a poet, he handled in a rather free manner, but followed sufficiently closely — especially in the first and the fifth day —, to leave no doubt about his source of information. It is to be hoped that a careful comparison of the Irish text with the Latin apocalypse will help to clear up the meaning of this part of the *Saltair*, the "sense" of which,

¹) l. c. 159.

as even Whitley Stokes had to admit, "is so completely sacrificed to the metrical requirements that these seven poems [i. e. the 202 lines of the 'Signs of Doom'] are, to a large extent, unintelligible to me"¹).

The most popular form of the Signs of Doom in the Middle Ages was, however, not our list of the Apocalypse of Thomas, but a list of fifteen signs, the famous *Quindecim signa ante iudicium*, which went under the names of Hieronymus, Bede, and others. They show a certain resemblance to the Apocalypse of Thomas, but cannot be derived from it. The problem of the origin of the *Quindecim Signa* cannot be considered as settled yet — in spite of the notable efforts of G. Nölle²) and G. Grau³).

A late Old English version of the *Quindecim signa* has come down to us in the Rochester manuscript Vespasian D. XIV, fol. 102^a—103^a, which has been published by Bruno Assmann, *Anglia* XI (1889), 369—371. If we compare this text with other early versions, we find that the Old English text cannot be derived directly from any of the existing Latin forms. As it combines peculiarities of Pseudo-Bede's version with those of Petrus Damianus and Petrus Comestor, the Old English text must go back to a lost Latin version which has been the common source of both the Old English and the earliest Latin texts.

In the following I offer the text of the Old English version of the Apocalypse of Thomas from the Cambridge MS. Corpus Christi College No. 41, 287—292 (written about 1100), which I propose to call the Exeter version for reasons stated above⁴). To this text I subjoin a Latin text of the Apocalypse, mainly based on *M*, but with such variant readings from the other manuscripts as may have been in the texts used by the four

¹) l. c. II.

²) G. Nölle, *Die Legende von den fünfzehn Zeichen vor dem Jüngsten Gericht*, in Paul und Braune's *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur*, VI (1879) 413—476.

³) G. Grau, *Quellen und Verwandtschaften der älteren germanischen Darstellungen des Jüngsten Gerichtes* (1908) 260—280. — A paper by W. Heist is at press (Michigan State College Press).

⁴) p. 11.

Anglo-Saxon homilists. For the sake of comparison I add the corresponding passages from the Vercelli, the Blickling, and the Corpus-Hatton versions. It is to be noted that my Latin text does not attempt to reconstruct the original, but rather the form used by the Anglo-Saxon homilists, and that the other Old English Versions have not been quoted in full, but as a rule give only those passages which have been included in the Exeter homily.

The text of the Old English version of the Apocalypse
of Thomas from Corpus Christi College, Cambridge,
Ms. 41, pp 287—292, runs as follows:

[1] Men *ða leofestan*, twa *ceastra wæron* from *fruman* worode: *oðre timbreð ure drihten Crist*, *opre timbreð dioful earmum* ⁊ *forworhtum saulum* to wite ⁊ to forwyrde. ⁊ *ðas twa ceastra monna-cynne* from *fruman middan-zeardes* oð worulde ende timbreð ⁊ fylleð.

[2] Hwær is þonne nu *ða*¹⁾, men *ða leofestan*, menniscra manna æniz, *þæt*²⁾ aseczæn mæze þa eadiznisse ⁊ *ða fæzernisse* þæs wuldor-lican plezan an³⁾ þære heofoncundan Hierusalem, sio is on englisc zereht⁴⁾, for-ðon-ðe þa men ealle habbað sibbe ⁊ blisse ⁊ zefean⁵⁾, ðaþe nu ze-earniað þuruh þa ze-

1) In MS. *nuða*, added above the line.

2) The relative *þæt*, though originally neuter, can refer also to a masculine or feminine noun as early as the days of Ælfred. See Wülfing, *Syntax* § 283, 2, a—b.

3) The scribe uses the unstressed *an* (for *on*) also in l.

4) Read *sio is on englisc* "sibbe zesyhð" *zereht*, corresponding to the '*visio pacis*' of the Latin fathers (Origin, Gregory, etc.). Cf. also Vercelli Hom. XVII, fol. 92a: *þære burze naman, þe is zenemned Hierusalem, þæt is þonne on ure zeþeode zereht 'sybbe zesyhð'*; Blickling Hom. VI, p. 81: *þære burze nama, þe is nemned Zerusalem, is zereht 'sibbe zesyhþ'*; Ælfric, Hom. Cath. II, 60: *Hierusalem is gecweden 'visio pacis', þæt is 'sibbe zesihð'*, and Hom. I, 210: *Hierusalem 'sibbe zesihð', butan ælcere sace, to ðære us zebrincð se Hælend, zif we him zelæstað*, Cynewulf's Christ, l. 50 *Eala 'sibbe zesihð', Sancta Hierusalem*; Aldhelm-Glosse *Hierosolyma 'sib-zesyhþe'* (Napier, OE Gl. I, 1748); also Ælfred's Cura Pastoralis 161¹⁶ and Guthlac I, 788.

5) MS. *zefean* with *fe* above the line.

healdnisse Ʒodes beboda ⁊ ðurh þa zehealdnisse ðære snawhwitan tunecan þæs fulwiht-bæðes, þæt hi þider cuman⁶⁾ motan. Ðær is leoht ealles leohtes, ⁊ þær bið se eca zefea, ⁊ Ðær bið sio ece torhtnes ealra enzla. Ðær bið eac^{6a)} sio swete lufu ealra halizra. ⁊ þær bið sio ece blis butan ælcum ende. þær bið sio fæzruste zeozuð butan ælcere ilde. Ðær bið se torhta dæg þæs heofoncundan licoman. Ðær bið sio ece eadiznes simle un-onstyrzendlico⁷⁾. Ðær bið rice butan ælcere on-wendednisse. Ðær bioð rihtwisan him-seolfre. ⁊ þær næniz sunne on setle ne zæð, ⁊ þær mona zewanod ne bið.

[3] Ac þær bið Ʒodes lof, þæt sinza leste⁸⁾. Ðær beoð enzla sanzæs simle zehired. Ðær ne⁹⁾ bið næfre sar ne znornunz¹⁰⁾, ne heaf^{10a)} ne wop. Ac þær on-foð¹¹⁾ ða halezan þem fæzeran wuldor-beacne¹²⁾ þæs ecan rices. ⁊ þonne scinað fæzrur, þonne sunne æfre dyde oððe þa dyde, þa hio beorhtost wæs, þæt wæs, þa hio ærest ze-worht wæs. Ða hio wæs hundteontezum siðum beorhtre þonne hio nu sie. Ac hio of-teah hire leoman ⁊ leohtes þridan¹³⁾ dæles^{13a)}, ða¹⁴⁾ se Scippend¹⁵⁾

⁶⁾ MS. *cuman* with *u* above line. ^{6a)} MS. *ec*.

⁷⁾ The form *unonstyrzendlic*, for the more frequent *unastyriendlic*, is found also in the Otho MS. of Gregory's Dialogues (ed. Hecht, p. 225⁴): *He þa stod þær ealle þa niht unonstyrzendlic*. But while at the latter place it clearly means 'motionless', our homily requires the meaning 'undisturbed' (German '*ungestört*'). Cf. Rush. Mk. 5, 39: *Hwæt aron ze zestyred* 'quid turbamini'?

⁸⁾ Read *sinzale læste* 'may last for ever'. Willard would prefer to take *sinzaleste* for a superlative. But does the meaning of *sinzal* 'everlasting' admit the formation of a superlative?

⁹⁾ *ne* added by another hand in the margin.

¹⁰⁾ MS. *znornz* (sic!) with *u* inserted above the line before *z*.

^{10a)} *hēaf* 'lament' instead of the usual *hēof* is found also in Ælfréd's Orosius. Cp. OE *hēofian* 'to lament'.

¹¹⁾ MS. *þær on foð*, altered from *þær ne foð* by same hand.

¹²⁾ The compound *wuldor-bēacn* 'sign of glory' has not been found anywhere else. But we have *wuldor-bēaz* 'crown of glory' and *wuldor-bēazian* 'to crown'. ¹³⁾ Second *d* above the line. ^{13a)} Read *dæl*.

¹⁴⁾ MS. *Ða* with full stop before it, as if beginning a new sentence, — which is certainly wrong. It is true that the three genitives at the end of the sentence, *þæs leohtes* and *þæs leoman* and *þære fæzernisse*, smack somewhat of an afterthought. They are dependant on the preceding *þridan dæles*. Willard proposes to connect them with the following *wyrren we*. ¹⁵⁾ Sic, with capital, in MS.

ealles middan-zeardes on rode hanzude, þæs leohtes 1 þæs leoman 1 þære fæzernisse.

Wyrcen we 1 bidden we, þæt hit us¹⁶⁾ biþ zesewen mid enzlum 1 mid heah-enzlum [p. 289] 1 mid halzum witzum 1 mid halzum apostolum, usses Drihtenes dierling-þezenum¹⁷⁾, 1 mid eallum halzum martyrum 1 mid æzhwelces hades halzum heapum, þa blissiað mid ælmihtizum 3ode. þære¹⁸⁾ blisse him næfre næniȝ^{18a)} ende cymeð.

[4] Sæȝeþ¹⁹⁾, þæt zelimpe ær domes-dæȝe on þam nehstum tidum²⁰⁾ þisse worlde þær^{20a)} bið micel zefeoh 1 hunȝur 1 eorð-renas²¹⁾ 1 micel wæta²²⁾ zeond middan-eard 1 styernes mycel 1 moneza unzeradnissa²³⁾ 1 folces tælnissa 1 ealra ðinȝa

¹⁶⁾ MS. *þæt hus biþ zesewen*. — For a similar use of *zesewen* as 'visible' cf. Wulfstan p. 327: *þonne biþ us zesewen, þæt us ær zesæd wæs*.

¹⁷⁾ *dierling-þezēn* 'favourite follower' is only found here. Cf. Cura Past. p. 3933: *Dauidē ðām 3odes dierlinge*.

¹⁸⁾ Though the grammatical construction is somewhat hard, the general meaning is obvious: "Of that bliss there shall for them never come an end". ^{18a)} MS. *næni*.

¹⁹⁾ Here the 'Apocalypse of Thomas' sets in. — *sæȝeþ* = "one says, it is said".

²⁰⁾ on *þam nehstan tidum* = *novissimis temporibus*; cf. Vercelli fol. 75^b, 80^b, on *ðam nehstan tidum* and on *ðam næxstan tidum* (MS. *tide*).

^{20a)} MS. *bietet fälschlich Abkürzungszeichen für þæt*.

²¹⁾ The *eorð-renas* (— *ἀπ. λγ.*) corresponds to the Latin *terrae motus*, and so must mean 'earth-quakes', which is usually expressed by OE. *eorðan-styrunȝ*, *eorð-styrunȝ*, *eorð-styrennis*, and also *eorð-hrernisse*, *eorð-bifunȝ*, *eorð-dyne*. The compound *eorð-ryne* is only found here, but the simplex *ryne* is often used of the course of celestial bodies. Willard suggests that *eorð-renas* may stand for *eorð-hrērnas*.

²²⁾ *micel wæta* seems to correspond to the Latin *siccitas magna*, though the meaning of *wæta* 'wetness' is just the opposite of *siccitas* 'dryness'. Does this change reflect the difference between what would be feared most in an English climate as opposed to a North-African or Italian sky? The Vercelli version does not help us, since its *mycel þreatnes* is based on a different reading, *necessitates magnae*, in B. Willard suggests to read **unwæt*, which he compares to the well-recorded *unwæterȝ* 'dry'.

²³⁾ *uzeradnissa* MS. — *Styernes* ('tribulation') *myceland monezeunzeradnissa* corresponds to the Latin *plurimae dissensiones*. The following *folces tælnissa* translates the Latin *populi blasphemia* of P, whereas the similar *niðas* and *æfest of eall middanzeard* of Vercelli reproduces the reading *in populis zelus* . . . , *odium* of V and partly P.

ze-hwelces unzeradnis. 1 biscopas beoð un-zerade be-twix him. 3old 1 seolfor ne bið noht-te²⁴) weorð.

[5] 1 bið from easte-weardum middan-zearde oð ðone miclan Babilonia-biri³^{24a}) monna cynnes for-wyrd cymeð²⁵). 1 þone²⁶) bioð ealle æwylmas on blod zehwyrfde. Steorran feallað of heofonum on eorðan. 1 sunne hire sciman ofer-healf ofzifð; 1 mona ne sileð nan leoht.

[6] Ðis sindun²⁷) ða foretacen, þe ær domesdæge ze-weorðan sculun 1 þara broca on-fon²⁸), ðe þonne ofer men cumað.

[7] Wa þam mannum, þe þæs nalað²⁹) nænize gimnesse habban 1 earman wedlan to hilpe³⁰) to cirrane; forðon ze þonne nænize mildse ne habbað æt ælmihtizum zode.

²⁴) Read *nohte*, cf. Ælfric, L. of S. XXII, 54: *Heora dyre 3old ne biþ nahte wurð*. The sentence *Gold and seolfor ne bið nohte weorð* shows that the Exeter homilist connected *aurum et argentum* with the following *contemnabuntur*, though in the original it must have belonged to the preceding *dantes capitularia civitatum*, which the Vercelli homilist in vain struggled to translate. Willard suggests to read *noht þe* for *noht te*. ^{24a}) Read *Babilonia-bur3*

²⁵) There are two verbs in the sentence: *bið* and *cymeð*. The former corresponds to the Latin *erunt*, the latter to *interiet* which has for its subject *fames et gladius*. We probably should have to insert before *cymeð* something like *and hunzor and sweorda zefeoh*, as we have it in Vercelli, as the subject of *ariseð*. There is, however, one difficulty: Lat. *interiet* means 'goes down, ceases' which hardly suits the context. So I suggest to read *intererit* instead. ²⁶) Read *þonne*.

^{26a}) This is taken from an introductory sentence (omitted by the Exeter homilist) in § 5: *Tunc omnes fontes aquarum et putei . . . in sanguinem convertentur* in *M* = Vercelli (Förster, 1913, p. 120): *þonne æfter þan bioð ealle wæteras and ealle wyllas on blode*. Cf. Apoc. Ioann. 11, 6: *Potestatem habent super aquas convertendi eas in sanguinem*.

²⁷) MS. *sindum* with the last stroke of *m* wiped out.

²⁸) Willard translates it as "and begin those tribulations".

²⁹) A corrector has added what looks like an *i* over the first *a* of *nalað*, — most likely in order to change the Northumbrian *nallað* into late WS *nillað*.

³⁰) A form *hylp* (for the usual OE *help*) occurs also in the Exeter list of relics (BCD 693, ca. 1020), in the OE martyrology (ed. Herzfeld p. 204¹⁷, Worcester MS of ca. 1000), in the OE Capitularia Theodulfi (ed. Thorpe, Laws II, 404¹⁸, Worcester MS, eleventh century) and as ME. *hilp* in the Devonshire *Ferumbras*. These forms prove that, as in Old High German (*hilfa*, Mod. Germ. *hilfe*), so also in Old and Middle

[8] Witun³¹) Ʒe witudlice, þæt ic eom þæt hieste³²) bearn þæs lifzendan Ʒodes, þe þis word sprece 1 eow secƷe:

[I] On³³) þone Sunnan-dæƷ on þære wucan fore-weardre ær ðæm dome is³³) þæt æriste fore-tacn. (1) Ymbe undern-tid þæs dæƷes bið micel ƷnornunƷ 1 ƷeomrunƷ³⁴) Ʒe-worden ofer ealne middanƷeard³⁵). (2) 1 micela stefna bioð on heofnum Ʒewordena. (3) 1 stronƷe [p. 290] 1 micelu wolenu astiƷað³⁶) of ðissum rodore norðe-weardum. (4) 1 ðunoras 1 lihtas³⁷) bioð 1 lizes bryne swiðe stronƷlice, 1 farað æfter þæm wolcne, (5) 1 bewreod eallne heofon oð efen. (6) 1 hit rineð blode³⁸) 1 fyre ofer ealle eorðan. Ðis sindon þa fore-tacen ðæs æristan dæƷes.

English, we must recognize a by-form *hīlp* 'help' (from Prim. German. **hēlpīā*) which seems to have been characteristic for the South-West. OE *hīlp* might be also compared with OHG. *hulfa*, Mod. Germ. *Hülfe* (from Prim. German. **hulpiā*). But such a form would keep its *ū* till far into the ME period. So in the light of the Devonshire *hīlp* it seems more advisable to explain the OE form as from **hēlpīā*.

³¹) Between *i* and *t* in *Witun* there is an erasure — perhaps of *o* (cf. Mercian *wiotun*).

³²) Read *þæs hīe<h>stan bearn* = Latin *ego sum Altipotentis <filius>*. In *M* our sentence has been affixed to the preceding malediction. But our Exeter text proves that the reading of *P* offers the original form.

³³) The scribe's use of a minuscule for *on* and a capital for *Is* shows that he connected this part of the sentence with the preceding (*ic*) *eow secƷe*.

³⁴) Vercelli reads OE *murnunƷ* 'mourning, lamentation', which is only met with here in the Vercelli homily and in the late Bodleian MS. of Ælfred's *Boethius* (ed. Sedgfield p. 16) as a variant of *murnunƷ*.

³⁵) MS. *middanƷ*. — The Arabic numbers before a sentence refer to the corresponding sentences in the Latin and in the other OE. versions. Sentences not found in our Latin texts are marked by *x*, *y*, the individual letters referring to corresponding sentences in other OE. versions. — Our 'sign' no. 1 is found in no other Latin text but the late fifteenth century *A*. But the Exeter, Vercelli, and Blickling versions prove that it must have occurred already in some Latin text of about A. D. 900.

³⁶) *astiƷað* (Vercelli *astizeð*) translates the Latin *ascendit* (for *descendit*), found only in *N* and *P*.

³⁷) MS. *ðunorlihtas*. Read *ðunoras 1 lihtas* = *tonitrua magna et fulgura fortia*. The curious form *lihtas* is probably a late contraction of the ordinary OE. *līȝetas*. Vercelli reads *mycle līȝitta*.

³⁸) Cf. Wulfstan 183¹⁷, *Drihtnes rod bið blode beurnen*, and Ælfrie, *De Temporibus* (Lchd. iii, 262): *Seo sunne beyrneð ða twelf tacna*.

[II] Ðonne on þone Monan-dæz (1) bið micel stefn ze-worden of heofones rodore. (2) ⁊ eal eorðe bið on-wended of hire stowe. (3) ⁊ heofones zeatu bioð ontynedu³⁹⁾ from easte-weardum oð weste-werdne middanzeard. (4) ⁊ micle mihta þær ut-æðmað⁴⁰⁾ þurh hiofenes zeatu (5) ⁊ bewreoð ealne heofon⁴¹⁾.

[III] Þis sindon þa tacn on Tiwes-dæz. (1) To ðære æfteran tide þæs dæzes stefn⁴²⁾ bið ze-worden of heofonum. (2) ⁊ ealne þisne feber-scytan⁴³⁾ middanzeard acwelleð⁴⁴⁾. (3) ⁊ þonne æt nehstan⁴⁵⁾ heofon bið ze-fealden tosomne swá-swá boc^{45a)}, (4) ⁊ man⁴⁶⁾ ne bið ze-sewen. (5) ⁊ ealle bioð⁴⁷⁾

³⁹⁾ MS. *ontynedu* with *e* corrected from *t*.

⁴⁰⁾ The compound *ūtæðmian* 'to breathe out' occurs only here and in the corresponding passage of the Vercelli text.

⁴¹⁾ The last 'sign' in Corpus-Hatton has a curious form. Because of the partial concordance of the Latin *cooperiet* (sc. *potestas magna*) *totum caelum usque in vespera* with the OE *heofoncund leoht oferhæfð ealne middaneard oð ðæs dæzes æfen*, it is clear that the new subject *heofoncund leoht* must have had in the Latin source of the Corpus homilist some sort of equivalent, a faint trace of which might perhaps be seen in a variant reading of *N*, giving *fumus ignis magni* for *potestas magna*. But what does *oferhæfð* mean? Most likely it is not a form of an unrecorded **oferhabban* with doubtful meaning, but stands for *oferhefþ* in the sense of 'passes over, omits, neglects'. If this is right, the Anglo-Saxon must have read in his Latin another verb than *cooperiet*.

⁴²⁾ *stefn* = *vox*, but *size-beacn* in Vercelli and *fyren tacn* in Corpus-Hatton seem to require a different Latin reading.

⁴³⁾ *þisne feber-scytan* (ἀπ. λεγ. 'four-cornered') *middanzeard* corresponds to the Latin *de quattuor angulis mundi* = Vercelli's *of feower hwommmum þysse middanzeardes* and transposed *æt þæm feower endum middanzeardes* in Blickling and *æt þam feower healfum þyses middanzeardes* in Corpus-Hatton.

⁴⁴⁾ *acwelleð* 'kills' seems a strange predicate for *stefn*. The scribe wrote *Acwelleð*, with a capital and a full stop before it, as if beginning a new sentence. Perhaps the whole passage is corrupt. Can *Acwelleð* stand for *ac wellas*, as we have *and wellas* (MS. *weallas*) in Vercelli?

⁴⁵⁾ *æt nehstan* corresponds to the Latin *primum* 'at first', which is mistranslated in Vercelli by *se æresta heofon* (= *primum caelum*).

^{45a)} In the introductory paragraph the Blickling homilist has offered the same sentence in a better form: *on þæm dæze heofon biþ befealden swa-swa boc*. (ed. Morris p. 91²⁵). Besides Exeter as well as Vercelli read *befealden* in iii, 3.

⁴⁶⁾ The Latin means, I suppose, that the fact that the heaven was 'folded like a book', did not become apparent, because of the sul-

mid sweffles fulissum⁴⁸) ađisterade æt ða teoþan tid dæzes. (6) Þonne cweðað ealle folc: 'Eala, nu hit⁴⁹) ende nealeceð, nu we sculon for-weorðan'. Þis sindon þa tacen þæs ðriddan dæzes.

[IV] Ðonne on Wodnes-dæg to þære æristan tide (1) eorðe norðeward 1 easteward 1 sprecað tosomme⁵⁰). (3) 1 bið onstýred eal eorðan mæzen⁵¹) on þæm dæze. (4) Þonne

phurous smoke (*fumus*), continually emanating from the chasms (*abyssi*) in the earth. This is partly brought out by the Vercelli homilist; only we must leave out his superfluous *he* and read: *and þæt eft ne ætyweð* 'and this then will not appear'. In a similar way we must alter the reading of Exeter *man ne bið zesewen* into *þæt ne bið zesewen* 'this will not be visible' (= *abyssi obscurobuntur*). Willard would read: *mā* ('more') *ne bið zesewen*.

⁴⁷) Read *eall bið*, or with Blickling, *eall eorþe bið*.

⁴⁸) Read *fūlnissum*.

⁴⁹) *nu hit ende nealeceð* corresponds to the Latin *finis adpropinquabit*. Probably we should change *hit* into *þæt* and read: *nu þæt ende nealæceð* 'now the end draws near'.

⁵⁰) The sentence makes good sense, if we leave out the *and* before *sprecað*. And there may have been an early Latin form exactly corresponding to it. It is true that all Latin texts except *A* speak only of a *terra orientis*, but three of the OE. versions mention the North as well as the East. The Anglo-Saxons therefore must have had a Latin text with both *orientis* and *aquilonis*. MS. *A* fulfills this demand by offering the reading *terra aquilonis ab oriente*. But to explain the OE. versions we must make a slight change and read *terra aquilonis ad orientem* (instead of *ab oriente*). The consensus of the three OE. versions urges us to assume the existence of a ninth or tenth century text with something like *terra aquilonis ad orientem loquitur*, corresponding to the *eorðe norðeward and easteward sprecað tosomne* in the Exeter version and *seo eorþe on þæm norþende and on þam eastende sprecaþ him betweonum* in Blickling, although the other two versions offer a less literal rendering: *fram norðdæle þisses middaneardes micel hream astihð* in Corpus-Hatton and *þonne ariseð eorðan hrymðe* (MS. *frymðe*) *fram norðdæle and fram eastdæle* (= *ab oriente* in *A*) in Vercelli. — I take *hrymðe* (ἀπ. λει.) 'noise' to be a derivation from *hream*. [Vgl. Anm. 54.]

⁵¹) The unanimous *eorþan mæzen*, in Exeter as well as in Vercelli and Blickling, points to an (already corrupt) reading *terrae virtus* in an early Latin text. This at least seems more probable than to assume that three Anglo-Saxon homilists should have independently committed the same mistake in translating either *a virtute sua* 'on her (the Earth's) own account' or *a virtute terrae motus* 'by virtue of an earth-quake'.

zefealleð ealra þeoda zod-zyld 2 herzas; (5) <1> eal eorþan⁵²⁾ ze-broze⁵³⁾ hriosap. Þis sindon þa tacen þæs feorðan dæzes.

⁵²⁾ MS. *eorþan* with *eor* supplied in the margin.

⁵³⁾ *eal eorþan zebroze hriosap* as a translation of *cadent aedificia terrae* seems difficult to explain. How can *zebroze* mean *aedificia*? I can make no other suggestion than to take *zebroze* as a corrupt reading for OE. *zebrozne*, which word occurs as Northumbrian *zibrozne* 'virgultum' in the Durham Ritual p. 19³³ and is a collective formation with the prefix *ze-* from OE. *broznan* 'frondes' (i. e. 'boughs with leaves'), found also in the Ritual p. 95⁶. Just as OE. *zetimber* means a 'dwelling made of beams' (*timber*), so also *zebrozne* may denote a 'dwelling-place made of twigs or boughs'. Houses made of interlaced rods and twigs and plastered with mud or clay were quite usual in primitive Europe (cf. Meringer, *Etymologien zum geflochtenen Haus*, Heinzl-Festschrift, 1898, pp. 173ff.; M. Förster, *Deutsche Literaturzeitung* 1903, col. 214 and *Beiblatt zur Anglia* xiii, 169; Plummer, *Beda* II, 102, 154, 166; Schrader-Nehring, *Reallexikon der idg. Altertumskunde*, 1929, ii, 48ff.). In England such wattle-and-daub houses were built not only by the ancient Britons, but also by the Anglo-Saxons. Some ten years ago Saxon villages were excavated near Peterborough with round-cornered huts that "contained lumps of clay daub with wattle marks" (Kendrick, *Archæology in England and Wales*, 1932, p. 323). And a Saxon dwelling-place at Waterbeach, Cambridge, revealed "a large number of short lengths of wood, cut from branches", which "suggested that the walls had been made of wattle" (p. 324). Bede mentions a church "*frondibus contexta*" (I, 20), and Simeon of Durham speaks of an "*ecclesiola facta de virgis*" (I, 179). And as late as the end of the eleventh century the monks of Wearmouth are said to have made themselves "*habitacula de virgis*". King Ælfred describes to us in the introduction to his version of Augustine's *Soliloquies* (ed. Hargrove, p. 1), how one might go to the woods and fetch waggon-loads of boughs to make good walls and houses of them where one could live comfortably summer and winter: *ic lære . . . þæt he mynie to þam ilcan wuda . . . and zefeðrie his wæznas mid fæzrum zierdum, þæt he mæze windan manizne smicran waz and maniz ænlic hus settan and fæzerne tun timbrian þara, and myrze and softe mid mæze oneardian ze wintres ze sumeres.*

⁵⁴⁾ See my note in *Der Vercelli-Codex CXVII* (1913), p. 124, note 4. *Eorðan frymðe* looks as if it were translated from a Latin *terrae oriens*, or rather *origo*. But more likely we are to assume a substantive **hrȳmðe* 'noise', formed from *hrēam*, as *frymð(u)* from *fruma* or *þȳfð* from *þeof*. Cf. also Corpus-Hatton *micel hream astihð*.

⁵⁵⁾ A word *ze-nið-timberness* looks rather suspicious. If a compound with *nið* 'enmity' or the doubtful *nið* 'abyss', we would expect *nið-zetimberness*, as we have *nið-zeweorc*, *nið-zeteon* etc. The simplex *zetimberness* however is used only with an abstract meaning, viz.

[V] Ðonne on þunores-dæz to mid-dæzes (1) færinga weorðað micele þunur-slihtas⁵⁷). (2) 1 monan⁵⁸ leoht 1 sunnan leoht bið zenumen æt him. (3) 1 micele pistro bioð on heofonum oð æfen. (4) 1 steorran fleozap þas worlð. (6) 1 <men> laðettað pisse worulde lif⁶⁰). Ðis sindon ða tacen þæs v.tan [p. 291] dæzes.

[VI] Ðonne on Frize-dæz (1) beoð micelo fore-tacen on heofonum. (2) 1 to ðære feorðan tide þæs dæzes bið tosliten heofones rodor from⁶³) easteweardne oð westewerdne. (3) Þonne lociað enzlas of heofonum on eorðan. (4) 1 men lociað from eorðan þurh heofonas. (5) 1 þonne fleoð men 1 hidað hie on dunum 1 on denum for þy micelan dæze, ðe þonne bið. (6) 1 hi ðonne cwedað: 'To-hlide þeos eorðe 1 for-swelze us, (7) for-þon-þe pis sind swelc wundor, swelce næfre ær ne zewurdon, siððan þios weorlð zesceapen wæs. Ðis sindun þa tacen þæs sixtan dæzes.

'spiritual edification', which is a loan-translation from Med. Lat. *aedificatio*. An OE. **zeniptimberness* might be possible from a formal point of view, since there is a word *zenip* 'darkness'. But the only possible meaning of such a compound, 'dark-building' (*i. e.* 'heathen building'?), does not seem very appropriate. For the occasional use of OE. *ness*-formation in a concrete sense see H. Koziol. *Handbuch der englischen Wortbildungslehre* (Heidelberg 1937, § 466). Cf. also *ontimberness* which the Vercelli homilist uses in the sense of 'material' (M. Förster, *Vercelli-Codex*, 1913, p. 171), but the OE. Bede in that of 'edification'.

*56) *helle-zasta* probably reflects the following *abyssi* 'hell' (P) or *abyssi et inferni* (A).

*57) The compound *þunor-sliht* 'thunder-stroke' is found only here. The usual OE. word is *þunor-rād* which is taken from the notion of Thor driving through the air. Cp. ON. *reið* 'a clap of thunder'.

*58) *monan leoht* corresponds to the *virtutes* (= *δυνάμεις* 'faculty, power', G. Kittel, *Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament* ii, 287 seqq.) *luminis* 'the power of light'. But perhaps the homilist read *lunae* in his source.

*60) And <men> *laðettað pisse worulde lif* seems to be closer to the *omnes homines mundum et vitam saeculi contemnent* in A than to the readings of the other Latin texts. Only *laðettað* seems to follow *odiebunt* rather than A's *contemnent*.

*61) This sentence betrays itself as a typically northern addition.

*62) *ofhreran* 'to move' is only found here.

*63) *from* added above the line.

[VII] Þonne on Sæternes-dæg to þære æfteran tide (1) ðuruh feower hwommas weorolde. (2) ⁊ eac⁶⁸) eal hiofon ze-fylled bið mid enẏlum. (3) ⁊ helware habbað micel zefeohht mid enẏlum ealne þone dæg (x, cf. 4). ⁊ Þonne ða halẏan heofon-ware ofercumað ða awyrzedan zastas for ðæm halẏum ⁊ þam ze-defum zastum. (5) ⁊ þonne zeseoð ealle þeoda hira forwyrd. Ðis sindon þa tacen þæs.vii.ðan dægæs.

[9] For þon þonne, men þa leofestan, hwæt we nu ze-hirdon be ðisses middanzeardes ende ⁊ be ðæm to-werdan eze ofer ealle world, is⁷¹) us ðonne nu zeornlice to ze-ðencene se ytemesta dæg ⁊ micla dom, ðe ure Drihten þonne demeð eallum manna-cynne, swa hit sæzeð in þæm zod-spelle⁷²):

*64) This sentence finds no support in any of the Latin texts. It is worth noticing that also the corresponding sentence in Blickling does not comply with the Latin.

*65) *oferfeallan* has so far been recorded only from Blickling Homilies 208¹⁹ where, however, it has the figurative meaning 'to attack'. But here in our Vercelli passage it has the original meaning 'to fall upon', corresponding to Luke 23, 30 (from Hosea 10, 8): *Tunc incipient dicere montibus: 'Cadite super nos', et collibus: 'Operite nos', and Apoc. Ioann. 6, 16: Et dicunt montibus et petris: 'Cadite super nos et abscondite nos'.*

*66) *ontȳnness* 'opening' is only found here.

*67) Cf. Luke 12, 2 (Matth. 10, 26): *nikil autem opertum est, quod non releuetur.* *68) MS. *eca*.

*69) The legal term *zefestnian* 'to summon' is only used here. The meaning of the sentence is given by Toller in the *Supplement* p. 417 as 'they (the angels) call on one another to fight against the unclean spirits'.

*70) The signs for the seventh day in Corpus-Hatton are taken from the Apocalypse of S. John rather than from that of Thomas. Cf. 7, 1 *Vidi quattuor angelos stantes super quattuor angulos terrae, tenentes quattuor ventos* mixed with 8, 2 *Vidi septem angelos stantes in conspectu Dei; et datae sunt illis septem tubae.* — 6, 14 *Caelum recessit sicut liber involutus.* — 6, 12—13 *Sol factus est niger tamquam saccus cilicinus* (or 9, 2 *obscuratus est sol*), *et luna tota facta est sicut sanguis, et stellae caeli ceciderunt super terram.* And for the last two sentences cf. Apoc. Thom. § 5: *Caelum commovebitur; stellae cadunt in terram.*

*71) MS. *Is* with capital and comma before it.

*72) Matth. 25, 31—34: *Cum autem venerit Filius hominis in maiestate sua, et omnes angeli cum eo, tunc sedebit super sedem maiestatis suae: et congregabuntur ante eum omnes gentes, et separabit eos ab invicem, sicut pastor segregat oves ab haedis: et statuet oves quidem a*

þonne monnes sunu cymeð on middanzeard in micelre mihte
 1 on ȝod-þrymme, þonne beoð ȝe-som-nade to him ealle ðeoda.
 1 he þonne to-dæleþ þa cristenan sawla 1 þa synfullan. þonne
 seteð he ða clænan sawla 1 þa ȝe-corenan him on ða swiðran
 [p. 292] hand, þæt beoð þa halȝan sawla. 1 þonne cwið he to
 him: 'Cumað ȝe nu, ȝe-bletsude, 1 onfoð mines wuldres, þæt
 eow wæs ȝeȝearwud toȝenes from fruman worlde'. 1 þonne
 seceð he þa scildizan 1 þa for-worhtan sawla 1 ðonne cwið he
 to him⁷³): 'Ȝe-witað, ȝe awyrȝede, from me in þæt ece fyr,
 þæt wæs deoflum ȝe-ȝearwud 1 hira ȝe-siðpum'.

[10] Vton nu ȝe-earnian, men þa leofestan, ðæt we moton
 on þam rice beon, þam-pe⁷⁴) ȝod-fæder on ða swiðran hand
 beoð ȝesete, 1 to ðam wuldre feran moton, þe we to ȝe-scapene
 sind.

The Latin Text and the Old English Versions of the 'Apocalypse of Thomas'.

The Latin text, mainly taken from M: *Incipit epistula Domini nostri Jesu Christi ad Thomam discipulum suum: Audi, Thomas, quae oportet fieri in novissimis temporibus. Erunt fames [+ magnae B] et bellum, terrae motus per varia loca, gladius [read glacies?] et siccitas magna [necessitates magnae B], plurimae dissensiones in populo [in populis V, populi P], blasphemia, iniquitas, [+ zelus V], nequitia, odium [so in P, ocium V, humum M], superbia, intemperantia [temperantia M] . . . Et sacerdotes mei inter se pacem non habebunt . . . Erunt subiecti Caesari [so V, subiecta Cessaris M], sicut ante fuerunt, dantes capitularia civitates [civitatum P], aurum et argentum. Contemnabuntur [et condemnabuntur VP] priores urbium. —*

Vercelli: *Hit zedafenað, þæt hit sie on ðam nexstan tidum [MS. tide], þonne hunȝor and sweorda ȝeȝeoht bið, and mycel þreatnes [= necessitates magnae B] ȝeworden bið. And manȝra folca ȝeȝehta beoð in ðam nehstan tidum [cf. in proelio omnes hominum et captivabuntur . . . et cadent in mucrones gladii B] and unrihtwisnesse and niðas and æfest ofer eall middanzeard . . . Þæt ȝewyrðeð on þam dæȝe . . ., þæt minra mæssepreosta cwemeð ælc oðrum on his spræce, and hie þonne nabbað sybbe him betweonum . . . Hie beoð on hiora ceastrum underðeodde, swa hie ær*

dextris suis, haedos autem a sinistris. Tunc dicet rex his, qui a dextris eius erunt: 'Venite, benedicti Patris mei, possidete paratum vobis regnum a constitutione mundi'.

⁷³) Matth. 25, 41: *Tunc dicet et his, qui a sinistris erunt: 'Discedite a me, maledicti, in ignem aeternum, qui praeparatus est diabolo et angelis eius'.* ⁷⁴) Read *þara-pe*.

wæron, ðæt bið, þæt-þæt hie settaþ zyldene heafda and seolfrene on heora ceastrum. And manize bioð þonne þurh þa þincz zenidræde [= condemnabuntur VP].

[5] *Alius rex . . . sub cuius diebus omnia mala erunt: interitus generis humani ab oriente usque in Babylonia. Postea autem interiet [read intererit?] fames et gladius in terra Chanaan usque ad nona. Tunc omnes fontes et putei . . . in sanguinem convertentur . . . Stellae cadunt in terram. Sol mediabitur sicut luna; et luna non dabit lumen suum. — Vercelli: Æfter þan ariseð oðer cyningz . . . and þæt mennisce cynn bið a yfeld and a in forwyrd zelæded. And þonne æfter þan ariseð fram east-dæle on ðam mycelan Babilonia-ceastre swiðe mycel hunzor and sweorda zefeohht fram suðdæle on Cananea-lande. And þonne æfter þan bioð ealle wæteras and ealle wyllas on blode. And steorran feallað of heofenum on eorðan; and sunne bið aþystrod; and se mona his [MS. hire] leoht ne syleð.*

[6] *In diebus illis adpropinquantem iam Antechristum [acc. abs.] haec sunt signa illis, qui habitant in terra. — Vercelli: Dis sindon þa foretacna to þam dagum, þe hit nealæceð to Antecristes cyme . . .*

[7] *Vae illis, qui a<d>verttere <nolunt> ad pauperem rogantem [P reads: Vae illis, qui ambient se a paupere rogante, qui nunquam consequentur misericordiam. — Vercelli, though translating five of the six Latin imprecations, leaves out this particular last one.*

[8] *Et scitote [P, quoniam M]: Ego sum altipotentis [a substantive altipotentia is quoted by Baxter and Johnson for 1464: pater altissimi potentis P; ego sum pater omnium spirituum.*

Vercelli: *Dis is þonne þæt ælmihtizan Dryhtnes sylfes muðes cwide, and he ðus wæs cweðende: Ic eom se ælmihtiga Dryhten and eallra zasta nerizend.*

[I] *In prima die [BNPA, om. M] iudicii initium erit [BNP, mirum magnum M]. (1) Hora tertia diei erit murmur magnum [only in A and 3 OE texts]. (2) Erit vox magna et fortis in firmamento caeli. (3) Et nubes magna sanguinea [nubes sanguinolenta^a A] descendit [sanguine ascendit NP] de aquilone. (4) Tonitrua magna et fulgura fortia sequuntur [A., adsecuntur N, sequuntur BP, sequebantur M] illam nubem [NP, illas nubes V, nubes A, illa nubes M]. (5) Et operiet illa [+nubes P] totum caelum [NP, om. BM]. (6) Et erit pluvia sanguinis super totam terram. Ista sunt signa primi diei.*

Vercelli: *And þæt is þonne þy ærestan dæge [] þæt æreste foretacn ær ðam domesdæge: (1) [] þær [MS þæt] bið æt ðære þriddan tide dæges on Monan-dæge swiðe mycel zeomrunz and [] mycel wanunz and zranunz and murnunz and sworetunz and (2) swiðe stranzlicu word on heofenes roderum. (3) And swiðe mycel blodiz wolcn astizeð [= ascendit] fram norð-weardum of heofone. (4) And bioð þonne swiðe mycele puneræde and mycle lizitta, and [] þam folziað swiðe mycelan wolcne [MS sum swa mycel wolcn]. (5) And þæt wolcn beuryzð ealne heofon. (6) And þanon cymeð swiðe mycel blodiz rezn of ðam wolcne ofer ealle eorðan. Dis syndon þæs Monan-dæges foretacnu.*

Blickling: *Þy ærestan dæge on midne dæg zelimþeþ* (1) *mycel ʒnornunʒ ealra ʒesceafta*. (2) *And men ʒehyraþ myccle stefne on heofenum, swylce þær man fyrde trymme and samnize*. (3) *Þonne astizeþ blodiz wolcen mycel from norþdæle, and* (5) *oforþeþ ealne þysne heofon*. (4) *And æfter þæm wolcne cymeþ lezetu and þunor ealne þone dæg*. (6) *Rineþ blodiz reʒn æt æfen*.

Corpus+Hatton [mainly following Corpus]: *On ðam ærestan domes-dæges tacne bið* (1) *mycel stefen ʒehyred of þam heofones tunzle, se hateþ 'firmamentum'*. (2) *And blodiz wolcn astizaþ norþan*. (3) *And mycele þunerrade and lyzetu bliccetað*. (4) *And þæt wolcn bærneþ [read bærneþ] ealne heofon*. (5) *And hit þonne onʒinneð rinan blodizan reʒne*.

[II] *Secunda autem die erit* (1) *vox magna in firmamento caeli*. (2) *Et movebitur terra de loco suo*. (3) *Et portae caeli aperiuntur in firmamento caeli ab oriente*. (4) *Et potestas magna eructabitur [fumus ignis magni eruptus erit N] per portas caeli*, (5) *et [+PN] cooperiet totum caelum usque in vespera. Ista sunt signa secundi diei*.

Vercelli: *And þonne bið on Tiwes-dæge* (1) *swits mycel stefn ʒehyred on eastweardum heofones roderum*. (4) *And swiðe mycle mihta þær uteðmiap þurh þa heofones-ʒeatu*. (5) *And þonne bið se heofon mid micle wolcne bewriʒen fram ærnemerʒen oð æfen. Þis syndon þæs Tiwes-dæges tacnu*.

Blickling: *On þæm æfteran dæge* (1) *biþ ʒehyred mycel stefn on heofenum fyrðweorodes ʒetrymnesse*. (2) *And eorþe biþ onhrered of hire stowe*. (3) *And heofon biþ open on sumum ende on þæm eastdæle*. (4) *And mycel mæʒen forþcymeþ þurh þone openan dæl*, (5) *and þone heofon oforþeþ and oforwryhþ æt æfen*. [For the rest of the text see no. III.]

Corpus+Hatton: *On þam æfteran dæge* (1) *stefen biþ ʒehyred of heofonum*. (2) *And eorðe bið onhrered*. (5) *And heofoncund leoht oferhæfð ealne middaneard oð ðæs dæges æfen*.

[III] *Tertia autem die hora secunda* (1) *erit vox in caelo [B, vox magna et fortis in firmamento caeli MPN]*. (2) *Et abyssi terrae dabunt de quattuor angulis mundi vocem [mugitum P]*. (3) *Primum caelum plicabitur ut liber*. (4) *Et non apparebit continuo [] fumus*. (5) *Et pudore [read putore = OE fulness] sulphuris abyssi dies obscurabunt(ur) usque in horam decinam*. (6) *Tunc dicunt omnes homines: 'Puto, finis adpropinquabit, ut pereamus'. Haec signa sunt tertiae diei*.

Vercelli: *And þonne þy þridðanre dæge, þæt bið on Wodnesdæg, æt þære æfteran tide þæs dæges*, (1) *þonne cymeð siʒe-beacen of heofonum*. (2) *And wællas [MS weallas] bioð cyrmende and eorðan ʒrundas of feower huommum þysse middanʒeardes*. (3) *And se æresta heofon bið ʒefealden and tolesen⁷⁵*, *swa-swa boca leaf beoð*. (4) *and þæt he eft ne æty-*

⁷⁵ The strong participle *tolesen* cannot be connected with OE *tōlesan* 'unloose, dissolve', but must be derived from an otherwise unrecorded **tōlesan* 'disjoin' from OE. *lesan* 'to gather'. Perhaps the homilist was thinking of the leaves of the gatherings of which an Anglo-Saxon manuscript (i. e. a *bōc*) would consist.

weð. (5) *And þonne æfter þam swiðe raðe bið, þæt seo sweoflennesse þæs muð<es> [= abyssi?] zeopenade and grundas apystrode on þa teoðan tid dæzes.* (6) *And þonne cweðað ealle men: 'Wa us nu . . .'* [a long interpolation of the homilist is following.] *Dis syndon þæs Wodnes-dæzes tacn.*

Bickling [forming end of day ii] (I, 6) *And blodiz rezn and fyren fundiaþ þas eorþan to forswylzenne and to forbærnenne.* (3) *And seo heofon biþ zefeallen* [read *zefealden*] *æt þæm feower endum middan-zeardes.* (5) *And eall eorþe bið mid þeostrum oferþeaht æt þa endlyftan tid þæs dæzes.* (6) *And þonne cweþ eall folc: 'Arize us nu and miltsize se Drihten . . .'*

Corpus-Hatton: *On þam þridan dæze æt þære æfteran tide dæzes* (1) *on heofonum æteowed fyren tacn.* (5a) *And of eorðan deopnysse astizð mycel* [om. Corp.] *sweflen lyz.* (3) *And æt þam feower healfum þyses middaneardes se heofon tobyrsteþ.* (5b) *And mycel swez cymþ and zesweorc* [Hatt., zesweorð Corp.]. (5) *And of helle [= abyssi] astihþ mycel* [om. Corp.] *dymnysse; and fulnysse stenc astizeð hell-zasta.* (6) *Þonne onzytað synfulle men hyre forwyrd* [MS. -wyrð] *on þam dæze.*

[IV] *Quarta autem die hora prima* (1) *terra orientis* [aquilonis ab oriente A] *loquitur.* (2) *Abyssus* [abyssi P, abyssi et inferni A] *mug<eb>it* [mugabunt]. (3) *Tunc movebitur universa terra a virtute* [virtute sua A] *terrae motus* [ter. mot. om. A]. (4) *In illo die cadent idola gentium et* (5) *omnia aedificia terrae.*

Vercelli: *And þonne on þunres-dæze þæt bið,* (1) *þæt þonne ariseð eorðan frymðe** [read *hrymðe*] *fram norðdæle and fram eastdæle.* (2) *And eorðan grundas bioð zrimetiende.* (3) *And ealle eorðan mæzen <bið> onhrered þonne.* (4) *And dioful-zild bið þonne tobrocen,* (5) *and ealle zenid-timbernesse*, zefylled on ðam dæze. Dis sindon þæs feorðan dæzes tacn.*

Blickling: *Þy þridan dæze* (1) *seo eorþe on þæm norþende and on þam eastende sprecað him betweonum.* (2) *And þa neolnessa [= abyssi PA] zrymetiaþ ⁊ þa eorþan willaþ forswelzan.* (3) *Þonne biþ eall eorþan mæzen onwended ⁊ mycel eorþhrernes bið on þæm dæze geworden.*

Corpus-Hatton: *On ðam feorðan dæze* (1) *fram norðdæle þisses middaneardes micel hream astihð helle-zasta*.* (4) *Þonne fylð* [fealleð Hall.] *eall hæþenra manna deofolzylð on þam dæze.*

[V] *Quinta autem die hora sexta* (1) *subito erunt tonitrua magna in caelo* [tonitrua et fulgor fortissimum et coruscationes magnae A]. (2) *Et virtutes luminis* [MNP, v. l. om. A] *et rota* [radius A] *solis rapietur* [obscurabitur A]. (3) *Et erunt tenebrae magnae in saeculo usque vesperum.* (4) *Et stellae vertentur* [A, vertebuntur M, cessabunt N] *a ministerio suo.* (5) *In illa die et omnes gentes* [homines A] *odiebunt* [odientes P, hudibunt M, videbunt N, om. A] *sæculum et contempnent* [NA, condemnent N, continebunt M] *vitam* [mundum et vitam A] *saeculi huius. Ista sunt signa quintae diei.*

Vercelli: *And þonne on Frizedæge æt þære syston bide* [but the 'signs' following are those of the sixth day. The 'signs' for the fifth day have been omitted.]

Blickling [given for the fourth day; cf. No. III]: *Py feorþan dæge ofor undern* (1) *beoþ mycele þuneras on heofnum.* (iv, 4) *And þonne zefeallaþ ealle deofolzyld.* (2) *And þonne hit biþ æt sunnan setlzanze;* and *þeahhwepre næniz leoht ne æteoweþ, and mona biþ adwæsced.* (3) *And beoþ þeostra forþ zewordene ofor ealle world.* (4) *And steorran yrnab wiþersynes*⁷⁶) [= *vertentur*] *ealne dæg.* (x) *And men hie*

⁷⁶) The treatment of this ἀπὰς λεγόμενον in our dictionaries is hardly satisfactory. Morris, in his glossary to the Blickling Homilies (1880), gave as the meaning of *wiþersynes* 'across the sight?', deriving it apparently from OE. *sien*, *sȳn* 'sight'. In this he was followed by all other lexicographers, though they varied somewhat in the meaning: Hall (1894) *wiðersȳnes* 'across the sight?, backwards' (Hall 1931 has only 'backwards'), Sweet (1897) *wiþer-sienes* 'in full view, visibly?', Toller (1898) *wiþer-sīnes* 'withershins, backwards'. But I doubt whether these formulations are quite to the point. At any rate the word has nothing to do with OE. *sien* 'sight'. It reminds us rather of the German *Widersinn* 'absurdity' and *widersinnig* 'contrary to common sense or common experience'. And such a meaning would suit also the context of our OE. *steorran yrnab wiþersynes* 'the stars run in a way contrary to our experience', i. e. 'contrary to their usual course' or 'in the opposite direction'. It is true that this is hardly what the Latin meant by its *stellae vertentur* (or *cessabunt*) *a ministerio suo* 'the stars turn back from their office (of shining in this sky)', — as is clearly seen from the first half of the sentence, especially as worded in *A*: *erit aer tristis sine sole et luna*. But apparently also the other Anglo-Saxon homilists did not fully realise the meaning of the sentence. Our Exeter monk came pretty near the truth with his *steorran fleozaþ þas wiorld* 'the stars take to flight from this world'. The Corpus homilist, however, missed the mark completely with his 'the stars fall down from the sky'. And so the Blickling homilist need not be ashamed of his 'the stars run in a direction contrary to their usual course'. From the point of meaning, it will be admitted, there is no objection to comparing OE. *wiþersynes* with German *widersinnig*. It only remains to determine the etymological relationship of the two words. This, too, offers no difficulties if we assume the existence of a substantive **sinn* 'sense, reason' in Old English. And since all other West-Germanic languages have such a noun and Old English, too, possesses a corresponding verb *sinnan* 'to think, to meditate', there is no reason to doubt the existence of an OE. **sinn*. A compound OE. **wiþersinn* would form a genitive *wiþer-sinnes* which could easily be used in an adverbial function like *nēdes*, *þonces*, *ungewealdes*, and others. The double *n* could be shortened in an unaccented syllable. — The modern English dialectical (mainly northern) *withershins*,

magan geseon swa sutole swa on niht, þonne hit swiþe freoseþ. (5) And þonne on þæm dæge <men> [= homines A] hatizaþ þisse worlde welan and þa þinz, þe hie nu lufiaþ.

Corpus-Hatton: On þam fiftan dæge æt þære fiftan dæge (1) samnunza [= subito] cumað þunerrada swiðe micle. (4) And steorran feallað [storm (-as added by corrector) fealleð] niðer of heofonum. (3) And þeostre bið swiþe mycel. (2) And þæt lyft byð ofhrered* [onhrered Hatt.]. (5) Þonne ealle þeoda wiðsacað þisse worulde (vii, 5). And hi onzytaþ þonne Drihtnes mihta and his tocyne.

[VI] Sexta autem die erunt (1) signa [signa magna A] in caelo. (2) Hora quarta diei scinditur firmamentum caeli ab oriente usque in occidentem. (3) Erunt angeli caelorum prospicientes super terram per [propter A, om. M] aperturam [aperturas N, scissuras A] caelorum. (4) Et omnes homines [habitantes in terra A; om. M] videbunt desuper terram exercitum angelorum prospicientem de caelo. (5) Tunc omnes homines fugiunt [here M breaks off; the following mainly from N] in speluncas montium et abscondunt se a conspectu iustorum [om. A] angelorum. (6) Et dicunt: 'Utinam terra aperiret se et deglutiret [coopariat A] nos. (7) Fiunt enim talia, qualia nunquam facta sunt, ex quo sæculum istud [mundus A, mundum P] creatum est'. Ista sunt signa sexti diei.

Vercelli [cf. V]: And ðonne on Frizedæge æt þære systan tide (2) þonne breceð heofones rodor fram eastdæle oð ðone west-rodor. (3) And þonne beoð lociende Dryhtnes englas ufan on þas eorðlican zesceafta þurh þa unzewemmedan duru. (x, cf. 4) And þonne ealle men æfter þan sona mid mycle ezesan swiðe zepreade beoð. (5) And hie þonne fleoð to muntum and to denum hie to behyðanne. (6) And hie ðus cweðað: 'We halsiað eow, muntas and dena, þæt ze us oferfeallen* and bewrizen, þæt we næfre eft twice sien and us eorðe eac forswelze and swiðe hraðe zezripe, þæt we næfre eft twice arisan, (7) forðan-þe we næfre zeahsodon þyllic weorc and þyllic ezeasa and þyllic wite, syððan we zeborene wæron and ðeos woruld zescapen wæs and zeworden. Wa ðam-þe ðæt eall sceal zebidan.

Blickling [cf. V]: By fiftan dæge æt underne (2) se heofon tobyrst fram þæm eastdæle oþ þone westdæl. (3) And þonne eall engla-cynn lociaþ þurh þa ontynnesse* on manna-cynn (vii, 5). Þonne zeseoþ ealle menn, þæt hit wile beon æt þisse worlde ende. (5) Fleoþ þonne to muntum and hie hyðað for þara engla onsyne. (6) And þonne cweþaþ to þære eorþan and biddaþ, þæt heo hie forswelze and zehyde . . . And þonne hie cweþaþ to þære eorþan and biddaþ, þæt heo hie forswelze and zehyde . . . And

widdershins 'in a direction opposite to the usual' is, of course, the same word and might very well go back to our OE. *wiþer-sin(n)es*. But since it is not met with before 1513, it may well be that this modern word is a German loan-word, as is assumed in the Oxford Dictionary, — thus restoring to the language a word which it formerly had, though it would seem to have been lost sight of in the ME. period.

þonne hie cweþaþ to þæm dunum and to þæm hyllum: 'Feallaþ ofer us and us bewreoþ and zehydað, þæt we ne þurfon þysne eze lenz þrowian æt þyssum enzlum. Nu is eal zesyne, þæt we ær zehyded hæfdon.'*

Corpus-Hatton: On þam sixtan dæge æt þære sixtan tide dæzes (2) þes heofon tohlit fram eastdæle oð ðone westdæl. (Y) And enzalwerod cymð ofer eorðan, and scadað þa soðfæstan men fram þam arleasan. (5) Þonne þa arleasan men fleoð þæt heofon-cunde werud, hi-sylfe to behydenne on dunum and on beorzum. (6) And cweðað to him: 'Untyn ðu þe, la eorðe, and forswelg us, þe-læs-þe we fundene beon'.

[VII] Mainly from P: *Septima autem die hora octava* (1) *erunt voces ad quattuor angulos caeli*. (2) *Et movetur totus aer* [om. P]. (3) *Simul* [om. N] *et implebitur* [impleatur P] *multitudine angelorum*. (4) *Et faciunt pugnam* [bellum N] *inter se tota die*. (5) *Tunc in illo die quaerent electi de toto animo, ut liberentur de perditione*. (6) *Tunc videbunt omnes gentes, quia hora perditionis sue advenit. Ista sunt signa septimae diei*.

Vercelli: *Þis sindon þæs Sæternes-dæzes tacenu*, (1 and 3) *þæt fram þam feower sceattum middanzeardes bið zefylled heofones* [MS. on h.] *rodor mid helle-zastum* [= *voces*?] *and mid heofonlice cam<p>-werod þære enzelican zesceaft<e>*. (4) *And þonne þær bið micel zefeoht be-tweoh enzla and deofla <weroda>*. (Y) *And hie zestefniað him betweonum wið ðam unclænum zastum for 3odes þam gecorenum and his ðam leofum*. (x) *And þonne ða enzlas oferswiðað ða werizdan zastas and hie þonne mid ealle ofercumað. Broðor mine, þis sindon þæs Sæternes-dæzes tacno and þa mihtlican, þaþe zeweorðað ær ðam myclan Dryhtnes domes-dæge*.

Blickling: *Þy syxtan dæge* [cf. No. V and VI] *ær underne* (1 and 3) *þonne biþ fram feower endum þære eorþan eall middanzeard mid awerz-dum zastum zefylled* [cf. Vercelli]. [The rest of the Blickling text has no connexion with the Apocalypse of Thomas.]

Corpus-Hatton: On þam seofodan dæge æt þære seofodan tide domes-dæzes bið tacn. (x) cf. Apoc. Ioann. 7, 1; 8, 1. *And æt þam feower healfum þisses middaneardes feower enzlas standað and blaþað feower byman*, (III, 3 and Apoc. Ioann. 6, 14). *Þonne befealt* [befealdaþ Hatt.] *þes heofon tozædere, swylce* [Hatt. swa Corp.] *man ane boc betyne*, (Apoc. Ioann. 6, 12). *And se sunne bið onwended on þeostru, and se mona on blod* (Apoc. Ioann. 6, 13). *And steorran of heofonum feallaþ* (Vercelli and Exeter introd. § 5). *And eall heofoncund* [heofona Corp.] *þonne onhrered bið*. [The rest has nothing to do with the Apocalypse of Thomas.]

We may be allowed to add some remarks on the language of our Exeter homily, including the second part of it, as it was printed by Rud. Willard, and referring to the latter by asterisks behind the number of Willard's lines.

The character of the language is in the main Late West Saxon, but with a curious admixture of Anglian (Mercian)

and perhaps also Kentish forms. As a rule OWS. *ie* has become monophthongized to *i* or *y*, as we find it in *hīran*, *slīhð* 40*, *gīmmes*, *nīhsta* (also *nēhsta*), *scȳte*, *līz*, 25*, 26*, 27*, 28*, *þīstro*, *aðīsterode*, *zīrd* 15*, *zyrd* 11*, *cwīlman* 53*, *ilde* 21, *cirran*, *scippend*, *āwyrzed*, *āwylm*, *irnan* 16*, 30*, 36*, *birnan* 38*, 56*, *byrnan* 11*, 20*, 41*, *birhtm* 21*, 33*, *hwyrfan*, *sīlēð*, *syllað* 52*; -*gyld*. But the archaic OWS spelling *ie* has been retained in *dierling*, *hīesta* (read *hiehta*) and in *sīe*, *hīe* (by the side of *hī*, nine times).

OWS *y* from *u* + *i* is remarkably well preserved, as would be expected from an Exeter scribe: we have *ontȳned*, *fȳren* 2*, 15*, 16*, 24*, 30*, 34*, 57*, *ȳtemest*, 57*, 61*, and *bryne*, *byrðen* 43*, *cynn*, *forwyrð*, *synn* 22*, 26*, 28*, 68*, *synful* 37*, 43*, 52*, *zefylled*, *cymēð*, *styrian* *styrzendlic*, *styrnes*. The later *i* is only found in the neighbourhood of palatals (*drihten*, *scildiz*) and in *sinful* 16*, 33*, 34*, 51* (by the side of *synful*, five times). Only in *eorð-rene* and in *celde* 'killed' 34 (from **culjan*) we seem to have Kentish forms.

Instead of LWS *ēo* an older *īo* has been kept unchanged in *dīofol* (but *dēoful* 61*), *dīorwyrþe* 47*, *hīo* (twice) 55*, *sīo*, (twice) 12*, 29*, 55*, *þīos* and in *siofon* 1*, 2, *siolfor* 18* (but *seolfor*). And in our text this may be looked upon either as an Old West Saxon¹) form, or a Mercian peculiarity. But secondary *io* in *hriosan*, *bīoð*, 21*, 35*, (besides older *bēoð*, eleven times) and in *hiofon* (by the side of older *heofon*, seven times) may be called either Old Kentish or an Old West Saxon inverted spelling for *eo*.

Late spellings are found in *nāni*, *biry* (read *byri*) for *āniz*, *byrz* and in *þēm*, *ēfen* (besides *āfen*), *lēste*, *wēdla* and *onbeclinz* 62* with *e* for *æ*. A late insertion of *e* appears in *easte-weard*, *weste-weard* and *norðe-weard*.

The frequent *o* (instead of *a*) before nasals may be set down either as Old West Saxon, or as Mercian: *monn*, 22*, 63*, *monez*, *hwomm*, *noma*, *somnian* (by the side of *mann* 8*, 43*, *hand* 6*, 19*, 29*, 46*, *sanz*, *hanzade*, *zewanod*, *nama* 6*, 19*, 29*, 46*).

Other forms point rather to the Middle West (Mercian):

¹) Luick § 261, note 2.

(1) Velar epenthesis in *weorod* 8* and in *weorold*, also contracted to *weorld* and (Kentish?) *wiorld* (by the side of WS. *worold*, *woruld*, and late contracted *world* 28*).

(2) Breaking in *seolf* and *forsweolzeð* 57* (besides *for-swelze*).

(3) The frequent *u* (for LWS *o*) in unaccented syllables as in *ƿæzrur*, *ƿæzrust*, *zeozuð*, *dēoƿul* 61*, *hunzur*, *ƿunnur*, *woruld*, *sindun*, *witun*, *sculun*, *hanzude*, *zeblētsud*, *zebaðud* 21*, *zezearwud*, *clānsud* 18*, *witudlice*.

(4) The full present forms *āsprinzeð* 42*, *āspīweð* 57*, *āzīfeð* 51*, *scīneð* 47*, *cymeð*, *sendeð* 57*, 59*, *forswelzeð* 57*.

(5) Typically Anglian forms of the third class of weak verbs like *hafað* 'he has' 55* and the participle *lifzende* (for WS *libbende*).

(6) The frequent use of the preposition *in* (for WS *on*): 20*, 25*, 27*, 28* (twice), 33*, 36*, 40*, 41*, 42*, 53*, 59*, 63*.

(7) Perhaps also the *i*-mutated forms *scēte* 15* and *nēhsta*, though the corresponding *hēhsta* (from *hēahsta*, Bülbring § 316) is also found in West Saxon. Cf. also LWS *zereht* (for *zereht*) and *nēh* 18* (for *nēah*).

(8) Possibly also *ðuruh* with a svarabhaeti *u* may be looked upon as Mercian, because the only two other examples of this form that have turned up so far in Old English, occur in the Paris Psalter 65, 11 and in the Abingdon Chronicle a. 998¹).

The curious form *nalað* 'they will not' looks like Old Northumbrian *nallað*²), but may be merely a scribal error for LWS *nil(l)að*, as a correction in the MS seems to indicate.

It is not easy to account for this mixture of forms. It seems, however, safe to assume that the form of the text, as we have it before us in the Exeter MS. has been copied from an Old West Saxon text of the first half of the ninth century — and that this Old West Saxon form had been transcribed from an Old Mercian form of the text. At least this would cover all the phonological data before us.

1) ed. H. A. Rositzke, Leipzig, 1939.

2) Anglia 61, 20ff.

Postscript. This paper had been written about ten years ago for a Festschrift for Prof. R. W. Chambers, to be edited by Prof. A. Smith, — which, however, did not come off on account of the sudden death of Prof. Chambers (1942). Unfortunately Prof. Smith did not find it in his way to return my manuscript, in spite of numerous letters from me. It was only recently that Prof. Willard, while working at the British Museum, managed to get my manuscript from Prof. Smith and to return it to me.

WASSERBURG/INN

MAX FÖRSTER †

Trotz der Vorlage mehrerer Korrekturen ergab sich beim Umbruch, daß der hinterlassene Aufsatz noch Versehen enthält. Sie betreffen vornehmlich die Fußnoten auf S. 24ff., die daher von mir durch vorgesetztes Sternchen gekennzeichnet wurden. Ebenso wurden auf S. 23, 30, 32f. die Textstellen bezeichnet, zu denen diese Fußnoten mit mehr oder weniger Sicherheit gehören.

Die folgende Liste faßt die nachträglichen Verweisungen zusammen:

| | | |
|---------------|------------|--------------------|
| S. 24, Fn. 54 | | zu S. 30, Z. 25 |
| 55 | | zu S. 30, Z. 28 |
| S. 25, Fn. 56 | | zu S. 30, Z. 36 |
| 61 | wohl | zu S. 23, Z. 6 |
| 62 | | zu S. 32, Z. 7 |
| S. 26, Fn. 64 | vielleicht | zu S. 32, Z. 22ff. |
| 65 | | zu S. 32, Z. 28 |
| 66 | | zu S. 32, Z. 36 |
| 67 | | zu S. 32, Z. 3. |

H. M. F.

DER UNTERGANG DES PRÄVERBS *3E-* IM ENGLISCHEN¹⁾

Vorbemerkung: Wir untersuchen hier nur untrennbares, d. h. in sämtlichen Formen eines gegebenen ae. Paradigmas erscheinendes *3e-*²⁾. Die Verbindung *3e-* + *ppr.*³⁾ wird gesondert behandelt werden.

Weniger gebräuchliche Abkürzungen:

- AR. The Ancren Riwe, ed. J. Morton, London 1853.
- EN. The Owl and The Nightingale, E.E.T.S. Ex. Ser. 119.
- HM. Hali Meiphad, ed. A. F. Colborn, Kopenhagen 1940.
- J. The Liflade and te Passium of Seinte Iulene, ed. S.T.R.O. d'Ardenne, Diss. Lüttich 1936.
- K. The Life of Saint Katherine, E.E.T.S. 80.
- KGl. Kentish Glosses, ed. H. Sweet: *A Second Anglo-Saxon Reader* pp. 152—175, Oxford 1887.
- KGr. Katharinengruppe, d. h. K, J, M, SW. und HM.
- KH. King Horn, ed. J. Hall, Oxford 1901.
- K. Pred. Old Kentish Sermons, E.E.T.S. 49, pp. 26—36.
- Ld. Urk. A Book of London English 1384—1425, ed. R. W. Chambers and H. Daunt, Oxford 1931.
- LH. The Lambeth Homilies, E.E.T.S. 34, pp. 1—217.
- M. The Legend of St. Marherete, E.E.T.S. 193.
- ppr. Participium Präteriti.
- SW. Sawles Warde, ed. R. M. Wilson, Leeds 1938.
- V. Verhältnis (vgl. *Anglia* 71, 129, Anm. 1).
- VH. The Vespasian Homilies, E.E.T.S. 34.
- vi. verbum intransitivum.
- v. refl. verbum reflexivum.
- vt. verbum transitivum.
- vt. + i. verbum transitivum et intransitivum.
- VV. Vices and Virtues, E.E.T.S. 89.
- W. Fr. Worcester Fragments, Erlanger Beitr. VI.

Weitere Abkürzungen vgl. p. 51 Anm. 1.

¹⁾ Im folgenden legt Verf. weitere Ergebnisse aus seiner gleichbetitelten Diss. (Kiel 1951) vor.

²⁾ zum Beispiel *gesēon*, ebenso nhd. *gedeihen*.

³⁾ Hier bezeichnen wir *3e-* als trennbar, z. B. *3efȳsed* (zum inf. *fȳsan*), ebenso nhd. *gekommen* (zum inf. *kommen*).

Die Darstellung eines sprachgeschichtlichen Prozesses, die wir uns zur Aufgabe gemacht haben, verlangt m. E. gleichzeitige Anwendung von synchronischer und diachronischer Methode. Zunächst ist das Präverb *i-* deskriptiv in einer Reihe von me. Texten zu untersuchen und dann aus dem Vergleich der Ergebnisse der sprachgeschichtliche Entwicklungsgang herauszuarbeiten. Lediglich aus praktischen Gründen drehen wir in der hier vorliegenden Zusammenfassung unsere methodische Reihenfolge um und beginnen mit einem diachronischen Abriß, der die maßgebenden historischen Triebkräfte aufdecken soll. In den folgenden synchronischen Analysen einzelner Quellen suchen wir dann, die Auswirkungen der zuvor skizzierten Entwicklungsprinzipien auf den jeweiligen Sprachzustand zu veranschaulichen.

Der Kürze halber übergehen wir hier die Masse des Materials und bieten dem Leser nur das Gesamtbild, wie es sich uns rückschauend ergibt. Wir stützen uns dabei auf die im 1. Teil unserer Arbeit beschriebenen ae. Verhältnisse¹⁾ und fragen: Auf welchem Wege wird von dort aus der spätm. Sprachstand erreicht?²⁾

Wir hoffen, daß unseren Ergebnissen dabei über das hier behandelte, besondere Thema hinaus grundsätzliche Bedeutung zukommt und sie in ihrem bescheidenen Rahmen dazu beitragen können, die Problematik des sprachlichen Strukturwandels überhaupt aufzuhellen. Im Rahmen dieser Fragestellung gehen wir stets aus von der *Zeichenfunktion*, dem Zusammenhang zwischen Sprachkörper und Sprachfunktion oder zwischen *Ausdruck* und *Inhalt*³⁾.

I. Schematische Darstellung der Entwicklung.

1. Schwund von *i-* durch Kontraktion: Im Ae. hat das Präverb *ze-* seine feste sprachliche Funktion. Die chronologisch und dialektisch bedingten Schwankungen der einzel-

¹⁾ Vgl. Anglia 71, 129—139.

²⁾ Im Ae. spielt *ze-* eine hervorragende Rolle als Element der Wortbildung. Ende des 14. Jahrhunderts ist es, abgesehen von kümmerlichen Resten, aus der Sprache verschwunden.

³⁾ Termini *tegnfunktion*, *udtryk*, *indhold* nach L. Hjelmslev, *Omkring sprogteoriens grundlæggelse*, Kopenhagen 1943 § 13.

nen Denkmäler haben lediglich idiomatische Bedeutung. Beginnender funktioneller oder lautlicher Verfall läßt sich nirgends mit Sicherheit feststellen¹⁾.

Zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert wird *3e* > *i*-²⁾. Wie die fme. Quellen zeigen, ist dieser Wandel mit einer Funktionsänderung nicht unmittelbar verbunden. In Lay. und LH. bildet *i*- wie ae. *3e*- Verbalkomposita mit neuer, vom Simplex geschiedener Bedeutung³⁾ und bleibt sogar weiterhin produktiv⁴⁾.

Jedoch schafft der Übergang *3e* > *i*- die Voraussetzungen für die phonetische Abnutzung unseres Präfixes⁵⁾ und leitet damit indirekt seinen Untergang ein⁶⁾. *I*- traf nämlich häufig mit gleichem oder ähnlichem Vokal im Hiatus zusammen. Mit

¹⁾ Spuren möglichen Schwundes nach *ne* und *sio* finden sich im Ak, vgl. *sio ȝripen* (KGl. 50; sonst nur *ȝȝripan*), *ne blisseþ* (KGl. 617; sonst nur *ȝeblissian*), *ne ȝlenzet* (KGl. 595; sonst nur *ȝȝlenzan*). Demgegenüber finde ich in KGl. *3e*- zwölfmal nach *ne*, viermal nach *sio*.

²⁾ Die Lautgeschichte der Vorsilbe *3e*- behandeln wir in einem späteren Aufsatz.

³⁾ Vgl. unten p. 58f.

⁴⁾ Über im Me. neu gebildete bzw. sich stark ausbreitende *i*-Komposita vgl. Anglia 71, 136f.

⁵⁾ Daß der Schwund der Vorsilbe den vorherigen Wandel *3e* > *i*- voraussetzt, erhärten außer dem chronologischen Zusammenfall auch die Verhältnisse in VV. Hier bestehen die Formen *3e*- und *i*- nebeneinander. Während *i*- z. B. nach *ne* meist durch Kontraktion schwindet (V: 5 : 2), bleibt *3e*- in gleicher Stellung erhalten, z. B. *ne ȝesien* (19, 33).

NB. Mit Wyld Ess. & St. VI, 130 und Flasdieck E St. 58, 2 bin ich der Meinung, daß VV. eine gesprochene Mundart, nicht ein Konglomerat von Abschreibefehlern widerspiegeln. Daraus folgt, daß dem Schwanken der Schreibung zwischen *3e*- und *i*- zwei verschiedene Aussprachen zugrunde liegen müssen. Derartige Doppelformen sind selbst innerhalb eines und desselben Dialektes nichts Ungewöhnliches (vgl. Sommerfelt, Act. Ling. V, 116).

⁶⁾ Da im Fme. aus dem Norden keine in Frage kommenden Quellen überliefert sind und wir die Entwicklung daher dort nicht verfolgen können (Lind. kennt noch keinen Schwund von *3e*-, in der Benediktinerregel, dem ältesten nordme. Denkmal, fehlt *i*- beim Verbum völlig), muß sich unsere Untersuchung auf den Süden beschränken.

Im einzelnen suchen wir die Dialektgeographie der Vorsilbe *i*- später in einem gesonderten Aufsatz zu klären.

diesem wurde es kontrahiert und fiel aus, z. B. *hi iseop* > *hiseop* > *hi seop*. Damit entstanden auf rein phonetischem Wege aus alten Kompositis neue, unpräfigierte Formen, und zwar vorzüglich nach vokalisch auslautenden Proklitika.

Zur Veranschaulichung schlüsseln wir in der folgenden Zahlentabelle die auf *i-* zurückgehenden unpräfigierten Formen in einigen Quellen nach den ihnen vorangehenden Wörtern auf:

| Quelle | Unmittelbar vorangehendes Wort ¹⁾ | | | | | | |
|------------------------|--|-----------|-----------|---|-----------------------------|-------------------------|-----------|
| | <i>hii</i> ²⁾ <i>i</i> < <i>ich</i> | <i>ne</i> | <i>to</i> | ein- silbige Prono- mina auf -e | Sonstige Prokli- tika | Son- stige Wörter | SUMMA |
| Lay. B. | 22 : 10 | 21 : 1 | 6 : 9 | 18 : 38 | 18 : 91 | 31 : 361 | 116 : 510 |
| KGr. Reg. | 4 : 0 | 12 : 0 | 12 : 0 | 8 : 5 | 24 : 38 | 9 : 49 | 69 : 92 |
| KGr. Bod. | 0 : 0 | 11 : 0 | 12 : 4 | 9 : 6 | 37 : 37 | 21 : 58 | 90 : 105 |
| RGl. A. ³⁾ | | | | | | | |
| <i>i-se</i> | 13 : 0 | 20 : 1 | 16 : 1 | 56 : 12 | 10 : 20 | 3 : 149 | 118 : 183 |
| sonstige ⁴⁾ | 0 : 0 | 8 : 1 | 3 : 0 | 3 : 1 | 11 : 6 | 9 : 36 | 34 : 44 |
| K. Pred. | 3 : 0 | 0 : 0 | 1 : 0 | 0 : 0 | 1 : 0 | 0 : 11 | 5 : 11 |
| Ay. ⁵⁾ | 13 : 18 | 38 : 17 | 30 : 15 | 17 : 70 | 27 : 54 | 17 : 242 | 142 : 416 |
| Lay. A. | 0 | 10 | 3 | 1 | 4 | 10 | 28 |
| LH. | 0 | 4 | 5 | 2 | 2 | 2 | 15 |
| VV. | 0 | 5 | 0 | 0 | 2 | 1 | 8 |
| EN. ⁶⁾ | 0 | 13 | 0 | 1 | 2 | 5 ⁷⁾ | 21 |

¹⁾ Die erste Zahl gibt die Formen ohne *i-*, die zweite diejenigen mit *i-* an. Bei den Quellen, in denen der Schwund selten vorkommt bzw. direkt nachweisbar ist, zitieren wir nur die Belege ohne *i-*.

Da nach *be*, *bi* < *bēon*, *bion* nur ppr. vorkommen, erscheint dieses Wort nicht in obiger Tabelle.

²⁾ *Hii*, *hi*, in Lay. B, RGl, LH, VV, EN, und im Kent. Lay. A. und KGr. haben stattdessen *heo*, *ha* (vgl. A. S. C. Ross *LS* 4, 14—23). *i* < *ich* nur belegt in Lay. A., KGr. und RGl.

³⁾ Da bei RGl. der Schwund bei den einzelnen Verben verschieden weit vorgeschritten ist, werden diese getrennt aufgeführt.

⁴⁾ d. h. *i-knowe*, *i-laste*, *i-leue*, *i-pe*. Bei *i-here*, *i-wite* ist *i-* grammatikalisiert. Diese Verben erscheinen daher nicht in unserer Tabelle.

⁵⁾ Die Häufigkeit von *i-* nach *to* in Ay. erklärt sich durch Grammatikalisierung (vgl. unten p. 62).

⁶⁾ Mss. *C* und *J*. Wir zählen die Beispiele in jedem Ms. einzeln.

⁷⁾ Hier verstummt *i-* aus metrischen Gründen.

MARIO WANDRUSZKA

HALTUNG UND GEBÄRDE DER ROMANEN

(Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Band 96)

1954. gr. 8. 100 S. DM 11.-;

für Abonnenten der Zeitschrift für romanische Philologie DM 9.-

Inhalt: Vorwort – I. *La contenance* – II. *Il contegno* und *el continente* – III. *Le maintien* und *le port* – IV. *L'atto* und *l'attitudine* – V. *La posture* und *la pose* – VI. *Le geste* – VII. *L'allure* und *la démarche* – VIII. *L'air* – IX. *La manière* – X. *La gravité* und *la grâce* – Schlußwort – Wörterverzeichnis.

Aus dem Vorwort des Verfassers:

Zu den landläufigen Vorstellungen von romanischer Wesensart gehören die ausdrucksvollen, großartigen, lebhaften, liebenswürdigen Haltungen und Gebärden. Dem Nordländer scheint im Süden der menschliche Körper eine deutlichere Sprache zu sprechen, eine Sprache, die in unerschöpflichem Wechsel Ausdruck, Darstellung, Aufforderung ist, die den Menschen im Blut liegt, die ansteckend in der Luft liegt. . . .

Haltung und Gebärde der Völker romanischer Zunge unterscheiden sich entsprechend ihrem Anteil an iberischem, keltischem, germanischem, arabischem Erbe. Geschichtlich gesehen ist der gemeinsame Nenner die rhetorische, politische, forensische Tradition der Antike, ein halbes Jahrtausend römischer Haltungen und Gebärden auf allen Plätzen und Straßen des Weltreichs, die antike Tradition, die auch in der rituellen und oratorischen Gestik der römischen Kirche weiterlebt, und die Haltung und Gebärde der höfischen Gesellschaft des Mittelalters, in Süd- und Nordfrankreich zuerst gestaltet, an den Höfen der italienischen Renaissance weitergebildet, im spanischen *Siglo de Oro* übersteigert, und wieder im französischen *Grand Siècle* zu europäischer Gültigkeit geprägt. Die Kultur der Haltungen und der Gebärden vom höfischen Festsaal des 12. bis zum aristokratischen Salon des 18. Jahrhunderts ist eine romanische Gemeinschaftsleistung, die das Bild der europäischen Gesellschaft bis weit in den Norden und Osten unseres Erdteils bestimmt hat.

Das eigentlich Romanische in Haltungen und Gebärden, wenn es der aufmerksame Beobachter auch noch so überzeugend erlebt, läßt sich schwer in Begriffe fassen, geht es doch hier nicht um die im einzelnen schon oft be-

MAX NIEMEYER VERLAG · TÜBINGEN

schriebenen Zeichen der besonderen Gebärdensprache der Mittelmeervölker, sondern überhaupt um die Sprache des menschlichen Körpers bis in seine feinsten und flüchtigsten Stellungen und Bewegungen. Aber bietet nicht der Wortschatz, den sich die romanischen Völker geschaffen haben, um davon zu sprechen, einen Schlüssel zum Verständnis? Für Haltung und Gebärde besitzen die Romanen Wörter, die oft schon durch die Schwierigkeit, sie in andere Sprachen zu übersetzen, darauf hindeuten, daß es sich um etwas Eigenstes handelt, einen Wortschatz, der in seiner reich entfalteten Bedeutung und Verwendung ein beredtes Selbstzeugnis romanischer Kultur ist.

Dieser Wortschatz soll hier etwas näher untersucht werden.

KURT WAIS

FRÜHE EPIK WESTEUROPAS UND DIE VORGESCHICHTE DES NIBELUNGENLIEDS

1. Band: Die Lieder um Krimhild, Brunhild, Dietrich
und ihre frühen außerdeutschen Beziehungen

Mit einem Beitrag von HUGO KUHN

BRUNHILD UND DAS KRIMHILDIED

Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Band 95

1953. gr. 8. 211 S. DM 22.—;

für Abonnenten der Zeitschrift für romanische Philologie DM 18.60

Das große Verdienst vorliegender Arbeit ist es, daß wir der endgültigen Lösung um viele Schritte näherstehen, besonders weil es Wais auf überzeugende Weise gelungen ist, die außergermanischen Parallelen, ohne deren Erforschung es nicht möglich ist, den Stoffproblemen der Nibelungengeschichte gerecht zu werden, aufzudecken.

Leuvense Bijdragen

In vorsichtiger Deutung sucht Vf. die verschiedenen Schichten aufzudecken, aus denen das Nibelungenlied besteht. Die mannigfachen Stufen des Krimhildliedes, des Siegmundliedes, das Gedicht von der Rabenschlacht, die Völsungen-Saga und das keltische Mabinogi flossen ineinander, und dabei verschoben sich die Charaktere der beteiligten Personen und traten manche Hauptfiguren zurück, während dann wieder Randgestalten in den Mittelpunkt des Interesses rückten, Ausführungen, auf die wir hier im einzelnen nicht eingehen können. Jedenfalls wird uns gezeigt, wie das Ineinanderwirken ungarischer, germanischer, spanischer und keltischer Sagen- und Geschichtsmotive auf einen gemeineuropäischen Dichtungsbesitz zurückführt, der in einem großen Teil der Forschung bisher entweder in der Einzelinterpretation zugrunde ging oder in „mystisch-mythologischer Schau“ zerredet wurde. Daß Vf. den Mut hatte, diese Gesamtschau des verwinkelten Komplexes zu wagen, eine Gesamtschau, die zudem bei seiner profunden Kenntnis der

Einzelforschung nicht im luftleeren Raum hängt, ist ein Versuch, der auf das wärmste zu begrüßen ist.

Deutsches Archiv

This book presents a masterly analysis of the complicated problems of the genesis of the Nibelungenlied The Nibelungenlied appears as an unsurpassed work not only of the German, but of the European genius in general, with elements of the various strata scattered all over the continent, from the Nordic *Volsung Saga* and the Anglo-Saxon *Finnesburh Song* to the Welsh *Mabinogion*, the Spanish *Infantes de Lara* and the *Chronica Hungarorum*.

Books Abroad

AUGUST BUCK

ITALIENISCHE DICHTUNGSLEHREN VOM MITTELALTER BIS ZUM AUSGANG DER RENAISSANCE

Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Band 94

1952. gr. 8. 204 S. DM 18.-;

für Abonnenten der Zeitschrift für romanische Philologie DM 14.40

Kein theoriegeschichtlich interessierter Literaturwissenschaftler – ob Romanist oder nicht – wird dieses Buch künftig ignorieren dürfen. *Romanistisches Jahrbuch*

Nirgendwo geht Buck am Wesentlichen vorüber, reiche Kenntnis und Verlässlichkeit spricht aus jeder Seite.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen

Angesichts der eminenten Bedeutung, die die hier systematisch dargestellten Ideen nicht für Italien, sondern für das gesamte europäische Geistesleben gehabt haben, verdient das gewandt geschriebene, aufschlußreiche Werk aufmerksame Beachtung.

Die neueren Sprachen

This stimulating contribution of the understanding of Italian literature is a study of the interdependence and reciprocal influence of poetry and ideas about poetry . . .

With such criteria for his researches Professor Buck achieves a freshness of approach which is most promising in its implications, and there will be few Italian scholars who do not find new openings for insight in the course of reading his book. It will be found to have important advantages as compared with that of more conventional historico-literary studies. It makes possible, for instance, an integrated conception of both Latin and vernacular poetry, which tend to be artificially separated on modern literary histories of the late medieval and humanistic periods, reminding us that the 'History of Italian Literature' becomes, as we go back in time, a more and more arbitrary subject, framed to meet the needs of present-day teaching rather than to expound the outlook of the poets to whom it refers.

From his unitary viewpoint Professor Buck is able to bring out with new clarity the relationship between medieval poetry and the principles of medieval *rhetorica*. Thus in his first two chapters he carries further the fundamental work of

interpretation elaborated by scholars such as Schiaffini and Curtius. Proceeding necessarily to treat his material *ad hominem* he examines the way in which Aristotelian psychology and Franciscan mysticism combined to provide a new and vital link between poetic feeling and poetic creativity. He then follows the poets' conception of themselves from the *poeta theologus* of the Trecento, through the *poeta historiographus* and the *poeta rhetor* of early and later Humanism, to the *buono imitatore delle azioni e de' costumi de gli uomini* of the neo-Aristotelian ideal. Nor does he neglect the rebel souls, the 'natural' poets and writers like Machiavelli, Cellini, Berni or Folengo ...

Modern Language Review

WALTHER SUCHIER

FRANZÖSISCHE VERSLEHRE AUF HISTORISCHER GRUNDLAGE

Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen, Band 14

1952. gr. 8. 245 S. Geb. DM 22.—, Hlwd. gebd. DM 24.50

Le manuel de M. S. rendra de grands services.

Zeitschrift für romanische Philologie

... dieses übersichtlich angelegten und zuverlässigen Lehrbuchs in dem jede Seite für die langjährige enge Vertrautheit des Verfassers mit seinem Gegenstand zeugt.

Romanistisches Jahrbuch

Die langentbehrte französische Verslehre liegt endlich vor, und sie erscheint mit Recht in der Reihe der Lehr- und Handbücher, denn hier ist ein Buch, das jeder Besitzer immer wieder zu Rate ziehen wird ... Ein solches Lehrbuch ist nur als geschichtlich darstellendes sinnvoll. Das reiche, sichere und behutsame Wissen W. Suchiers hat sich der historischen Aufgabe voll und ganz gewachsen erwiesen; es gibt Seiten, auf denen der Kenner in jedem einzelnen Satz die knappe Kondensierung weitgedehnter Forschungsergebnisse formuliert weiß. ... Aber was das Buch Suchiers zu einem Ereignis macht, ist, daß die durch Andreas Heusler erschlossenen neuen Erkenntnisse der germanischen Verskunde befruchtend herüberwirken. In dem Streit, was das Primäre war, das Silbenzählen oder der alternierende Rhythmus, erkennt jetzt Suchier mit Recht, daß ein nur silbenzählender Vers an den Anfängen der Dichtung ein blutloses Schemen wäre. Zu Rilkes senkungsfreien französischen Versen vermag Suchier jetzt einen Weg des Verstehens zu bahnen. Versunken ist die vergebliche Liebesmüh, romanische Versformen aus den Metren der antiken Buchdichtung abzuleiten. Spürbar weht bei Suchier eine neue Luft. ... Auf dem Weg zu künftiger Forschung wird das Buch Suchiers ein gewichtiger Markstein sein.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen

Die angezeigten Bücher sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

MAX NIEMEYER VERLAG · TÜBINGEN

Wie vorstehende Übersicht zeigt, verstummt *i-* am häufigsten nach *hi*, *i* (< *ich*), *ne*¹⁾ und *to*²⁾, weniger konsequent nach einsilbigen Pronomina auf *-e*³⁾ und nur selten in anderen Stellungen. Damit bestätigen alle von uns untersuchten Quellen eindeutig die vorgetragene Kontraktionstheorie.

Zu einer funktionellen Verschiebung führen die beschriebenen Vorgänge zunächst nur insofern, als die Vorsilbe *i-* nun neben ihrem einstweilen weiter bestehenden semantischen Wert auch satzphonetische Bedeutung annimmt⁴⁾ und beide Prinzipien sich überschneiden⁵⁾, z. B. erscheint die Form *hi hereþ* sowohl im Paradigma *heren* wie im Paradigma *i-heren*. Lexikalisch ergibt sich folgendes Bild:

*heren*¹⁾ (< ae. *hēran*) „servire“,
i-heren, *heren*²⁾ (< ae. *zehēran*) „audire“⁶⁾.

¹⁾ Mit *hi* und *i* (< *ich*) wurde *i-* (< *3e-*) wegen der Vokalgleichheit in jeder Stellung kontrahiert, ebenso mit dem vor dem Verbum fast stets schwachtonigen *ne* [*ni*]. (Über *ne* > *ni* vgl. Anm. 3 auf dieser Seite.) In Lay. B. gehen *hi* „they“ und *i-* (< *3e-*) auch in der Orthographie durcheinander (Material bei Bøgholm, *The Layamon Texts*, *TCLC III* 1944, p. 44.)

²⁾ Der häufigere Verlust von *i-* nach *to* als nach *he*, *me*, usw. erklärt sich durch das Fehlen so naher Parallelförmigkeiten wie *ich i-here* : *he*, *me (i)herþ*. Außerdem wurde er durch die Schwachtonform *te* [*tə*, *tɪ*] begünstigt (sehr häufig belegt in KGr.).

³⁾ Nach Luick *Hist. Gr.* § 442 geht vortoniges *-e* in offener Silbe im 11./12. Jahrhundert zu *-i* über. Dieser Wandel muß auch für proklitisches *3e*, *he*, *me*, *ne*, *þe*, *we* gelten. Daher ist anzusetzen *ne isah* [*ni isah*] > *ne sah* [*nisah*] usw.

Neben der konventionellen Orthographie finden sich auch einige phonetische Schreibungen wie *niso* (< *ne iso*) (EN. 382 C, 674; VV. 25, 9). Auch in heutigen Dialekten zeigen [ə] (< *i-* < *3e-*) und die hier genannten Proklitika den gleichen Vokal (vgl. Wright, *Dial. Gr* §§ 403—410, 425, Index s. v. *ye*; *EDD*. s. v. *no*).

Bei diesen Wörtern erfolgte Kontraktion daher in erster Linie in schwachtoniger, kaum in orthotonierter Stellung.

⁴⁾ Vgl. *þe reue þa he herde þis* (J, Reg 587) neben *þa þe reue iherde þis* (J 58) usw.

⁵⁾ Nach proklitischen Vokalen fallen Simplex und *i*-Kompositum lautlich zusammen.

⁶⁾ Vgl. cymr. *fy moch*¹⁾ (zu *mochyn*) „meine Schweine“, *fy moch*²⁾ (zu *boch*) „meine Wange“. Bei den cymr. *treigladau* handelt es sich ebenso wie beim me. Verlust von *i-* ursprünglich um eine rein phonetisch bedingte Veränderung am Wortanfang unter Einfluß des vorangehenden Lautes.

Besonders deutlich werden diese Verhältnisse etwa bei einem Vergleich der älteren mit der jüngeren Lay. Hs., den wir hier aus Platzmangel nicht im einzelnen vorführen können.

Als Kriterium dafür, ob eine gegebene unpräfigierte Form aus altem Simplex oder altem Kompositum herzuleiten ist, verwenden wir die Wortbedeutung. Da Lay. z. B. wie das Ae. *gripen* vi. regelmäßig von *i-gripen* vt. scheidet, nehmen wir an, daß die außerdem belegten transitiven Formen ohne *i-* (3 in Ms. A, 9 in Ms. B) durch Schwund des Präfixes entstanden sind. Diese erscheinen daher in obiger Tabelle, jedoch nicht *gripen* vi. (< ae. *zripan*). Ebenso verallgemeinert Lay. *i-* z. B. bei *i-biden*¹⁾, *i-seon*²⁾. Bei den daneben vereinzelt auftretenden unpräfigierten Beispielen rechnen wir mit Verlust der Vorsilbe und haben sie in unserer statistischen Übersicht sämtlich mit aufgeführt³⁾.

2. Analogiewirkungen: Auf Grund der skizzierten Kontraktionen ergab sich in der Flexion der *i*-Komposita bunter Wechsel zwischen präfigierten und unpräfigierten Formen. Als Modell ist folgendes Paradigma anzusetzen⁴⁾:

Präsens: *ich i-herē, i herē; we (i)herēþ; þu iherest; ge (i)herēþ; he (i)herēþ; ha, hit iherēþ; hi herēþ.*

Daneben: *ich ne herē, þu ne herest* usw. (stets unpräfigiert).

Infinitiv: *to herē, mai* (oder anderes Hilfsverb) + *i-heren*.

Imperativ: *i-her(eþ), ne herē(eþ).*

Die übrigen Formen sind entsprechend anzusetzen.

In diesem Paradigma konnte leicht analoger Ausgleich eintreten. Wie obige Tabelle andeutet, fällt *i-* dabei in größe-

¹⁾ V: 5: 23 (Ms. A); 5: 10 (Ms. B).

²⁾ V: 6: 220 (Ms. A); 25: 140 (Ms. B).

³⁾ Nach diesen Prinzipien ist die Tabelle oben p. 40 zusammengestellt. Für Ay, der präfigierte und unpräfigierte Formen grammatisch differenziert, führen wir jedoch unter „ohne *i-*“ diejenigen Beispiele auf, in denen die Vorsilbe fehlt, obwohl sie nach dem sonstigen grammatischen (nicht wie in den anderen Quellen semantischen) Gebrauch zu erwarten wäre.

⁴⁾ Theoretisch rein ist dieses Paradigma nur in K. Pred. zu belegen. In den anderen Quellen ist es mehr oder minder durch Analogiewirkungen gestört. Jedoch ist, wie unsere Tabelle lehrt, starke Tendenz zu obiger Formenverteilung überall vorhanden.

rem Umfang zunächst auch nach nicht auf *-e*, *-i* auslautenden und nach mehrsilbigen Proklitika wie *ant*, *ha*, *heo*, *heom*, *him*, *hine*, *hit*, *bet* (pron.rel.), *pu*, *us*, selten nach *ich*¹⁾, nur in geringem Umfang nach anderen Wörtern. Umgekehrt konnte *i-* jedoch auch nach *hi*, *ne*, *to* usw. wiederhergestellt werden²⁾, unterlag dann jedoch erneuter Kontraktion. Entsprechende Beispiele sind nur in Ay. häufig.

3. Grammatikalisierung: Präsens und Präteritum mit dem Nebeneinander von *ich i-here*, *hi hereþ* usw. boten dem analogen Ausgleich einen günstigeren Ansatzpunkt als etwa der Imperativ oder die Fügung Hilfsverb + Inf., denen außer *ne* kaum je vokalisch auslautende Proklitika vorangingen. Daher konnte *i-* im Indikativ schnell durch Systemzwang beseitigt werden³⁾, während es sich im Imper., Konj.⁴⁾ und nach Hilfsverben⁵⁾ länger hielt. Hier wurde es teilweise sogar nach Wörtern wie *hi*, *ne* wiederhergestellt. Nach *to* war *i-* bereits durch Kontraktion geschwunden. Das part. präs. wurde schon im Ae. selten, daß ppr. fast durchweg mit *3e*-präfigiert⁶⁾. Das Me. führt diese Tendenzen jeweils völlig durch.

Damit wird *i-* zum morphologischen Kennzeichen bestimmter grammatischer Formen, d. h. es wird grammatikalisiert. An die Stelle des obigen Paradigmas tritt folgende Flexionsweise⁷⁾:

1) Diese Wörter sind in unserer Tabelle oben p. 40 unter der Rubrik „Sonstige Proklitika“ zusammengefaßt.

2) zum Beispiel *i-se ne i-knowe* (RGL 9515).

3) Nur in Ay. stellen einige sehr häufige *i*-Komposita (*y-hyere*, *y-leste*, *y-leue*, *y-zy*) die Vorsilbe auch im Indik. wieder her.

4) Die längere Bewahrung von *i-* im Konjunktiv dürfte sich als Analogie zur Gruppe Hilfsverb + Inf. erklären, die häufig nichtindikativen Modus umschreibt.

5) Die Grammatikalisierung von *i-* in der Fügung Hilfsverb + Inf. hat nichts mit irgendwelchen „Aktionsarten“ zu tun, sondern erfolgt im 13. Jahrhundert infolge des lautlichen Schwundes der Vorsilbe in anderen Verbalformen. Im Ae. und noch bei Lay. kann von einer ähnlichen Behandlung der Vorsilbe keine Rede sein.

6) Vgl. Samuels, *The Ge- Prefix in The OE. Gloss to The Lindisfarne Gospels* (Transact. Phil. Soc. 1949) § 12.

7) Die zitierten Paradigmata sind Ay. entnommen.

Indik. präs. *wot, wost, wyteþ*; prät. *wyste*;
 Konj. präs. *ywyte*, prät. **ywyste*¹⁾; Imper. *ywyte(b)*.
 Inf. nach Hilfsverb: *ywyte*, nach *to*: *to wyte(ne)*.
 Part. präs. *wytinde*, prät. *ywyte*.

Oder mit Wiederherstellung von *y-* auch im Indik.

Indik. präs. *yzy, zyzyxt, zyzyþ, zyzeþ*; prät. *zyez, yzeze, yzeze(n)*.
 Konj. präs. *yzi*, prät. *yzeze*; Imp. *yziþ, *zyzeþ*²⁾.
 Inf. nach Hilfsverb: *yzy, zyzyenne*; nach *to*: *to yzy, to zyenne*³⁾.
 Part. präs. *zyinde*, prät. *zyoze*.

In diesem Paradigma werden die Flexionsformen außer durch Personalpronomen und Endung auch noch durch Präfigierung kenntlich gemacht⁴⁾.

Dieses Stadium der Grammatikalisierung zeichnet sich außer in Ay. deutlich ab u. a. in PM.⁵⁾, EN.⁶⁾, bei RGl.⁷⁾, Trev.⁸⁾ und Chaucer⁹⁾.

¹⁾ Nicht belegt, erschlossen nach *yzeze*.

²⁾ In Ay. nicht belegt.

³⁾ Die außergewöhnliche Wiederherstellung von *y-* im casus rectus *to yzy* dient offenbar der besseren Differenzierung vom Obliquus *to zyenne*. Bei den übrigen *i*-Kompositis kommt derartige Konkurrenz zwischen flektiertem und nichtflektiertem Inf. nicht vor, so daß dort *y-* nach *to* stets fällt.

⁴⁾ Als Parallelbeispiel für derartige mehrfache morphologische Kennzeichnung grammatischer Formen verweisen wir auf nfrz. Plurale wie *nous appelons*, die zusätzlich zu den üblichen Flexionsmitteln vom Sing. *j'appelle* durch Synkope des Mittelvokals geschieden sind (vgl. G. Gougenheim, *Éléments de phonologie française* Paris 1935, p. 61).

⁵⁾ *i-hialde, i-þenche* nur im Inf. nach Hilfsverb (26, 4; 138, 1) *izieu* nur im Konj. (152, 1) (Ms. Digby A 4).

⁶⁾ *i-bringe, i-queme, i-queþe, i-schilde, i-schire, i-swike, i-seche, i-þenche* nur im Inf. nach Hilfsverb und im Konj.

⁷⁾ *i-here*: Hilfsverb + Inf.: V: 0: 23; Sonstige Formen: V: 71: 5; *i-wite*: Hilfsverb + Inf.: V: 4: 10 (Ms. A), 0: 15 (Ms. α); Sonstige Formen: V: 90: 1.

⁸⁾ In Bd. I—III *i-* (außer im ppr.) nur in *mizte, schulde i-see* (Ms. H. 1. St. John's II, 171, 20; III, 345, 7; Ms. Cotton Tib. D VII: III, 97, 11; 273, 17; 345, 7).

⁹⁾ *Y-* (außer im ppr.) nur in der Gruppe Hilfsverb + Inf. (25mal) im Konj. (1mal) und Imper. (2mal).

4. Verlust des semantischen Wertes: Gleichzeitig mit der Grammatikalisierung führt der fortschreitende Verlust der Vorsilbe *i-* in immer zahlreicheren Fällen zur Homonymität von Simplex und *i*-Kompositum. Der Sprecher mußte in wachsendem Maße schwanken, welchem der beiden Verben eine gegebene Form zuzuordnen sei. Auf diese Weise verliert *i-* seine Brauchbarkeit als semantisches Unterscheidungsmittel. Für die weitere Entwicklung bieten sich zwei Möglichkeiten:

a) Simplex und Kompositum schließen sich zu einem einzigen, neuen Paradigma zusammen, das die Bedeutungen beider Verben auf sich vereinigt, d. h. der Zusammenfall der Formen führt zum Zusammenfall der Bedeutungen. Dabei ergeben sich echte Suppletivbildungen. Zum Beispiel unterscheidet Lay. *witen* „wissen“, „erfahren“ von *i-witen* „erfragen“. RGl. und Ay. vereinigen beide Verben zu einem und demselben Paradigma, in dem bestimmte Formen präfigiert werden, andere ohne *i-* bleiben.

b) Eines der beiden Verben (Simplex oder *i*-Kompositum) geht verloren und wird durch ein drittes ersetzt, d. h. ein bestimmtes Wort stirbt aus infolge lautlichen Zusammenfalls mit einem zweiten, dessen Konkurrenz es nicht gewachsen ist¹⁾. Das überlebende Verbum übernimmt präfigierte wie unpräfigierte Formen und scheidet sie grammatisch. Zum Beispiel kennen LH, VV, Lay, KGr. *heren*¹ (< *hēran*) „servire“ neben *i-heren*, *heren*² (< *zehēran*) „audire“. RGl, Ay. verwenden nur noch (*i*)*here* (< *zehēran*) „audire“. Das alte Simplex *heren* „servire“ wird bereits seit Lay.B. durch *sarvi* ersetzt²⁾.

Somit führt der Schwund des Präverbs *i-* durch Kontraktion doppelten Funktionswandel herbei:

α) Der alte semantische Wert der Vorsilbe geht verloren³⁾.

¹⁾ Vgl. W. v. Wartburg, *Einführung in die Sprachwissenschaft* 125ff.

²⁾ Vgl. Wyld *Lang.* VI, 12.

³⁾ Von einem semantischen Wert der Vorsilbe *i-* läßt sich jetzt nur noch vom historischen Standpunkt aus sprechen, d. h. insofern, als *i-* ausschließlich mit solchen Verben verbunden wird, bei denen ihm ursprünglich ein solcher zukam.

β) *I-* übernimmt seit dem 12. Jahrhundert eine satzphonetische Funktion, die später ins Grammatische umgedeutet wird¹⁾. Die Grammatikalisierung erfolgt vorzüglich im Konj., Imper. und der Gruppe Hilfsverb + Inf.

5. Endgültiger Verlust der Vorsilbe: Trotz Grammatikalisierung bleiben die oben aufgezeigten Bedingungen, unter denen *i-* mit vorangehendem proklitischem Vokal kontrahiert werden konnte, weiter bestehen. Die skizzierte funktionelle Neuverteilung der Vorsilbe konnte daher nirgends zu voller Entfaltung gelangen. Selbst die sprachlich sehr konservative Ay, die die Grammatikalisierung am konsequentesten durchführt, kennt *hi zyeþ* neben *hi zzyeþ* (V:4:16), *mizten ne uele* neben normalem Hilfsverb + *ieue* (V:1:7), den Imperativ *ne hyer* neben *yhyer*, *yhyreþ* (V:1:4). Neben der neuen, grammatischen behält *i-* also seine alte, satzphonetische Funktion.

Auf diesem Wege dringen in der Folgezeit unpräfigierte Bildungen in wachsendem Ausmaß auch in die für *i-* reservierten Teile des Paradigmas ein und breiten sich analog aus. Neben den oben²⁾ zitierten Beispielen für grammatikalisches *i-* aus EN, Trev. und Chaucer finden sich in den gleichen Texten und von denselben Verben auch im Konj., Imper. und der Gruppe Hilfsverb + Inf. viele unpräfigierte Formen. Eine Zeitlang bestehen präfigierte und unpräfigierte Formen noch nebeneinander. Jedoch wird *i-* immer seltener und stirbt schließlich ganz aus. Da die Formen, in denen *i-* grammatikalisiert war, auch ohne die Vorsilbe durch Pronomen bzw. Endung hinreichend gekennzeichnet waren, zog ihr Verlust keine weiteren Strukturwandlungen nach sich.

In der Schriftsprache ist dieser Zustand Ende des 14. Jahrhunderts erreicht. Als einzige Ausnahme ist bis heute das Kompositum *afford* (< *i-forþien*) lebendig³⁾. Bis auf dieses

¹⁾ Genau parallel verläuft die Entwicklung der cymr. *treigladau*. Diese beruhen ursprünglich auf altbrythonischen Lautveränderungen, z. B. werden intervokalische Tenues zu Mediae, Mediae und *m* zu stimmhaften Spiranten: **oinā mammā* > *un fam* (vgl. Morris-Jones, *A Welsh Grammar* Oxford 1913, p. 161). Heute jedoch regeln sie sich rein syntaktisch infolge "generalisations of prevalent forms" (ib. § 109).

²⁾ p. 44 Anm. 6, 8, 9.

³⁾ Dieses Verbum verdankt sein Überleben seiner häufigen Verwendung in der Gruppe Hilfsverb + Inf. (nur so in unseren Quellen

Beispiel findet sich altes untrennbares *i-* in der Schriftsprache seit dem 15. Jahrhundert nur in ganz vereinzelt Belegen. Bei Schriftstellern, die es noch gebrauchen, gilt es lediglich als archaisierendes Stilmittel, das man nicht aus der lebendigen Sprache, sondern aus der alten Literatur übernimmt¹⁾. Deshalb präfigiert man wahllos und bildet selbst Formen neu, die lange ausgestorben waren oder nie bestanden hatten, z. B. *y-cleepe* inf.²⁾, *y-shrilled* prät.³⁾, *star-ypointing*⁴⁾.

Länger hält sich *i-* in der Gruppe Hilfsverb + Inf. in einigen Dialekten. In Glos. ist es in dieser Fügung noch im 17. Jahrhundert bezeugt⁵⁾. Möglicherweise gehört hierher auch das bei Dickens belegte *can't abear*⁶⁾. Heute ist, soweit ich feststellen kann, untrennbares *i-* auch dialektisch ausgestorben.

6. Ergebnis: Unsere bisherige Darstellung zeichnet die Entwicklung rein schematisch durch folgende Zwischenstufen:

a) *I-* schwindet durch Kontraktion. Zu seiner semantischen Funktion tritt eine satzphonetische.

b) Die unpräfigierten Formen breiten sich analog aus. *I-* verliert seinen semantischen Wert und wird grammatikalisiert.

c) Die Vorsilbe verstummt infolge weiterer Kontraktionen. Zu ihrem grammatischen erhält sie erneut satzphonetischen Wert.

d) Durch Analogie wird *i-* in allen Verbalformen vollständig beseitigt.

Den entscheidenden Anstoß zu dem beschriebenen Prozeß gibt danach in allen Stadien der Entwicklung die Kontraktion des Präverbs *i-* mit vorangehendem Vokal. Im Gegensatz zu der bisher herrschenden Auffassung erblicken wir die Ursache des Unterganges also nicht in der angeblichen Bedeutungs-

belegt) sowie der frühzeitigen Öffnung *i-* > *ə-*, durch die das Präfix mit afrz. *a-* zusammenfiel.

¹⁾ Vgl. Spensers Epistel an Gabriel Harvey im Vorwort zum *Shepherd's Calender*.

²⁾ Spenser, *Colin Clout* 65.

³⁾ ib. 22.

⁴⁾ Milton, *On Shakespeare* 4.

⁵⁾ Vgl. Slettengren, *Contributions to The Study of Aphaeretic Words in English*, Lunder Diss. 1912, p. 49.

⁶⁾ *David Copperfield* [Collin's Pocket Classics 1] pp. 400, 445.

losigkeit der Vorsilbe¹⁾, sondern in ihrer phonetischen Reduktion auf Null.

Dieser Wandel auf der *Ebene des Ausdrucks* zieht auch auf der *Ebene des Inhalts*²⁾ bestimmte Änderungen nach sich. Vorangetrieben wird die Entwicklung hier durch die gleichzeitige Existenz zweier Funktionen in einem Morphem. Die satzphonetische Funktion, die *i-* zusätzlich zu seiner früheren Bedeutung übernimmt, entwertet die Vorsilbe zunächst semantisch und schließlich auch grammatisch. Eher als von Bedeutungsschwäche könnte man also von funktioneller Überbelastung sprechen.

II. Die Entwicklung der einzelnen *3e*-Komposita.

Bei Prüfung an Hand der Quellen erweist sich unser bisheriger schematischer Abriß als teilweise ahistorische Abstraktion. In der lebenden Sprache handelt es sich nirgends um das Präverb *i-*, sondern stets um einzelne *i*-Komposita. Die beschriebenen Wandlungen erfassen nicht alle Verben gleichzeitig, sondern ergreifen sie einzeln und nacheinander. Kaum begegnen uns im Me. auch nur zwei *i*-Komposita, die im gleichen Augenblick genau in gleicher Weise behandelt würden. *I-gan* verliert das Präfix z. B. Anfang, *i-winnen* erst Ende des 13. Jahrhunderts. In RGl. regelt sich der Gebrauch der Vorsilbe bei *i-se* satzphonetisch, bei *i-here* grammatisch usw.

Schon die Quellen um 1200 kennen zahlreiche *3e*-Komposita entweder gar nicht mehr oder nur noch in vereinzelt Beispielen, während bei anderen kaum die ersten Anfänge des Schwundes festzustellen sind. In der Folgezeit verringert sich

¹⁾ Diese Theorie entstammt der methodisch unmöglichen und auf unzureichendem Material aufgebauten Arbeit von Fr. Weick, *Das Aussterben des ge-Präfixes im Englischen*, Heidelberger Diss. 1911. Mit seinem blinden Unfehlbarkeitsglauben an Streitbergs „Aktionsarten“ überträgt Weick dessen Ergebnisse vom Got. auf das Me. und erklärt hier den Gebrauch der Quellen kurzerhand für „falsch“. Daraus folgert er, die me. Autoren konnten *Simplicia* und *i*-Komposita nicht mehr „richtig unterscheiden“. *I-* sei daher als funktionslos anzusehen und aus diesem Grunde (auf irgendeine rätselhafte Weise) untergegangen.

²⁾ Termini *udtryksplan*, *indholdsplan* nach Hjelmslev l. c.

die Zahl der noch mit *i*- gebräuchlichen Verben zusehends. An Hand der Texte können wir deutlich verfolgen, wie ein zusammengesetztes Zeitwort nach dem anderen das Präfix aufgibt. Zur Veranschaulichung eine Tabelle¹⁾:

| Quelle | Zahl der <i>i</i> -Komposita | Davon sind mit <i>i</i> -: | |
|--------------------|---------------------------------|-------------------------------|-----------|
| | | a) gebräuchlich ²⁾ | b) selten |
| VH. | 54 | | |
| W. Fr. | 13 | | |
| Lay. A. | 102 | 28 | 74 |
| LH. | 71 | 20 | 51 |
| VV. | 19 | 13 | 6 |
| KGr. | 24 | 13 | 11 |
| EN. | 21 | 10 | 11 |
| Prokl. | 1 | | |
| Lay. B. | 28 | 15 | 13 |
| RGl. Ms. α | 17 | 11 | 6 |
| RGl. Ms. A | 13 | 9 | 4 |
| Ay. | 13 | 9 | 4 |
| Trev. | 1 | — | 1 |
| Chaucer | 5 | — | 5 |
| Ld. Urk. | — | — | — |
| Davy | — | — | — |

Eine Aufteilung der *i*-Komposita nach annähernd zusammengehörigen chronologischen Gruppen ergibt³⁾:

1. Die schon im Ae. seltenen bzw. ihren Simplicien semantisch sehr nahe stehenden Komposita verlieren *i*- sehr schnell im gesamten Paradigma und fallen mit jenen lautlich zusammen. Schon in den Quellen um 1200 sind sie entweder gar nicht mehr oder nur noch vereinzelt mit *i*- belegt⁴⁾.

2. Die zusammengesetzten Zeitwörter mit Stoßrichtung auf das Objekt bzw. Anteilnahme des Subjekts halten sich mit wenigen Ausnahmen bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

1) Bei der Bewertung der Zahlen ist die Länge des jeweiligen Textes zu berücksichtigen. Bei sehr wenig umfangreichen Denkmälern ist Zuordnung zu Spalte a) bzw. b) wegen der geringen Zahl der Beispiele nicht sicher möglich.

2) Hierzu zählen wir auch die zwar verhältnismäßig selten, aber stets oder überwiegend mit *i*- belegten Verben wie z. B. *i-forpien*.

3) Zu der hier benutzten semantischen Einteilung der *i*-Komposita vgl. Anglia 71, 135ff.

4) Das sind die in obiger Tabelle als „selten“ bezeichneten Verben.

3. Die Komposita des Geschehens sowie *i-lefen*, *i-lesten* sterben etwa zwischen 1250 und 1350 aus.

4. Bis Ende des 14. Jahrhunderts und zum Teil länger bewahren *i-* die Verben der sinnlichen Wahrnehmung sowie *i-forpien*, *i-beon*.

Dabei stimmen die chronologisch etwa gleichzeitigen Denkmäler im Gebrauch der Vorsilbe mit nur verhältnismäßig geringen Abweichungen überein.

Dementsprechend durchlaufen die Verben auch die Zwischenstadien auf dem Wege zum Untergang nicht gemeinsam, sondern jedes für sich¹⁾. In Ay. grammatikalisieren z. B. *y-hyere*, *y-zy* das Präfix im Indikativ, *y-wyte* verliert es in den gleichen Formen, während *ualle* / *yualle* überhaupt nicht grammatisch, sondern weiterhin semantisch geschieden werden.

Die durch Verlust des Präfixes neu entstandenen Bildungen verbreiten sich also nicht als Gesamtheit, sondern als neue Formen einzelner Wörter. Wir können nicht sagen, das Präverb *i-* unterliege zu einer bestimmten Zeit einem bestimmten Funktionswandel, schwinde oder sterbe aus, sondern der Verlust setzt ein bei einem oder einigen Kompositis, dann greift er auf immer weitere über, bis Ende des 14. Jahrhunderts *i-* praktisch aus der Sprache verschwunden ist²⁾.

Zur Verdeutlichung lassen wir eine abrißartige Übersicht über die im Fme. noch gebräuchlichen *i*-Komposita und ihre Entwicklung folgen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es im Spätme. neben ererbten *verba simplicia* solche gibt, die durch Verlust von *i-* entstanden sind, z. B. *worpe*¹ (< ae. *weorþan*) „sein, werden“ neben *worpe*² (< ae. *zeweorþan*) „geschehen, convenire“.

Unserer Aufstellung liegen folgende me. Quellen zugrunde: a) Südwesten (Abk. SWe): W. Fr; Lay. A, B; AR; KGr. Reg, Bod; RGl. α, A; Trev; b) Kent: PM. Digby; Kent. Pred; Ay; c) Nichtkent. Südosten einschließlich London (Abk. SO): VH; LH; VV; EN; KH; Prokl; Chaucer; Ld. Urk.

¹⁾ Die frühesten Grammatikalisierungen lassen sich bereits in Lay, PM. und EN. nachweisen.

²⁾ Bei der genauen Formulierung meiner Schlüsse in dieser Frage verdanke ich wertvolle Anregungen dem Artikel von Sommerfelt *Act. Ling.* V, pp. 113—124.

Unter Fme. verstehen wir hier die Quellen bis etwa 1350. Als Vergleichsbasis für das spätere Me. sind ihrer Bedeutung für die Schriftsprache wegen die Werke Chaucers gewählt. Die wachsende Verbreitung der aus *i*-Kompositis neu entstandenen Simplicien verfolgen wir an Hand von Belegzahlen für die einzelnen Quellen. In der Rubrik *LB.* ist jeweils auf das jüngste, mir bekannte Beispiel mit *i*- verwiesen¹⁾.

I-BETEN: Ae. (*ʒe*)*bētan* „büßen, bessern“ (Und.); fme. *beten*¹²⁾ „büßen“, *i-beten*³⁾ neben *beten*²⁾ (< *i-beten*)⁴⁾ „bessern, Vergebung erlangen“; Chaucer: *bete*¹⁾ (< *beten*) „büßen“, *bete*²⁾ (< *i-beten*) „bessern“ usw.⁵⁾; LB: VV.

I-BIDDEN: Ae. *biddan* vt. + i. „bitten“; *gebiddan* vt. + refl. „anbeten, beten“; Fme. *bidden* vt. + i. „bitten, beten“, *i-bidden* v. refl. (für sich) „beten“⁶⁾. Seit Mitte 13. Jahrhundert *i-bidden* ag; Chaucer: *bidden* vt. + i. „bitten, beten“; LB: KGr, AR.

I-BIDEN: Ae. (*ʒe*)*bidan* „warten, erfahren“ (Und.); Fme. *i*- va.⁷⁾, slt. *biden* (< *i-biden*)⁸⁾; Chaucer: *bide* (< *i-biden*) „warten“⁹⁾, *a-bide* „warten, erleiden“¹⁰⁾. LB: Lay. B.

I-BEREN: Ae. *zebēran* „sich benehmen“ (Snb.); Fme. *i-beren*¹¹⁾, slt. *beren* (< *i-beren*)¹²⁾; Chaucer: *bere* (< *i-beren*)¹³⁾. LB: J 398 Reg.

¹⁾ Außer den bekannten verwenden wir folgende neue Abkürzungen: *ag.* = ausgestorben; *gr.* = grammatikalisiert; *LB.* = Letzter Beleg; *nb.* = nicht belegt; *slt.* = selten; *Snb.* = Simplex nicht belegt (Nur präfigierte Formen, d. h. *ʒe*- ist verallgemeinert); *Und.* = Unterschied nicht durchsichtig (Simplex und Kompositum bestehen nebeneinander ohne klar erkennbaren Bedeutungsunterschied); *va.* = verallgemeinert.

²⁾ Belegt: LH, VV, EN.

³⁾ Unterschied kommt nur in LH. zur Geltung. Sonst *i*- nur je einmal in PM, VV. belegt.

⁴⁾ Belegt: LH. (1 mal), VV, EN.

⁵⁾ Zum Beispiel TC. 1. 665.

⁶⁾ Belegt: LH, VV, AR, KGr. Einmal in nichtreflexiver Konstruktion in Lay. A.

⁷⁾ Belegt: LH, Lay.

⁸⁾ Belegt: VH. (1 mal), Lay. A. (5 mal); Lay. B. (5 mal).

⁹⁾ Zum Beispiel A. Kn. 1576.

¹⁰⁾ Zum Beispiel B. Mel. 2175.

¹¹⁾ Belegt: Lay. A, KGr. Reg.

¹²⁾ Belegt: KGr. Bod. (1 mal), RGl. (4 mal).

¹³⁾ Als v. refl, z. B. B. Mel. 2764.

I-CNAWEN: Ae. *zecnāwan*¹⁾; Fme. *i-cnawen*²⁾, slt. *cnawen* (< *i-cnawen*)³⁾; Chaucer: (*y*)*knowe* (< *i-cnawen*), *y-gr*. LB: 1430⁴⁾.

I-CWEMEN: Ae. (*ze*)*cwēman* (Und.); Fme. *i- va.*⁵⁾, slt. *cwemen* (< *i-cwemen*)⁶⁾, EN, Ay: *i- gr*; Chaucer: *queme* (< *i-cwemen*). LB: Ay.

I-CWEPEN: Ae. (*ze*)*cweþan* (Und.); Fme. *cweþen* vt. + *i*; *i-cweþen*⁷⁾ v. refl. EN: *i- gr*. Seit Mitte 13. Jahrhundert *i-cweþen* ag; Chaucer: *queþe* vi. LB: KH, EN.

I-DON: Ae. *dōn* „tun“, *zedōn* „machen“; Me. *don*, slt. *i-don*⁸⁾ „tun“, ae. *zedōn* ersetzt durch *makien*⁹⁾. LB: J.(Reg).

I-FALLEN: Ae. (*ze*)*fallan* „fallen“ (Und.)¹⁰⁾; Me. Kent: *ualle* „fallen“, *y-ualle* „geschehen“; SWe, SO: *fallen*, einmal *i-fallen*¹¹⁾ „fallen“ neben *bifallen* „geschehen“. LB: Ay.

I-FELEN: Ae. (*ze*)*felan* (Und.); Fme. SWe. (außer AR.): *felen*, slt. *i*-¹²⁾; SO, Kent, AR: *i- va*, slt. *fele* (< *i-felen*)¹³⁾; Chaucer: *fele* (< *i-felen*). LB: 1634¹⁴⁾.

I-FINDEN: Ae. *findan*, slt. *ze-*; Fme. Wores: *finden* „vorfinden“, *i-finden* „auffinden“¹⁵⁾; Herefds: *i- va*, slt. *finden* (< *i-finden*)¹⁶⁾; Glos: *finden* va, einmal *y*-¹⁷⁾; Kent: *uynde*, *y-* slt. und in Ay. gr; SO: *finden* va, *y- nb*; Chaucer: (*y*)*finde*, *y- gr*. LB: Lydgate.

¹⁾ Nur vereinzelt ohne *ge-*.

²⁾ Belegt in allen Quellen.

³⁾ Belegt: PM (1mal), Lay. A. (3mal), KGr. Reg. (6mal), KGr. Bod. (5mal), Lay. B. (7mal); RGl. (5mal); Ay. (49mal).

⁴⁾ Nach *NED*. s. v. *y-knowe*.

⁵⁾ Belegt: VH, PM, W.Fr, Lay, KGr, LH, VV, EN, KH, Ay.

⁶⁾ Belegt: W.Fr. (1mal), LH. (2mal), Lay. A. (1mal), KGr. Reg. (1mal), EN. (1mal), Lay. B. (6mal), Ay. (16mal).

⁷⁾ Belegt: Lay. A, nichtreflexiv auch EN, KH.

⁸⁾ Belegt: VH. (1mal), LH. (1mal), Lay. A. (5mal), KGr. Reg. (1mal).

⁹⁾ Zum Beispiel *to make you hool* (BD. 553).

¹⁰⁾ In der Bedeutung „geschehen“ nicht belegt.

¹¹⁾ Lay. A.

¹²⁾ Nur in RGl. (2mal).

¹³⁾ LH. (1mal), Ay. (28mal).

¹⁴⁾ Nach *NED*.

¹⁵⁾ So in Lay. In Ms. B. 15mal *finde*² (< *i-finden*) „auffinden“.

¹⁶⁾ So in AR, KGr.

¹⁷⁾ RGl. Mss. B, C.

I-FON: Ae. *fōn* vi. „greifen nach“, *ʒefōn* vt. „fangen“; Fme: *fon*¹⁾ 1. vi. „greifen nach“, 2. vt. „empfangen, annehmen“, *i-fon*²⁾ vt. 1. „fangen“, 2. „empfangen (= zeugen)“³⁾; seit Mitte 13. Jahrhundert *fon* ersetzt durch *fonge*, *i-fon* durch *cacche*. LB: Floris & Blancheffur.

I-FORPIEN: Ae. *ʒeforþian*, slt. ohne *ge-*; Me: *i-*, *a-forþien*⁴⁾ (Snb.), Ne. *afford*.

I-FREDEN: Ae. Me: *ʒe-*, *i-freden*⁵⁾ (Snb.); Seit Anfang 14. Jahrhundert ag, ersetzt durch (*i*)*fele*. LB: Shoreham.

I-FUSEN: Ae. *fȳsan* vt. + *i*, *ʒe-* nb: Me. *fusen* „eilen“ usw.⁶⁾, *i-fusen* „in feindlicher Absicht eilen“ usw.⁷⁾. Seit Ende 13. Jahrhundert ag, ersetzt durch *wende*. LB: Lay. A.

I-GAN: Ae. *gān* „gehen“, *i-gan* „erobern, geschehen“; Fme: *gan* vi. „gehen, geschehen“, *i-gan*⁸⁾ 1. vt. „erobern“, 2. v. refl. „gehen“. Seit Mitte 13. Jahrhundert *i-gan* ag, ersetzt durch *bigan*⁹⁾. LB: Lay. A.

I-GRETEN: Ae. (*ʒe*)*ʒrētan* (Und.); Fme. *greten*¹⁰⁾ „anreden, grüßen lassen“, *i-greten*¹¹⁾ „begrüßen, angreifen“. Seit Ende 13. Jahrhundert *grete*¹ (< *greten*)¹²⁾ neben *grete*² (< *i-greten*)¹³⁾. LB: Lay. B., Death.

I-GRIPEN: Ae. *ʒrīpan* vi, *ʒeʒrīpan* vt; Fme. SWe. *gripen*¹, vi.¹⁴⁾, *i-gripen* neben *gripen*² (< *i-gripen*) vt.¹⁵⁾; SO, Kent: nb; Chaucer: *gripe*² vt. (< *i-gripen*)¹⁶⁾, *grope* (statt Fme. *gripen*¹ vi.¹⁷⁾). LB: RGl. α.

¹⁾ Belegt: W. Fr, LH, Lay, KGr, EN.

²⁾ Belegt: LH, Lay. A, EN.

³⁾ Nur in LH. 77, 19: *Swa ho ifeng ure drihten*.

⁴⁾ Belegt: LH, Lay, VV, Piers Ploman, fehlt bei Chaucer.

⁵⁾ Me. belegt: Lay, Sinners Beware, Shoreham.

⁶⁾ Nur in Lay.

⁷⁾ Nur in Lay. A; in Lay. B *fusen* in beiden Bedeutungen.

⁸⁾ Nur in Lay. A. belegt.

⁹⁾ Über *ʒeode* (< *eode*) vgl. späteren Aufsatz über Lautgeschichte der Vorsilbe *ʒe-*.

¹⁰⁾ Belegt: Lay, KGr, RGl.

¹¹⁾ Belegt: VH, Lay, KGr. Reg., Death.

¹²⁾ Zum Beispiel F. Fkl. 1174.

¹³⁾ Zum Beispiel B. ML. 1051.

¹⁴⁾ Belegt: Lay.

¹⁵⁾ Belegt: Lay, KGr, RGl. α; *i-*fehlt: W. Fr. (1mal); Lay. A. (3mal), Lay. B. (9mal); KGr. Reg. (3mal), KGr. Bod. (4mal).

¹⁶⁾ Zum Beispiel RR. 204.

¹⁷⁾ Zum Beispiel G. Cy. 679.

I-HALDEN: Ae. (*ʒe*)*haldan* (Und.); Fme. *halden*, slt. *i-*¹⁾. Seit Anfang 13. Jahrhundert *i-* nb. LB: Lay. A.

I-HATEN: Ae. *hātan* „heißen“, *ʒehātan* „verheißen“; Me. *hote*¹ (< *hatan*)²⁾ „heißen“, *hote*² (< *ʒehatan*)³⁾ neben *bihote* „verheißen“. LB: Lay. A.

I-HEREN: Ae. Fme. *hēran*¹⁴⁾ „gehören, gehorchen“, *ʒe-*, *i-hēran*⁵⁾ neben *heren*² (< *i-heren*)⁶⁾ „(er)hören“. Seit Ende 13. Jahrhundert *heren*¹ ausgestorben, ersetzt durch *sarvi*⁷⁾. RGl, Ay, Chaucer: (*y*)*here* „(er)hören“, *y-* gr. LB: Piers Plowman.

I-LEFEN: Ae. Fme. *lēfan*¹⁸⁾ „erlauben“, *ʒe-*, *i-lefan*⁹⁾ neben *lefen*² (< *i-lefen*)¹⁰⁾ „glauben“. Ay. *y-* gr. Chaucer: *leve*¹ (< *lēfan*)¹¹⁾ „erlauben“, *leve*² (< *gelefan*)¹²⁾ neben *bileve* „glauben“. LB: 1400¹³⁾.

I-LESTEN: Ae. (*ʒe*)*lēstan* (Und.). Fme. (außer LH, KGr.): *i-lesten* va, slt. *lesten* (< *i-lesten*)¹⁴⁾; LH, KGr. *lesten* va, slt. *i-*¹⁵⁾. Chaucer: *laste* (< *i-laste*). LB: 1400¹⁶⁾.

I-LIMPEN: Ae. Fme: *limpan*¹⁷⁾ „geziemen, gehören“, *ʒe-*, *i-limpan*¹⁸⁾ „geschehen“. Seit Mitte 13. Jahrhundert

¹⁾ Belegt: PM. (1mal); LH. (4mal), VV. (1mal), Lay. A. (4mal).

²⁾ Zum Beispiel HF. 1719; *i-* einmal in Lay. A.

³⁾ Zum Beispiel E. Cl. 496. ⁴⁾ Fme. belegt: Lay, KGr.

⁵⁾ Fme. belegt in allen Quellen. Sl. ohne *ge-* mit Inf, z. B. Lay, EN.

⁶⁾ Seit 13. Jahrhundert: LH. (5mal), VV. (2mal), Lay. A. (6mal), KGr. Reg. (16mal), KGr. Bod. (20mal), EN. J. (1mal), Lay. B. (10mal), RGl. (71mal), Ay. (14mal).

⁷⁾ Vgl. Wyld *Lang.* VI, 12.

⁸⁾ Fme. belegt: LH, Lay, RGl. In KGr. abweichende Differenzierung.

⁹⁾ Fme. in allen Quellen belegt.

¹⁰⁾ Seit 13. Jahrhundert: W. Fr. (1mal), PM (1mal), LH (1mal), VV. (2mal), EN. (1mal), Lay. B. (1mal), RGl. (15mal), Ay. (20mal).

¹¹⁾ Zum Beispiel LGW. 2280.

¹²⁾ Zum Beispiel B. Sh. 1181.

¹³⁾ Nach *NED*. s.v. *yleve*.

¹⁴⁾ Belegt: PM (1mal), VV. (1mal), Lay. A. (5mal), Lay. B. (11mal), RGl. (13mal), EN. C. (4mal), EN. J. (5mal), Ay. (3mal).

¹⁵⁾ 4mal, fehlt in KGr. Bod.

¹⁶⁾ Nach *NED*. s. v. *ylast*.

¹⁷⁾ Fme. in LH, KGr.

¹⁸⁾ Fme. in VH, LH, Lay. A, VV, KGr.

limpen ersetzt durch *bilimpen*¹⁾, *i-limpen* durch *bifallen*. LB: KGr.

I-METEN: Ae. (3e)*mātan* „träumen“ (Und.); Fme. *i-meten* va.²⁾, slt. *meten* (< *i-meten*)³⁾. Chaucer: *mete* (< *i-meten*). LB: Lay. B.

I-METEN: Ae. *zemētan*⁴⁾ „finden, treffen“; Fme. *i-meten* va.⁵⁾, slt. *meten* (< *i-meten*)⁶⁾. Chaucer: *mete* (< *i-meten*). LB: 1305⁷⁾.

I-SCEPPEN: Ae. (3e)*sceppan* (Und.); Fme. SWe, Kent: *sceppen* va, slt. *i-*⁸⁾; SO: *i-sceppen* va, slt. *sceppen* (< *i-sceppen*)⁹⁾. Chaucer: *shape* (< *i-sceppen* + *i-scapan*). LB: Passion of our Lord.

I-SECHEN: Ae. (3e)*sēcean* (Und.); Frme. LH, Lay. A: *sechen* 1. vt. „suchen, finden“, 2. vi. „angreifen“, *i-sechen* vt. „hingehen, angreifen“; EN: *y-* gr; VV, Lay. B. RGl. *sechen* va¹⁰⁾. Chaucer: *seche*¹ (< *sechen*) „suchen“, *seche*² (< *i-sechen*) „hingehen“¹¹⁾. LB: EN.

I-SEON: Ae. Fme. *3e-*, *i-sēon* va.¹²⁾, slt. ohne Präfix¹³⁾, Ay. *y-* gr. Chaucer: (*y*)*see*, *y-* gr. LB: 1460¹⁴⁾.

I-SETTEN: Ae. *settan* „ponere“, *zesettan* „constituere“; Me. Reste der ae. Unterscheidung in VH, LH, Lay. A, sonst *sette*¹ (< *settan*) „ponere“, *sette*² (< *zesettan*) „constituere“¹⁵⁾. LB: Lay. A.

¹⁾ Zum Beispiel VV. 105, 12.

²⁾ Belegt nur in Lay.

³⁾ Lay. B. (1mal), RGl. (3mal).

⁴⁾ Slit. ohne *ge-* (Und.).

⁵⁾ Belegt: W. Fr, VH, LH, VV, PM, Lay, RGl. α.

⁶⁾ Seit Ende 13. Jahrhundert: Lay. B. (5mal), RGl. (39mal).

⁷⁾ Nach *NED*. s.v. *ymete*.

⁸⁾ Belegt: W. Fr, PM, Lay. A.

⁹⁾ Belegt: VH. (1mal), LH. (1mal), VV. (2mal).

¹⁰⁾ KGr. Ay. nur *sechen* „suchen, finden“ belegt.

¹¹⁾ Zum Beispiel ABC 114.

¹²⁾ In allen Quellen.

¹³⁾ Fme. *seon* (< *i-seon*) belegt: PM. (1mal), LH. (3mal), VV. (2mal), Lay. A. (6mal), KGr. Reg. (34mal), KGr. Bod. (51mal), Kent. Pred. (3mal), EN. C. (5mal), EN. J. (4mal), Lay. B. (25mal), RGl. (118mal), Ay. (33mal).

¹⁴⁾ Nach *NED*. s. v. *ysee*.

¹⁵⁾ Zum Beispiel A. Co. 4383.

I-SITTEN: Ae. Fme. *sittan* „sitzen“, *zesittan* „besitzen“, sich „setzen“¹⁾, seit Anfang 13. Jahrhundert ersetzt durch *have*, *him sette*²⁾. LB: LH.

I-SWIKEN: Ae. (3e)*swīcan* (Und.), Fme. SO: *i-* va.³⁾, slt. *swiken*⁴⁾; SWe. *swiken* va, slt. *i-*⁵⁾; Kent, Chaucer: nb. LB: RGl.

I-TIDEN: Ae. *zetīdan*, slt. ohne *ze-*; Fme. *i-* va.⁶⁾, slt. *tide* (< *i-tiden*)⁷⁾; Chaucer: *tide* (< *i-tiden*)⁸⁾. LB: Th. Bekket⁹⁾.

I-TIMIEN: Ae. Me. *ze-*, *i-timian* va.¹⁰⁾, einmal *timin* (< *i-timien*)¹¹⁾. Seit Mitte 13. Jahrhundert ag, ersetzt durch *bifalle*. LB: HM.

I-UNNEN: Ae. (3e)*unnan* (Und.), Fme. *unnen*¹²⁾ „gönnen, wünschen“, *i-unnen*¹³⁾, einmal *unne* (< *i-unnen*)¹⁴⁾ „gewähren, vergönnen“. Seit Ende 13. Jahrhundert ag, ersetzt durch *granti*, *willen*. LB: Lay. A.

I-PEON: Ae. (3e)*pēon* (Und.); Fme. *i-* va.¹⁵⁾, slt. *peon* (< *i-pēon*)¹⁶⁾. Chaucer: (*y*)*thee*, *y-* gr. LB: 1530¹⁷⁾.

I-POLIEN: Ae. (3e)*polian* (Und.); Me. *polien*, slt. *i-*¹⁸⁾. LB: SW. Reg.

I-WENDEN: Ae. (3e)*wendan* (Und.); Fme. SWe. (außer KGr.): *wenden*¹⁾ vt. + i. „wenden, gehen“, *i-wenden* vi. „in

¹⁾ Fme. *i-sitten* „besitzen“ nur einmal in LH. 93, 11.

²⁾ Zum Beispiel C. Doc. 207.

³⁾ Belegt: VH, LH, VV, EN.

⁴⁾ Belegt: LH. (3mal), VV. (1mal), EN. C. (3mal), EN. J. (2mal).

⁵⁾ Belegt: KGr. Bod, RGl. (je 1mal).

⁶⁾ Belegt: LH, Lay. A, KGr. Bod, EN.

⁷⁾ Belegt: RGl. (3mal).

⁸⁾ Meist ersetzt durch *bitide*.

⁹⁾ Nach *NED*. s. v. *itide*.

¹⁰⁾ Me. belegt: LH, KGr. Bod.

¹¹⁾ KGr. Bod.

¹²⁾ Belegt: VV, Lay. A, KGr, EN.

¹³⁾ Belegt: LH, Lay. A; *i-* fehlt stets im präs. indic.

¹⁴⁾ EN.

¹⁵⁾ Belegt: VH, Lay, RGl, Arthur & Merlin, Shoreham.

¹⁶⁾ Belegt: Lay. B. (1mal), RGl. (1mal).

¹⁷⁾ Nach *NED*. s. v. *i-thee*.

¹⁸⁾ Belegt: LH. (3mal), VV. (1mal), Lay. A. (9mal), KGr. Reg. (1mal).

feindlicher Absicht gehen¹⁾; SO, KGr: *wenden*¹ vi. „gehen“, *i-wenden* vt. + i.²⁾ „wenden, in feindlicher Absicht gehen“; daneben SWe, SO: *wenden*² (< *i-wenden*)³⁾; Chaucer: *wende*¹ (< *wenden*), *wende*² (< *i-wenden*). LB: Floriz & Blancheflur.

I-WINNEN: Ae. Fme. *winnan*¹⁴⁾ „sich mühen“, 3e-, *i-winnan*⁵⁾ neben *winnen*² (< *i-winnen*)⁶⁾ „gewinnen“. Seit Ende 13. Jahrhundert *winne*¹ ag, ersetzt durch *labore* usw.; Chaucer: *winne*² (< *i-winnen*) „gewinnen“⁷⁾. LB: Sir Ferumbras.

I-WITEN: Ae. *witan*, slt. 3e-, „wissen, erfahren“; Fme.⁸⁾ Lay: *witen* „wissen, erfahren“, *i-witen* „erfragen“, *to iwitene* „to wit“; sonst: *witen*, slt. *i*-⁹⁾ „wissen, erfahren“; RGl, Ay. *i*- gr. Chaucer: *wite* (< *witen*) „wissen, erfahren“¹⁰⁾. LB: 1460¹¹⁾.

I-WĪTEN: Ae. Fme. *wītan*¹¹²⁾ „tadeln“, 3e-, *i-wītan*¹³⁾, Fme. slt. *witen*² (< *i-witen*)¹⁴⁾ „sich aufmachen“. Seit Mitte 13. Jahrhundert nb. LB: Lay. A.

I-WURȚEN: Ae. Fme. *wurȥan*¹ „sein, werden“, 3e-, *i-wurȥan*, slt. *wurȥen*² (< *i-wurȥen*)¹⁵⁾ „sein, werden, geschehen, convenire“¹⁶⁾. Chaucer: *worthe*¹ (< *wurȥen*) „sein, werden“, *worthe*² (< *i-wurȥen*) „convenire“¹⁷⁾. LB: 1422¹⁸⁾.

¹⁾ Belegt: Lay, RGl. α. ²⁾ Belegt: VH, LH, KGr, EN.

³⁾ Beispiele in LH, Lay. B. ⁴⁾ Fme. belegt: VV, Lay, EN.

⁵⁾ Fme. belegt: VV, Lay, EN, KH, RGl.

⁶⁾ Belegt: Lay. A. (1mal), KGr. Reg. (1mal), EN. (1mal), Lay. B. (13mal), RGl. (109mal).

⁷⁾ Als vi. „sich mühen“ ist *winne* (< ae. *winnan*) bei Chaucer nicht belegt.

⁸⁾ Im Me. fehlt *i*- im präs. indic.

⁹⁾ Belegt: PM, LH, VV, KGr. Reg, EN. J. (je 1mal).

¹⁰⁾ Me. ne. *to wit* < *to iwitene* (nach Ausweis von Lay.).

¹¹⁾ Nach NED. s.v. *i-wite*.

¹²⁾ Fme. belegt: VV, EN, bei Lay. als ppr.

¹³⁾ Fme. belegt: W. Fr, LH, Lay.A.

¹⁴⁾ Fme. belegt: VH, KGr, Lay. B. (je 1mal), Lay. A. (2mal), VV. (3mal).

¹⁵⁾ Belegt: RGl, Ay. (2mal).

¹⁶⁾ In der Bedeutung „sein, werden“ grammatische Differenzierung von *wurȥen* / *i-wurȥen* (vgl. unten p. 60).

¹⁷⁾ In der Bedeutung „geschehen“ bei Chaucer nb. Beispiele u. a. *Sir Gaweyn & der grüne Ritter* 485, 1214.

¹⁸⁾ Nach NED. s. v. *yworthe*.

III. Das Präverb *i-* in einigen me. Quellen.

Abschließend betrachten wir den Untergang des Präverbs *ze-* aus synchronischer Perspektive und fragen: Wie wirkt sich dieser Prozeß in seinen Übergangsstadien auf die sprachliche Struktur aus? Entsteht dabei systemloses Durcheinander, oder bleibt der Gebrauch in jedem einzelnen Punkt der Entwicklung auch vom synchronischen Standpunkt aus sinnvoll? Zur Klärung untersuchen wir den Wert des Präverbs *i-* in einigen me. Texten.

LAYAMON MS. A.

1. Semantischer Wert des Präverbs *i-*¹⁾:

a) Neben Simplicien übliche *i-*Komposita:

i-cweþen v. refl. sagen; *cweþen* vi. sagen (V: 33 : 3).

i-drinken ertrinken; *drinken* trinken (V: 16 : 1).

i-faren davonfahren, sterben, *faren* fahren (V: 239 : 1).

i-finden 1. auffinden (durch Suchen), 2. auf jd. treffen (in feindlicher Absicht); *finden* 1. vorfinden (ohne Suchen), 2. beschaffen, 3. befinden, beschließen (V: 146 : 26).

i-ƿon vt. ergreifen, erobern; *ƿon* 1. vi. greifen nach, 2. vt. empfangen, afrz. *receivre* (V: 23 : 16).

i-fusen vt. + i. treiben, aufbrechen²⁾; *fusen* vt. + i. eilen, führen usw. (V: 123 : 6).

i-gan 1. vt. erobern, 2. v. refl. gehen; *gan* vi. gehen, geschehen (V: 114 : 4).

i-greten 1. drohen, angreifen, 2. (feierlich) begrüßen; *greten* 1. anreden, 2. Grüße senden, 3. ehren (V: 48 : 32).

i-heren (er)hören, afrz. *oir*³⁾; *heren* gehorchen, dienen, afrz. *servir*, (V: 46 : 190).

i-lefen glauben, *lefen* erlauben (V: 1 : 32).

i-leggen erobern, *leggen* legen (V: 74 : 1).

i-limpen geschehen; *limpen* geziemen (bei Lay. nicht belegt) (V: 0 : 40).

¹⁾ Die angegebenen afrz. Entsprechungen entnehmen wir R. Wace: *Le Roman de Brut*, ed. I. Arnold, SAF. Paris I 1938, II 1940.

²⁾ Als vi. nur in *forþ ifusen* (vom Heer).

³⁾ 5mal ohne *i-* in Infinitivkonstruktion, z. B. *herde seggen* wie schon in Ae.

i-sechen vt. 1. hingehen, 2. angreifen; *sechen* 1. vt. suchen, finden, afrz. *querre, trover*, 2. vi. angreifen (V: 25: 26).

i-setten 1. „constituere“, 2. beisetzen (= begraben); *setten* setzen (V: 132: 3).

i-unnen vergönnen, gewähren; *unnen* wünschen, gönnen (V: 18: 6).

i-wenden vi. (auf dem Kriegspfad) gehen, afrz. *envair, fuir, aler contre* usw.; *wenden* 1. vt. + i. umwenden, 2. vi. gehen, afrz. *aler* (V: 351: 49).

i-winnen vt. gewinnen; *winnen* vi. sich mühen (V: 2: 30).

i-witen 1. erfragen, afrz. *enquerre*, 2. *to iwitene* „to wit“; *witen* 1. wissen, erfahren, afrz. *saveir*, 2. *leten, don to witen* mitteilen (V: 63: 20)¹⁾.

i-witen sich aufmachen; *witen* tadeln (nur als ppr. belegt) (V: 2: 11).

i-wurpen 1. geschehen, „convenire“²⁾, 2. sein, werden; *wurpen* sein, werden (V: 67: 161).

b) *I-* verallgemeinert: *i-beren* sich benehmen (V: 0: 2); *i-biden* warten, erfahren (V: 5: 32); *i-cnawen* (an-, er-)kennen (V: 3: 24); *i-cwemen* gefällig sein (V: 1: 9); *i-forpien* vollbringen (V: 0: 2); *i-freden* fühlen (V: 0: 1); *i-læsten* leisten, dauern (V: 5: 36); *i-meten* träumen (V: 0: 6); *i-meten* finden (V: 1: 26); *i-seon* sehen (V: 6: 220); *i-tiden* geschehen (V: 0: 1); *i-beon* gedeihen (V: 0: 13).

c) Ferner belegt: 69 *i*-Komposita in vereinzeltten Beispielen ohne erkennbaren semantischen Wert der Vorsilbe.

2. Satzphonetischer Wert der Vorsilbe *i-*: *I-* fehlt vorzüglich nach proklitischen Vokalen in 28 Beispielen, in denen es semantisch zu erwarten wäre³⁾.

3. Grammatischer Wert des Präverbs *i-*:

a) Als Rest des ae. Gebrauchs fehlt *i-* einige Male im Inf. nach *ginnen*, z. B. *and feire hine gon greten* (II, 164, 16), *he igon mete* (II, 336, 11)⁴⁾ ferner 5 mal in der Gruppe *heren* + Inf.

¹⁾ Die kontrahierten Formen *nat, nuste* usw. sind hier nicht mitgezählt, da sie sowohl < *ne wāt* wie < *ne zewat* entstanden sein können.

²⁾ Zum Beispiel *Nulle ich hit naht iwurpen* (I, 262, 18). Über die Bedeutung „convenire“ vgl. Klaeber *JEGP* 18, 250ff.

³⁾ Vgl. Tabelle oben p. 40.

⁴⁾ Vgl. dazu *Anglia* 71, 133 Anm. 1.

b) *I-unnen, i-wenden, i-witen*: *I-* fehlt im Präs. Indik., bei *i-wenden* auch im Imper.

c) *I-wurpen*: In der Bedeutung „sein, werden“ werden präfigierte und unpräfigierte Formen grammatisch geschieden.

I- fehlt im Konj. und Imper. bei Ausdruck eines Wunsches¹⁾. Wird dagegen ein Befehl²⁾ oder lediglich passive Haltung gegenüber einem Ereignis bezeichnet³⁾, so regelt sich der Gebrauch der Vorsilbe wie im übrigen Paradigma.

Hier steht *i-* fast durchweg im Prät. (V: 4: 67), im Präsens jedoch nur bei Inversion (Prädikatsnomen vor Kopula)⁴⁾, nicht bei normaler Wortstellung (Prädikatsnomen folgt der Kopula)⁵⁾.

LAYAMON MS. B.

1. Semantischer Wert des Präverbs *i-*: Ebenso wie in Ms. A., jedoch fehlen die Komposita⁶⁾ *i-beren* (*wurche*), *i-cweþen*, *i-drinken* (*adrinken*), *i-faren* (*ferde forþ*), *i-foþ* (*underfoþ*), *i-forþien* (*underfoþ*), *i-fusen*, *i-gan* (*bigan*), *i-leggen* (*arwinnen*), *i-limpen* (*bivallen*), *i-sechen*, *i-setten*, *i-tiden* (*bivallen*), *i-unnen* (*willen*), *i-witen* (*wenden*), sowie die Mehrzahl der schon in Ms. A. nur vereinzelt mit *i-* belegten Verben.

2. Satzphonetischer Wert des Präverbs *i-*: *I-* fehlt vorzüglich nach proklitischen Vokalen in 116 Beispielen, in denen es semantisch zu erwarten wäre⁷⁾.

3. Grammatischer Wert des Präverbs *i-*: Wie in Ms. A., jedoch sind *unne* / *i-unne* nicht belegt.

¹⁾ Zum Beispiel *særi wurþe his saule* (III, 132, 9), *hail wurþ þu feire quene* (I, 149, 9), *and we scullen . . . bidden for eower saulen þat sel ne wurþe heom nauere* (II, 477, 5—8).

Im Ae. finde ich keinen Beleg für diesen Gebrauch. Er ist im gesamten Me. üblich (1 mal mit *i-*: M. 54, 8 Bod.) und noch heute in nordenglischen Dialekten erhalten (vgl. *EDD.* s. v. *woe* 2 [14]).

²⁾ Zum Beispiel *and þe king forbaed heom . . . þat no mon . . . swo wod no iwurþe þat his griþ breke* (II, 503, 5—10).

³⁾ Zum Beispiel *iwurþe þat iwurþe, iwurþe Godes wille* (III, 297, 8 f.).

⁴⁾ Zum Beispiel *his bone ich wulle iwurþen* (II, 461, 9).

⁵⁾ Zum Beispiel *þu shalt wurþen god king* (II, 327, 16).

⁶⁾ In Klammern die in Ms. B. an ihre Stelle tretenden Verben, soweit es sich nicht um die entsprechenden Simplicia handelt.

⁷⁾ Vgl. Tabelle oben p. 40.

ROBERT VON GLOUCESTER MS. A.

1. Semantischer Wert des Präverbs *i*-:

i-leue glauben; *leue* erlauben (V: 16: 2).

i-worpe „convenire“; *worpe* werden, geschehen, „convenire“ (V: 46: 2).

2. Satzphonetischer Wert des Präverbs *i*-: *I-knowe*, *i-laste*, *i-leue*, *i-se*, *i-pe* verlieren *i*- in 152 Beispielen vorzüglich nach proklitischen Vokalen¹⁾.

3. Grammatischer Wert des Präverbs *i*-: Bei *i-here*, *i-wite* steht die Vorsilbe regelmäßig im Inf. nach Hilfsverben, fehlt in allen anderen Formen²⁾.

EULE UND NACHTIGALL MSS. C, J.³⁾

1. Semantischer Wert: a) Neben Simplicien üblich:

i-fon vt. fangen; *fon* vi. anfangen (*fo we on*) (V: 2: 6).

i-wende vt. wenden; *wende* vt. + i. wenden, gehen (V: 7: 1).

i-winne vt. gewinnen; *winne* vi. streben, sich mühen (V: 2: 3).

i-wurpe vi. geschehen, *wurpe* vi. sein, werden (V: 15: 1).

b) *I*- verallgemeinert: *i-cnowe* (V: 0: 2), *i-here* „hören“⁴⁾ (V: 3: 18), *i-lefen* „glauben“⁵⁾ (V: 1: 1), *i-leste* (V: 9: 9), *i-seo* (V: 9: 66), *i-tide* (V: 0: 9).

c) Ferner belegt: 11 *i*-Komposita in vereinzelt Beispielen ohne erkennbaren semantischen Wert der Vorsilbe.

2. Satzphonetischer Wert: *I-here*, *i-lefen*, *i-leste*, *i-seo*, *i-winne* verlieren *i*- in 21 Beispielen vorzüglich nach proklitischen Vokalen⁶⁾.

3. Grammatischer Wert: 8 Verben kennen *i*- nur im Konj. und der Gruppe Hilfsverb + Inf.⁷⁾.

¹⁾ Vgl. Tabelle oben p. 40.

²⁾ Vgl. oben p. 44 Anm. 7.

³⁾ Bei statistischen Angaben zählen wir die Beispiele in jeder Hs. einzeln.

⁴⁾ Das alte Simplex *heren* „servire“ ist in EN. nicht belegt. Einmal fehlt *i*- in der Gruppe *heren* + Inf. (293).

⁵⁾ Das alte Simplex *lefen* „erlauben“ ist in EN. nicht belegt.

⁶⁾ Vgl. Tabelle oben p. 40. ⁷⁾ Vgl. oben p. 44 Anm. 6.

KENTISCHE PREDIGTEN.

1. Semantischer Wert: *i-ualle* geschehen; *ualle* fallen (V: 1: 1).

2. Satzphonetischer Wert: *I-here* „hören“, *i-here* „heuern“, *i-si* „sehen“ verlieren *i-* nach den Proklitika *hi*, *to*, *us*¹⁾.

3. Grammatischer Wert: *I-penche* nur belegt in der Gruppe Hilfsverb + Inf. (V: 0: 1).

AYENBITE OF INWYT.

1. Semantischer Wert: *y-ualle* geschehen, *ualle* fallen (V: 33: 9)²⁾.

2. Satzphonetischer Wert: *Y-hyere*, *y-knawe*, *y-leste*, *y-leue*, *y-uele*, *y-worpe*, *y-wyte*, *y-zy* verlieren die Vorsilbe vorzüglich nach proklitischen Vokalen in 112 Beispielen, in denen *y-* grammatisch zu erwarten wäre³⁾.

3. Grammatischer Wert: *Y-hyere*, *y-knawe*, *y-leste*, *y-leue*, *y-uele*, *y-worpe*, *y-wyte*, *y-zy* grammatikalisieren *y-* im Konjunktiv, Imperativ und (außer *y-knawe*) im nicht mit *to* bezeichneten Infinitiv, *y-hyere*, *y-leste*, *y-leue*, *y-zy* außerdem im Indikativ. Bei *y-worpe*, *y-wyte* fehlt *y-* im Indik.

Nach *to* fehlt *y-* außer bei *to yleste* (V: 1: 2) und *to yzy* cas. rect. (gegen *to zyenne* cas. obl.)⁴⁾⁵⁾. *Y-* fehlt ferner durchweg im Part. Präs.

Bei *y-knawe*, *y-uele* schwankt die Präfigierung in Indik. und Inf.

Ferner bilden mit *y-*: *lyky* den Konj. *ylyky*, *wytye* den Imper. *ywyte*, *queme* und *wynde* den Inf. nach Hilfsverben *may yqueme*, *sselt yuinde*.

¹⁾ Vgl. Tabelle oben p. 40.

²⁾ Möglicherweise liegt auch noch *hyere* (< ae. *hēran*) „gehören“ in einem Beispiel vor: *Loue of beleaue hyerþ ine dede* (123, 1), afrz. *Amor de foi oit e oeuvre* (Ms. St. Geneviève 2899, nach freundlicher Mitteilung von Mme. E. Brayer, Paris). Fehlübersetzung, vielleicht zu deuten als *hyerþ* < ae. *hēreþ*: „Liebe zum Glauben gehört zur Tat“.

³⁾ Vgl. Tabelle oben p. 40.

⁴⁾ Aber *more yzyenne* „plus apparant“ (Ms. St. Geneviève 2899). Ähnlich stets *Hilfsverb* + *ywyte* gegen *to wytene*.

⁵⁾ Ferner je 1mal *to yhiere*, *to yknawe*, *to yzyenne*, 2mal *to yuele*.

CHAUCER.

Kein semantischer oder satzphonetischer Wert des Präverbs *i*-.

Grammatischer Wert: *Y*- (neben der unpräf. Form) in Konj., Imper. und der Gruppe Hilfsverb + Inf. bei *finde*, *here*, *knowe*, *see*, *thee*. Die Zahlenverhältnisse sind im einzelnen wie folgt¹⁾:

| Verbalform | y-finde | y-here | y-knowe | y-se | y-thee |
|--------------------|---------|---------|---------|----------|--------|
| Inf. nach Hilfsvb. | 108 : 4 | 118 : 3 | 73 : 3 | 279 : 14 | 19 : 1 |
| Konjunktiv | 12 : 1 | 1 : 0 | 8 : 0 | 13 : 0 | 3 : 0 |
| Imperativ | 2 : 0 | 1 : 0 | 4 : 0 | 19 : 2 | 0 : 0 |

Y- ist (außer im ppr.) nur in Chaucers Dichtung, nicht in seiner Prosa bezeugt. Da die Vorsilbe auch in Ld. Urk. fehlt, muß sie Ende des 14. Jahrhunderts in der Hauptstadt als archaisch oder dialektisch und poetischer Diktion zugehörig gegolten haben.

Wie einige Varianten zeigen, setzt Chaucer *y*- aus metrischen Rücksichten:

TC. 4. 916: Globe: *That hé you nót biwópen thús yfinde* (Skeat: *ne finde*).

A. Mil. 3176 Mss. E, Hn: *whó so list it nát yhere* (Cp, Ln: *to here*)²⁾.

Wie die vorgelegten Querschnitte durch einige me. Quellen zeigen, artet der Gebrauch des Präverbs *i*- in keinem Punkt der Entwicklung in Regellosigkeit aus, sondern zeigt stets eine durchgreifende Tendenz zur Systematisierung. In keinem der von uns untersuchten Texte³⁾ gehen präfigierte und unpräfi-

¹⁾ Die erste Zahl gibt die unpräfigierten, die zweite die präfigierten Belege an. Berücksichtigt sind sämtliche in Skeats "Student's Chaucer" abgedruckten Werke außer den apokryphen Teilen des Rosenromans (Fragm. B, C). Unter Hilfsverben verstehen wir für die Zwecke unserer Tabelle nicht nur die alten Präteritopräsentia, sondern sämtliche Verben, die den unbezeichneten Inf. regieren, z. B. auch *list yhere* usw.

²⁾ Vgl. ferner E. Mch. 2154, F. Fkl. 887 in Furnivalls *Six-Text Edition*.

³⁾ In unserer Diss. ziehen wir außer den hier behandelten Quellen im einzelnen noch PM, LH, VV, KGr, Trev. und Ld. Urk. heran.

gierte Formen sinnlos durcheinander, sondern stets verteilen sie sich nach bestimmten semantischen, satzphonetischen oder grammatischen Gesichtspunkten.

Historisch gesehen zeigt dieser Tatbestand, daß jede Störung der ursprünglichen Sprachstruktur in sich als immanent neue Gesetzmäßigkeiten birgt, die die früheren, unter dem Zwang der Entwicklung unmöglich gewordenen Prinzipien unmerklich ersetzen und ein neues Gleichgewicht schaffen. So führt die kombinierte semantische und satzphonetische Funktion des Präverbs *i-* auf geradem Wege zu seiner Grammatikalisierung und zum Verlust seines lexikalischen Wertes. Durch erneute Kontraktionen wird es schließlich auch als Flexionszeichen beseitigt und stirbt aus.

Mit diesen Ausführungen hoffen wir aufgezeigt zu haben, daß vom linguistischen Standpunkt Vorstellungen wie diejenige eines „großen Durcheinanders“ oder eines „Sprachverfalls“, in dessen Rahmen sich die Entwicklung vollziehe, wenigstens in unserem Einzelfall jeder sicheren Grundlage entbehren.

MALENTE-GREMSMÜHLEN

HERBERT PILCH

ETHIOPIAN IN SHAKESPEARE

Homer places the Ethiopians at the extreme eastern and western edges of the world, where the rising and setting sun might be supposed to give them the *sunburnt faces* that their name implied; for *Aiθλω* seems to have been derived from *ἀιθεῖν*, to burn, and *ὄψ*, face¹). Geographers at a later date located them in Africa; and Herodotus differentiated them into two sorts, those of the east with straight hair and those of the west with woolly, the former presumably the Semites of the Abyssinian highlands, whose early Christianity identified them with the legends of the famous "Prester John", and the latter, the negroes of the Sudan. Ptolemy reflected this division; and Renaissance travellers substantiated it: some writers extend the term to all negro Africa, but Alvarez, who spent several years as Portuguese envoy to Ethiopia in the 1520's and found some Abyssians "very blacke"²), declares that the Negus was "not very blacke, but of the colour of a Chestnut or of ruddy Apples, which are not very Tawny"³); and his contemporary Leo Africanus, whom Shakespeare may well have read⁴), divided Ethiopia into "High" in the east and "Lower" in the west, the latter being the "Land of Negroes"⁵); the English Windam in 1553 described the true Ethiopians of the Abyssinian highlands as "of the colour of an Olive"⁶); and John Lok in 1554 warned that Africa has "many nations" popularly called Ethiopia including "Aethiopia under Aegypt"

¹) *N.E.D.*, *s. v.*

²) F. Alvarez (or Alvares) on Ethiopia in *Purchas His Pilgrimes*, Glasgow, 1905, VI, 526.

³) *Ibid.*, VII, 119.

⁴) Lois Whitney, "Did Shakespeare Know *Leo Africanus*?", *PMLA.*, XXXVII, 470 *et seq.*

⁵) *Navigantium atque Itinerantium Bibliotheca*, ed. John Harris, London, 1705, I, 306—307. Both Leo and Marmol deal almost entirely with northern Africa.

⁶) R. Hakluyt, *Principal Voyages*, New York, 1927, VI, 36—38.

the land of Prester John¹). Despite these warnings and distinctions, the Elizabethans seem generally to have taken *Ethiopian* to mean *negro*²); and Schmidt's *Lexicon* evades the problem by defining the word in Shakespeare merely as "a native of Ethiopia".

Ethiop and *Ethiopian* appear eleven times scattered throughout Shakespeare's work from *Love's Labor's lost* to *A Winter's Tale*. Of these, seven can be rapidly dismissed; for their one association is with *black*; and, since Elizabethans generally did not admire brunettes, there is the added connotation of ugliness. *Black*, however, did not necessarily mean *negro*, for Beatrice in *Much Ado* and the Dark Lady of the *Sonnets* are called "black"; and the term, therefore, would be applicable to all Africans, even including the Moors³). Dumain in *Love's Labor's Lost* uses *Ethiop* in metaphoric contrast to Katharine's beauty:

Thou for whom Jove doth swear
Juno but an Ethiope were . . .⁴).

Later in the same play, when the King and courtiers are ridiculing Biron's panegyric of Rosaline, who seems to have been a brunette, Longaville remarks: "And since her time are colliers counted bright"; whereupon the King adds, "And Ethiopes of their sweet [swart?] complexion crack [boast]"⁵). Proteus, likewise, in *Two Gentlemen* declares that his love Silvia "Shows Julia but a swarthy Ethiope"⁶). *The Passionate Pilgrim*⁷) echoes the couplet already quoted from *LLL*. Lysander in disgust rebukes the too-ardent Hermia, "Away, you Ethiope"⁸). In *As You Like It*, Rosalind has the metaphor:

¹) *Ibid.*, IV, 57—58. The appended description of Africa seems to be based on Aristotle, Pliny and other ancient authorities. Ludolph in his *Historia aethiopica* (1681) emphasizes this contrast between the negroid and the "white" Ehtiopians. See Harris, *op. cit.*, I, 392.

²) *N.E.D.*, s. v.

³) See the present writer, *The "Othello" of Shakespeare's Audience*, Paris, 1952, 167.

⁴) *Love's Labor's*, IV, iii, 118.

⁵) *Ibid.*, IV, iii, 268.

⁶) *Two Gentlemen*, II, vi, 26.

⁷) *Passionate Pilgrim*, 242.

⁸) *Midsummer Night's Dream*, III, ii, 257.

"Such Ethiopie words, blacker in their effect Than in their countenance"¹⁾; and, at the end of *Much Ado*, Claudio declares that he would marry Hero, "were she an Ethiopie"²⁾. Most of these allusions are metaphoric; and all of them were written before 1600 when contemporary voyage-material first became a major influence on English literature³⁾. Indeed, for this blackness, Shakespeare need have gone no further afield than the generally accepted Greek etymology of the word.

The four following passages add to *Ethiopian* something beside mere blackness, and so require a somewhat fuller treatment. Here again, however, African local color obtained from travellers is not apparent. On first seeing Juliet, Romeo declares:

It seems she hangs upon the cheek of night
Like a rich jewel in an Ethiopie's ear.⁴⁾

Probably this passage is a mere reflection of "a fair pearl in a Morian's ear" in Lyly's *Euphues*⁵⁾; and it does not seem to be authentic Ethiopian local color, for the voyagers, both to Abyssinia⁶⁾ and to the Guinea coast⁷⁾, though they refer to necklaces and other personal adornments, do not mention jewels in the native's ears⁸⁾. In *Pericles*, Thaisa's father has on his shield the device of "a black Ethiopie reaching at the sun" and the words "Lux tua vita mihi"⁹⁾. The illiterate negroes of the Guinea coast do not seem to have indulged in shields with mottoes; nor did even the Abyssinians; and the seal of the Negus is a lion holding a cross with the legend, "The Lion of the Tribes of Juda has won"¹⁰⁾. In *The Winter's Tale*, Florizel

¹⁾ *As You Like It*, IV, iii, 35. ²⁾ *Much Ado*, V, iv, 38.

³⁾ See R. R. Cawley, *The Voyagers and Elizabethan Drama*, Oxford, 1938, 2, 85—86.

⁴⁾ *Romeo and Juliet*, I, v, 48.

⁵⁾ *Romeo and Juliet*, Tudor ed., 138.

⁶⁾ Purchas, *op. cit.*, VII, 38, 97 *passim*. He speaks at length of the Negus, but says nothing of a jewel in his ear (VII, 119). See also VII, 407.

⁷⁾ Purchas, *op. cit.*, VI, 250, 266, 271, 363, 427, 435—36, 497 *et seq.*

⁸⁾ Some tribes of West Africa wore ear rings weighing a pound, but not jewels (*ibid.*, VI, 364); and some wore beads around their necks, but not in their ears (Hakluyt, *op. cit.*, IV, 86).

⁹⁾ *Pericles*, II, ii, 20.

¹⁰⁾ Harris, *op. cit.*, I, 393.

speaks of a hand as white as "dove's down . . . Or an Ethiopian's tooth"¹). Though there were great flights of doves in Abyssinia that "darken the Sunne"²), their down is not mentioned as white; and, unless the "Ethiopian's tooth" be ivory, which the Guinea coast exported as early as 1555 under the name of "Elephant's tooth"³), Shakespeare's reference has no African realism about it, and signifies merely the obvious contrast of white teeth with a black skin.

One passage remains that may be more significant, When Dr. Caius, the French physician in *Merry Wives*, is on the field ready for the duel with the Welsh parson, the Host of the inn jestingly asks him: "Is he dead, my Ethiopian? is he dead, my Francisco? ha bully! . . ." To this the doctor replies, "By gar, he is de coward Jack priest of de worlde; he is not show his face"⁴). Editors have generally neglected this passage; but Schmidt takes "Francisco" to mean "Frenchman", an opinion supported by the quarto of 1602, which Wright takes to be "an early sketch" of the play⁵); but the reference to "Ethiopian" does not seem to fit with this context, and the allusion to "Jack Priest" taken with "Ethiopian" seems to have a double meaning: Schmidt rightly defines "Jack" as "a term of contempt", and Evans as a parson is of course a "priest"; but, to the Elizabethan ear, the two terms taken together could hardly fail to suggest Prester John and his fabulous kingdom, located sometimes in Asia but more generally in Ethiopia. As early as 1490, the Portuguese tried to penetrate to this remote and mountainous land of Prester John; and, in 1520, Francisco Alvarez, a Jesuit from Lisbon, made one in an embassy, and stayed for six years at the court of the Negus in the Abyssinian highlands. In 1540, just before his death, he published in Lisbon *Ho Preste Joam das indias*, the first modern book on Ethiopia, which appeared in German translation in 1566, 1567 and 1576, in Italian in 1550, 1554, 1563,

¹) *Winter's Tale*, IV, iv, 375.

²) Purchas, *op. cit.*, VII, 14 and 38.

³) Hakluyt, *op. cit.*, IV, 72, 79, 98, 295, 299, 304.

⁴) *Merry Wives*, II, iii, 28. "Jack-dog priest" appears some 25 lines later.

⁵) See Shakespeare's *Works*, ed. W. A. Wright, I, 199.

1588, and 1606, and in Spanish in 1557, 1561, and 1588¹⁾. The first English translation seems to have been that included in Purchas in 1625; but undoubtedly the voyagers in London with whom Shakespeare consorted²⁾ must have known a work that was so famous on the Continent, and so the author's name, though not his actual text, doubtless came within Shakespeare's ken. Thus, not only is "Jack priest" used in two senses, but also "Francisco"; for otherwise Shakespeare would have left it "francoyes" as it stood in the quarto; but he later changed it to the Portuguese form "Francisco" in order to point also to Francisco Alvarez, who after great difficulty had sought and found the Ethiopian Prester John, just as Caius was seeking the Welsh doctor on the field of honor. Alvarez' work is lengthy and detailed; and Shakespeare's eleven references to Ethiopia do not suggest that he had ever read it, or that he had any specialized knowledge either of tawny or of negroid "Ethiopians"; but the word-play of this passage in *Merry Wives* implies that he knew of Alvarez' expedition to find Prester John and of the book that he had written, even though Shakespeare himself had not, and probably could not, read it.

Except for the one passage in *Merry Wives*, Shakespeare uses *Ethiopian* only in its vaguest and least definite sense of *black* with no addition that shows whether it be Abyssinian or negro. The additional touches of white teeth and white doves and the motto of the Ethiopian who reaches for the sun, seem to derive from Shakespeare's own imagination; and the jewel in the Ethiop's ear apparently comes from Lyly. Shakespeare, indeed, does not seem to have used Alvarez or any of the other Ethiopian travellers of his time. His later plays grow richer in American reference³⁾; but, for central Africa, he yields but one such indication: in revising *Merry Wives*, perhaps late in his career, he introduces a short passage of persi-

1) *Brit. Mus. Cat.*, s. v.

2) See the present writer, "Shakespeare and Abbas the Great" *P. Q.*, XXX, 419 et seq.; and "Shakespeare and India", *Annales publiées par la Faculté des Lettres de Toulouse*, Nov., 1953.

3) See the present writer, "Indian and Indies in Shakespeare", *Neuph. Mitt.*, about to appear.

flag with the word *Ethiopian*¹⁾ as a sort of key, changes "francoyes" into "Francisco" to point to the most famous Ethiopian traveller of the age, and in the following speech changes "Jack knaue" into "Jack Priest", which in the context would bring to the minds of his audience that fabulous hierocrat Prester John²⁾. By then the fame of Francisco Alvarez' mission had had ample time to reach London and Shakespeare's ears; but the account was not yet translated and so could not lend additional details to Shakespeare's stock-in-trade on Ethiopia.

WEST VIRGINIA UNIVERSITY

JOHN W. DRAPER

¹⁾ Just as Shakespeare's "Sophy" seems to have been Abbas and his "Indian" may be Akbar, and his "Emperor of Russia" may be Boris Godunov ("Shakespeare and Muscovy", *Slav. Rev.*, XXXIII, 217—21, so the "Ethiopian" may well be Francisco Alvarez, who was an Ethiopian in the same sense that Scipio and Leo were called "African", on account of their exploits rather than their birth.

²⁾ Shakespeare refers to Prester John in *Much Ado*, III, I, 241.

BUCHBESPRECHUNGEN

Report of the Fourth Annual Round Table Meeting on Linguistics and Language Teaching ed. A. A. Hill [Monograph Series on Languages and Linguistics No. 4]. Georgetown U. P., 1953. VI + 116 pp. \$ 0.50.

Vittore Pisani, *Allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft — Indogermanistik*. Julius Pokorny, *Keltologie*. [Wissenschaftl. Forschungsberichte ed. K. Hönn, Geisteswissenschaftliche Reihe 2.] Bern, A. Francke, 1953. 199 pp. S. fr. 19,50.

J. S. Woolley, *Bibliography for Scottish Linguistic Studies*. Edinburgh, James Thin, 1954. 37 pp. 3/—

Studies in Bibliography VI. Charlottesville, Bibliographical Society of the University of Virginia, 1953. 288 pp. \$ 6.00.

Alexander Jóhannesson, *Isländisches etymologisches Wörterbuch*, 4./5. Lieferung (S. 481—800). Bern, A. Francke, 1954. S. fr. 45,60.

R. W. Zandvoort, *A Handbook of English Grammar*. Fifth edition. Groningen, J. B. Wolters, 1953, 392 pp. Sewed fl 8,90; cloth fl 9,50.

Studier i modern språkvetenskap, vol. XVII, XVIII. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1949, 1953; 246 pp., 171 pp. Kr. 10:—; Kr. 11:—.

E. Bagby Atwood, *A Survey of Verb Forms in the Eastern United States* [Studies in American English 2]. University of Michigan Press, 1953. VIII + 53 pp. \$ 2.50.

Der Bericht über das vierte Aprilgespräch im Institute of Languages and Linguistics der Georgetown University bietet geruhsame Lektüre. Vorträge und Aussprachen galten vornehmlich Fragen des Sprachunterrichts. Eine Ausnahme macht allein der Beitrag von Bernard Bloch *Structure and Linguistic Analysis* (S. 40—44), von dem das vorliegende Besprechungsstück leider nicht einmal die Hälfte enthält. Von bekannteren Namen ist ansonsten mit einem Referat nur W. F. Twaddell vertreten, während A. H. Marekwardt sich auf die Diskussion beschränkte.

Hingegen geradezu fesselnd liest sich der zweite Forschungsbericht in der Hönnischen Reihe, in dem der Mailänder Indogermanist und der Züricher Keltologe über die Fortschritte ihrer Wissenschaften in rund eineinhalb Jahrzehnten berichten — des ersteren schon um die Jahreswende 1950 abgeschlossenes Manuskript mußte leider auf dringende Vorstellung des Verlegers unverändert bleiben und reicht daher im allgemeinen nicht über 1947 hinunter. Beide Berichte sind, wenn auch nicht in allen Teilen, fördernde Kritik von hoher Warte, stellenweise (etwa in Pokornys Absätzen über A. Heiermeier) recht temperamentvoll geschrieben und nicht selten eigenwillig — die gegenseitige

Beurteilung der Verfasser hat einen besonderen Reiz. Für den ersten Bericht gibt der Titel bereits die Gliederung an (Allgem. Sprachw. S. 9—42, Idg. S. 43—93); Pokorny läßt den großen Kapiteln „Vorgeschichte, Archäologie und Frühgeschichte“ (103—130) und „Keltische Sprachen und Literaturen“ (131—170) noch kleinere über Toponomastik und Mythologie folgen. Es liegt in dem allgemeinen Plan der Serie begründet, daß beide Berichter den Zugang zu nur wenigen Einzelwortstudien erschließen, und selbst diese sind in den getrennten Registern nicht immer vollständig verzeichnet (so fehlt etwa das S. 143 bei Gelegenheit der *Menapii* berührte päon. *μόναρος*); Schönheitsfehler sind auch zwei Druckversehen gleich in der Inhaltsübersicht. Zu Recht betont Pokorny in einer „Vorbemerkung“ sehr nachdrücklich die besonderen Schwierigkeiten des Keltischen (vgl. auch S. 137 die kritischen Bemerkungen zum *FEW*), und der Anglist wird sich dem für ihn besonders schmerzvollen Eindruck nicht entziehen können, daß Deutschland nur noch eine schwache Stimme hat in einer Wissenschaft, deren lehrende Vertretung an der Universität noch vor etwas mehr als einem Menschenalter Rudolf Thurneysen dem Anglisten aufbürden zu können glaubte. Gerade des keltistischen Teiles wegen wird der zweite Band der Reihe in einer anglistischen Bibliothek ebenso unentbehrlich sein wie sein Vorgänger¹⁾.

Über die Anglistik hinaus greift auch Woolley in seinem *reference book*, das das Gäl. und selbst das Ir. (S. 24) einbezieht, entsprechend der sprachlichen Erfassung ganz Schottlands durch den von Angus MacIntosh betreuten *Linguistic Survey*, bei dessen Vorbereitung diese Bibliographie entstand. Der Verfasser ist sich der Mängel des ersten Versuchs sehr wohl bewußt und betont zu Recht die Schwierigkeit der Abgrenzung des Kernstücks über das Mainland Scots gegenüber anderweitigen insularen Dialektstudien, wie sie etwa auch beim Vergleich von S. 10 mit S. 21 ff. deutlich wird. Im einzelnen fallen Versehen hier und da in deutschen Titeln nicht ins Gewicht, eher unterbliebene Hinweise auf spätere Auflagen von Handbüchern (auch der S. 14 verzeichnete Aufsatz von Kökeritz über Miège in Lang. XIX ist wiederum abgedruckt in *Mather Flint*, Upps. 1944, S. XXXVIIIff.) sowie unzutreffende oder gar fehlende (die S. 37 verzeichnete Festschrift für Eóin MacNéill erschien 1940) Angaben des Erscheinungsjahres.

Schnelle Anerkennung haben sich die seit 1948 auf den Plan getretenen Veröffentlichungen der Bibliographischen Gesellschaft der Universität Virginia²⁾ erworben, deren 6. Band seit Februar 1954 (die Angabe auf dem Titelblatt ist unzutreffend) vorliegt. Americana nehmen dieses Mal nur wenig Raum ein: Millers *Identification of Contributors to the 'North American Review'* (219—229) und des Herausgebers F. Bowers Bericht über *Whitman's Mss. for the Original 'Calamus' Poems* (257—65). Wiederum sind gewichtig die Aufsätze zur Re-

¹⁾ Vgl. Anglia 69, 450.

²⁾ Vgl. Anglia 70, 312; 71, 459.

naissance: A. Walker *The Folio Text of '1 Henry IV'* (45—59), C. Hinman *The Proof-Reading of the First Folio Text of 'Romeo and Juliet'* (61—70), F. Bowers *Shakespeare's Text and the Bibliographical Method* (71—91), dazu E. H. Miller *The Editions of Greene's 'A Quip for an Upstart Courtier'* (107—116) und J. L. Brown *The Printing of J. Webster's Plays* (117—140). Spätere Jahrhunderte kommen zu ihrem Recht etwa mit Studien über Drydens *State of Innocence* (237—246), Goldsmiths *Deserted Village* (25—44), Johnsons *Journey to the Western Islands* (247—253), Merediths *Rhoda Fleming* (254—257) und mit der aus der Feder des befreundeten Dichters Leonard Clark (Leeds) stammenden Bibliographie der selbständigen Veröffentlichungen von Walter de la Mare (198—217). Aushebung verdienen endlich die beiden geschmacksgeschichtlichen Beiträge: Lievsay-Davis handeln über das Verzeichnis einer Kavaliersbibliothek i. J. 1643 (141—160), Altick gibt ein Kapitel aus einem entstehenden Buch u. d. T. *English Publishing and the Mass Audience in 1852* (3—24).

Weiterhin erfreulich schnellen Fortgang nimmt auch Jóhannessons Wörterbuch: Seit 1951 sind 50 Bogen erschienen, so daß beinahe zwei Drittel des eigentlichen Werkes vorliegen sollten, die dem Inhalt der Vorlage Walde-Pokorny bis II, 523 (*sleep* „schlafen“) entsprechen. Über Plan und Anlage des für die Anglistik nicht minder denn für die Germanistik bedeutsamen, weil auch die gegenwärtige Sprache einbeziehenden Etymologicons wurde bereits wiederholt das Nötige gesagt¹⁾, und wiederum kann man sich bei Stichproben des Eindrucks nicht erwehren, daß die geringe Zahl der Hinweise auf das wissenschaftliche Schrifttum der tatsächlichen Forschungslage nicht Genüge tut. Einige Einzelheiten seien dieses Mal angemerkt: S. 800 wird ae. *swefn* „Schlaf, Traum usw.“ wie herkömmlich als idg. **suepnós* angesetzt; doch erklärt sich das Fehlen jeglicher Belege mit *-mn-* schwerlich mit Luick § 681 aus dem Gebrauch in den flektierten Formen, eher wohl aus **suepnos* = ai. *svápnah* (Anglia 69, 144). S. 680 erscheint neben an. *mōn* und *makki* wiederum im Hinblick auf afrz. *mangon*, mlat., ae. *mancus* interessantes „gall.-gr.“ *μανιάκης, μάννος, μαννάκιον* „Halsband keltischer Völker“; richtig ist, daß *μανιάκης*, seit Polybios um —150 belegt, den gallischen Halsschmuck bezeichnet, *μάννος* neben *μόννος* (idg. *a₂* —*ō*) bei dem Lexikographen Julius Pollux um +200 in der Bedeutung *περι-τραχήλιον* als vornehmlich dor. eingeordnet wird und endlich *μαννάκιον* ein Phantom darstellt (bereits Holder notiert Wartons richtige Lesung *μανιάκιον* in den Theokritscholien); problematisch ist auch jungav. *minu-* „Halsgeschmeide“, dessen *i* nicht mit Charpentier KZ 43, 156ff. auf *a₂* zurückgeführt werden kann, allenfalls einem bei kurzvokalischer Wurzel eben befremdlichen *a₁* entsprechen würde und vielleicht sekundär ist (so H. Güntert, *Über die ahj. Ausdrücke*, Heidelberg 1914, § 35). S. 677 wird bei **meldh* > an. *Mjǫlnir* „Hammer Thors“ die Zusammenstellung Joh. Schmidts mit

¹⁾ Anglia 70, 313; 71, 468.

lat. *malleus* erneut und vielleicht gar Ausblick auf ne. *smell* zu erwägen sein¹⁾.

Hinreichend bekannt²⁾ ist auch Zandvoorts Handbuch des Neuengl., das 1949 eine frz. Übersetzung erfuhr und jetzt in der 5. Auflage wohl im großen und ganzen seine endgültige Gestalt gewonnen hat; Änderungen beschränken sich auf Kleinigkeiten, Besserungen im Detail werden der Hilfe Groninger Mitarbeiter und den Wünschen der Rezensenten verdankt. Einige zufällig entdeckte Lücken dürfen angemerkt werden: S. 375 wäre bei der Behandlung von -y in der Flexion vielleicht ein Wort über *the three Marys, the Percys* angebracht, in § 233 wohl auch *handkerchiefs* als [tʃi:vz] neben [fs] sowie *housewives, ~wives* 'needle-case' [hʌzifs/vz] neben *housewives* 'woman' [hauswaivz] zu erwähnen. Bei dieser Gelegenheit darf vielleicht auch für die *plural names of objects consisting of two equal parts* (§ 265) wie *tongs, spectacles, scissors* auf das soeben von Wolfgang Krause GGN 1954/1 behandelte tochar. Numerussystem hingewiesen werden, das wenigstens beim westtochar. Substantiv neben der uridg., vor allem im Lit. und Slowen. bis heute treu bewahrten Dreiheit Sing.—Dual—Plural den aus dem Cymr. bekannten Plurativ (Distributivplural „die einzelnen Vögel“; neben dem Kollektivplural „das Geflügel“) sowie endlich einen besonderen Paral kennt zur Bezeichnung eines natürlichen Paares, hauptsächlich von paarigen Körperteilen wie Hand, Schulter, Fuß, Ferse — eine interessante Ergänzung zur Beleuchtung der willkürlichen Numerusnormung in der Dreiheit, wie sie aus der Existenz von Trial und gar Quatral in Buschmann- und Papuasprachen längst evident ist.

Die neuesten Bände der seit 1898 durchschnittlich alle drei Jahre ausgegebenen *Studier* der Neuphilologischen Gesellschaft zu Stockholm sind Festschriften für Emeriti der jungen Universität der schwedischen Hauptstadt. Band 17 erschien im September 1949 zum 70. Geburtstag von Arvid Gabrielson³⁾, der bereits als 32-jähriger das Amt Björkmans in Gothenburg übernahm und während seiner Professur in Stockholm (1932—46) auch weitesten Kreisen seiner Landsleute bekannt wurde als Mitarbeiter eines schwed.-engl. Wörterbuchs und als Neugestalter der engl. Grammatik von Elfstrand (1945); internationale fachliche Anerkennung fanden vor allem seine Reimstudien (Diss. Upps. 1909), seine Monographien über den *w*-Einfluß im Ae. (1912) und die *fne.* Entwicklung von *me. ir*] (1913) sowie seine Ausgabe von Bysshes *Dictionary* (1930) — der als einziger auf den Jubilar bezugnehmende abschließende Satz der Anzeige durch S. B. Liljegen 'The vol. has a photo of A. Gabrielson, recently author of a revised schoolgrammar' (SN 25,55) wird in die Annalen der Anglistik eingehen

¹⁾ Vgl. Anglia 72, 356f.

²⁾ Vgl. Anglia 69, 289.

³⁾ Der Leser wolle die späte Anzeige aus einem Registraturversehen des Verlages verstehen und die Einläßlichkeit als Entschädigung annehmen.

zur Kennzeichnung nicht des Beurteilten, vielmehr des Urteilers. Das Festheft enthält neben der traditionellen neuphilologischen Bibliographie 1946/48 (227—246) und einem interessanten Beitrag Wellanders über neueste schwedische Sprachentwicklung (181—209) zehn anglistische Aufsätze. Ringensons *French Guests in English Literature* (122—138) ist ein weiterer kleiner Baustein zur Geschichte der englischen Auslandsideologie — die bereits bei R. Mönnig (*Amerika und England im deutschen Schrifttum* 1951, S. 14) aufgenommene Untersuchung von Ilse Langenauer über das englische Deutschlandbild der Aufklärung in Reisebericht und Roman (auf Grund von rund 500 Bänden Quellen) liegt jetzt abgeschlossen vor¹). In ähnlicher Richtung bewegt sich *American Novel Figures of Swedish Descent* aus der Feder von Langenfelt (47—86), der überdies Kenntnis Spencers bei Heine vermutet, die Herkunft der bekannten literarischen Namen *Dr. Jekyll* und *Mr. Hyde* aufklärt und noch einmal dartut, daß *Dansker* zwar in *Hamlet* II, 2 Dänen meint, sonst aber *Dansk*, -in auf Danzig zielt. Auch nur gelegentlich auf die Sprachgeschichte greift hinüber Ohlander (101—121) mit dem Thema *Puns and Publicity*: Noch *Pendennis* ch. VII verwendet ein Wortspiel des Subst. *ache* < ae. *æce*, *æce* mit dem Buchstabennamen *h*. Am gewichtigsten erscheint die nach einem Menschenalter wieder aufgenommene Studie von Svartengren (139—180) über den Genitiv auf 's bei Sachbezeichnungen, eine reichhaltige Belegsammlung nebst Diskussion, die auch die Eigenwilligkeit einzelner Autoren wie des daher zu Unrecht einst von Zachrisson berufenen Compton Mackenzie dartut. Danielsson (30—38) illustriert im Anschluß an seine Monographie (1948) die Bedeutung des Akzents für die Diakrise lat. oder rom. Etymologie im Engl., ohne indes in jedem Falle überzeugen zu können. Wortgeschichtlich ist auch der Beitrag von Tengstrand (210—226) über me. Bahuvrihadjektiva, ein sehr wesentlicher Fortschritt gegenüber dem entsprechenden Abschnitt bei W. Last (Diss. Greifswald 1925), da nachdrücklich auch auf das Namen-gut der ae.-me. Übergangszeit aufmerksam gemacht und auf Grund eingehender Textinterpretation eine Bereicherung des gebuchten Bestandes durch *nesshe-wombe*, *harde-wombe* 'having loose (hard) bowels' und sogar, mit frz. *clair*, *cleresyghte* in Medizintexten des frühen 15. Jahrhunderts vorgenommen wird. Der Erkenntnis des Me. gilt ferner die knappe Studie von Ekwall (39—46) über das leider nicht in Rudolf Kaisers umfassende und erstaunlich wohlfeile *Ae.-Me. Anthologie* (Berlin 1954) aufgenommene *Prisoner's Prayer* (u. a. Ellis II, 428), das bereits Heuser 1914 als Londoner Denkmal des 3. Viertels des 13. Jahrhunderts in Anspruch nehmen wollte, sowie Arngarts Beitrag *ME. Dialects* (17—29), der wieder einmal auf die Bedeutung der ON für die Erkenntnis an Hand ausgewählter Beispiele hinweist — daß meine 1931 ausgesprochene Skepsis (AB 42, 33) heute der Einschrän-

¹) Diss. Heidelberg vom 1. März 1954. XXXI + 1793 S. Maschinenschrift.

kung bedarf, versteht sich von selbst. Der ON *Sleight* (Do) < *sleyte* c. 1330 weist auch Löfvenberg (87—94) den Weg zum Verständnis des seit 1670 gebuchten Dialektwortes des SW und W *sleight, slait* „Schafweide“, wohl ae. *slæzet* (12. Jhd.), gebildet wie *hiewet: hēawan* zu ae. *slæzen: slēan* „(Vieh auf die Weide) schlagen“; doch ist *h*-Losigkeit um 1330 kaum zureichender Grund gegen eine Basis *-ht-* (etwa **slakti-?*). Als einziger ausländischer Mitarbeiter erscheint Kemp Malone (95—100) mit neun Etymologien: Unmittelbar einleuchtend sind *cosset* < **coss-ettan* „küssen“ und *lobster* < ae. **lobbestre: lobbe* „Spinne“ / *loppe: loppestre*, recht ansprechend *titt* „Vogel“ zu ae. *titt* „Zitze“ und *gull* „Möwe“ < ae. **zulla,-e* zu *gellen*, wohl auch *bet* „Wette“ = *bet* (:good) „Vorteil“, schon fraglicher *pad(lock)* < ae. *pād* und *guilder* = nl. *gulden* × ON *Geldern* [engl. *Guelders*] > *guldren* 1481 > *gilders* mit Verdrängung des vermeintlichen *n*-Plurals; mehr denn problematisch ist *smoulder* „Qualm“ als neben *smother* stehende Dissimilation aus me. *smorðer* (:ae. *smorian*, *schmoren*) in Anbetracht der ingw. Verwandten nl. *smeulen*, nd. *smölen* und lit. *smilk-*, wozu auch ne. *smell* < **smalli-*, und schwerlich überzeugen wird *aye* 'yes' < angl. *zē* mit ae. Übergang *ē* > *ī* und me. Verlust des [i] vor *ī* — erstere Aufstellung Malones (*Jespersen Miscellany* 1930, 45ff.) ist als Ganzes durchaus zweifelhaft (vgl. Holthausen AB 42, 134; 44, 26, 190), anhb. *zī(e)* im besonderen auch ohnedem verständlich (Luick § 173), und Sundéns Ableitung aus **zewisse* wurde bereits AB 49, 184ff. in die fne. Lautgeschichte des me. *ī* eingeordnet.

Der 18. Band der *Studier* ist dem durch seine *Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen* bekannten Stockholmer Germanisten Erik Wellander gewidmet, enthält indes neben der gewohnten, wiederum von O. v. Feilitzen betreuten Bibliographie für 1949—51 mehrere für den Anglisten wichtige Beiträge. Reany (84—112) ergänzt die von v. Feilitzen 1945 (*Namn och Bygd* 33) begonnene Sammlung von me. Nachträgen zum *Onomasticon*; Rynell (113—132) bietet in der Behandlung von *rinnen* eine auch über das Me. hinaus wichtige sorgfältige Formenanalyse der Sippe um ae. *i(e)rnan*; Tarselius (133 bis 144) erörtert den bei Franz § 616 für Shakespeare behandelten „exhortativen“ Gebrauch von *would* in den Essays Bacons, endlich Langenfelt (55—64) den aus Shakespeare bekannten Schlachtruf des Typus *a Clifford*, der in Fortführung der Andeutung Einenkels überzeugend gegenüber der auch von Franz § 278 aufgenommenen Auffassung als unbestimmter Artikel auf franz. Vorbild mit der Präposition *à* zurückgeführt wird.

Die Reihe der 1949 von Kurath¹⁾ eindrucksvoll eröffneten Monographien zum amerikanischen Englisch auf Grund des *Linguistic Atlas* setzt sein Schüler Atwood mit einem gleich prächtig ausgestatteten, wenn auch schmaleren Bande fort. Im Vordergrund steht natürlich die Tempusbildung; aber auch Besonderheiten des Präsens

¹⁾ Vgl. *Anglia* 70, 335.

wie *I says*, Numeruseigentümlichkeiten wie *we was*, die negierten Hilfsverben, das Part. Praes. und selbst Fügungen wie *for to tell* oder *I like to fell* 'I almost fell down' sind einbezogen. Die Darlegungen im einzelnen (5—36) werden wiederum durch die Beigabe von insgesamt 31 Karten anschaulich, und ein Schlußwort (37—44) wertet die Ergebnisse vor allem aus geographischer und sozialer Perspektive, aus der heraus selbst dem Sprachläufigen keine allzu große Zukunft prophezeit wird vor dem Andringen von *universal education and the middle-class aversion to rusticity* (44). Mehr vorläufigen Charakter hat der historische Kommentar: *One is impressed by the small number of innovations and of forms that are demonstrably American in origin* (41); weitaus die Mehrzahl geht, direkt oder indirekt, auf im brit. Standard ausgeschaltete ae.-me. Bildungen zurück, und selbst die in England seltenen Prät. *clim, drag, dove* zu *climb, drag, dive* sind wohl ähnlich zu begreifen — um so deutlicher wird gerade aus dem 2. Band, daß auch die Erforschung des brit. Engl. noch reiche Hilfe von den *Studies in American English* erwarten darf.

HEIDELBERG

HERMANN M. FLASDIECK

Ernst Leisi, *Der Wortinhalt, Seine Struktur im Deutschen und Englischen*. Heidelberg 1953. Quelle und Meyer. 119. S. DM 6.—

Zweiseitige Vergleiche zwischen Muttersprache und Fremdsprache (in Literatur- und Sprachwissenschaft) nehmen in der Gegenwart an Zahl und Gewicht zu. Das ist wohl aus der jüngsten Geschichte unserer Wissenschaft zu erklären. Erst in letzter Zeit wurde 1. die synchronische Betrachtung wieder als wissenschaftlich anerkannt, 2. entdeckt, daß ein Studium der lebenden Sprache Vorzüge bietet, die das Fehlen des zeitlichen Abstandes in etwa ausgleichen, 3. auf die feineren Unterscheidungen in Wortwahl und Stilistik Acht gegeben. Ein sicheres Unterscheidungs- und Wertungsvermögen besitzen wir aber nur in der Muttersprache und für sie. So begrüßen wir es, daß der junge Schweizer Anglist, der in Kiel lehrt, seine Arbeit über den Wortinhalt synchronisch und deutsch-englisch anlegt und die moderne Sprache auswertet.

Es ist ein frisches, leicht lesbares Büchlein. Bei der Pionierleistung eines Jüngeren ist das etwas Ungewöhnliches. Nicht so sehr deshalb, weil L. eine leichte Feder führt, Humor besitzt und ansprechende Beispiele wählt, sondern aus einem anderen Grunde: er verdirbt uns die Entdeckungsfahrt in das neue Land der Wortinhalte nicht durch die Schwerfälligkeit einer neuen Terminologie. Gewiß prägt auch er neue Termini, mehr oder auch weniger glücklich, und es ist schwer zu sagen, welche von ihnen die Fachwelt rezipieren wird und welche nicht. Doch auch die weniger glücklich gewählten sind durchsichtig und werden konsequent verwendet.

Der Verf. sieht es als erste Aufgabe seiner synchronischen Semantik an, eine systematische Klassifikation der Wörter nach ihrem

semantischen Typus zu entwerfen' (10). Er beschränkt seine Untersuchung ‚vorerst auf Konkreta einerseits, Substantive, Verben und Adjektive anderseits‘, sowie auf die Simplicia (11). Es ist also eine Grundwörtersemantik.

Im Anschluß an die geläufige Unterscheidung von *langue* und *parole* kennzeichnet und beschreibt er das Wort als Brauch, beschreibt er die Bedingungen, die jeden Brauch erst zum Brauch machen und beschreibt er schließlich die ‚Bedingtheit‘ des Wortes. Die Leisischen „relevanten Bedingungen“ leisten für das Wort, was die relevanten Oppositionen Trubetzkoy's für das Phonem leisten. Aus der methodischen, gemeinverständlich gehaltenen Voruntersuchung ergibt sich die Definition: der Inhalt eines Einzelwortes ist ein Komplex (und nicht eine auflösbare Summe) von relevanten (bedeutsamen) Bedingungen (23).

Die drei Hauptteile tragen die Überschrift: Die Darstellung des Bezeichneten; Statische und dynamische Bedingungen für Substantiv und Verb; Komplexe Wortinhalte. Mit Hilfe des philosophischen Begriffes der Hypostasierung, der Erhebung zur Substanz, gelingt es ihm, die Eigenwelt der Sprache von der Dingwelt abzuheben und klarzumachen, wie das Bezeichnete durch die sprachliche Darstellung in einer bestimmten Perspektive erscheint. Er gruppiert die Substantive als Individuativa, Kollektiva, Partitiva, Privativa; auch die Adjektive gruppiert er nach ihren relevanten Bedingungen (‚Beziehung, das Begriffspaar Aktualität-Potentialität, Objektgebundenheit und Privation‘). Im Verbkapitel scheinen mir die Abschnitte 4 und 5 über ‚Aktivität und Passivität des Bezeichneten‘ und über ‚Vorgangskollektiva und -Partitiva (die Aktionsarten)‘ besonders fruchtbar.

Der zweite Teil geht davon aus, daß das Substantiv grundsätzlich statisch, das Verb grundsätzlich dynamisch bedingt sei. Der Verf. weist nun aber nach, daß ‚die Substantiva selten, die Verba dagegen fast immer von ihrer grundsätzlichen Bedingtheit abweichen‘ (56), d. h. die meisten Verben sind zusätzlich auch statisch bedingt. Die Bedingtheit kann sich auf die Zahl der Subjekte (*wimmeln*, *umzingeln*) oder der Objekte (*sammeln*, *trennen*) beziehen oder ferner auf die Beschaffenheit von Subjekt und Objekt. Der Verf. entwickelt dann das von ihm gefundene Prinzip der „semantischen Kongruenz“. „Wird ein Substantiv und ein Verb zugleich auf dasselbe Ding angewendet, so dürfen sich die beiden Klassifikationen nicht widersprechen, sondern sie müssen entweder gleich sein: *Die Flüssigkeit fließt*, oder aber die Klasse des Verbs muß weiter sein als die des Substantivs: *Das Wasser fließt*. Diese geforderte Übereinstimmung in den Klassifikationen durch Substantiv und Verb nennen wir hier die semantische Kongruenz“ (69).

Die Zerreißung der semantischen Kongruenz kann in bestimmten Fällen als besonderes Stilmittel empfunden werden (70). Diese Beobachtung führt den Verf. zu der fruchtbaren Unterscheidung von direkter und indirekter Metapher: *ein frisch geschnittener Rasen* — *ein frisch geschorener Rasen*, „Scheren ist nur dann erlaubt, wenn es sich beim

Objekt um Haare, meistens das Fell eines Tieres, handelt' (71). Der ,geschorene' Rasen suggeriert, daß es ein ,Rasen, so dicht und weich wie ein Fell' ist (71). Je nachdem, ob ein Verb von Objektbindung frei ist oder nicht, spricht der Verf. in Anlehnung an Bally von rationalen und expressiven Verben.

Der letzte Teil beschäftigt sich mit den Bedingungen, die außerhalb des Bezeichneten erfüllt sein müssen (78). Es sind die komplexen Wortinhalte. Die Bedingungen, die außerhalb des Bezeichneten liegen, können sein: räumlich, zeitlich, raum-zeitlich, teleologisch, normativ, persönlich oder gesellschaftlich.

Des Verf. Wortlehre von den bedeutsamen Bedingungen ist schon in der vorliegenden skizzenhaften Form sprachtheoretisch fundiert, aufschlußreich für die oft verschiedene Sehweise der deutschen und der englischen Sprache (52, 83) und praktisch verwendbar. Vor allem aber ist diese Wortlehre ausbaufähig. Der Grundgedanke der relevanten Bedingungen erscheint für die Wortlehre ebenso produktiv wie das Prinzip der relevanten Oppositionen in der Phonologie. Die Arbeit ist bahnbrechend, weil sie von einem neuen und richtigen Grundgedanken getragen ist und an diesem von der ersten bis zur letzten Seite festhält. Sie gleicht einer Schneise, sehr schmal und gradlinig. Noch fehlt die Fülle, in Hinblick sowohl auf die behandelten Wortarten wie auch auf die große semantische Literatur. Doch ist das Verdienst des Verf. unbestreitbar. Er hat die erste deutsch-englische, beschreibende, synchronische Wortlehre verfaßt.

Einzelheiten: S. 30 ,... in einer beschreibenden Semantik, wie sie die vorliegende Arbeit skizziert.' Da ich nicht annehme, daß es im Schweizerdeutsch das Verb *skizzern* neben *skizzieren* gibt oder daß der Verf. mit *skizzern* ausdrücken will, es werde nur eine sehr skizzenhafte Skizze verfaßt, so muß es sich wohl um einen Druckfehler, wenn auch um einen symptomatischen, handeln. Die sonstige Zahl der Druckfehler ist erträglich.

S. 42, Tabelle: *Short* ist keineswegs auf Dinge beschränkt, vgl. *a short man*.

S. 51... ,er (der Tee) kocht'. Trinkt Verf. Pfefferminztee?

S. 42, 86, 101ff.: Der Verf. sollte das d.-e. Feld der Dimensionsadjektive, zu dem er so viel Wichtiges sagt, als Musterbeispiel ausführlich am Ende des Buches behandeln.

S. 88 ,Schau selber zu deinen Sachen.' ist wohl wirklich Schweizerdeutsch.

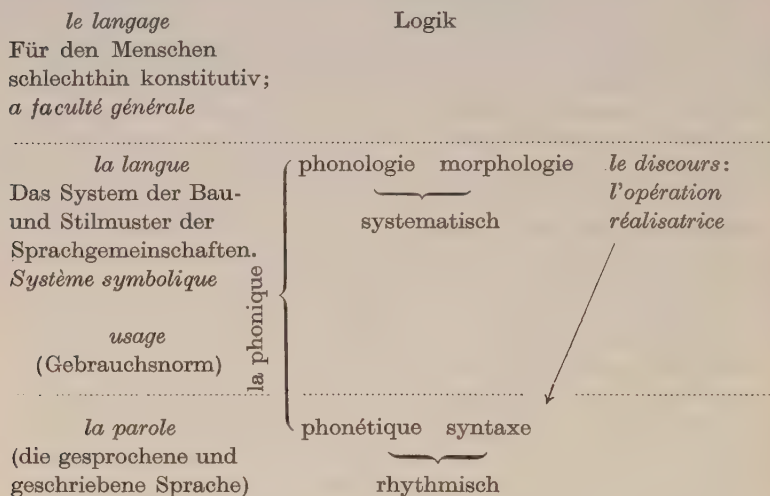
BONN

· WOLFGANG SCHMIDT-HIDDING

Viggo Brøndal, *Théorie des Prépositions, Introduction à une sémantique rationnelle*. Kopenhagen 1950 [in dänischer Sprache 1940]. XXII + 145 S.

Viggo Brøndal war bis zu seinem Tod (1942) ein Wortführer der *linguistique structurale*. Zusammen mit dem jetzigen Herausgeber

Louis Hjelmslev gab er 1939 die *Acta Linguistica* heraus, die internationale Zs. der Strukturalisten. Er ist ‚der große Theoretiker der linguistischen Oppositionen‘ (Kuryłowicz). Ziel seiner zahlreichen Untersuchungen, die im Bande der *Essays* (Kopenhagen 1943) in einem bibliographischen Anhang erfaßt und kurz resümiert werden, ist *la compréhension de la nature et des formes de la pensée elle-même.* (Prép. 3) Die Intention seiner Forschung läßt sich mit Hilfe seines eigenen im Anschluß an Saussure entwickelten Systems darstellen. Er sieht Sprache und Sprachwissenschaft in folgender Gliederung:



B. hält sich an dieses System. Bei seiner Sprachvergleichung geht es ihm nicht in erster Linie um Eigenarten der Nationalsprache (trotz der aufschlußreichen Studie *Le français, langue abstraite*, Kopenhagen 1936), sondern um die Erkenntnis, wie die Sprachanlage des Menschen selbst beschaffen ist. Er setzt voraus, daß diese Sprachanlage des Menschen eine logische ist und sich daher systematisch erfassen läßt.

Die philosophischen Paten seines Lebenswerkes sind Leibniz, Høffding, Meyerson und Bertram Russell. Die von ihnen entwickelten Kategorien der Relation sind in seine Sprachtheorie eingegangen. Als Linguist fühlt er sich in erster Linie Ferdinand de Saussure verpflichtet, eine Verpflichtung, die er nicht nur mit den anderen Vertretern der *linguistique structurale*, sondern mit der gesamten modernen Sprachwissenschaft teilt. B. hat seine Sprachtheorie mit imponierender Konsequenz auf- und ausgebaut: *Les parties du discours* (1928), *Morfologi og Syntax* (1932), *Langage et logique* (1937), endlich das vorliegende Buch als die Krönung des Werkes. Das Ganze — man könnte es fast eine linguistische Relativitätstheorie nennen — ist eine Denkleistung erster Ordnung. Wer selbst darum gerungen hat, sprachliche Felder [B's *système de corrélation sémantique interne* entspricht etwa dem

sprachlichen Feld] aufzustellen und zu ordnen, der wird über den Anspruch B's erstaunt sein, er habe in seiner Theorie der Präpositionen die logische Gliederung aller sprachlichen Felder im großen Ganzen schon geleistet. Der Anspruch erklärt sich aus seiner These einer logischen Grundstruktur der *langage* (*une synonymique générale*, 124). Die auf einem Teilgebiet gefundene logische Struktur sollte, wenn auch mit Variationen (§ 39), auch für die anderen Teilgebiete der Sprache maßgebend sein. Die Präpositionen sind insofern ein Musterfall, als sie sich verhältnismäßig einfach in ein System fügen. So hat die Arbeit nach der Meinung des Verf. paradigmatischen Charakter, jedoch mit der genannten Einschränkung: »Il faut donc toujours compter avec la possibilité que les relations révélées par l'analyse des prépositions ne se présentent pas toujours sous une forme aussi simple à l'intérieur des classes plus concrètes et plus nombreuses« (128).

Die Untersuchung gleicht dem Bau einer Pyramide. In den drei ersten Kapiteln (die Präpositionen, die Präpositionen als Wortklasse, die Theorie) entwickelt B. das für die Präpositionen gültige System von Relationen. In den vier letzten Kapiteln prüft er sein System auf Gültigkeit und Konsequenzen (Verifikation, Tendenzen, Geschichte, Semantik). Ein Bild mag den subjektiven Eindruck eines Philologen, der sich meist mit den Manifestationen der Sprache beschäftigt, illustrieren: B. führt uns zuerst hinauf in die abstrakte, schwindelerregende Höhe der *langage*, um uns dann zur Überprüfung des von der Höhe aus gewonnenen Eindrucks wieder hinunter zu geleiten zu den konkreteren Formationen der *langue* und sogar der *parole*. Hier können wir wieder atmen und erhalten unser Verständnis für sprachliche Phänomene zurück.

Beim Aufstieg in die *langage* müssen den von B. Geführten mitunter Zweifel befallen, ob der gewählte Weg richtig ist. Im folgenden zitiere ich nur Beispiele aus der englischen Sprache. Diese englischen Beispiele wurden z. T. von B. selbst und z. T. von seinen Übersetzern gebraucht. So erscheint mir die Begrenzung des Feldes der 'echten' Präpositionen fragwürdig. Er wirft heraus locutions: *on account of*; mots composites 1. Composés: *into, without*, 2. dérivés: *beyond, behind, below, beside* und auch Situativa wie *above, beneath*.

In der Mitte des logischen Systems der englischen Präpositionen (§ 84) findet sich die Relation *at* (intension): *a* (extension) (S. 48/9). Mit der Präposition *a* ist gemeint *a-singing* < frz. *en chantant* (17, 118). Von der von Trampe Bødtker (1908) entlehnten zweifelhaften Herleitung (*en* < *a*) abgesehen, würde ich diese phonetische Variante des ae. *an*, *on* nicht als lebendige Präposition aufnehmen, auch nicht in eine synchronistische Darstellung der ne. Präpositionen.

Wenn wir zu den letzten logischen Normen der *langage* aufsteigen wollen, so kann dies nur auf Stufen der Abstraktion von anschaulichen Inhalten geschehen. Nach B. sollen wir von *les emplois centraux ou essentiels* ausgehen; diese dürften von den *emplois périphériques ou accessoires* (27) nicht immer leicht abzuheben sein. Zugleich sollen wir

möglichst nicht die Präpositionen in räumlicher Verwendung als Ausgang für die Abstraktion wählen, sondern die temporalen, idealen oder selbst logisch-mathematischen oder formalen (26). Wenn nun aber die wesentlichen Gebrauchsweisen räumliche sind?

Diesen Aufstieg in die Sphären höherer Abstraktion steuert B. mit Hilfe der in der neueren Logik gewonnenen Kategorien der Relation, *Symétrie*, *Transitivité* und *Connexité* (S. 29). Er erarbeitet noch 8 weitere (s. unten). Bei der Aufstellung der 23 Felder von Präpositionen (§§ 83—99) werden aber nur die abstrakten Relationen Symmetrie und Transitivität verwendet und, innerhalb der qualitativen Beziehungen, die rein formalen: polar, negativ-positiv; neutral; komplex (Synthese von positiv und negativ); komplex-polar. In der synoptischen Tabelle (§ 100) kennzeichnet er die Präpositionen von 20 Sprachen auch mit Hilfe der anderen in § 31 entwickelten Arten von Relationen: *connexité*, *continuité*, *extension*, *généralité*, *intégrité*, *pluralité*, *totalité*, *variabilité*.

Aus den *Formes de relations* hat B. errechnet, daß die Gliederung des Feldes der Präpositionen nur in Gruppen von 1, 2, 4, 8, 16, 32 Einheiten (= Präpositionen) möglich ist, was also 3er, 5er, 6er usw. Gruppen ausschließt. Habe ich also etwa für das Ne. 19 echte Präpositionen ermittelt, so weiß ich *a priori*, daß die Gliederung erfolgen muß: $1 + 2 +$ irgend eine systemgerechte Aufteilung von 16. Für das Ne. ergibt sich $4 \times 1 + 2$ und $2 \times 2 = 16$. Wenn *la parole* dem System nicht entspricht, dann um so schlimmer für *la parole*. Aber die *parole* läßt sich so ‚einrichten‘, daß das System paßt.

Der an Neurose grenzende Zwang zum vollständigen System, dem viele große Systematiker unterworfen sind, scheint besonders dann vorzuliegen, wenn eine Korrespondenz der verschiedenen von ihnen entwickelten Systeme behauptet wird. Das ist bei B. der Fall. Wenn es schon mitunter nicht leicht ist, Trubetzkoy, dem großen Systematiker der Phonologie, zu folgen, so scheinen Zweifel an der Gültigkeit des Brøndalschen Systems noch eher berechtigt. Dennoch müssen wir es immer für möglich halten, daß B., der sich ein Leben lang mit der großen Literatur über die Sprache auseinandergesetzt hat — die Bibliographie führt die einschlägigen Werke von fast 200 Forschern an —, im Recht ist und eine Ablehnung seiner Ergebnisse nur Mangel an Einsicht verrät. Das Problem Sprache-Denken ist jedenfalls selten von einem Forscher angegangen worden, der zugleich fest in den europäischen Traditionen des Denkens über die Sprache und in der konkreten Sprachwissenschaft stand.

Wem die dünne Höhenluft der *langage* unzuträglich ist, der wird mit Gewinn die feinen Beobachtungen an der *parole* genießen, die B. in den Kapiteln IV—VII niederlegt, um die Richtigkeit und Brauchbarkeit seines Systems auch für die Sprache als geschichtlichem Phänomen (VI *Histoire*) zu beweisen.

Herbert Seidler, *Allgemeine Stilistik*. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1953. 366 S.

Verf., der sich mit dieser Arbeit 1950 in Innsbruck für „Deutsche Sprache und Literatur mit besonderer Berücksichtigung der allgemeinen Literaturwissenschaft“ habilitiert hat, will damit grundsätzlich etwas anderes geben als seinerzeit R. M. Meyer mit seiner *Deutschen Stilistik*. Die *Allgemeine Stilistik* geht nicht von der Erscheinung des sprachlichen Kunstwerkes aus, sondern entwirft ein „geschlossenes und breites System der Stilwerte“, das für alle Sprachen und Literaturen anwendbar sein soll. Die Erfassung und Interpretation der geschichtlich und räumlich bedingten Stilarten ist dann Sache der Stilgeschichte und Stilbeschreibung, für die die Allgemeine Stilistik die festen Begriffsordnungen zur Verfügung stellt.

Von den vier Hauptteilen des Werkes bewegt sich der erste auf dem Gebiet der Sprachphilosophie, der zweite auf dem der Flexions- und Syntaxlehre, der dritte, Sprache als Lautung, zum kleineren Teil auf dem der Phonetik, zum größeren auf dem der Verslehre. Dabei wird jeweils die stilistische Bedeutung der in diesen Gebieten liegenden Erscheinungen und Probleme vermerkt, und „Stil“ als „die durch die Sprache erwirkte, bestimmt geartete Gemüthaftigkeit eines Sprachwerkes“ verstanden. Der vierte Hauptteil, „Die höhern Wirkungsgestalten“, beschäftigt sich mit den stilistischen Problemen im engeren Sinne wie nationalen und sozialen Stilformen, Bild und Vergleich, Sachdarstellung, Ausruf und Anruf und so fort.

So wird ein systematisches Gebäude errichtet, mit zahlreichen, einem weitgespannten Forschungsbereich entnommenen *termini technici*, die der in der Praxis oft sehr eigenwillig ästhetisierenden Stilbeschreibung ein festes Gerüst geben sollen. Zudem befindet sich Verf. in einer ständigen Diskussion mit der deutschen und z. T. auch französischen Forschung auf den Gebieten, aus denen sich seine Stilistik zusammensetzt. Doch alle Arbeiten und Überlegungen, von B. Croce und E. Cassirer bis Heusler und Kayser, die auf den speziellen, konkreten Gebieten der Sprach- und Literaturforschung geleistet worden sind, werden hier dazu benutzt, um ein geschlossenes System der Prinzipien einer neuen Wissenschaft vorzutragen.

Lassen sich diese Theorien einer Allgemeinen Stilistik in die Praxis der Stilbetrachtung einer speziellen Literatur übertragen? Der Anglist ist ein empirisches, pragmatisches Vorgehen gewöhnt und findet hier fast nur Abstraktion und Spekulation. Die bekannten Arbeiten zur englischen Stilistik, und zwar nicht nur die in erster Linie für die Praxis des Unterrichts bestimmten von Aronstein, Deutschbein und Gelhard, fehlen nicht nur im Literaturverzeichnis, sondern auch im Blickfeld des Verfs. Die Darstellung der syntaktischen Seite der Allgemeinen Stilistik kennt weder Jespersens *Philosophy of Grammar* noch Deutschbeins *Syntax*. Dabei verlangen manche Darlegungen geradezu nach den englischen Ergänzungen und Entsprachungen. Zum Problem von Aspekt und Aktionsart wird (neben

Koschmieder) nur Renicke genannt. Die eigentliche Stilistik arbeitet ohne jeden Bezug auf Herbert Read, auf Brooks und Warren, auf Richards und den ‚New Criticism‘. Aber eine Diskussion im Einzelnen müßte oft umfangreicher ausfallen als der Anlaß dazu.

Auch ein System der Stilistik wird nicht ohne Beispiele auskommen, wenn sie auch nicht die Ausgangspunkte sein sollen für Einsichten, die durch Interpretation gewonnen werden, sondern Belege für die vorgetragenen Theorien. Diese Beispiele werden fast ausschließlich der deutschen Literatur entnommen; wenn Verf. einmal auf den Stilcharakter der englischen Sprache oder Literatur exemplifiziert, merkt man sein Unbehagen und seine Unsicherheit. S. 296 bringt er zwei Verse von Richard Crashaw als Beispiel für eine „entwicklungsmäßig spätere und rational schärfere“ Form des „geschlossenen Bildes“, so als ob es sich um eine beiläufige und vereinzelte Erscheinung handle und als ob nicht die ‚Metaphysical Poets‘ gerade dieser Form ihren Namen verdankten und es bereits eine ganze Bibliothek über die *conceits* gäbe.

Zu den deutschen Beispielen wäre zu bemerken, daß das „ästhetische Wiesel“ nicht Arno Holz, sondern Christian Morgenstern zum Urheber hat (*Galgenlieder*, Berlin 1905, S. 25) und S. 249 ungenau zitiert wird. Auch stimmt es bedenklich, wenn neben Hölderlin, Novalis, Kleist und Trakl gerade die beiden Exponenten der nationalsozialistischen Literatur, Hans Grimm und E. G. Kolbenheyer, besonders häufig mit Stilproben als Beispiele allgemeiner Stilerscheinungen zitiert werden.

Über den geringen unmittelbaren Nutzen dieser Allgemeinen Stilistik für die Anglistik könnte man sich noch trösten mit dem Gedanken, daß eine auf deutsche Beispiele fundierte Arbeit sehr wohl von Anglisten auch für die Anglistik fruchtbar gemacht werden könnte. Schwerwiegender ist daher das Bedenken, daß die ganze Denkweise und Ausdrucksweise so abstrakt und spekulativ ist, daß sie recht eigentlich ‚unübersetzbar‘ erscheint. „Die Erkenntnis des Wesens der Sprache fordert als Korrelat eine zusammengehörige Menschengruppe, die in dieser Sprache aufwächst, mit ihr lebt und sich dadurch von der Menschheit überhaupt abhebt. Dasselbe ergibt sich vom Leistungsaspekt der dialogischen Funktionen: denn Sprache wäre sinnlos, wenn sie jeweils nur vom Sprechenden verstanden würde. Durch eine Sprache werden Menschen zu einer Gemeinschaft gebunden und von andern zugleich getrennt. So fordert Sprache sinnvoll Sprachgemeinschaft und umgekehrt.“ (S. 25) Es ist freilich nicht ganz dasselbe, wenn ich übersetze: „There is no language without its people. The two are interrelated.“ Der deutsche Text bietet eine detailliertere Aussage, und als Ausgangspunkt zu spezifischen Untersuchungen und Schlußfolgerungen der Sprachgeschichte sind diese detaillierten Schritte und Gliederungen inhaltvoll. Aber als Prinzipien einer Allgemeinen Stilistik hängen sie leer in der Luft und sagen nicht viel mehr aus als die englische „Übersetzung“. Bei dieser Überführung in

die englische Denkweise wird dann aber deutlich, welche Selbstverständlichkeiten es im Grunde sind, die hier gesagt werden — sehr differenzierte Selbstverständlichkeiten, ausgedrückt in sehr abstrakter Sprache.

Immer wieder sucht die Allgemeine Stilistik vom spezifischen zu abstrahieren und ein System von Wortfunktionen ohne Rücksicht auf die Wortinhalte aufzubauen, z. B. bei den Präpositionen (S. 114). Immer wieder muß aber auch die Allgemeine Stilistik auf den „Gefühlsgehalt“ dieser Worte zurückgehen, und über diese Hintertür kommt auch die spezifische Bedeutung wieder mit hinein. Schon in der Grammatik, für die Verf. S. 70 eine „Allgemeine Grammatik“ stipuliert, hat sich, zumindest in der Anglistik, die ‚pure grammar‘ der Scholastik als höchst fragwürdig erwiesen. (*The Problem of Grammar*, Oxford 1923. Neuerdings R. H. Robins, *Ancient and Medieval Grammatical Theory in Europe with Particular Reference to Modern Linguistic Doctrine*, London 1951.) Das ist in erhöhtem Maße in der Stilistik der Fall, für die es schon nach dem Sprichwort schwer ist, sachlich verbindlich zu sein. Bei solchen Bemühungen läuft man Gefahr, in die Prämissen das hinein zu schmuggeln, was nachher als Ergebnis vorgezeigt werden soll. „Überhaupt muß hier schon beachtet werden, daß die Gemüthaftigkeit eines Gliedes im Sprachkunstwerk, als eines Sprachgebildes, vielfach bedingt ist durch die Einfügung in ein gemüthhaftes Ganzes, also z. B. in eine Dichtung.“ (S. 54) Heißt das mehr als: „ein Glied eines Ganzen ist ein Glied eines Ganzen“? So bricht denn auch immer wieder die scheinbar apriorische Bemühung plötzlich ab, und es erscheint eine Behauptung, oft sogar eine Banalität („zunächst spielt in der Kunst immer etwas Irrationales eine entscheidende Rolle“, S. 61), die nur durch eine abstrakte, in Nexus-Substantiven schwelgende Sprache nicht immer als solche gleich sichtbar wird.

Die Sprachphilosophie hat gezeigt, wie weit die Wissenschaft abstrahierend und ordnend von den Erscheinungen zu den Begriffen vordringen kann, und was an Gehalt in der *Allgemeinen Stilistik* steckt, ist wesentlich ein Resümee dieser Leistungen. Der umgekehrte Weg aber, vom System zur Erscheinung, führt ins Leere. Jedenfalls erscheint es so englischem und anglistischem Denken.

MÜNCHEN

FRITZ WÖLCKEN

A. Walde, *Lateinisches etymologisches Wörterbuch*. 3. neubearb. Auflage von J. B. Hofmann. (Auch u. d. T.: Indogerm. Bibliothek, hrsg. von H. Krahe. II. Reihe: Wörterbücher.) 18.—20. Lieferung. Heidelberg, C. Winter Univers.-Verlag. 1951 ff.

Seitdem ich¹⁾ die 13.—17. Lieferung dieser vorzüglichen Arbeit besprochen habe, sind 3 neue Lieferungen erschienen, die den lat.

¹⁾ Anglia 70, 319.

Wortschatz von *sēmīta* bis *venus* I behandeln. Auch hierzu möchte ich einige Berichtigungen und Ergänzungen, besonders aus dem Gebiet der germanischen Sprachen, fügen.

S. 516: nhd. *schnodderig* gehört vielmehr zu mhd. *snuder* „Nasenschleim“. — S. 523: 1. an. *sørve*, dazu mhd. *geserwe*. — S. 527, Z. 6 1. ags. *sæne*. — Ib. Z. 8 1. lit. *at-sainūs*. — S. 531 1. ags. *āsiwen*. — S. 558: wodurch wird die Betonung *syepnós* für ae. *swefn* und an. *svefn* bewiesen? — S. 561 Mitte 1. aschw. *sōva* und an. *sōfa*. — S. 563: 1. *soror* heißt an. *systir*, ndd. *süster*, nl. *zuster*. — S. 566: 1. lit. *spróga*. Zu S. 569 oben vgl. noch an. *spōi* „Brachvogel“, eigentlich „Läufer“, ebenso zu *spēs* S. 573. — S. 575, Z. 5: über an. *spikr* vgl. mein Awnord. Wtb. — S. 581, Z. 5 1. aschwed. *spūta* statt an. *spūða*. — S. 591 1. oben mnd. *strand*. — S. 593 unten: ein an. *stīfr* gibt es nicht, dä. *stiv* und schwed. *styv* beruhen auf mnd. *stif*. — S. 595: zu *storð* (unter *stirps*) vgl. Sahlgren, Stud. germ. S. 512ff. — S. 596: zu *stlembus* vgl. mein Awn. Wtb. unter *stalpi*, *stelpa*, *Stolp* u. *stolpi*. — S. 604 unten: an. *strik* beruht auf mnd. *strickette*. — S. 606 unter *strix* 1. an. *storkr*. — S. 607, oben: zu me. *strouten* vgl. ae. *strūtian*, ais. *strūtr*, as. *strota* etc. — S. 608 unter *studeō* 1. ahd. *studden*. — S. 610 Mitte 1. nd. *stūken* statt an. *stūkan*. — ib. unter *storiō* 1. ags. *styria*; unter *sturnus* str. an. *starre* und gr. *ψᾱρός* sowie ahd. *sparo* und lat. *parra*. — S. 616 unten u. S. 630 unter *summus*: ein ae. *ufema* gibt es nicht, nur *ufemest*. — ib. Z. 4 v. u.: neben *yferra* steht *uferra*. — S. 618: unter *sublestus* 1. ags. *læs*. — ib. unter *publica* 1. an. *skjōta*. — S. 623 unter *sūdō* 1. kymr. *chwŷs*. — S. 624 unter *sūdus*: das -au- in germ. **sauso-* kann doch auch = idg. -ou- sein! — S. 640 oben: 1. ags. *pawian* statt *pāwan*. — S. 647 unten erg. kuči *tak*. — S. 664 unter *tenebrae* wird ahd. *finstar* „durch Methathese aus *þimstar*“ erklärt, was ich nicht verstehe. — S. 678 unten erg. aisl. *þeala* „Queraxt“. — S. 691 oben erg. mnd. *stank* „Unruhe, Lärm“. — S. 692 unter *torpeō* 1. as. *sterban*. — S. 693 unten 1. an. *þvara*. — S. 701 *tremō*: die Erklärung von got. *þramstei* gibt schon Schade, vgl. noch aisl. *þramma* „schwer gehen“. — S. 702 unten: mhd. *strāfen* hat mit ae. *þrafian* nichts zu tun! — S. 706: unter *triquetrus* 1. an. *hōt* statt *hóte*. — S. 715 unten 1. got. *þūsundi*. — S. 718: zu *turdus* „cunnius“ vgl. nd. *mēse* ds., eigentlich „Meise“. — Ib. am Ende: vgl. KZ 71, 50f. — S. 719: zu *turma* vgl. eher nl. *drom*. — S. 726 Z. 4 1. got. *gaswōggjan*. — S. 729, Z. 2 1. „Wendung“. — S. 733, Z. 6: *hvap* ist erst nisl. — ib. got. *wōpjan* etc. gehören eher zu russ. *vábit'* „rufen, locken“, als zu lat. *vāpulō*. — S. 746 oben 1. ags. *wéoce*, mnd. *wīke*, ne. *wick*, nl. *wiek*, ahd. *wioh*, mhd. nhd. *wieche*. — Nachtrag. S. 505 1. got. *hōha*. — S. 605 Z. 3: ahd. *strūhhōn* u. nhd. *straukeln* gehören zu *Strauch*. — S. 661 unter *tempus* 2 1. anl. *thinnong*. — S. 714 oben 1. an. *þýðr*, *þýða*.

A. Walde, *Lateinisches etymologisches Wörterbuch*. 3. neubearb. Auflage von J. B. Hofmann. (Auch u. d. T.: Indogerm. Bibliothek, hrsg. von H. Krahe. II. Reihe: Wörterbücher.) 21. Lieferung. Heidelberg, C. Winter, Univers.-Verlag. 1954.

Endlich ist mit dieser Lieferung, die Bogen 48—54 enthält, der seit 1939 im Erscheinen begriffene 2. Band der dritten Auflage des wohlbekannten, vorzüglichen Werkes fertig geworden, worüber sich Verf., Verleger und alle Benutzer aufrichtig freuen werden. Der Krieg hat es verschuldet, daß zwischen der 1. und 2. Lieferung dieses Bandes eine Pause von neun Jahren liegt, sonst wäre das Buch wohl längst in unseren Händen. Es soll noch als 3. Band ein Register folgen, das 5—6 Lieferungen umfassen wird, die in Abständen von 2 Monaten erscheinen sollen. — Ich gebe nun noch eine Liste der mir bei der Lektüre aufgestoßenen kleinen Versehen, die besonders die germanischen Sprachen betreffen. S. 753 l. ags. *wýscan*. — S. 765 l. ahd. *fra-warten*. — S. 767 unten: zu *Ware* vgl. Kluges etym. Wtb.¹⁶, wo es anders erklärt wird. — S. 780 unten l. ahd. *zi-weiben*. — S. 782: *Woche* wird jetzt in der 16. Aufl. von Kluges Wtb. (der Verf. zitiert leider immer noch die 11.) richtig zu *weichen* gestellt. — S. 785 Mitte l. *brūkan* st. *frūkan*. — S. 786 unten l. an. *vīðer*. — S. 787 l. an. *vegg*. — S. 791: lat. *vīnen* ist als *wīne* ins Ndd. gedrungen. — S. 802 unten l. an. *gern*. — S. 814 l. an. *noþ*. — S. 815: zu an. *voþr* erg. ahd. *waht*, vgl. ZfdA. 82, 302. — S. 817 l. an. *vātr*. — S. 818 l. an. *uðr*. — S. 824: *ōmr* ist als *ómur* erst nisl., l. dafür an. *ōmun*. — S. 839 l. ags. as. *orc*. — Ib. erg. an. *urga* „drücken“. — S. 841 unten l. *ysle* „glühende Asche“. — S. 849 l. got. *aihsa*. — Nachtrag. S. 772 oben: as., ae. *cosp* (nicht *cysp*) haben mit lat. *cuspis* 'Spitze' nichts zu tun! — S. 802 l. *gern* u. ags. *snōd* — S. 818 erg. ags. *wæsc* zu *uðr*. — S. 820 l. ags. *ynne-léac* u. ahd. *une-louh*. — S. 843: an. *úrr* hat mit ai. *usrá* nichts zu tun, wie das Fehlen des Umlauts zeigt.

WIESBADEN

FERDINAND HOLTHAUSEN

Karl Brunner, *Die englische Sprache. Ihre geschichtliche Entwicklung*. Zweiter Band: *Die Flexionsformen, ihre Verwendung. Das Englische außerhalb Europas*. Max Niemeyer Verlag, Halle 1951. 424.

Nach der Lautgeschichte des ersten Bandes¹ führt uns Brunner im zweiten Band seiner Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Englischen die Flexionslehre und ihre Verwendung vor. Es ist das große Verdienst des Werkes, daß hier die Forschungen auf diesem Gebiet, die in vielen Artikeln und Dissertationen zerstreut waren, mit breiter Kenntnis zusammengefaßt werden. Luicks bedeutende *Historische Grammatik* ist über die Lautlehre nicht hinausgekommen, *Wylds Short History* betont die Lautlehre und handelt den übrigen Teil der Sprachgeschichte kurz ab. Baughs materialreiche *History of the English Language* gibt vor allem die äußere Sprachgeschichte, während die

innere (besonders in der ältesten Periode) nicht zu ihrem Rechte kommt. Die *Historische ne. Laut- und Formenlehre* von E. Ekwall (²1922) zeigt den großen Forscher am Werke; sie ist leider so kurz wie Göschensbändchen sind, und läßt die Syntax aus. Wissenschaftlich ausgezeichnet ist die ebenfalls sehr knappe *Esquisse d'une histoire de la langue anglaise* von F. Mossé, deren genaue Fassung und kenntnisreiche Abhandlung der morphologischen, syntaktischen und lexikalischen Fragen die gründliche Schulung des Germanisten verraten. Brunner vermittelt uns viel von dem, was man in diesen und in anderen Werken über die englische Sprache wie die von St. Robertson, Marekwardt, Bryant, Wrenn vermißt. Am nächsten kommt ihm wohl Bøgholms wichtiges Werk *English Speech from an Historical Point of View*, das sich durch seine ausführliche Behandlung der Syntax auszeichnet. Jespersens großes Werk *A Modern English Grammar* ist der Anlage wie dem Umfange nach recht verschieden von Brunners Darstellung.

Der zweite Band von Brunners Geschichte der Entwicklung der englischen Sprache wird eröffnet mit der bekannten Tatsache, daß das „Englische in größerem Umfange als andere germanische Sprachen . . . die mannigfachen Flexionsformen vereinfacht und aufgegeben“ habe. Diese Entwicklung ist nicht nur germanisch. Die nominale Flexion zeigt in einer Anzahl idg. Sprachen diesen Zug zur Vereinfachung. In manchen Sprachen wird die Unterscheidung der Fälle ganz und gar aufgegeben, im westlichen Iranischen schon seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, im Brittanischen vor dem achten Jhrh., im Romanischen zwischen dem fünften und vierzehnten, während im Englischen diese Veränderung erst im Mittelalter in Erscheinung tritt. Ist Brunners Einteilungsprinzip „die Flexionsformen, ihre Verwendung“ geeignet, die englische Sprache und ihre geschichtliche Entwicklung in ihren wesentlichen Zügen zu erfassen? „Die Flexionsformen“ und „ihre Verwendung“ — die Betrachtung der englischen Sprache von diesem Gesichtspunkt aus kann zur Beantwortung der Frage führen: „Was für Funktionen erfüllen die Wortformen?“ Sie rückt aber die Frage: „Wie werden Worte zum Satze zusammengefügt?“ nicht genügend in das Gesichtsfeld des sprachlichen Zergliederers. Bei aller sprachlichen Deutung muß der Satz oder Gebilde, die die Funktion des Satzes erfüllen, voranstehen. Solch ein Verfahren ist nicht zu umgehen, wenn wie in der englischen Sprachentwicklung die Flexionsformen „vereinfacht oder aufgegeben“ werden. Eine ganz einfache und recht ergiebige Art der Einteilung ist die von Meillet-Vendryes (*Traité de grammaire comparée des langues classiques*¹, 1948): Les Sons, Les Mots, La Phrase. Schwyzer unterscheidet in seiner griechischen Grammatik Lautlehre, Wortbildung (Stammbildung) und Flexion, Syntax und syntaktische Stilistik. Das Satzgefüge wird erfaßt durch die Analyse der Bedeutung und der Funktion der Wortarten und Wortformen und durch die Wortgruppen- und Satzlehre.

Brunner bezieht sich im zweiten Band öfter auf Erklärungen und Definitionen des ersten Bandes. Solche Definitionen sind in manchen

Fällen für den Studenten nicht leicht zu begreifen. So gehen wir auf einige, die zu Mißverständnissen Anlaß geben könnten, näher ein.

Die Bedeutung von Wurzel und Stamm ist nicht genau auseinandergehalten. Idg. **es/os*, oder **bheu/bhū* (das Specht als zweisilbige Basis **bhaue* ansetzt) werden als Stamm bezeichnet. Es ist richtig, man kann eine Wurzel als Stamm mit dem Suffix Null definieren. Denkt B. hier an diesen besonderen Fall? Was bedeutet die Feststellung, daß die Wurzel nicht selbständig vorkommt? Heißt das ohne Endung? Es gibt eine ganze Anzahl Wurzeln ohne „Suffix, Formans, Themavokal“. Bezeichnet das Suffix den genauen Wert der Wurzel, wie der Verf. sich ausdrückt? Über nicht wenige Suffixe oder Formantien können wir überhaupt nichts aussagen. „Die idg. Wurzeln und Suffixe sind durch ihre Konsonanten gekennzeichnet.“ Nicht sehr wenige Wurzeln (und Suffixe) weisen keinen Konsonanten auf.

In ae. *mē*, *þē* (aus **miz*, *þiz*) ist das auslautende *z* mit Ersatzdehnung geschwunden und das *i* zu *e* gesenkt, während das an. *mēr*, *þēr* Senkung und Dehnung des *i* zu *ē* ohne Schwund des auslautenden *z* aufweist (vgl. zum wg. das wg. *mēd-* neben got. *mizdō*).

Die Bildung von ae. *hē*, as. *hē*, hie, *hī*, afries. *hī* ist nicht klar. Man kann aus verschiedenen Gründen dafür kein idg. **ke* (178, 1197) ansetzen. Das Element *h* erscheint im Altsächsischen vorzugsweise im Nominativ; wir werden es in ae. *hē*, as. *hē* usw. mit einer späteren Zusammenbildung zu *tun* haben. Besser erklärt man Formen wie ae. *hē*, as. *hē* als ein idg. **is*, lat. *is*, got. *is*, ahd. *er*, das mit einem nordwgm. *h* zusammengebildet ist. Aus wgm. **hiz* entsteht ae. *hē*, as. *hē*, *hī*, afries. *hī* (vgl. ae. *mē* aus **miz*). Ein Nominativ **ke-s* ist unwahrscheinlich. Soweit man sehen kann, ist für den Nom. die Vokalisation *o* kennzeichnend (vgl. pronom. **quo-s*, substantiv *-o-s*), im Gegensatz zum Vokativ der *o*-Stämme, der durch *e* charakterisiert wird. Ob dieses *h* mit dem *h* des got. *hina* und *himma* und *hita* der Zeitbezeichnungen *und hina dag*, *fram himma*, *himma daga*, *und hita* irgendwie zusammenhängt, ist nicht auszumachen. — Idg. **se/so* wird für den Nom. Sg. des Maskulinums und Femininums (und nicht für alle drei Genera) verwendet.

Beim Pronomen läßt sich überhaupt manches anders auffassen. Das liegt teilweise an der Reichhaltigkeit und Verschiedenheit der Formen in den einzelnen idg. Sprachen, teilweise aber auch an der Entstehung neuer Formen, wobei das Vorkommen in betonter und unbetonter Stellung seinen Einfluß geltend macht. Gerade diese Möglichkeit der verschiedenen Entwicklung läßt es geboten erscheinen, sich nicht auf die Form allein zu verlassen, sondern die Bedeutung bei der Beurteilung eines Ausdrucks ins Gewicht fallen zu lassen. Wenn dieser Grundsatz bei allen Wortarten von den Forschern stärker betätigt werden sollte, so gilt dies von den Pronomina im erhöhten Maße. Ein weiterer Grundsatz, der nicht genug beherzigt werden kann, ist ebenso für das Pronomen besonders wichtig: Bei der historischen Anknüpfung ist zuerst das Nächstliegende heranzuziehen. Man wird den ae. In-

strumental, *hwȳ*, *þȳ*, nicht aus einem Lokativ *idg. *te-i, wie es manche Forscher tun, erklären, sondern ihn mit dem Instrumental got. *hwē*, *þē* zusammenbringen. Um das ae. Fem. *sēo* zu erklären, wird man nicht zu einem idg. *siā greifen, sondern zu dem naheliegenden got. *si*, dem Fem., das zu dem geschlechtlichen Pronomen got. *is*, *ita* (: idg. *is, *id) gehört. Zu got. *si* stellt sich ahd. *si*, *sī*, (unter Ton gelängt), *siu*, as. *si* *sī*, *siu*, und auch ae. *sēo*. Allerdings wurde zu *sēo* ein *hēo* mit Anlaut *h* (wie *he*, *his*, *him*, *hine* usw.) neu gebildet, so daß das freiwerdende ältere *sēo* in die Reihe des Demonstrativ-Pronomens eintreten konnte, mit dessen alter Form idg. *sā, got. *sō* es den Anlautskonsonanten (und distinktiven Laut) gemeinsam hatte. Die Form ahd *siu* usw. ist zusammengefügt aus *sī (air. *sī* „sie“) und dem charakterisierenden *ā, das sowohl beim Adjektivum als auch beim Nomen und beim Pronomen (*sā) das feminine Geschlecht anzeigte.

Die Verba der ersten schwachen Klasse zerfallen in Denominativa und Deverbativa (vgl. I 66, II 235ff.). Zu diesen gehören die Kausativ-Iterativa mit dem idg. Suffix -ēi- im Präsens (also mit der Flexion -ēi-ō, -ēi-e-si, -ēi-e-ti . . .) und Verba mit *i* im Präsens (also -i-ō, -i-e-si . . .). Verba dieser Gruppe erscheinen im Germanischen auch in der sechsten starken Klasse got. *hafjan*, *hōf*. Sie haben oft die Bedeutung „in eine Lage bringen, in einen Zustand bringen oder versetzen“ im Gegensatz zu den Verben der dritten Klasse mit der Bedeutung „in einem Zustand, in einer Lage sein, oder in einem Zustand halten“. Zu den Verben mit *i*-Präsens wie lat. *capiō* oder got. *waurkjan*, av. *varəzyēiti* gehört ein mittelvokallloses Partizip *captus*, got. *waurhts*, während das Partizip der Kausativ-Iterativa *i* aufweist, lat. *monitus*, got. *nasiþs*, ai. *darśita-*. Da das *i* in *darśita-* sekundär ist (Specht), so gilt wohl die Gleichung Präsens **urg-i-o* : **nos-ei-o* = **urg-to-* : **nos-x-to*, wo *x* in **nos-x-to* gleich *e* ist. Man kann demnach *i* in lat. *monitus* und got. *nasiþs* als ursprüngliches *e* ansetzen (zu I 66 und II 235ff.). (Zur Bildung der Verba der dritten schwachen Klasse ist an neueren Darstellungen einzusehen Wissmann, *Nomina postverbalia* 144ff.; Specht, KZ 62 (1934), 29ff.; Mezger, *Arkiv f. N. Filol.* LV (1940) 209—222; zur sechsten starken Klasse Mezger, *Language* 18 (1942) 223ff.; ebenso zum Verbum substantivum neben Flasdieck noch Mezger KZ 64 (1937) 137ff.).

Die Aussage, daß bei den Verben praeterito-praesentia „der Perfektstamm die Bedeutung eines Präsens bekommen hat“ (II 251), sollte näher ausgeführt werden (vgl. I 66). In historischer Zeit sind in einer Anzahl idg. Sprachen ziemlich viel Perfekta mit Präsensbedeutung überliefert. Es ist für den ältesten Zustand, der uns durch Dokumente zugänglich ist, zu beachten, daß es für manche Verbalwurzel kein dazugehöriges vollständiges Paradigma gab, also z. B. nur ein Präsens, oder ein Perfekt, oder ein Aorist zu belegen ist. (So gehört zu dem ai. Perfektum *dadārśa* (und Aorist *adarśam*) das Präsens *pásyati* (lat. *specio*, av. *spasyēiti*). Die einzelnen Verbalformen wuchsen erst mit der Zeit, und in den verschiedenen Sprachen in verschiedenem

Grade, zu einem Paradigma zusammen. Diese ursprüngliche Vereinzelung hat sicher nicht zu einem etwaigen Übergang eines Perfekturns in die Kategorie des Präsens beigetragen. Der Gebrauch als Präsens ist alt und in der Bedeutung des Perfekturns beschlossen. Gr. *Fōīda*, das dem ai. *vēda* entspricht, heißt eigentlich „ich habe es erfahren und weiß es nun“ oder „ich bin durch Sehen zum Zustand des Wissens gelangt“. Das Perfekt bezeichnet den aus dem Vollzug des Verbalbegriffs sich ergebenden Zustand. Altererbt ist beim präsentischen Perfekt auch die Auffassung von der Handlung, daß sie „in starker Wiederholung oder mit besonderer Intensität des Vollziehens ausgeführt wurde“ (vgl. die schönen Darlegungen von Wackernagel, *Vorl. über Syntax* I² 166ff.).

Die Kasuslehre ist schwierig. Die Verwendung der Fälle ist ein so verwickeltes und gleichzeitig so anschmiegsames Gebilde, daß wir den Gebrauch nicht als einfache, bestimmte Geleise des Ausdrucks festlegen können. Kasusendungen geben das Verhältnis von nominalen oder pronominalen Satzteilen zum Satzganzen oder zu anderen Satzteilen an. Will man die Geschichte der Verwendung der Fälle schreiben, so wird man auch bei der historischen Darstellung der englischen Sprache sich fragen müssen, was ist alt an Fügungen, was ist hinzugekommen? Man wird das Material wenigstens soweit anführen müssen, daß sich daraus die Art des Gebrauchs in ihrem ganzen Umfang ergibt. Möglicherweise lehrt uns dieses Verfahren etwas über die Entstehung der Kategorie des einzelnen Falles. Hat ein Kasus verschiedene Endungen, so ist jeder einzelnen gesondert nachzugehen. Ebenso ist es angebracht, die Geschichte einer einzelnen Gruppe, soweit dies möglich ist, zu verfolgen. Dann wird man versuchen, eine Grundbedeutung zu finden. Die Gebrauchsweisen eines Kasus können so verschiedenartig sein, daß eine allgemeine Definition nicht angemessen erscheint. Nehmen wir den Genitiv (ausführlich darüber Schwyzer *Gr. Gr.* II 89ff.)! Schwyzer geht aus von der Erforschung des idg. Genitivs und stellt dann für den griechischen Genitiv folgende Einteilung auf: ‚Genitiv‘, I. Ablativ (bei Verben, bei Substantiven, bei Adjektiven, der freiere Ablativ, Abl. comparationis), II. Partitiv (für Nominativ, für Akkus., für Instr., Ort und Zeit, adnominal), III. Pertinentiv (worunter Schwyzer den Gen. der Zugehörigkeit im weitesten Sinne, nicht nur den Possessiv und den Gen. im Sinne des Wortes versteht; adnominal, adverbale), IV. Synkretische, geschichtlich undurchsichtige, isolierte Gebrauchsweisen des Gen. Sommer (vgl. *Syntax der Schulsprachen*) stellt voran die Einteilung „Der adnominal Genetiv“ und „Der adverbale Genetiv“. Für Sommer bezeichnet der G. den Bereich, dem ein Verbalvorgang oder ein anderes Nomen angehört. Nach Schwyzer bezeichnet der idg. Genitiv das Partitivverhältnis und die Zugehörigkeit. Für Brunner ist der G. der Kasus der Einschränkung. Diese Definition ist etwas lose. Schließlich schränkt jedes Satzglied den Satz oder ein anderes Satzglied ein. Ebenso ist die Einteilung der Gebrauchsweisen nicht bestimmt. Eine andere Art der Betrachtung

führt Brunner ein mit der Unterscheidung zwischen subjektivem und objektivem Genitiv. Es handelt sich dabei um gewisse adnominalen Fügungen. Löst man solch eine Fügung in einen Satz auf, so fungiert der ursprüngliche Genitiv der adnominalen Fügung als Subjekt oder als Objekt. Setzen wir die adnom. Fügung *das Lob des Lehrers* in einen Satz um, so erhalten wir *der Lehrer lobt*. Den Genitiv *des Lehrers* heißen wir subjektiven Genitiv, weil im umgesetzten Satz der Lehrer als Subjekt erscheint. Entsprechend nennen wir in der Fügung *der Geber des Reichtums* den Genitiv einen objektiven G. Es ist klar, daß das eine Glied der adnominalen Fügung ein Verbalnomen oder doch ein Substantiv sein muß, dessen Bedeutung als eine Verbalhandlung darstellend ausgelegt werden kann. Aber man kann nicht mit Brunner *das Haus meines Vaters* oder *Goethes Werke* als einen subjektiven Genitiv einreihen (II 24). Und es läßt sich auch nicht auf Grund solcher Begriffe der heutige Gebrauch beschreiben. Sie sagen nicht genug oder Unrichtiges aus. Führt man dagegen das Material in ausgiebiger Weise vor, so kann sich der Benutzer auch bei unrichtiger Anwendung der Kategorien von seiten des Verf. ein gutes Bild des tatsächlichen Zustandes machen.

Dieser Wunsch, daß die geschichtliche Entwicklung der englischen Sprache mit ausführlicheren Belegen dargestellt wird, kann auch für andere Teile des Werkes ausgesprochen werden. Er gilt vor allem für die dem Englischen vorausliegende Epoche. Für die eigentliche englische Sprachgeschichte sind wir dem Verf. zu größtem Danke verpflichtet. Er hat hier, wie schon oben betont, in mühseliger Kleinarbeit die zahlreichen, weithin zerstreuten Einzelergebnisse zusammengefaßt und so ein Werk geschaffen, das auf lange Zeit eine wichtige Quelle unserer Kenntnis sein wird.

BRYN MAWR COLLEGE

FRITZ MEZGER

Bertil Thuresson, *Middle English Occupational Terms*. [Lund Studies in English 19.] Lund (Gleerup) und Copenhagen (Munksgaard) 1950. 285 S. S. Kr. 12.—.

Den Titel des vorliegenden Bandes wird man im Deutschen mit „Mittelenglische Berufsbezeichnungen“ wiedergeben. Die Studie ist eine linguistische. Behandelt sind alle dem Verf. in einem bei weitem nicht erschöpfenden, aber immerhin umfangreichen Untersuchungsmaterial entgegengetretenen me. Berufsbezeichnungen, soweit sie nicht bereits in der ihrer Materialgrundlage nach relativ beschränkten vorausgegangenen Studie Gustav Fransson's¹⁾ behandelt bzw. befriedigend behandelt waren.

Die zugrundegelegten Quellen sind nicht-literarischer Art, wohl durchweg Archivalia, in der Regel im Druck vorliegende Archivalia.

¹⁾ Gustav Fransson, *Middle English Surnames of Occupation*. [Lund Studies in English 3], 1935.

Für die Auswahl der untersuchten Stücke war in weitem Umfang der Gesichtspunkt maßgebend, daß möglichst alle Dialektgebiete Englands vertreten sein sollten. Der von der Studie umspannte Zeitraum ist die ganze me. Periode, allerdings mit besonderem Nachdruck auf dem 13. und 14. Jh.

Der Aufbau des Bandes ist in weitem Umfang durch das Vorbild Franssonss bestimmt. Den — auf Bibliographie etc. und kurze Einleitung folgenden — Hauptteil des Bandes (S. 31—240) bildet eine nach Bedeutungsgruppen geordnete Materialsammlung, deren Einzeleinträge nach einheitlichem Schema eingerichtet sind. Vorangestellt wird jeweils ein Vergleich des von Th. gefundenen Erstbelegs mit dem Erstbeleg des *OED*, bzw. stattdessen die Feststellung des etwaigen Nichtvorhandenseins eines *OED*-Belegs. Hierauf folgt das gefundene Material nach Grafschaften geordnet, meist in der Gestalt „*Sx*: Sim. Hunyman 1296 SR 17“, seltener in der Form „*Y*: Xpofer Thomson, parchmentmaker 1493 Free Y 218.“ Im Schlußabsatz des Eintrags sind jeweils Angaben über die Etymologie und die Bedeutung der Bezeichnung und gegebenenfalls noch weitere Bemerkungen verschiedener Art beigefügt.

An den Hauptteil schließt sich ein knapper, im wesentlichen statistischer Überblick über die lexikographische Ausbeute der Studie an (S. 241). Hierauf folgt ein 31 Seiten starker Abriß der Lautlehre der behandelten Berufsbezeichnungen. Den Schluß des Textteils bilden dann drei Seiten ausgewählte Angaben zur geographischen Verbreitung der behandelten Wörter. Den Schluß des ganzen Bandes bilden eine sog. „List of Compounds“ und ein Wortindex.

Bevorzugung von Archivalien empfahl sich vor allem deshalb, weil die dort zu findenden Belege im *OED* und in den heute noch maßgeblichen grundlegenden Werken zur me. Lautlehre noch kaum berücksichtigt sind und weil Archivalien für die Zwecke der vorliegenden Untersuchung offenbar überhaupt bedeutend ergiebiger sind als literarische Texte. Aus der gewählten Grundlage resultiert der Vorteil, daß das Wortmaterial bedeutend genauer datiert und lokalisiert ist als literarisches Material, andererseits der Nachteil, daß es nur zu einem kleinen Teil aus eindeutigen appellativen Berufsbezeichnungen besteht, näm'lich wohl nur in den Fällen, in denen ein eindeutiger Zuname vorausgeht. (Vgl. das oben an zweiter Stelle angeführte Beispiel.) In allen anderen Fällen dürfte dagegen hinsichtlich der Frage, ob die Fundstelle als Beleg für eine Berufsbezeichnung verwertet werden darf, irgendein Unsicherheitsfaktor vorliegen.

Im allgemeinen beschränkt sich die Unsicherheit allerdings auf die Frage, ob der Beleg noch eine direkte Berufsbezeichnung verkörpert oder eine bereits zum Familiennamen gewordene, und dann schadet sie meist nicht viel. Denn man kann ja damit rechnen, daß ein Gefühl für die ursprüngliche Identität von Name und Berufsbezeichnung im allgemeinen noch ebenso stark wie etwa heute bei den Namen *Maurer* und *Krämer* lebendig gewesen sein wird.

Bei einer Reihe von Belegen besteht die Unsicherheit jedoch in der Frage, ob überhaupt eine Berufsbezeichnung zugrunde liegt oder nicht etwa ein aus einer Ortsbezeichnung oder einer Eigenschaft oder sonstwoher abgeleiteter Name vorliegt; vgl. z. B. *Dammer* (S. 36), *Fannere* (S. 41f.) und *Tilleman* (S. 31f.). Da auch dort, wo die Beziehung auf irgendeinen Beruf relativ eindeutig gesichert ist, häufig nicht ohne weiteres gesagt werden kann, welcher von verschiedenen in Betracht kommenden Berufen gemeint ist, spielt die Frage nach der richtigen semantischen Deutung der Belege und, damit zusammenhängend, die Frage nach ihrer etymologischen Erklärung in der ganzen Untersuchung eine ziemlich große Rolle.

Wo das möglich war, hat sich Verf. sowohl bei seinen semasiologischen als auch bei seinen etymologischen Überlegungen in weitem Umfang an das *OED* gehalten. Doch fühlte er sich gelegentlich auch veranlaßt, vom *OED* abzuweichen (vgl. Th., S. 26). In welchem Umfang es ihm bei diesen Abweichungen wirklich gelungen ist, über den Forschungsstand des *OED* hinauszudringen, habe ich nicht systematisch untersucht. Verschiedentlich sind mir jedoch, besonders in Fällen, in denen die Abweichung in (vorwiegender) Festlegung auf eine von mehreren nach dem *OED* in Betracht kommenden Möglichkeiten besteht, gewisse Zweifel gekommen.

In mehr oder weniger großem Umfang auf sich selbst gestellt war Verf. vor allem dort, wo das *OED* keinen Eintrag über das bezügliche Wort enthält, was nach Th. für 271 der behandelten Bezeichnungen gilt. In einem beträchtlichen Teil dieser Fälle, wie z. B. bei *cockfisher*, *cressettere* und *revettdryver*, war es hier allerdings nur nötig, einen eindeutigen zweiten Bestandteil von einem ebenfalls eindeutigen Grundelement zu trennen, um dann doch wieder weiter auf den Angaben des *OED* oder anderer einschlägiger Wörterbücher aufbauen zu können. In anderen Fällen war aber wirkliche Pionierarbeit zu leisten, und man muß anerkennen, daß Verf. auch an diese Aufgabe mit viel Geschick, mit viel Umsicht und mit einem immerhin erfreulichen Maß von Vorsicht herangegangen ist.

Die Tatsache, daß es sich in vielen Fällen um Pionierarbeit handelt, hätte allerdings deutlicher zum Ausdruck gebracht werden sollen. Denn daß weitere Untersuchungen, wie etwa der Vergleich von Th.s Wortmaterial mit den literarischen Quellen oder das Hineinstellen dieses Materials in kulturgeschichtliche Zusammenhänge in vielen Fällen noch bedeutend weiter führen könnten, scheint auf der Hand zu liegen.

Trotz kleinerer Mängel läßt sich Thuressons Arbeit dann, wenn man an einen Vorstoß in Gebiete, die in einem weiten Umfang noch als Neuland zu bezeichnen sind, nicht unbillige Forderungen nach Vollkommenheit richtet, im ganzen als eine solid unterbaute und mit viel Verständnis und Sorgfalt zur Darstellung gebrachte, für den Fortgang der Wissenschaft sehr förderliche Studie bezeichnen. Hauptstolz des Verf. kann es sein, eine beachtliche Zahl von im *OED* noch nicht ver-

zeichneten Wörtern als erster verbucht zu haben und eine große Zahl von im *OED* bereits aufgeführten Wörtern — teilweise um Jahrhunderte — „vordatiert“ zu haben. —

Bei der Durcharbeit der folgenden Einzelbemerkungen möge der Leser bedenken, daß bei ins Einzelne gehender kritischer Stellungnahme die positiven Seiten einer Arbeit naturgemäß etwas zu kurz kommen.

Bei den Berufswörtern, für die mehr als ein Beleg gefunden wurde, scheint die Auswahl des repräsentativen Stichwortes ziemlich willkürlich erfolgt zu sein. Bei den Vorstufen für ne. *parker* ist z. B. auf S. 105 die Form *Parkere* ausgewählt, obwohl sie weder die häufigste noch auch die früheste Form des Wortes darstellt. — Da dem Stichwort jeweils die Jahreszahl des Erstbelegs beigelegt ist, hätte zur Vermeidung von Irrtümern keine andere me. Form als die älteste gefundene als Stichwort gewählt werden sollen. Noch besser wäre es allerdings gewesen, wenn Verf. dort, wo ein *OED*-Eintrag vorhanden ist, auf die Voranstellung eines me. Stichwortes überhaupt verzichtet und stattdessen jeweils das *OED*-Stichwort beigelegt hätte¹⁾. — Da das *OED*-Stichwort bei Th. in der Regel fehlt, hängen die auf das *OED* bezüglichen Angaben in der Luft. Bei *Gyster* (S. 73) wird es z. B. nur wenigen Benutzern gelingen, das *OED*-Zitat im *OED* selbst zu verifizieren. — Die *OED*-Stichworte hätten wohl auch die geeignetste Hauptgrundlage für den Index abgeben können. Andererseits wäre mancher Benutzer wohl dankbar, wenn dort zusätzliche Hinweise auf vom Normalen stärker abweichende Schreibungen wie *Sitoler* (für *Citoler*) aufgenommen wären²⁾. — Die Zahl der Querverweise vom Hauptteil (S. 31—240) auf die „Phonology“ (S. 242—272) könnte bedeutend größer sein. — Daß Verf. sich in seiner beigelegten Lautlehre weitgehend an Jordans Reihenfolge hält, ist sehr vernünftig und wird die Auswertung seiner Ergebnisse sehr erleichtern. Noch mehr erleichtert hätte er eine solche Auswertung dann, wenn er auch noch eine Zusammenstellung der gegenüber Jordan bemerkenswerten lautgesetzlichen Ergebnisse seiner Untersuchungen beigelegt hätte. — Auf S. 27 sagt Verf.: „Not all of the published sources used for the present investigation have been edited with sufficient care for philological purposes.“ Angaben darüber, auf welche Ausgaben sich diese Bemerkung in erster Linie bezieht und auf welche etwa überhaupt nicht, wären förderlich gewesen. Es wäre wohl der Mühe wert, wenn ein in England lebender Anglist sämtliche textkritisch verdächtigen Belege aus Th.s Arbeit mit den Originalen vergliche. Außerhalb Englands lebende Anglisten sollten m. E. derartige Nachlesen dadurch erleichtern, daß sie ihren Arbeiten Zusammenstellungen von ihnen verdächtig erscheinenden Belegen beigegeben. — Zu S. 65. Hin-

¹⁾ Vgl. folgende Fußnote.

²⁾ Vgl. vom Vorausgehenden G. Müller, *Aus me. Medizintexten*, Kölner Angl.Arbeiten 10 (1929), S. 140ff. sowie Jordan, S. 254ff.

sichtlich der Form *Lambegram* vermißt man erstens eine Angabe über die Zahl der Belege für diese Sonderform und zweitens Betonung der Tatsache, das *grom* und *-grom* außer nach *lambe-* stets nur mit *o* belegt ist. — Zu S. 87. Für den aus *Sz* stammenden Beleg „Thom. le Fecher 1332 SR 308“ gilt ähnliches wie für den unten (zu S. 186) besprochenen Beleg *Fechelere*. — Zu S. 121. Unter *paneter* ist der *OED*-Hinweis betr. Bedeutung nur in vergrößerter Form eingearbeitet. — *pantelerer* wird man neben lt. *OED* seit ca. 1330 bezeugtem *pantelere* etc. wohl besser nicht als ein besonderes (neugefundenes) Wort behandeln, sondern nur als eine durch Mischung mit *paneter* zu erklärende hybride Form von *pantelere*. Der *OED*-Hinweis „? after butler“ hätte nicht übergangen werden sollen. — Zu S. 126, oben. „Y: Geoffr. le Swiller 1260 Ass. 136“. Im Hinblick darauf, daß burschikose Ausdrucksweisen lange bestehen können, ehe sie in die Literatur eindringen, wäre m. E. die *OED*-Alternative „one who drinks greedily or to excess“ zumindest mit zu erwähnen gewesen. — Zu S. 126, Mitte. Th.s einziger Beleg für *Wercare* (1332) ist insofern wichtig, als er die moderne Hauptbedeutung von *worker* um 50 Jahre zurückdatiert und damit nahelegt, daß sie älter ist als die religiöse Bedeutung. — Zu S. 127. Für die Vorstufe von ne. *sergeant* führt Th. über zwei Dutzend Belege an; für die Vorstufe von ne. *servant* hat er dagegen nur einen gefunden: „So: Ad. le Serviant 1242 P 335.“ Da ein *i* in der Vorstufe von *servant* aber höchst auffällig ist¹⁾, läßt sich, zumal im Hinblick auf belegtes *seriant* und häufig belegtes *Seriaunt*, die Vermutung in Betracht ziehen, daß *Serviant* etwa nur eine etymologisierende Schreibung für *Seriant* darstellen könnte oder daß der Beleg auf andere Art mit den von Th. unter *Serjaunt* verbuchten Belegen aufs engste verwandt sein könnte. — Hinsichtlich der frühen Geschichte des Nebeneinanders von *sergeant* und *servant* scheint noch manches ungeklärt zu sein. — Th.s Meinung, *Serjaunt* u. ä. bedeute wahrscheinlich an den meisten seiner Belegstellen *servant*, muß als mangelhaft begründet bezeichnet werden. — Zu S. 186. Falls die Quellen etwa einen besonderen Anhaltspunkt dafür bieten, daß im Material aus *Sf* Joh. Fechelere 1327 = Joh. le Fythelere 1341, so hätte das angegeben werden müssen. Falls sie keinen solchen Anhaltspunkt bieten, hätte die Einreihung von *Fechelere* unter *Fitheler* hier und besonders in *Phonology* § 5 als problematisch gekennzeichnet werden sollen. — Zu S. 193f. Daß die Bezeichnung *bremonger* (1471) nur aus der großen Stadt London belegt ist, wird kaum ein Zufall sein. Th.s Deutung *Seller of broth* wirkt ansprechend und regt die Phantasie zu Vorstellungen über Londoner Lebensverhältnisse an. Trotzdem erscheint eine gewisse Vorsicht geboten, soweit keine kulturhistorischen Zeugnisse über Suppenverkauf in London beigebracht werden können. — Zu S. 199 Mitte. „Ess: Joh. le Melkberere 1285 Ass 3“. Zu beachten ist, daß der bisher einzige Be-

¹⁾ Vgl. die im *OED* unter *servant* gegebene Zusammenstellung der frühen Schreibungen.

leg für *melkberere* aus Essex stammt, also aus der Nachbarschaft Londons. — Zu S. 199 unten: Der *churner* dürfte im Abschnitt „Verkäufer“ fehl am Platz sein. Das gleiche gilt für den *cruder*. — Zu S. 202. „Oxf: Johanna Aleberer 1380 SR 20“ und „Oxf: Cecil Aleberster 1380 SR 15“. Vom kulturhistorischen Standpunkt aus ist zu beachten, daß die beiden einzigen Belege für *aleber(st)er* auf weibliche Berufsausübende hinweisen und aus Oxfordshire (anscheinend aus der Universitätsstadt Oxford) stammen. — Zu S. 217. Bei *parchement-maker* und in vielen anderen Wörtern aus Th.s Material ist zu bedenken, daß die verschiedenen Berufsbezeichnungen nur in verschiedenem Ausmaß zu wirklichen Bestandteilen der gesprochenen Sprache werden. Man vergleiche etwa deutsch: ‚Müller‘, ‚Maurer‘, ‚Milchmann‘, ‚Handschuhmacher‘, ‚Südfrüchteverkäufer‘, ‚Malzcaffeeabrikant‘. — Zu S. 245 (§4). *Sullare* kann zu *sellan* gehören. Es fehlt aber Hinweis darauf, daß solche Ansetzung weitgehend nur Vermutung ist. — Zu S. 264f. (§30) Bei den beiden Belegen für *a* in der Vorstufe von *ne. farmer* hätte die Möglichkeit, daß sie frühe Anzeichen für die englische Entwicklung *er > ar* darstellen, zumindest mit in Betracht gezogen werden sollen. Insbesondere gilt das für den Beleg *farmar* Db 1327 SR 64. — Zu S. 270 (§46). Vgl. noch *Hussher* (S. 150). — Zu S. 276ff. Eine „List of Compounds“, die zugleich auch die von Fransson bearbeiteten Berufsbezeichnungen mitberücksichtigt hätte, wäre natürlich von doppeltem Wert gewesen. Ähnliches gilt vom Index.

Eine kleine Liste von sowohl gegenüber Fransson als auch gegenüber Thuresson zusätzlichen Berufsbezeichnungen hat neuerdings B. Sundby, *English Studies* 33 (1952), S. 18ff. zusammengestellt.

ERLANGEN

HEINRICH CHRISTOPH MATTHES

Björn Wallner, *An Exposition of 'Qui Habitat' and 'Bonum Est' in English*. [Lund Studies in English XXIII.] Lund, Gleerup, 1954. LXXII + 121 pp. Sw. cr. 12:—.

Unter diesem manchem zunächst vielleicht etwas rätselhaften Titel erscheint in der jetzt von O. Arngart betreuten Reihe die Ausgabe (1—92) eines bereits von A. Paues (vgl. Ekwall *Engl. Studies* 21, 31) vor zwei Menschenaltern kopierten nördlichen Prosakommen-tars zu den Psalmen 90 und 91 aus der Zeit um 1375 — diese Datierung stützt sich im wesentlichen auf die vom Herausgeber nicht gerade gründlich untermauerte Annahme der Verfasserschaft (XXXIX bis XLIV) des durch Helen Gardner (*RES* IX, 129; *Essays and Studies* XXII, 103) erhellten Mystikers Walter Hilton, Kanonikus zu Thurgarton / Nott. Überkommen sind fünf südliche Hss. (IX—XXIV), sämtlich mit nördlichen Sprachrelikten, deren Filiation p. XXIV bis XXXIX erörtert wird: Dem Original am nächsten steht die älteste, das bekannte Vernon Ms. (1380—1400); wenig später ist Harleian

2397 (um 1400), dieses ebenso südöstlich gefärbt wie die restlichen Aufzeichnungen des 15. Jahrhunderts. Die sprachliche Analyse (XLV—LXXII) folgt im wesentlichen Luick und Jordan und enthält kaum Neues oder Interessantes. Beigegeben sind einige Anmerkungen (93—105) sehr unterschiedlichen Gewichts, ein Glossar (106—118) und eine überraschend knappe Bibliographie (119—121) sowie auf Sonderblatt eine längliche Liste nachträglicher Corrigenda, die für die Einleitung kennzeichnend erscheint — eine Beurteilung der Edition liegt außerhalb der hiesigen Möglichkeiten.

HEIDELBERG

HERMANN M. FLASDIECK

The Phonemes of English: A Phonemic Study of the Vowels and Consonants of Standard English. By Antonie Cohen. Pp. VIII + 127. The Hague: Martinus Nijhoff, 1952. 6 guilders.

This doctoral thesis is the record of an attempt to classify the sounds of 'the careful speech of educated speakers in the South of England, which goes by the name of Standard English' (p. 22). Trained in England by Daniel Jones and in Holland by A. J. B. N. Reichling, the author shows himself in Chapters I and II to be well acquainted with the speculations of American structuralists and Scandinavian glossematians, but in the main sections of his dissertation, Chapters III and IV (pp. 42—107), he relies largely on functional criteria. Following Jones's *An Outline of English Phonetics* quite closely, he examines one by one the sounds described in that well-known textbook with a view to establishing or rejecting their phonemic status. Cohen therefore concerns himself mainly with segmental phonemes, referring only incidentally to the suprasegmental features of length, stress, tone and juncture. The commutation test is probably applied with excessive rigidity, especially in dealing with those highly controversial problems of English phonology, the affricates and the centring diphthongs. Since his ways of dealing with these difficulties are characteristic of his method, it will not be unfair to take them as samples by which to assess the measure and value of his total achievement.

In the first place, then, do the initial and final affricates of *church* and *judge* constitute single phonemes? Cohen says no. 'We base our analysis on the significant function: whenever a combination of sounds is commutable for both elements, even if this only holds good in certain positions and not in others, we interpret such a combination as consisting of two phonemes' (p. 45). Thus he dismisses Hintze¹), Martinet²), and other advocates of one phoneme, and passes on confidently to the next consonant sound on his list. The careful reader will

¹) *Zur Frage der monophonematischen Wertung*, *Studia Linguistica* IV (1950), pp. 14—24).

²) *Un ou deux phonèmes*, *Acta Linguistica* I (1939), pp. 94—103.

not be so quickly convinced, and he will soon see that Cohen is really begging the question. He first assumes that the affricated plosive [tʃ] is a combination of two separable units, shows that each of these assumed units may in some circumstances be interchangeable — *chain* [tʃein] and *train* [trein]; *chin* [tʃin] and *shin* [ʃin] — and so concludes that [tʃ] comprises two phonemes. Now let us apply this same circular argument to the initial aspirated plosive [th] of *tick*, which may certainly be so represented in one type of phonetic notation, and, assuming likewise that it is a combination of two separable units, let us demonstrate that each of these assumed units may be interchangeable — *tick* [thik] and *trick* [trik]; *ten* [then] and *hen* [hen] — and so conclude that [th] comprises two phonemes. In other words, let us detach aspiration from the initial sound of *tick* even as Cohen detaches affrication from the initial sound of *chain*. Why not? In so doing, of course, we know very well that we are turning phonemics into an ingenious game which has little to do with the realities of human speech. The danger besetting such a mechanical method becomes yet more apparent when we find (p. 67) *change* [tʃeinz] equated with *hand* [hænd], but elsewhere (p. 69) *range* [reindz] equated with *handle* [hændl]! Earlier (p. 46) *range* has also been transcribed as [reinz]. Both pronunciations, it is true, may be heard among present-day speakers, but the investigator of phonemes makes confusion worse confounded if he does not adhere strictly and precisely to one level of speech.

Clearly the rigid application of the commutation test will give no convincing answer to our question. There is, in fact, no simple answer. It may be advantageous to regard [tʃ] as a monophonemic affricate [č] in Spanish *muchacho*, in Italian *cento*, in Czech *čas*, and even in English *church*, which might then profitably be transcribed [čə:č]. On the other hand, it may be preferable to concur with Cohen in regarding [tʃ] as a cluster because both medially and finally it functions in exactly the same way as other unmistakable clusters like [tr] and [ts], and because by analyzing it as two phonemes we rationalize our description of the phonemic pattern of English. That is all. Such contrasts as *white shoes: why choose* and *courtship: core-chip*, which may seem to point to a unit phoneme [č], may be better diagnosed as differences in juncture — [wait ʃu:z wai tʃu:z] and [kɔ:t-ʃip kɔ:tʃip]¹. The incontrovertible evidence of spectrograms obtained in the Bell Telephone Laboratories in New York support this explanation².

Secondly, it may be doubted whether Cohen clarifies the issue when he resuscitates Etsko Kruisinga's notorious (r) phoneme in order to elucidate the English centring diphthongs (p. 101). He inter-

¹ Bloch and Trager, *Outline of Linguistic Analysis*, Special Publications of the Linguistic Society of America, Baltimore, 1942, p. 49.

² Potter, Kopp and Green, *Visible Speech*, New York, 1947, p. 153.

prets [iə], [uə] and [eə] as 'contextual variants' of the long vowels [i:] and [u:], and of the half-long vowel [æ]. So *peer/peat*, *poor/pool*, and *pear/pan* seem to him to show commutable third phonemes. This compels him to transcribe the identical final diphthongs of *my fear* [mai fiə] and *idea* [ai'diə] as divergently phonemic /mai fi(r)/ and /aidiə/ which is surely not in accord with present-day reality. Diachronic and synchronic are here muddled with a vengeance! In sheer self-defence he is driven to assert, but not convincingly, 'that diachronic evidence can be used in a synchronic description but only for the purpose of explaining irregularities of phonematic structure' (p. 103).

In his excellent Index, though not elsewhere, Cohen would seem to imply that he intends to make an arbitrary discrimination between (correctly derived) *phonematic* in the sense of 'phonological' and (bastard) *phonemic* 'relating to phonemes', but in practice he sometimes forgets all about this self-imposed distinction, speaking, for example, of 'phonematic status' (p. 51). He is, indeed, lax in his use of technical terms. *Suit* is stated (p. 57) to be 'often *homonymous* with soot [su:t]', but this is a northern pronunciation! Such a pair as *holy* and *wholly* may, however, 'be *homophonous*. In *solely* [soulli], a compound word, we have to do with lengthened [l] comparable to long [n] in *penknife* [pennaif], which is phonemically speaking nothing but a combination of two identical phonemes, which never occurs in nuclear words' (p. 48). It may be noted that *holy* [houli] and *wholly* [houlli] become *homophonic* only in substandard forms of speech with which we are not here concerned: *solely*, like *wholly*, is not a *compound* but a *derivative* word, and 'phonemically speaking' is quite meaningless in this particular context.

This book is useful and valuable in so far as it tells the reader very much about conflicting theories of the phoneme as they may be applied to Daniel Jones's phonetic analysis of the English language. It fails to present satisfactorily, as its subtitle announces, 'a phonemic study of the vowels and consonants of Standard English'. If we turn from Cohen's dissertation to Trnka's *A Phonological Analysis of Present-Day Standard English*, published nearly twenty years ago, we may indeed doubt whether any very marked advance has since been made in this particular field of research. By confining his attention to the monomorphemic words listed in *The Pocket Oxford Dictionary*, Trnka achieved what he set out to do, namely, to present an exhaustive analysis of the basic vocabulary of English. For him the phoneme was a means to an end: for the author of the book before us the elusive phoneme has too frequently come to be regarded as an end in itself.

Arne Rudskoger, *Fair, Foul, Nice, Proper. A Contribution to the Study of Polysemy* [Gothenburg Studies in English I]. Stockholm 1952. XI + 505 S.

Die vorliegende Arbeit stellt den Versuch dar, die Bedeutungsgeschichte der Adjektiva *fair, foul, nice* und *proper* aufzuhellen, aber mit besonderer Berücksichtigung des Zeitraumes zwischen 1500 und 1800. Neuartig ist die Art der Stoffgliederung; statt von Einzelbedeutungen auszugehen, sind als Einteilungsgründe Substantiva gewählt (Personennamen, Konkreta, Abstrakta), die von den genannten Adjektiven determiniert werden, gelegentlich auch syntaktische Wendungen, in denen diese erscheinen. Die dabei unvermeidliche Häufung der Einteilungsprinzipien (z. B. allein 34 für *fair*) scheint mir nicht empfehlenswert, da die Übersichtlichkeit leidet und Vollständigkeit doch nicht erreicht werden kann. Mit der üblichen Methode, die Einzelbedeutungen empirisch aus dem Material gemäß ihrer Dichte und Streuung zu erfassen und auf diesem Wege zu einem Einteilungsschema zu gelangen, wäre zweifellos eine schärfere Raffung und größere Klarheit erzielt worden.

Die Kapitel III—VI (S. 23—344) bieten daher ein gewaltiges Material an Belegstellen, deren Auswertung sich im wesentlichen auf statistische Übersichten stützt. Diese sollen das Vorkommen der einzelnen Bedeutungen kenntlich machen, die die vier Adjektiva in dem abgesteckten Zeitraum besessen haben. Zur weiteren Erläuterung werden in Kapitel VII 24 weitere Adjektiva mehr skizzenhaft auf ihre Bedeutungsgeschichte hin untersucht.

Die übrigen Teile des Buches sind theoretischen Erörterungen gewidmet, insbesondere den Problemen des Wort- und Bedeutungschwundes. Vor allem wollte der Verf. die Frage klären, wieweit die semantische Überlastung eines Wortes für den Schwund einzelner Bedeutungen verantwortlich gemacht werden kann. Es fragt sich jedoch, ob die ganze Anlage seiner Arbeit die Lösung dieses Problems entscheidend fördern konnte. Auch hier kommt es weniger auf die Fülle des Materials an als auf den richtigen methodischen Ansatzpunkt. Es wäre sicher fruchtbarer gewesen, statt eine beliebige Gruppe von Adjektiven der Untersuchung solche Worte zugrunde zu legen, die an bestimmten Stellen ihrer Entwicklung Träger ausgedehnter und differenzierter Bedeutungssippen geworden sind, und von diesen semantischen Konzentrationspunkten aus das allmähliche Verblässen und schließliche Schwinden einzelner Sinnesschattierungen zu untersuchen. Nur auf diese Art kann man das Problem wirklich isolieren. Seine Konturen müssen unscharf bleiben, wenn es wie hier ständig mit einer allgemeinen lexikalischen Untersuchung verklammert wird. In seinem Schlußkapitel drückt sich der Verf. daher auch sehr vorsichtig aus; er kann lediglich feststellen, daß übergroße Bedeutungsfülle (neben anderen Faktoren) verantwortlich zu sein scheint, wenn Bedeutungen schwinden (*polysemy seemed to be responsible for at least part of the loss*, p. 489).

Anerkennenswert ist die Bemühung, Wortschwund und Bedeutungsschwund auch methodisch klar von einander zu sondern. Man ist aber erstaunt, daß diese konsequent durchgeführte Trennung ausgerechnet in der Schlußformulierung (S. 489—490) verwischt ist, in der der Verf. das Ergebnis seiner gesamten Untersuchung zusammenfaßt. Man kann doch nicht von *senses, which live on side by side with unchanged spelling and pronunciation* sprechen; ebensowenig von *senses used in the same or similar syntactical functions*. Hier liegt offensichtlich eine Verwechslung zwischen Wort und Bedeutung vor.

Die große Arbeitsleistung, die diesem Buche zugrunde liegt, soll trotz solcher methodischen Mängel nicht unterschätzt werden. Insbesondere bedeutet der Versuch des Verf., auch die feinsten Bedeutungsverästelungen in seinen vier zentralen Worten aufzuhellen, eine Förderung der Lexikographie.

BERLIN

BOGISLAV VON LINDHEIM

Erik Erämetsä, *A Study of the Word „Sentimental“ and of Other Linguistic Characteristics of Eighteenth Century Sentimentalism in England*. Helsinki 1951, 169 S.

Die vorliegende Studie eines Schülers des finnischen Anglisten O. R. Reuter kommt zu gesicherten Ergebnissen, da sie auf exakten Analysen geschickt ausgewählter Texte des 18. Jahrhunderts beruht.

Das Wort *sentimental*, zunächst ein neutraler Terminus der Sinnesphysiologie, rückt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch in den Bereich der moralischen Wertungen (*sentimental comedy* = *moral comedy*), um dann durch Sterne in der *Sentimental Journey* (1768) als Zentralwort des Gefühlskultus gebraucht zu werden (Sterne entlehnt den neuen Sinn aus dem Französischen). *Sentimental* herrscht einige Jahrzehnte in den Zirkeln der Empfindsamen. Als dieser Kultus in Mißkredit gerät, haftet die negative Wertung auch an dem Wort *sentimental* (gefühlsduselig).

E. faßt die Geschichte des Wortes *sentimental* als eine Spiegelung der englischen Kulturgeschichte im 18. Jahrhundert auf. Er vermeidet eine Isolierung der Geschichte eines einzelnen Wortes, indem er sowohl die Wortfamilie *sentiment*, *sentimentize* usw. als auch die Wörter im Sinnbezirk der Sentimentalen und die gebräuchlichsten stilistischen Wendungen der Literatur der Empfindsamkeit untersucht.

Der Verf. benutzt die skandinavische und angelsächsische Literatur. Es fällt auf, daß Namen deutscher Forscher wie Porzig, Trier und Weisgerber überhaupt nicht erwähnt werden, obwohl sich die Methode mit der Arbeitsweise der Wortfeldforschung nahezu deckt.

BONN

WOLFGANG SCHMIDT-HIDDING

Karl-Gunnar Lindkvist, *Studies on the Local Sense of the Prepositions In, At, On, and To in Modern English*. [Lund Studies in English 20.] Lund und Kopenhagen, 1950, 429 S. Skr. 19.—

Der Titel dieser Abhandlung könnte irreführen, doch ein Blick in das Inhaltsverzeichnis läßt gleich erkennen, daß unter 'local sense' die Funktion der behandelten Präpositionen in räumlicher Beziehung gemeint ist. Damit ist auch das Thema der Untersuchung abgegrenzt. Über die angewandte Methode sagt das Vorwort (S. 15): 'Nor did I attempt a ,psychologizing' account, starting from *the Englishman's manner of apprehending* the prepositional relations under investigation. On the contrary, the right method seemed to me to be *the strictly linguistic one*, viz. to start from the linguistic expressions themselves to bring together such linguistic expressions as are related in sense and contain the same preposition, and then to classify the various kinds of expressions according to *the physical reality* they serve to express'. Seine Quellen sind aus dem englischen Schrifttum der letzten 450 Jahre entnommen, und, um eine möglichst breite Grundlage zu gewinnen, zieht er nicht nur die breite, wohlgepflegte Straße entlang, die die großen Bauwerke der Literatur zieren, sondern er sucht auch gelegentlich entlegene Winkel auf, z. B. das Tagebuch des biedereren Cockney Spießbürgers Machyn, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts lebte und als Inhaber eines — man würde heute sagen — Beerdigungsinstituts an den kleinen und großen Dingen seiner Stadt und seiner Zeit regen Anteil nahm. Die Literatur des 16. Jahrhunderts ist verhältnismäßig stark berücksichtigt, die des 19. und 20. Jahrhunderts dagegen viel schwächer, doch finden wir im 20. Jahrhundert neben Churchill, Virginia Woolf und Orwell auch Zeitungen, Reiseführer und sogar die Vorschriften für die im Kriege zur Arbeit in Munitionsfabriken dienstverpflichteten Frauen — eine recht buntscheckige Auswahl! Die Untersuchung stützt sich auf eine Auswahl aus 29000 gesammelten Beispielen, die im großen und ganzen nach der bei Mätzner, im *NED* und im *Ordbog over det danske Sprog* vorgezeichneten Einteilung geordnet und klassifiziert worden sind, jede Gruppe chronologisch, erst die modernen Beispiele, die den jetzigen Gebrauch der Präpositionen zeigen sollen, vornehmlich aus der Zeit nach 1920. Dann werden die Beispiele aus der Zeit zuvor aufgeführt, aber in umgekehrter Zeitfolge, erst die jüngeren und an letzter Stelle die ältesten Beispiele aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Dabei muß hervorgehoben werden, daß der Autor das bei Mätzner, im *NED* usw. angewandte Einteilungsschema erweitert und wesentlich verfeinert hat. Man muß allerdings fragen, ob das Ergebnis dieser umfangreichen Sammlung, nämlich die Feststellung, daß sich während der Zeitspanne, die die Arbeit umfaßt, sozusagen nichts in den hier untersuchten Funktionen der vier betreffenden Präpositionen geändert hat, die aufgewandte Mühe und Arbeit wert war. Niemand hätte, zumal bei der gestellten Aufgabe, 'to indicate the relation between the linguistic expression and *the physical reality*', auch wohl ein anderes Ergebnis erwartet, denn mit dem 16. Jahrhundert

hatte sich in diesem Bereich das grammatische Gefüge der Sprache so gefestigt, daß es Bestand hatte; die Erschließung neuer Erkenntnisse mußte deshalb von vornherein fraglich sein.

Die Bestandsaufnahme aber, die der Verfasser vorgenommen hat, verdient durch ihre Gründlichkeit und Zuverlässigkeit trotzdem volle Anerkennung und dürfte vom Sprachwissenschaftler wie auch vom Lehrer, der seine Schüler nach wissenschaftlichen Methoden unterrichtet, als willkommenes Nachschlagewerk und als wertvolle Ergänzung zu den bekannten grammatischen Werken von Poutsma, Jespersen und Kruisinga begrüßt werden, zumal jedem der 706 Paragraphen ein ausführlicher Exkurs mit Hinweisen auf die einschlägige wissenschaftliche Literatur vorangestellt ist. Der Druck ist übersichtlich. Nur in § 97, S. 120, Z. 11 wurde ein Druckfehler entdeckt: *deposite* statt *deposit*.

GERMERSHEIM

P. LOTHAR JAEGER

H. Bremer, *Alltags-Englisch zur gründlichen Erlernung des Idioms*. 4. Aufl. Ferd. Dümmlers Verlag, Bonn 1948, 148 S.

Bremers Büchlein unterscheidet sich von der Masse der in den letzten Jahren oft verantwortungslos auf den Markt geworfenen neu-sprachlichen Sammelwerke durch Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit des Materials. Auf 148 Seiten werden alle grammatischen Erscheinungsformen nach ihrer idiomatischen Anwendung zusammengestellt, die wichtigsten idiomatischen Redensarten, Sprichwörter und Synonyme werden gebracht, und in fast allen Fällen zeigt sich eine glückliche Hand in Auswahl und Übersetzung, so besonders in der Behandlung der Adverbien und Füllwörter. Von Tausenden von Beispielen halten weniger als ein halbes Dutzend der Kritik nicht stand. *I declare!* (S. 52) als Interjektion ist kein Umgangsendenglisch mehr; *I haven't got a wink of sleep* (S. 57) sollte *I haven't had* . . . und *he knows how to type-write* (S. 69) *he can type* heißen, während *unwashed hands* (S. 91) unmöglich ist.

Es wäre jedoch besser, der Verf. wagte sich nicht mit dogmatischen Feststellungen an die Grammatik. „Der Artikel steht daher nur, wenn ganz bestimmte Dinge gemeint sind“ (S. 15), „Schiffs-, Städte- und Ländernamen sind immer weiblich“ (S. 20), „das Verb darf nicht von seinem Objekt getrennt werden“ (S. 26), „alle Hilfsverben stehen ohne *to*, auch *to let, bid, need, dare*“ (S. 68) sind einige der vielen, immer wieder von der Schulgrammatik wiederholten „Regeln“, um die sich die lebendige englische Sprache nicht kümmert — Bremer bringt selbst *She has always her heart in her mouth* (S. 54) und *I didn't need to, because* . . . (S. 83).

HEIDELBERG

HEINZ WALZ

Brockhaus Bildwörterbuch, English-German, compiled by Prof. Will Héraucourt. Wiesbaden 1953. X. 728 S. DM 15.—.

In many respects the Brockhaus *Bildwörterbuch* represents a radical departure from the traditional English-German dictionary now available. In their aim to reconcile a minimum number of pages with a maximum of content the compiler and publishers have undertaken an extensive rationalisation of the traditional system of presenting grammatical explanations in a dictionary and have sought to obviate superfluous grammatical paraphernalia. Nouns, adjectives, adverbs, transitive and intransitive verbs are not designated as such by grammatical abbreviations in brackets but are differentiated from each other by a standard system of numbered categories and, still more clearly, by the comprehensive and self-explanatory examples: e. g. CALL [-ed] 1. rufen etc., 2. (einen) rufen etc., 3. colloquial usages, 4. compounds, — to call aside, away, down, forth, in, off, out, over, up. Amongst the examples are such valuable illustrations as *The roll was called, He calls a spade a spade, Call me tomorrow at six o'clock.* — not presented with the colourless infinitive but in inflected forms which make the whole explanation considerably more vivid.

In working out such a system the compiler was undoubtedly faced with numerous difficulties but the result is quite fool-proof. An essential difference between this dictionary and many others is that the user must first familiarise himself with the working principles of the dictionary by reading the short and very straight-forward preface. Phonetic transcription is according to the system of the Association Phonétique Internationale save that the compiler has deviated from the practice of placing the stress-sign before the accented syllable and put it instead in front of the accented vowel, e. g. *protagonist*: prout-'ægenist (not prou'tægenist) or to *protest*: pret'est, protest: pr'outest. Particularly where intermediate consonants occur this method makes for far greater clarity and even if the dictionary is used in conjunction with other reference works employing the 'traditional'-system there can be no ambiguity.

Further space is saved by the omission from the lists of derivatives from one root, of any terms which are almost identical in English and German, e. g. although *chronometrical* and *chronometry* are given with phonetic transcription, accent and translation, such terms as *chronometer* and *chronoscope* which are almost identical in both languages, are omitted. The same is the case with many other scientific and technical expressions which the expert would know without consulting a dictionary and for which the layman would, at any rate, have to consult a larger reference-work for more precise explanations.

Thanks to this systematic saving of space it has been possible to include within the scope of this relatively small and thus inexpensive volume a great deal of invaluable information for which space could not otherwise have been found. Professor Héraucourt has laid particular

stress upon exact equivalents for English and American idiomatic expressions and included a deal of the slang which, although occurring with great frequency in the spoken language and modern fiction, normally finds no place in a dictionary. Here, however, it must be pointed out that, despite the mass of information probably printed here for the first time in any dictionary, there are inaccuracies which suggest that the compiler's obvious intention not to be secretive has been foiled by a certain delicate reticence on the part of his source of information. Amongst other instances might be mentioned *n. g.* Abk. *no good*, which is normally *n. b. g.* (*no bloody good*) in English, *He is after HAIR*, which I have never heard frequently occurs with another word substituted for *hair*, & *hairy bit* most emphatically does not mean „blitzsauberes Frauenzimmer“. *Wee hairy* occurs commonly in the Glasgow dialect and means „ein liederliches Weibsbild“.

But the feature of the dictionary which must prove striking at even the most casual perusal is the wealth of excellent illustrations which offer in some 300 specialised fields detailed information upon constituent parts and associated objects. Here, once again space is saved by the omission from the text of terms presented in the illustrations. The illustrations cover, amongst other things: village, station, qualities, plumbing, bicycle, stage, clothes, and harbour. If we examine the last-named in greater detail we find *mole, head of the mole, buoy, light-house, signal-station, entrance, pilot's house, bank, sea-plane base, fishing harbour, ship repair yard, bonded store, free port, lighter, sailing ship, tug, passenger liner, freighter, pier, fender, basin, sheds, crane, railway, quay* (misprinted as *quai*), *roadway*.

In addition to the illustrations the proverbial sayings and quotations (with origin) interspersed liberally throughout the text lend the whole work a certain spice which makes it more than a mere reference-work. The *Brockhaus Bildwörterbuch*, like the *Petit Larousse Illustré*, can be read and its presentation with illustrations, quotations, catch-phrases, verbs in living context and, above all, without the usual grammatical padding, has resulted in a work which should prove extremely stimulating to the user. The foreword states that the book is intended for school and university, commerce and industry, science and scholarship. It can serve all these well but it is not a work for those who prefer to learn things the hard way. It presents everything on the basis of the living language with a vividness and a vitality which, despite certain inaccuracies and misprints, should make the dictionary a mile-stone in English-German lexicography.

The Scottish National Dictionary. Designed partly on regional lines and partly on historical principles and containing all the Scottish words known to be in use or to have been in use since c. 1700. Edited by William Grant †, M. A., LL. D. (1929—1946) and David D. Murison, M. A., B. A. (1946—). Edinburgh, The Scottish National Dictionary Association Ltd.¹⁾ Royal 4°, 1929ff. Nur für Subskribenten, £ 20, auch in fünf Jahresraten zu £ 4 (neuen Subskribenten werden erschieneene Teile nachgeliefert). Beschränkte Auflage von 2000 Exemplaren.

Volume IV, Part I, *F—Flet*, 112 S., 1953; beigelegt Liste 4 von Wörtern, zu denen die Herausgeber noch weitere Angaben suchen (*glaiks — grant*).

Schon wenige Monate nach Auslieferung des letzten Teiles von Band III liegt jetzt das erste Viertel des Bandes IV vor; es wäre erfreulich, wenn das damit gegebene Tempo gehalten werden könnte, damit das Ziel der Herausgeber, das 10bändige Werk in zehn bis zwölf Jahren zum Abschluß zu bringen, erreicht werden kann. Die Umorganisation nach dem Krieg unter dem sehr rührigen Herausgeber David D. Murison hat anscheinend der Arbeit doch mächtigen Auftrieb gegeben, und die in einigen Monaten bevorstehende räumliche Vereinigung mit der im Aufbau befindlichen „School of Scottish Studies“ in Edinburgh, einem Archiv und Forschungsinstitut der Universität Edinburgh zur Intensivierung schottischer Studien, dürfte dem flüssigen Fortgang der Arbeit nur dienlich sein²⁾.

Diese Pläne der Universität Edinburgh unterstreichen die in den bisherigen Besprechungen des *S. N. D.* hervorgehobene kulturpolitische Bedeutung des Wörterbuchs³⁾. Denn das Werk geht über eine Aufzeichnung der sprachlichen oder dialektischen Wortformen des Schottischen weit hinaus, es ist vor dem allgemeinen Hintergrund des Erwachens eines schottischen (und keltischen) Kulturbewußtseins zu verstehen und strebt an, „eine alphabetisch geordnete Geschichte des schottischen Volkes“ zu sein. Der Anspruch auf kulturelle Anerkennung als ein eigenes Volk mit eigener Sprache findet in dem zur Rezension vorliegenden Teil eine starke Stütze, denn es wird deutlich, wie stark der Wortschatz des Schottischen außer vom Englischen her auch vom Gälischen, Skandinavischen und Französischen stammt und wie eigen das Schottische bei Übernahme aus dem Lateinischen vorgeht (so *feedge, fidges* < *effigies*). Dabei legen es die Herausgeber gar nicht darauf an, jede vom Englischen abweichende „dialektische“ Form aufzuzeichnen, wenn die Abweichung lediglich phonetischer oder

¹⁾ Anfangs: (King's College), Aberdeen.

²⁾ Dieses Vorhaben entnehme ich einer brieflichen Mitteilung von David D. Murison. Der Umzug ist inzwischen erfolgt.

³⁾ Allgemeine Besprechung und Überblick über die Ziele in *Anglia* 69, S. 447; Rezension weiterer Teile in *Anglia* 70, S. 114 und *Anglia* 71, S. 478.

orthographischer Art ist: bei ausgedehnten Leseproben in schottischen Texten stieß ich so auf *ferry* = *very*¹⁾, *feesh(ing)*, *feegurative*, *capaucity*²⁾ — dies als Nachtrag zu Bd. II, Teil III —, die wohl mit Bedacht nicht in das Wörterbuch aufgenommen wurden, da kein spezifisch schottischer Gebrauch vorliegt; dagegen ist das Simplex *feegur* mit seiner eigenen schottischen Bedeutung zu finden.

Bei dem diesmaligen Wortmaterial ergibt sich auch ein Bild von der überraschend starken Befruchtung der amerikanischen Sprache vom Schottischen her, so *nephew* [f]; schottisch *faize* und amerikanisch *faze*; der Gebrauch von *fine* I, 1 als „comfortable, at ease, contented, having had enough, e. g. of a helping of food; well, in good health“ (I am fine). Das auf amerikanischem Boden entstandene *fudge* n. = „a kind of soft, granulated toffee“, für das Craigie, ohne etymologische Angaben, Belege seit 1897 aufführt³⁾, könnte sehr wohl von schottisch *fadge* n.¹ beeinflusst sein, „a round thick cake or loaf of flour baked with yeast in an oven...; formerly of barley meal, baked in the ashes of a fire... In Ulster, a kind of scone made from a mixture of potatoes and oatmeal, baked on a griddle“; dies wäre zweifellos sinnvoller als Wylds Versuch, es mit der Interjektion *fudge* „Quatsch, futsch“ und dem Verbum „to fake, vamp, put together in a careless, dishonest manner“ zu identifizieren, unter Zwischenschaltung eines Nomens „concocted story, nonsense, empty talk“⁴⁾. Eine weitere enge Berührung mit dem Amerikanischen ergibt sich bei der besonderen Stellung eines *Dean of (the) Faculty* an Universitäten: hier erfolgt jetzt unter *faculty* die Richtigstellung der ungenauen Angaben unter *dean*. Dort wurde der *Dean of (the) Faculty* als Dekan einer Fakultät angegeben, was mich damals bei der Rezension zu der Frage veranlaßte, wo denn da der spezifisch schottische Gebrauch liege; unter *faculty* erfahren wir nun aber, daß an der Universität Glasgow

This style, of *Dean of Faculty of the University*, which we see was a considerable time before the reformation, continues to be used to this day; there being only one dean of faculty in that University, who is considered not as the head of one particular faculty, but in the light of an university officer, as the rector is.

Dies ist also dasselbe Amt, das an einigen amerikanischen Universitäten unter demselben Titel zu finden ist (z. B. Brooklyn College); auch der Gebrauch von *faculty* als „Lehrkörper“ der Gesamtuniversität findet sich in Glasgow wie in den USA:

¹⁾ Der Stimmtonentzug von *v > f* als Zeichen der Sprache der Hochlande ist unter *F* 8 aufgeführt.

²⁾ Maclaren, *Beside the Bonnie Brier Bush* pp. 63, 63, 75, 75.

³⁾ W. Craigie and J. R. Hulpert, *A Dictionary of American English on historical principles*. 1938ff.

⁴⁾ Henry Cecil Wyld, *The Universal English Dictionary*; das *New English Dictionary* und W. W. Skeat, *Etymological Dictionary of the English Language* kennen das Wort *fudge* in diesem Sinne noch nicht.

When, in the 17th century, the College meeting (of Principal and professors) became known as the Faculty and a slightly larger body which was no doubt the heir of the old University Congregation, and which included the Rector and Dean of Faculty, as the *Senatus*...

Beim Durcharbeiten der vorliegenden Lieferung erfüllte es den Rezensenten mit Freude, daß manche der in den früheren Besprechungen beanstandeten kleinen Mängel abgestellt scheinen. So ist die Aussprachebezeichnung bei allen noch lebenden Wörtern zu finden, auch ist stets sofort angegeben, wo es sich nur um schottische Form oder Anwendung eines englischen Wortes handelt. Dagegen werden noch in einigen wenigen Fällen etymologische Angaben, sie sonst sehr sorgfältig sind, vermißt: *fan-dan* „a kind of marble; also a skittle...“; *fanfreuchler* „a fornicator“; *fargin* „a shaped piece of wood on the end of a pole to shove out the sail from a boat“ (< *far*?); *fatterals* „ribbon ends, loose pieces of trimming etc.“ (< n. Engl. Dialekt *fatters*, *fitters* „fragments, tatters“, wie bei *to fatter*, „to thresh the awns or beards of barley...“?); *faucon* „a sun dog or mock sun, a parhelion“; *feedie* „an oath, a curse“ (< *feech* int., n.¹ „an exclamation of disgust at a foul smell, pain as on touching something hot...; also used substantively = filth?“, < *devil*?, oder < frz. *dieu*?); *feeshie*, eine Art Herausforderungsruf; könnten *feedie* und *feeshie* zusammenhängen und auf *fai(th)*, *fegs* „a shortened form of *faikins* (Eng. *fay*, *faith* + *kins*)“ zurückgehen?

Die folgenden Einzelfragen seien hier angeschnitten: S. I, F 4: wenn in *have*, *give* im Nordenglischen und Schottischen das *v* früh in den Auslaut tritt und zu *f* verhärtet, so ist das nicht eigentlich „early loss of inflection“, sondern Abfall unbetonter Silben mit *-e*. — S. 5, *face* II v. 1: Druckfehler „Cf. I. 1 (1)“ statt richtig „Cf. I. 2 (1)“. — S. 10, *faik* n.¹, v.¹, etymologische Angaben: „German *fach*, fish-trap, snare“ ist irreführend. Man muß von der Grundbedeutung „Abteilung¹⁾“ oder „Gefüge, Abteilung²⁾“ ausgehen, die auch in altenglisch *fæc* liegt (nicht nur „a fixed period of time³⁾“); eine „durch Flechtwerk gebildete Abteilung in einem Gewässer, die als Wehr oder zum Fischfang dient“ (Paul) ist somit ebenso eine besondere Anwendung wie das „Fachwerk“ oder das „Schrangfach“. In der Anglersprache gibt es das „(Vor-)Fach aus Darm oder Seide, an dem der Haken sitzt und das vorn an der Angelschnur befestigt ist“ (Trübner). Im Mhd. bedeutet *vach* auch „Falte eines Gewandes“ oder „Lage von zusammengelegter Kleidung“ und dgl.; daß *Fach* und *Falte* sich ursprünglich eng berühren, erkennt man noch aus *mannigfach*, *mannigfaltig* sowie der „Dreifaltigkeit“; etymologisch hängt das Wort auch mit lat. *pagina* zusammen. Diese Zusammenhänge sind aufschlußreich für die schottischen Bedeutungen: „I: fold, ply, coil. 1. fold of a garment, 2. plaid or wrap for

¹⁾ Pauls *Deutsches Wörterbuch*.

²⁾ Trübners *Deutsches Wörterbuch* (Wörterbücher der deutschen Akademie).

³⁾ Vgl. F. Holthausen, *Altenglisches etymologisches Wörterbuch*.

folding round the person, 3. neck of a sack after it has been drawn together and tied (s. o. *Vorfach*), II. 1. to fold etc., 2. to fold etc. a limb under one, 3. to coil a rope etc., 4. to turn over the pages of a book (vgl. lat. *pagina*), 5. to fondle“. — Unter *faik* v.¹ II. 2 finden wir: „Hence, by extension, ppl. adj. *faiget*, exhausted, collapsed; *faked*, bothered“. Formen mit *g* sind aber sonst unter *faik* garnicht angegeben; *faiget* dürfte doch wohl zurückgehen auf „*faig*, *faeg*, v., Sc. forms of Engl. *fag*, to weary. Ppl. adj. *faiget*, *faegit*, exhausted“. Dennoch müssen hier Verbindungen bestehen zwischen *faig* und *faik* II. 2 = „trs., of a person: to fold, bend, tuck (a limb) under one; *intr.*, of the limbs: to bend, give way under one“, doch wird auf diese Verbindungen oder Bedeutungskreuzung nicht eingegangen. — S. 15 *fairce* = Sc. forms of Engl. *fierce*: „[O. Sc. *fers*, id. (a. 1400). The Sc. form corresponds to the O. Fr. form *fers*. Ramsay... rhymes *fiercer* with *scarcer*]“. Das erweckt den Anschein, als handle es sich um eine eigene schottische Entwicklung. Aber auch im Englischen finden wir [ɛ] oder [e] bis zum Ende des 18. Jahrhunderts; von den Grammatikern geben an Jones 1701 [e], Farro 1754 [e], Buchanan 1766 [e] neben [i:], Sheridan 1780 [e]; Walker reimt noch 1791 *fierce* mit *verse*, also kurz ehe Ramsay einen ähnlichen Reim gebraucht, doch bezeichnet er 1795 dies als Bühnenaussprache und entscheidet sich für [iə]. Daneben finden sich allerdings auch stets Zeugnisse mit Länge, die der heutigen englischen Aussprache zugrunde liegen, während im Schottischen sich eine frühneuenglische Nebenform gehalten hat. — Ähnlich liegt der Fall mit schottisch „*fift* = fifth, [O. Sc. *fyfte*, *fift*, id., from a. 1400]“. *Fifta* war jedoch die alleinige altenglische Form, die sich bis Shakespeares Zeit herrschend hielt, und die Analogieform mit *th* drang erst allmählich im Spätmittelenglischen ein. *Fift* ist also lautgerecht aus dem Altenglischen zu erklären und nicht, wie die Angaben glauben machen könnten, eine eigene schottische Entwicklung¹. — S. 67 *ficher*: „I. v. To fumble, fiddle with the fingers etc.; II. n. 1. A fiddling, inept way of working... 2. Excessive or awkward handling; indelicate toying with a female; 3. a state of fuss or excitement“. es fällt die enge Bedeutungsverwandtschaft mit dem vulgären deutschen *fick(e)rig* auf, das man in vielen Varianten z. B. unter Soldaten hören konnte, und zwar sowohl als „nervös oder übereifrig herumfummelnd“ wie in der im Verbum liegenden obszönen Bedeutung. Paul nimmt als Grundbedeutung „reiben“ an; der etymologischen Angabe „prob. a deriv., in a freq. sense, of *fyke*“ konnte noch nicht nachgegangen werden, da dieses Belegwort erst einer späteren Lieferung angehören wird. — S. 99 *flanch* v., n. = „to flatter, a flatterer“ ist unsicherer Herkunft und sei vielleicht eine nasalierte Abwandlung von *fleech* = „to flatter, flattery etc.“. Näher läge wohl Verbindung mit schottisch *flamach* = „flattering“ (S. 98) und dem englischen Slangwort *to flam* = to humbug. Der

¹) Im Schottischen ist allerdings die Endung *-t* für Ordinalia verallgemeinert, s. *fourt*.

Wandel *m* — *n* ist nicht überraschend, wenn man schottisch *flam* n.¹, v.¹ und *flan* n. v. vergleicht, die beide die Bedeutung „a gust of wind..., to blow in sudden gusts...“ haben; *flam* ist dann auch als Variante von *flan* angegeben. Auch *flam* v.³, n.⁵ = „to broaden out towards the top...“ ist eine Variante der nordenglisch-dialektischen Form *flan*. — S. 92 *fix-fax* n.², „a humorous name for a kind of pillory in which the offender's hands were confined as well as his neck“: das Wort wird als Reduplikation von *to fix* angesprochen; dies ist wohl richtig. Sollte aber der zweite Bestandteil nicht zugleich einen Sinn haben können, etwa = **fix-face*, oder < altnordisch *fax*, Mähne, das schottisch sonst als *fax* = „(Woge), Brecher“ fortlebt? - Ganz ähnlich liegt der Fall mit der reduplizierenden Form *fleechie-flechies*, „the rayless mayweed... [Prob. a reduplicative formation from *flech* (a flea), the plant being formerly used to repel insects]. Doch könnte trotzdem der erste Bestandteil von *fleech* v.², „to coax..., wheedle..., entreat...“ oder *fleech* v.¹, „to shave off spills of wood in planing“ stammen¹⁾. — *Fear-some*, „frightening, terrifying“, ist als Adjektiv eingetragen, mit dem Adverb *fear-somely*, -ie; nur für die seltene zweite Bedeutung „frightened, timid“ ist angegeben, daß es zugleich als Adverb verwendet werden kann. Doch auch in der ersten Bedeutung wird *fear-some* adverbial gebraucht, so in Ian Maclaren, *Beside the Bonnie Brier Bush* p. 76: „Donald Menzies is in yonder, ..., and he's carrying'on maist fear-some“.

Mit einer weiteren Einzelheit wird ein ganzer Fragenkomplex angeschnitten. Das vorwiegend nord- und zentralschottische *fae* als Variante zu allgemeinschottischem *frae* wird durch Verlust des *r* in unbetonter Stellung erklärt. Gibt es dazu Parallelen? Ich möchte hier eine andere Erklärung wagen, die zugleich auf verschiedene weitere Wortformen neues Licht wirft. — In „I(n)verness?, Island?, n. and mn. Scottish“ hat das *f* eine Tendenz zu Palatalisierung und erscheint dann als *fy-*, *fj-* geschrieben (*F* 6., S. 1); Beispiele dafür bietet der vorliegende Teil zur Genüge (*fjarm*, *fjog* etc.). Ähnliches gilt auch für die beiden anderen Labiale *b* und *p*. Nun stellt aber eine Verbindung Labial + Palatal + Halbkonsonant *r* oder *l* phonetisch eine sehr große Schwierigkeit dar. Ganz selten einmal vereinfachen schottische Dialekte, indem sie in Labial + Halbkonsonant + Palatal umwandeln (*blyauve* = *blow*), doch sonst finden wir in dieser überaus schwierigen Gruppe in verschiedenen Fällen einen Ausfall des *r* oder *l*: Für das *l* führt das *S. N. D.* z. B. an *feuchter* < *flauchter* (Ags., Bnff.), *byoo* < *blue* oder *blew* (Beh., Bnffsh.), *byauve* < *blyauve* < *blow* (Buchan, e. Bnff.). In diesen Fällen bleibt das *j* also erhalten; doch da die Palatalisierung nur regional ist, sind Mischformen verständlich, die das *r* oder *l* haben ausfallen lassen, aber die Palatalisierung dann später aufgegeben haben. Dazu würde einmal *fae* < *frae* gehören, sodann *to*

¹⁾ Schwierigkeit macht die Aussprache [fli:çi], doch [fli:tʃ]; daher vielleicht eher < *fley* „put to flight, drive off“ das mit altnord. *fleygja*, altengl. (ā) *fliczan* zusammengebracht wird (s. Vol. IV, Part II).

finnis = „to fidget from excessive eagerness or anxiety..., prob. a variant form, with loss of *-r-*, of the stem of *frennisin*, *frainishin*“. Die Form *finnis* ist aus Perth und Fife belegt, also gerade vom Rande des Gebietes mit Palatalisierung. — Wenn man sich zur Anerkennung dieses Lautgesetzes entschließen kann (daß nämlich nach Labial ein *r* oder *l* wegen der Palatalisierung ausfallen kann, selbst wenn die Palatalisierung sich nicht mehr durch ein *-j-*, *-y-* ausdrückt¹⁾), dann ist die Herkunft einiger weiterer Wörter leichter zu verstehen: *flag* v.¹ „to fail from weariness, to flag, to falter“; gewiß, auch englisch gibt es das Wort *flag*²⁾, doch führt W. W. Skeat³⁾ dies ja gerade auf *flag* zurück und bringt dabei noch einen weiteren Beleg für Ausfall eines *l* nach *f*. — *Fail* adj., „delicate, in a frail state of health“ wird mit dem Verbum *to fail* und dem entsprechenden Nomen als ein Wort behandelt; sollte das Adjektiv nicht, im Lichte des oben Gesagten, eher eine Entsprechung von engl. *frail* sein? Dann würde auch *filsh* adj. = „weak from illness, hunger, and exhaustion, faint“ leichter verständlich, das als eine mögliche Ableitung von *fail* adj. + *-ish* angegeben wird.

Es sei mir noch gestattet, zum Teil in Erweiterung von bereits in früheren Rezensionen Gesagtem, eine Reihe von Wünschen vorzutragen; es sind dies Dinge, die keine Schwierigkeit darstellen für den, der sich in Fragen der schottischen Sprache auskennt, das Wörterbuch intensiv benutzt oder fortlaufend studiert; für den aber, der nur gelegentlich das schottische Wörterbuch zur Hand nimmt, könnte das Zurechtfinden im Einzelfall manchmal erleichtert werden:

Ableitungen der Kopfwörter sind oft zu unauffällig wiedergegeben und entgehen dem Auge des Suchenden. In vielen Fällen ist eine besondere Ziffer für „Combs. (and Phrs.)“ angeführt, doch eine einzelne Ableitung erscheint kursiv etwa in der Form „Hence *feugar*, a smoker“. Empfehlenswert wäre es, ein solches neues Wort, das nicht im Titelpopf erscheint, durch ein deutlich auffallendes Zeichen für den Suchenden hervorzuheben; um kein neues Zeichen mitten im Werk einführen zu müssen, könnte diese Ableitung mit neuer Ziffer bezeichnet werden, die in ihrem Fettdruck ja auf eine neue Bedeutung hinweist, also „3. Hence *feugar*, a smoker“ oder „2a. Hence *feugar*, a smoker“. — Auf S. 47 oben wird das Wort *feintie* zitiert; einen Verweis findet man unter „*feint* see *fient*“; dort erscheinen die Ableitungen *feintie* usw. mitten unter Belegen für *fient*, auch fehlt dort für *fientie*, *feintie* ein Beleg. Noch schwieriger wird die Suche, sollte der Benutzer auf die Variante *fenta* gestoßen sein. — Vielleicht sollten in ähnlicher Form auch die Verbalsubstantiva (auf *-in*, *-een*, *-an*) deutlicher erkennbar gemacht werden; *fanteen* steht so einfach unter *fant* n., v., adj. unter

¹⁾ Entfernt berührt sich ja damit der Wandel im Italienischen (*piano*, *piazza*).

²⁾ Ist *to flag* in dieser Bedeutung wirklich „obsolete in Eng. since 17th century?“ (*I am fagged out*.)

³⁾ *Etymological Dictionary of the English Language*.

Ziffer III. v. inmitten der Bedeutungsangabe. Wer mit den schottischen Suffixen nicht genügend vertraut ist, wird zunächst unter *fanteen* suchen, wo sich keinerlei Vermerk findet, und erst nach manchen Mühen zum Ziele kommen. — Ein Wörterbuch, das zahlreiche, oft rein graphische Varianten berücksichtigen muß, wird über Gebühr durch Kreuzverweise belastet; und doch sollte man noch großzügiger damit sein, um auch dem in der schottischen Sprache weniger bewanderten Benutzer die Suche zu erleichtern. Unter *flaw* n.¹, v.¹ erscheint in einem Beleg die Schreibung *flai(s)*, die übrigens unter den Varianten nicht aufgeführt ist. Eine Eintragung unter *flai* findet sich nicht, unter *flais* wird natürlich auf ein ganz anderes Wort verwiesen; der Kenner des Schottischen wird das *i* ohne weiteres als Dehnungszeichen erkennen und unter *fla* suchen, womit ihm geholfen ist. Aber der gelegentliche Leser eines schottischen Textes, der nicht auf diesen Gedanken kommt? — So sollte auch die Variante *fantoush* für *fantooosh* eingetragen sein, da die beiden Stellen auseinander liegen. — Zu *fast* adj. gehörte der Verweis auf *fest*, wo die meisten schottischen Verwendungen stehen. Eine Trennung der beiden Grundbedeutungen von *fast* (fest, schnell) ist ja etymologisch und bedeutungsmäßig nicht gerechtfertigt; sie war offensichtlich eigentlich beabsichtigt, denn neben *fast* adj. findet sich eine Eintragung „*fast* see *fest* adj.¹, adv.¹, v.¹“, obwohl dann unter *fest* nur eine Eintragung für adj., adv., v. steht. — Weitere Kreuzverweise, die ich vermisse, sind *flake* n.¹ und *flackie* auf *flet* n.³.

Wie gesagt haben diese Aussetzungen für den, der nur einigermaßen mit dem Schottischen vertraut ist, kein Gewicht; doch wären sie für den eine große Hilfe, der nur gelegentlich etwas nachzuschlagen hat, und die Zahl derer wird sehr groß sein angesichts der Rolle, die die schottische Literatur im Rahmen der gesamten englischen einnimmt. Auch tun diese vielleicht etwas nörglerischen Wünsche der beispielhaften Gediegenheit und Sorgfalt der Arbeit keinen Abbruch. Und über den zahlreichen Einzelheiten eines Wörterbuches, an denen sich die wissenschaftliche Auseinandersetzung entfachen kann, sei auch nicht die enzyklopädische Seite vergessen. Denn das *Scottish National Dictionary* geht über eine Darstellung des Sprachstandes hinaus und ist zugleich ein Sachlexikon schottischer Einrichtungen und Gebräuche. In der vorliegenden Lieferung sind es namentlich das Fischereiwesen und die Seefahrt (*fair* n.³, *farden* n.², *fargin* etc.), bäuerliche Arbeiten, Maße und Sitten (*fa*, *faik*, *flet*, *flackie* u. a.), der schottische Küchensettel (*fadge*), das Rechtswesen (*falsehood*, *fail(zie)*, *feu* etc.) und das abgesunkene Kulturgut der Kinderspiele (*feed(d)ow*, *feeshie*, *feg* v.), die ihre Mosaiksteinchen zum Gesamtbild des schottischen Kultur- und Volkslebens beitragen. Es ist wirklich erfreulich, daß nun, den Anregungen einer früheren Rezension folgend, die Herausgeber eine nachträgliche Kennzeichnung der enzyklopädisch wichtigen Artikel im Supplement vorzunehmen gedenken, da dadurch die Enzyklopädie viel an Gebrauchswert gewinnt.

ERLANGEN

KURT WITTIG

Personalnachrichten

Privatdozent Dr. Heinz Reinhold in München folgt zum S.-S. 1955 dem Ruf auf das neuerrichtete Extraordinariat in Heidelberg.

Zum gleichen Termin siedelt Privatdozent Dr. Robert Fricker-Basel, seit S.-S. 1950 Inhaber einer Diätendozentur an der Universität Heidelberg, in gleicher Eigenschaft an die Universität Freiburg über.

METRICAL VARIATION AS A POETIC DEVICE IN *BEOWULF*

The student of today who seeks an understanding of the works of literature through an analysis of their formal structure is faced with a peculiar dilemma when confronted with the text of *Beowulf*. He does not know how to *read* the poem. Difficulties of the language aside, he has only an inkling of the metrical framework into which the poet cast the material of the epic, a vague notion emerging from the welter of existing theories of Anglo-Saxon versification and proposed modes of scansion. He is aware that meter is an aspect of form not to be disregarded—indeed, that meter creates in some sense the identity of the poem; for there is an ineluctable correlation between the idea and its expression in syntactical and metrical forms. He is aware moreover that a literary study of meter is a perilous undertaking even in the realm of modern English poetry, where the fundamental criteria of metrics are as yet largely unclarified—and doubly so in a consideration of the poetry of the Anglo-Saxons, who left no statement of critical theory or prosodical principles. Meanwhile he has the *Beowulf* before him. And when he has appropriated as many of the dicta of the specialists as are of service and taken into account their questionable speculations regarding performance of the poem during the Middle Ages, he must still read *Beowulf* as he reads any modern poem—for the sound and the sense as he can best discover them.

Existing systems of scansion are valuable in emphasizing particular elements of the verse—linguistic, or rhythmical, or acoustical—but they are deleterious from a literary point of view because they neglect or actually obscure the relationship of metrical form to total structure. Their rigidity and dogmatism discourage any study of the interanimation of meter and narrative material. Type scansion, aside from its complexity, may

lead to a prose rendering; musical scansion frequently results in a sacrifice of meaning; and acoustic metrics has only an indirect relevance to literary study. A system of notation has yet to be devised that will represent the "mutual influences and combined effects" of all the elements that make up poetic rhythm. Any scheme designed to show the interplay of stress, time, and pitch would result in a subtlety perhaps defying comprehension. It has therefore appeared to me more fruitful for literary study to read the poem according to a simple scansion which, although it falls short of being a complete prosodical scheme, will provide a starting point for an analysis of the more complex rhythms of the language.

The metrical movement of *Beowulf* is quite varied, but it may be represented by a simple indication of the arrangement of unstressed syllables in relation to those with primary stresses. The varieties of line movement—the *motion* of the verse—may be illustrated by the following examples:

1. verses with two primary stresses (both simple and anacrustic)

| | |
|-------------------------------------|------------------|
| D (level) | aérgód |
| | ôn flétt gáep |
| C (level-descending) | sécg bétstǣ |
| | ôn súnd líðen |
| B (descending-ascending) | múrnendǣ mód |
| | álédon pá |
| A (descending-ascending-descending) | lángǣ hwílǣ |
| | pǣt hínǣ on ýldǣ |

2. verses with three primary stresses (these occur largely without anacrusis)¹⁾

| | |
|----|------------------------|
| dD | bíp pǣt sláep tó fáest |
| bD | hónd onð héard swéord |
| dC | bót éft cúmán |
| bC | Hwáet, wǣ Gár-Dénǣ |

¹⁾ The capital letter indicates the dominant movement of the line (the cadence); the lower case, an undercurrent movement which is influential but not conclusive. ˆ indicates a stressed diphthong accorded one metrical value; ˆˆ a stressed diphthong accorded two metrical values.

eB twélf wintrǎ tid
 aB hwá pǎem hlǎestǎ ōnféng
 cA páet, lá maëg sécǎn,
 aA gán ūnder gýldnǔm béage

The notation which I have used is founded upon a recognition of the important distinction between the music of verse and pure music and in the compatibility of the time-principle with a rhetorical rendering. It does not, however, attempt to record the interplay of time and stress. It does not even represent secondary stress, for secondary stress is relative and variable. And it cannot, of course, formulate those nuances of thought and feeling that individual interpretation supplies. It indicates simply the motion of the verse, since it distinguishes between direct and indirect attack and between rising and falling cadences. It is a kind of graphic scansion having its justification in the fact that it describes certain basic rhetorical differences in the lines—differences which operate on a plane different from but compatible with the “rhythmic laws” of temporal scansion.

The poem may be interpreted as a sort of unitary free verse whose rhythm is based upon equality of time units with varying line lengths; it may indeed be rendered, as Pope has done, in 4/8 time¹); but I am convinced that it is more meaningful when it is conceived to be simply a combination of two- and three-beat lines, the time changing at intervals to yield a variety of effects beyond formulation. Whatever *Beowulf* may have been for the Anglo-Saxons, it is for us book-poetry. We read it; we do not sing it or declaim it. And the words—the prose meaning, if you will—should not be subordinated to a “tune.” It is difficult to imagine *Beowulf*, with its complicated syntax and intricate rhetorical structure, as song. For us *Beowulf* has no “tune” — but it has movement and changing “times” and rhythms and the poetic power that resides in the word well spoken.

I should like to acknowledge at this point a healthy eclecticism in my system of scansion and also to call attention

¹) J. C. Pope, *The Rhythm of Beowulf* (New Haven: Yale University Press, 1942).

to certain heterodox principles. My practice regarding the basic elements of the verse—the rôle of alliteration, the metrical unit, stress and quantity, the phenomenon of “resolution”—represents in the main no radical deviation from theories currently accepted or amendments to those theories suggested by various metrists from the time of Sievers to the present. But I have abandoned orthodoxy on two final considerations: the part played in the scansion by the pronunciation of diphthongs¹⁾ and the degree of uniformity inherent in the meter²⁾. Since a thoroughgoing defense of these heresies is available elsewhere, it is necessary here only to indicate that I have determined the syllabicity of Anglo-Saxon diphthongs on the basis of their phonological development rather than by reference to arbitrarily defined metrical criteria and that I have regarded the “hypermetric” lines as normal — as only one kind of weighted or heavy metrical unit which the poet wove at intervals into the fabric of his verse. These metrically strong units are half-lines with three stress-words, the stress being determined on the basis of grammar, logic, and rhetoric. They include many of the Sievers type D and E lines (as well as most of the verses whose traditional secondary stresses Baum has chosen to regard as primary)³⁾, and they are used interchangeably with the two-stress verses throughout the poem.

II.

A reading of *Beowulf* according to the principles outlined above reveals a marked proficiency in the craftsmanship of meter, for the same techniques of repetition and variation under control that produce the verbal designs are seen to function in the creation of metrical patterns. In the meter as in the rhetoric of the poem the controlling principle of compo-

¹⁾ Eva K. Touster, “Phonological Aspects of the Meter of *Beowulf*,” in *Essays in Honor of Walter Clyde Curry* (Vanderbilt Studies in the Humanities, Volume II, Nashville, Tennessee: Vanderbilt University Press, 1954), pp. 27—38.

²⁾ Eva K. Touster, *Formal Aspects of the Meter of Beowulf* (University Microfilms: Ann Arbor Michigan, 1952), pp. 113—142.

³⁾ P. F. Baum, “The Meter of *Beowulf*,” *Modern Philology*, XLVI (1948—1949), 159—160.

sition is diversity in uniformity, and it is by concentrating upon the means of diversity employed that the student of *Beowulf* may come to some sort of knowledge, partial though it is, of the poet's individuality and artistic method.

The most outstanding metrical variation is the three-beat line, a rhythmic form which is not peculiar to *Beowulf* but which exists in Anglo-Saxon poetry generally. What is remarkable about this form as it appears in the epic is that its arrangement in the couplet and the consistency with which it is rhetorically significant are unique in Anglo-Saxon poetry¹). In *Beowulf* the three-beat line occurs characteristically in the second hemistich; in other Anglo-Saxon poetry it occurs in the first²). Now such a practice on the part of the poet demands a closer observation of the three-beat line and warrants speculation regarding the possibility that the poet used this form as a conscious artistic device. Is there, one wonders, a coincidence of these rhetorically and metrically strong verses and the "larger rhetorical patterns" which Miss Bartlett³) has shown to have an artistic function in the poetic structure of the epic?

When the three-beat line is examined in connection with the "larger rhetorical patterns" one clear-cut fact emerges: there is a slight but real difference in poetic organization between the two major narrative sections of the epic, the emphatic three-beat lines being more highly concentrated in the "patterns" of Part I than in those of Part II, where there is a noticeable tendency toward haphazard use of the heavily stressed verses. The apparently purposeful use of this metrical variation, then, is more evident in that portion of the epic which by other criteria has been shown to be more carefully wrought. And since the three-beat lines of the "patterns" have a characteristic rhetorical prominence, one may conclude that their presence in passages designed primarily for ornament is at least compatible with the notion that their necessarily more deliberate

¹) Touster, *Formal Aspects of the Meter of Beowulf*, op. cit., pp. 176 bis 198; 342—345.

²) In *Beowulf*, 62% in the second hemistich; in other Anglo-Saxon poetry, 71% in the first. *Ibid.*, p. 344.

³) Adeline Courtney Bartlett, *The Larger Rhetorical Patterns in Anglo-Saxon Poetry* (New York: Columbia University Press, 1935).

utterance and their increased grammatical and rhetorical force (especially in the second hemistich) attract attention to those portions of the narrative in which they occur.

With respect to the narrative the three-beat lines are massed in fifty-seven passages which contain the high points of Beowulf's exploits. The passages from *The Adventure in Daneland* are shorter and on the whole more forceful as poetry than those from *The Adventure with the Dragon*—either because of the pictorial or emotional quality of the description or because of a sense of immediacy which the action depicted creates. There is a demonstrable tendency toward diffuseness in *The Adventure with the Dragon* and in at least one respect the meter reflects this diffuseness: the metrically strong verses are dispersed; they are not normally the focus of a rather clear-cut rhetorical unit as they are in *The Adventure in Daneland*.

This fact becomes more apparent if one considers rhetorical units of twenty lines or less in which there is a large proportion of three-beat lines (25% or more). There are twenty-six such passages in *Beowulf* and it is noteworthy that, judged on the basis of criteria other than metrical, they have been ranked as highly effective poetry. In narrative and descriptive segments such as Grendel's seizure of thirty thegns (lines 120b—133a), the journey of the Geats to Daneland (lines 210—233a), the climax of Beowulf's struggle with the mere-wife (lines 1567b—1572a), Hengest's sojourn with Finn (lines 1127b—1151a), entertainment in Heorot (lines 1159b to 1168), the Danes' grief for Aeschere at the mere (lines 1416 to 1424) there is a relationship between metrical and rhetorical structure to be remarked only in the cruces of Part I of the epic.

Let us look at the description of the journey of the Geats to Daneland, a passage which has been justly admired for its skillfully wrought metaphors. The opening lines form a rhetorical unit arresting because of the peculiar consonance of metrical movement and verbal suggestion.

| | | |
|----------------|--------------------------|--------------------|
| Lines 210—216: | <i>Fýrst fórþ gewát;</i> | flota waes on yþum |
| | bat under beorge. | Beornas gearwe |
| | on stefn stigon — | streamas wundon, |
| | sund wip sande; | secgas baeron |

| | |
|--------------------|-----------------|
| on bearm nacan | beorhte fraetwe |
| guþsearo geatolic; | guman út scuþon |
| weras on wilsip | wudu bundenne. |

The slow tempo of the three-beat verses frames and completes a backward and forward sequence of thought which conveys the difficulty and delay of getting the voyage under way—the apparent departure (*flota waes on yþum*), the renewed preparations (*secgas baeron/on bearm nacan / beorhte fraetwe*), the final setting out (*guman ut scuþon*). The sense of fulfillment which the reader experiences in the climactic *guman ut scuþon* is intensified, I think, by the slight but pleasurable shock of coming upon a heavily stressed verse with an undercurrent of ascending motion after the pattern of falling cadences established in the variation of A and C lines.

| | |
|----|----|
| cB | A |
| A | A |
| C | A |
| A | A |
| C | A |
| A | bC |
| A | A |

It is noteworthy that both of the heavily stressed verses are in a strong position rhetorically, since they both introduce new phases of thought. *Fyrst forþ gewat* is particularly forceful. It is the only instance in *Beowulf* of the appearance of this syntactical pattern in the first half-line, although it is the most frequently occurring sequence in the second. The deliberate utterance of this "dislocated b-verse" gives an added sense of the passage of time which the words themselves communicate.

In tempo and in motion there is a striking contrast between this metrical and rhetorical unit and the remaining lines of the passage, which describe the steady advance of the men over the waves to Daneland. Perhaps there is no swifter verse in *Beowulf* than that which follows immediately upon the lines just quoted—

Gewat þa ofer waegholm winde gefysde—

and the foamy necked prow of the Geats speeds unimpeded across the waters:

| | | | |
|-------------------|----------------|---|---|
| flota famiheals | fugle gelicost | A | A |
| op þaet ymb antid | opres dogores | A | A |
| wundenstefna | gewaden haefde | A | A |
| þaet þa liþende | land gesawon | A | A |
| brimclifu blican | beorgas steape | A | A |
| side saenæssas. | | A | |

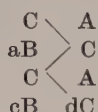
The absolutely regular movement of these lines (all AA couplets) is completely harmonious with the smoothness of the journey, once the labor of the launching is over.

This technique of using meter to underlie or confirm meaning is further illustrated by the description of the pool and the grief of the Danes at sight of Aeschere's head at the water's edge (lines 1416b—1424). These lines are remarkable for the interweaving of the external and sensuous with the internal perception; and it is the three-beat line that stands out here as the poet's chief device for organization and control.

| | | | |
|-------------------------|--------------------------|----|----|
| | <i>Wáeter under stód</i> | | aB |
| dreorig ond gedrefed. | <i>Denum eallum wáes</i> | A | aB |
| winum Scyldinga | weorce on mode | A | A |
| to gepolianne | þegne monegum | C | A |
| ónцыþ eorla gehwáem | syþþan Aescheres | aB | C |
| on þam holmelifu | hafelan metton. | C | A |
| <i>Flód blóde weol—</i> | <i>fólc to saegon —</i> | cB | dC |
| hatan heolfre. | <i>Hórñ stúndum sǫng</i> | A | cB |
| fuslic fyrdleop. | <i>Féþa eal gesáet.</i> | A | aB |

The rhetorical pattern is created by alternating shifts of focus from the scenic background to the Danes themselves. The description moves forward from *visual* images of the disturbed pool (*waeter under stod* | *dreorig ond gedrefed*) to the *mental* distress of the Danes (*Denum eallum waes . . . oncyþ eorla gehwaem*); then back to the *sight* of the pool (*flod blode weol*); then forward again to the Danes as they look on the welling waves (*folc to saegon*); then back once more to the physical setting and the appeal to the senses (*horn stundum song*); and finally forward to the simple act (*feþa eal gesaet*). This rhetorical pattern is reinforced by the design of the meter, for the heavily stressed verses constitute the pinnacles of the description. Meaning and meter are interdependent. And the skilful interweaving of two- and three-stress lines which enhances the effect of a verbal tapestry is strengthened by the

chiasmatic arrangement of the C-motion in the central lines of the passage:



The slowed tempo of this description, created by the prominence of the three-beat verses, is accentuated both by the position of the verses and by their actual sound. Six of the heavily stressed lines are used to introduce (or to constitute wholly) minor rhetorical divisions. The frequent rhetorical pauses mark this passage for *legato* reading. Further, the predominance of the long-o sound in the heavy verses as well as in the two-beat sequences plays a part in creating the effect of these lines as a poetic entity. No less powerful in poetic suggestibility than Milton's

Avenge, O Lord, thy slaughtered saints whose bones
Lie scattered on the Alpine mountains cold

are the echoes in the Anglo-Saxon lines:

| | |
|---|---|
| <p><i>to gepolianne</i> <i>oncyþ eorla gehwaem</i> <i>on þam holmclifu</i> <i>Flod blode weol</i> ...</p> | <p>Waeter under <i>stod</i> . . . weorce on <i>mode</i> <i>folc to saegon</i> <i>Horn stundum song.</i></p> |
|---|---|

The poet's mingling of the behavioristic and psychological is characteristic of the descriptive passages where three-beat verses are a prominent metrical device. And the mental states depicted usually emphasize the melancholy or tragic. Here as in other outstanding examples the rhetoric and meter work together to embody the constantly recurring theme "ever the latter end of joy is woe."

Of all the passages of unified structure in which I have noticed an artistic functioning of three-beat lines the most complex and interesting is the portion of the scop's Lay of Finnsburg which recounts Hengest's winter sojourn in Finn's land (lines 1127b—1141):

| | | |
|--|---|---------------------------|
| <p>waelfagne winter <i>eal unhlitme;</i></p> | <p>Hengest þa gyt wunode mid Finne eard gemunde</p> | <p>B A A dC A</p> |
|--|---|---------------------------|

| | | | |
|-----------------------------|-------------------------------|----|----|
| peah þe ne meahthe | on mere drifan | A | A |
| hringedstefnan— | <i>holm storme weol</i> | A | cB |
| won wiþ winde; | <i>winter yþe beleac</i> | A | aA |
| isgebinde— | <i>oþ þæt oþer com</i> | A | aB |
| gear in geardas, | swa nu gyt deþ | A | D |
| þa þe syngales | sele bewitiaþ | C | A |
| wuldortorthtan weder. | <i>Ða waes winter sceacen</i> | A | A |
| <i>faeger foldan bearm,</i> | <i>fundode wrecca</i> | aB | A |
| gist of geardum; | he to gyrnwraecce | A | C |
| swiþor þohte | þonne to saelade | A | C |
| gif he torngemot | þurhteon mihte | B | A |
| þæt he Eotena bearn | irne gemunde. | B | A |

The artistic principle which is seen to operate here is tension, not congruity. And the upheaval both in nature and in the mind of man is reflected in the irregularity of the metrical movement. It is only in the last four lines of the passage—when the restrictions of the season are removed (*Ða waes winter sceacen* / *faeger foldan bearm*) and the exile can contemplate revenge with some possibility of success—that the couplets become symmetrical:

A C
A C
B A
B A

Yet the diversities which form the essential character of the passage are so skillfully linked and interrelated verbally that they seem to express a single conflict. And in the creation of this artistic paradox the slow, deliberate three-beat verses have a definite function—that of focussing the reader's attention on the relationship between the external forces of nature and Hengest's state of mind. Hengest is frustrated (*eal unhlitme*) as long as the sea is troubled (*holm storme weol . . . winter yþe beleac*). As soon as winter has departed and fair weather has returned to the earth (*Ða waes winter sceacen . . . faeger foldan bearm*) Hengest experiences a kind of freedom which is revealed in the verbs used to signify his state of mind (*fundode, þohte*).

The paradoxical singleness of the conflict is further achieved by the verbalechoes which unify the passage at the same time that they emphasize the two-fold level of the description:

| <i>Hengest</i> | <i>Nature</i> |
|---|--|
| <i>wunode mid Finne</i> (remained with Finn) | <i>won wiþ winde</i> (struggled with the wind) |
| <i>gist in geardas</i> (guest in the yards) | <i>gear in geardum</i> (year in the yards) |
| <i>swiþor þohte</i> (... was intent on) | <i>sele bewitiaþ</i> (attends to, is intent on) |

Other verbal relationships contribute to the rich texture of this passage (*waelfagne winter* vs *wuldortorhtan weder*; *fundode wraecca* and *he to gyrnwraecca*; *eard gemunde* and *irne gemunde*) and combine to make it an artistic unit of unusual power.

The creation of a variety of effects through such interaction of content and metrical form is evidence enough that the author of *Beowulf* was more than a naive story teller or an artless singer. He was a *poet* peculiarly sensitive to the interplay of language and meter. But that he sustains throughout the poem the high degree of technical skill which animates the passages I have just quoted cannot, I think, be convincingly asserted. That there *is* a difference, metrically speaking, between the two parts of the epic my own analysis of the function of the heavily stressed verses has revealed. And I have reason to believe that a study of other devices of meter (as, for example, rhetorical units arranged in parallel or chiasmatic patterns of line movement) would provide a further basis for differentiating the two major episodes. The metrical superiority of The Adventure in Daneland—as it is especially evident in the artistic use of variations in tempo and patterns of stress—is not great enough to suggest two different poets. It suggests rather a greater attention on the part of the poet to the design of his verse, a finer craftsmanship—in short, a higher creativity and a more subtly wrought product. It suggests the probability that the dragon episode is a separate poem composed by the author of the story of Grendel, made to conform in general to the theme and style of the (probably) earlier poem and designed either to serve as a sequel to it or to complete the development of the earlier theme in a narrative newly conceived in epic proportions. It suggests a poet grown old and attempting to recapture some of the richness and poetic vigor of his youthful achievement.

This relaxation of artistic technique is not incompatible with the "restraint in style" that has been remarked in the second part of the poem¹⁾ or with the notably heightened elegiac tone²⁾ or with the less skillful blending of historical and fantastic elements (both of which are increased in the second part)³⁾. And it is gratifying to the student of metrics that his findings enable him to corroborate the most perceptive critics of structure and style in the epic. If in the final analysis it is found that the meter of the poem, resting as it does upon a balance of opposites, paralleling closely the narrative techniques, producing a composition rather than a tune—if it is the meter that draws the two parts of *Beowulf* together into a total construct whose contrasting themes are temporary success and ultimate defeat⁴⁾, the distinction which I have drawn between *The Adventure in Daneland* and *The Adventure with the Dragon* need not be discredited or minimized. The conviction may yet remain that "in the heats of creation manner and matter are one."

VANDERBILT UNIVERSITY NASHVILLE

EVA K. TOUSTER

¹⁾ C. C. Batchelor, "The Style of *Beowulf*: a Study of the Composition of the Poem," *Speculum*, XII (1927), 338.

²⁾ Sister Mary Angelica O'Neill, *Elegiac Elements in Beowulf* (Washington, D. C.: Catholic University of America, 1932), pp. 27—28.

³⁾ W. P. Ker, *Epic and Romance* (New York: Macmillan, 1932), p. 169.

⁴⁾ J. R. R. Tolkien, "*Beowulf*: the Monsters and the Critics," *Proceedings of the British Academy*, XXII (1936), 245—295.

WILLIAM LANGLANDS

„PIERS PLOWMAN“

IM LICHT DER MITTELALTERLICHEN PHILOSOPHIE UND THEOLOGIE

Seit dem Erscheinen von J. J. Jusserands Buch „L'Épopée mystique de William Langland“ (Paris 1893) war man sich bewußt, daß zur Deutung des „Piers Plowman“ mittelalterliche Philosophie und Theologie herangezogen werden müssen. Jusserand wies vor allem auf die Mystik des 14. Jhs. hin, der seiner Auffassung nach Langlands Werk zuzuordnen ist; seine Ausführungen zu diesem Thema sind jedoch sehr knapp und werden nicht durch eine genaue Textanalyse gestützt.

O. Mensendieck¹⁾ versuchte sodann, von Wyclif her einen Zugang zu Langlands Werk zu finden. In dieser Richtung schritt in den 20er Jahren K. Burdach weiter, der Langlands Dichtung „einen eigentlich mystischen Geist“²⁾ absprach und sie mit jenen geistigen Bewegungen in Zusammenhang brachte, die zur Renaissance und Reformation führten. Schließlich klingt die These, daß Langland ein Wyclifit gewesen sei, auch in dem Buch von Greta Hort an, wenngleich sie diese Auffassung nur im Hinblick auf Langlands Auffassung vom Bußsakrament verfißt³⁾.

Dagegen wurde die von Jusserand aufgestellte These, daß Langland von der Mystik und insbesondere von der englischen Mystik des 14. Jhs. her verstanden werden müsse, in abgewandelter Form von H. W. Wells vertreten, der in seinen beiden

¹⁾ O. Mensendieck, Charakterentwicklung und ethisch-theologische Anschauungen des Verfassers von Piers the Plowman, London 1900.

²⁾ K. Burdach, Der Dichter des Ackermann aus Böhmen und seine Zeit, Berlin 1926—32, S. 248.

³⁾ G. Hort, Piers Plowman and Contemporary Religious Thought, London o. J. (1937?).

Artikeln „The Construction of ‘Piers Plowman’“ PMLA, XLIV (1929), S. 123—40 und: „The Philosophy of Piers Plowman“, PMLA, LIII (1938), S. 339—49 einen Zusammenhang herstellte zwischen den von Walter Hilton unterschiedenen Lebensformen des „active life“, des „contemplative life“ und des sogenannten „mixed life“ und den Stufen des „Do-Wel“, „Do-Bet“ und „Do-Best“ in Langlands Epos. Er deutet allerdings an, daß diese Lehre auch bei Thomas v. Aquin sowie in den „Meditationes Vitae Christi“, einem in England damals vielgelesenen Buch, das allgemein Bonaventura zugeschrieben wurde, zu finden ist.

Mit diesem Hinweis auf Thomas v. Aquin war für die Langland-Forschung ein neuer Ansatzpunkt gegeben, den sich T. P. Dunning bei seiner Deutung des A-Textes zu eigen machte¹). Sein Ziel war allerdings nicht, die speziell thomistischen Züge in Langlands Dichtung herauszuarbeiten. Es geht ihm in seinem Buch lediglich darum, den orthodoxen Charakter des „Piers Plowman“ zu erweisen. Er zieht daher neben Thomas v. Aquin vor allem die Kirchenväter (Augustinus und Gregorius) zu seiner Interpretation heran. Besonders zu bemerken ist, daß T. P. Dunning die „Visio de Petro Plouhman“, so wie sie im A-Text vorliegt, als eine in sich geschlossene, von der „Vita de Do-Wel, Do-Bet et Do-Best“ unabhängige Dichtung betrachtet. Diese eigenwillige Auffassung von Langlands „Piers Plowman“ ist der Grund dafür, daß T. P. Dunning die eigentümliche Spannung übersieht, die dieses Epos durchwaltet: Langland ist zwar tief in der mittelalterlich-orthodoxen Tradition verwurzelt; er war jedoch zugleich auch offen für die geistigen Bewegungen seines Jahrhunderts; das wird von T. P. Dunning nicht genügend beachtet.

In dieser Beziehung ist G. Hort mit ihrem schon erwähnten Buch Langland viel gerechter geworden. Sie versuchte zum erstenmal in der Langland-Forschung, thomistische und augustinische Tendenzen in Langlands Dichtung zu unterscheiden. Es ist allerdings fraglich, ob ihre Deutung der „Vita de Do-Bet“ von Anselm v. Canterburys Schrift „Cur Deus Homo?“ aus aufrecht erhalten werden kann.

¹) T. P. Dunning, *Piers Plowman: An Interpretation of the A-Text*, Dublin 1937.

Den Stand, den die gehaltliche Deutung des „Piers Plowman“ bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges erreicht hatte, hielt R. W. Chambers in seiner Studie „Piers Plowman: A Comparative Study“ fest¹⁾. Er schloß sich darin den Anschauungen von H. W. Wells und G. Hort an, während er sich von T. P. Dunnings Deutung ein wenig distanzierte, insofern er auf Grund der Trajan-Episode in der „Vita de Do-Wel“ geneigt war, in Langland einen Dichter zu sehen, der sich — wenn auch unter schweren inneren Kämpfen — kritisch mit der mittelalterlichen Tradition auseinandersetzte²⁾. Insgesamt wurde jedoch seine Kraft auf dem Gebiete der Langland-Forschung Jahrzehnte hindurch von der Verfasserschaftskontroverse und der Arbeit an den Handschriften in Anspruch genommen; noch während des letzten Krieges war Chambers bemüht, mit neuen Argumenten zu erweisen, daß Langland der Verfasser des A-, B- und C-Textes gewesen sei³⁾ und daß das Epos nicht — wie Manly behauptet hatte⁴⁾ — 5 Verfassern zuzuschreiben sei.

Nach dem zweiten Weltkrieg griff E. Talbot Donaldson erneut die Verfasserschaftsfrage auf⁵⁾; an Hand des C-Textes gelang es ihm, zu zeigen, daß die Argumente, die Manly und seine Anhänger vorbrachten, keineswegs überzeugend sind. Darüber hinaus hat Donaldson die Erforschung des Gehaltes des „Piers Plowman“ wesentlich gefördert, insofern er zur Deutung der „Visio de Do-Bet“⁶⁾ die bernhardinische Lehre heranzog. Es erhebt sich allerdings die Frage, ob man auf Bernhard v. Clairvaux zurückgreifen soll, oder ob es nicht

1) In: *Man's Unconquerable Mind*, London 1939, S. 88—171.

2) Vgl. dazu auch die besondere Studie: R. W. Chambers, *Long Will, Dante, and the Righteous Heathen*, in: *Essays and Studies by Members of the English Association*, IX, Oxford 1924, S. 50—69.

3) Vgl. R. W. Chambers, *Poets and their Critics: Langland and Milton*, in: *Proceedings of the British Academy*, 1941, S. 109—54.

4) Vgl. J. M. Manly, *The Authorship of Piers Plowman*, MPh, VII (1909—10), S. 83—144.

5) E. Talbot Donaldson, *The C-Text and Its Poet*, New Haven 1949; dazu die Besprechung von B. v. Lindheim, *Anglia* Bd. 71, (1952), S. 352—55.

6) Im C-Text wird der zweite große Teil des „Piers Plowman“ „*Visio de Do-Wel, Do-Bet et Do-Best*“ und nicht „*Vita de Do-Wel, Do-Bet et Do-Best*“ genannt.

möglich ist, die „Visio de Do-Bet“ von geistigen Strömungen her zu verstehen, die das englische Leben im 14. Jh. entscheidend bestimmten. Wir denken hier vor allem an Duns Scotus, der zwar bereits am Anfang des 14. Jhs. (1308) starb, dessen Lehre jedoch einen erheblichen Einfluß auf die englische Philosophie und Theologie der folgenden Jahrzehnte ausübte.

Bereits ein Jahr vor Donaldsons Buch war die Dissertation von Sister Rose Bernard Donna „Despair and Hope: A Study in Langland and Augustine“ (Washington D. C. 1948) erschienen. Hier wird versucht, innerhalb eines eng umgrenzten Themas eine völlige Übereinstimmung zwischen Langland und Augustin zu erweisen; es fehlt jedoch auch bei Sister Rose Bernard Donna der Blick für die geistige Gesamtsituation von Langlands Dichtung. Sie beweist letztlich, von Augustin herkommend, dasselbe, was bereits ein Jahrzehnt zuvor T. P. Dunning nachgewiesen hatte: Langlands enge Verbundenheit mit der mittelalterlichen Tradition.

Man hätte in diesem Stadium der Langland-Forschung bei einer Interpretation des gesamten Werkes im Anschluß an die von G. Hort geleistete Vorarbeit fragen müssen, in welchem Maße Langland an den großen geistigen Bewegungen innerhalb der mittelalterlichen Tradition (Augustinismus und Thomismus) teilhat und wie er mit jenen Strömungen fertig geworden ist, die — wie die Lehre Wyclifs — seine Zeitgenossen aufs tiefste beunruhigten und die schließlich zum Ende des Mittelalters führten.

Dieser Auseinandersetzung gingen jedoch D. W. Robertson jr. und Bernard F. Huppé in ihrem Buch „Piers Plowman and Scriptural Tradition“ (Princeton 1951) aus dem Wege. Sie lassen bei ihrer Deutung des „Piers Plowman“ die Werke der großen Dominikaner und Franziskaner völlig außer acht, weil sie glauben, daß dieses Epos in einer „anti-fraternal attitude“¹⁾ geschrieben worden sei. Dagegen benutzen die beiden Verfasser ausgiebig die homiletischen und exegetischen Schriften von Augustin, Gregorius, Hieronymus, Beda, Petrus Lombardus, Hugo v. St. Victor u. a., um den Sinn der zahlreichen Vulgata-Zitate, die in Langlands Dichtung zu

¹⁾ D. W. Robertson jr. und Bernard F. Huppé, a. a. O. S. 10.

finden sind, zu erschließen und von da aus den Sinn der ganzen Dichtung zu erfassen. Dabei besteht jedoch stets die Gefahr, daß die Verfasser Langlands dichterische Aussage einem Bibelwort gleichsetzen und sie auch dort symbolisch deuten, wo sie ganz eindeutig realistisch gemeint ist. Das führt zu mancherlei Verzerrungen und Übersteigerungen; das geistige Gefüge der Dichtung wird nicht mit genügender Klarheit erkannt und herausgearbeitet.

Die Aufgabe, die sich aus dieser Situation der Langland-Forschung für uns ergab, war diese: Es war zu versuchen, auf dem Wege der Textanalyse die geistige Gesamtstruktur dieser Dichtung zu ermitteln und die besondere Problematik, von der sie erfüllt ist, zu erfassen. Auf Grund einer solchen Textanalyse war es dann auch möglich, eine Antwort zu geben auf die Frage nach Langlands Verhältnis zu den großen philosophischen und theologischen Strömungen, die der Zeit, in der er lebte und dichtete, das besondere Gepräge gaben.

Unsere Untersuchung führte zu folgenden Ergebnissen¹⁾:

In der „Visio de Petro Plouhman“ nimmt Langland eine geistige Position ein, die derjenigen des Thomas v. Aquin sehr nahe kommt. An Thomas v. Aquin erinnert vor allem Langlands Wertung des natürlichen Seins des Menschen. Das Wort „kynde“ (= „nature“ und „natural“) ist einer der Schlüsselbegriffe des ersten Teiles des „Piers Plowman“: Langland rechtfertigt gleich Thomas — und im Gegensatz zu Augustin — die natürlichen Neigungen und Triebe des Menschen und fragt nach der Ordnung, die diesem natürlich-geschöpflichen Sein des Menschen von Gott her gesetzt ist. Es ist dies das natürliche Sittengesetz, das der Mensch kraft seiner natürlichen Vernunft (= kynde wit) zu erkennen vermag; es lautet: das Gute ist zu tun, das Böse ist zu meiden.

In engem Zusammenhang mit der Rechtfertigung der natürlichen Neigungen und Triebe steht die Frage nach dem Verhältnis des Menschen zu den irdischen Gütern. Thomas v. Aquin bejaht grundsätzlich den Anspruch des Menschen auf

¹⁾ Wir verweisen hier einstweilen auf unsere im Jahre 1954 abgeschlossene Arbeit „William Langlands ‘Piers Plowman’, eine Interpretation des C-Textes“. Was wir hier in gedrängter Form als Resultat vortragen, wird dort auf interpretatorischem Weg erarbeitet.

Besitz. Die irdischen Güter sind notwendig und förderlich zugleich, einerlei ob der Mensch sich die *vita activa* oder die *vita contemplativa* zu eigen gemacht hat¹⁾. Die Voraussetzung ist freilich, daß der Mensch sich bei dem Gebrauch der irdischen Güter stets von der Vernunft leiten läßt und das rechte Maß zu wahren weiß. Langland trägt an jener Stelle seines Werkes, wo er von Lady Mede spricht (C-Text, II.—V. Passus), im Grunde die gleichen Anschauungen vor: auch er sieht, daß der Mensch Speise, Trank und Kleidung benötigt, und er bejaht damit zugleich das Streben des Menschen nach irdischem Lohn und Besitz. Er sieht aber zugleich auch, daß der Mensch immer wieder Gefahr läuft, im übermäßigen Genuß der irdischen Güter der Sünde zu verfallen. Daher ruft Langland den Menschen auf, zu tun, was ihm die Vernunft und durch sie das natürliche Sittengesetz gebieten.

Freilich unterstellt Langland das menschliche Handeln nicht ausschließlich der Vernunft; ihr beigeordnet ist „Conscience“, das Gewissen, das dem Menschen sagt, was eigentlich Gut und was Böse ist, und ihn in der Situation der Entscheidung dazu treibt, das Gute zu tun und das Böse zu meiden. Langland hat — wie das die Textanalyse im einzelnen beweist — in dem Wort „conscience“ die thomistischen Begriffe „synteresis“ und „conscientia“ zusammengefaßt, denn Thomas versteht unter „conscientia“ lediglich die Anwendung der sittlichen Grundsätze auf den gegebenen Einzelfall²⁾, während die „synteresis“ das allgemeine sittliche Wertbewußtsein darstellt³⁾. Langland ging damit jedoch keine eigenwilligen Wege: diese Entwicklung war bereits im Sprachgebrauch der Scholastik vorbereitet.

Schließlich erinnert Langland in seiner Auffassung vom sittlichen Sein des Menschen insofern an Thomas v. Aquin, als er glaubt, daß dem Menschen eine natürliche Neigung zum Guten innewohne, daß ihm also die Tugenden als Anlage mitgegeben seien. Die eigentliche Aufgabe des Menschen besteht darin, nach der Ausbildung und Vollendung der keimhaft in ihm vorhandenen Tugenden zu streben. Erfüllt der Mensch

¹⁾ Vgl. Sum. Theol. II—II, q. 66, a. 1.

²⁾ Vgl. ebd. I—II, q. 19, a. 5.

³⁾ Vgl. ebd. I—II, q. 94, a. 1, ad. 2.

diese Aufgabe, so trägt er damit nicht nur zu seiner Selbstvollendung bei; er fördert damit zugleich auch die Gesellschaft, in der er lebt.

Soll jedoch das Handeln der Menschen nicht zu einem wirren Durcheinander werden, so bedarf die Gesellschaft eines Oberhauptes, welches innerhalb des natürlich-geschöpflichen Bereiches das Handeln der Menschen auf das eine höchste Gut, welches zugleich das Gemeingut aller ist, hinlenkt. Dieses Oberhaupt ist für Thomas v. Aquin ebenso wie für Langland der König. Vom König erhofft Langland die Wiederherstellung einer gesunden Lebens- und Gesellschaftsordnung; er entscheidet daher auch über den Gebrauch der irdischen Güter. Er ist dabei — wie alle Menschen — gebunden an das natürliche Sittengesetz, welches nichts anderes ist als das der Vernunft eingeprägte ewige Gesetz, dem alles Sein, welches von Gott kommt, unterstellt ist. Wenn Langland darüber hinaus immer wieder auf den Dekalog als Norm für alles menschliche Handeln hinweist, so ist daran zu erinnern, daß für Thomas v. Aquin der Dekalog nichts anderes war als ein Niederschlag des natürlichen Sittengesetzes.

Im übrigen war sich Langland gleich Thomas v. Aquin der Grenzen der irdischen Gewalt, die dem König gegeben ist, wohl bewußt. Das geht eindeutig aus der „Visio de Do-Best“ (C, XXII, 468ff.) hervor; er deutet es jedoch auch bereits in der „Visio de Petro Plouhman“ (C, VI, 192—194) an. Die Kirche hat den Blick auf das Übernatürlich-Ewige gerichtet; dem König obliegt es, im Natürlich-Zeitlichen Ordnung zu stiften. Daher ist der König, wenn es sich um Fragen des Seelenheils handelt, dem Papst untergeordnet. In Sachen der bürgerlichen Wohlfahrt ist der Mensch jedoch stets zum Gehorsam gegenüber dem Staat verpflichtet, denn die Ordnung, die dem Staat als höchstes Ziel gesetzt ist und die er stets erstreben sollte, ist eine Gerechtigkeitsordnung, die dem göttlichen Gesetz nicht zuwiderläuft¹⁾. Wenn Langland im übrigen in seinem Werk an der Geistlichkeit scharfe Kritik übt, so darf dies nicht dahingehend verstanden werden, daß er die Kirche an sich bekämpft habe. Er hielt an der hochmittel-

¹⁾ Vgl. ebd. II—II, q. 104, a. 6.

alterlich-thomistischen Auffassung von Kirche und Staat unbeirrt fest und übte von dieser Warte aus an allen menschlichen Unzulänglichkeiten Kritik, durch die eine Verwirklichung der ihm vorschwebenden Grundkonzeption zunichte gemacht wurde.

Wir zeigten bisher, daß Langland in der „Visio de Petro Plouhman“ vor allem dort an Thomas v. Aquin erinnert, wo er den Menschen in seiner natürlichen Geschöpflichkeit schildert. Nun war sich Thomas v. Aquin jedoch bewußt, daß der menschlichen Natur Grenzen gesetzt sind und daß es der Gnade bedürfe, um sie zur Vollendung zu bringen. Er ging jedoch, obgleich er sich in seiner Gnadenlehre terminologisch eng an Augustin anlehnte, nicht so weit, daß er die menschliche Natur für radikal verdorben erklärt und alles menschliche Tun auf die göttliche Gnade abgestellt hätte. Auf die Frage, ob der Mensch ohne Gnade das Gute wollen und tun könne¹⁾, antwortet er, daß der Mensch teilweise Gutes zu vollbringen vermag, und er verweist auf den Bereich der menschlichen Arbeit, eben jenen Bereich, in dem auch Piers Plowman selber ansetzt, als er versucht, die menschliche Gesellschaft aus der Sünde zu befreien und sie auf den Weg des Guten zurückzuführen. Langland hat im übrigen — das sei hier ausdrücklich festgestellt — sein ganzes Werk hindurch den Glauben nicht aufgegeben, daß der Mensch aus eigenen Kräften das Gute erstreben könne; darüber hinaus war er sich stets bewußt — und er beteuert das am Ende der „Visio de Petro Plouhman“ (C, X, 346—351) mit großem Nachdruck —, daß der Mensch der göttlichen Gnade als Hilfe bedürfe, um zu vollenden, was Gott ihn geheiß.

Zuzugeben ist, daß Langland, wenn er von Natur und Gnade spricht, die Akzente nicht immer mit jener harmonischen Ausgewogenheit verteilt wie Thomas v. Aquin. Wir denken hier vor allem an die in der Langland-Forschung sehr umstrittene Szene mit dem Ablassbrief und die Disputation zwischen Piers Plowman und dem Priester (im letzten Passus der „Visio de Petro Plouhman“). Hier nimmt Piers Plowman geradezu eine pelagianische Position ein: er vertraut ausschließ-

¹⁾ Vgl. ebd. I—II, q. 109, a. 2.

lich auf die natürlichen sittlichen Kräfte des Menschen; er glaubt, daß die Sünde nur einem fehlgeleiteten Willen entspringe, nicht aber der menschlichen Natur innewohne und daß dem Menschen für seine guten Taten im Jenseits der ihm zustehende Lohn zuteil werde: „Qui bona egerunt ibunt in uitam eternam“ (C, X, 287f.). Piers Plowman will damit ein falsches Vertrauen auf die göttliche Gnade bekämpfen, die man — mit den Ablassbriefen — zu einem käuflichen Gut herabwürdigte, wodurch zugleich das sittliche Dasein der Menschen bis in seine Grundfesten erschüttert wurde. Andererseits ist es verständlich, daß die Verabsolutierung der natürlichen Sittlichkeit den berechtigten Widerspruch des Priesters hervorruft, denn nach streng orthodoxer Lehre ist zu den guten Werken des Menschen die göttliche Gnade unerläßlich: sie geht nach Augustin dem Handeln des Menschen voraus (*gratia praeueniens*), wirkt bei seinem Handeln mit (*gratia cooperans*) und bringt es schließlich auch zur Vollendung (*gratia perficiens*).

Die Antithese zwischen dem Eigenwert des Menschen und der göttlichen Gnade, die am Ende der „*Visio de Petro Plouhman*“ aufbricht, kommt erst in der „*Visio de Do-Wel*“ voll zur Entfaltung und findet dort zugleich eine Lösung, die über die thomistische Ausgangsposition Langlands hinausweist.

Zunächst wird in der „*Visio de Do-Wel*“ die Grundlage, auf der die natürliche Sittlichkeit beruht, in Frage gestellt: es ist dies das Wissen, zu dem der Mensch kraft seiner natürlichen Vernunft fähig ist. Aus den Klagen von Dame Studie (C-Text, XII. Passus) wird ersichtlich, daß Langland auf Grund der Analyse des gesellschaftlichen Zustandes seiner Zeit immer mehr zur Auffassung neigte, daß dem Wissen keinerlei verpflichtende Kraft innewohne. Die Menschen vermögen zwar zu erkennen, welche sittlichen Forderungen an sie gestellt sind, aber sie handeln nicht dementsprechend. Und das gilt nicht nur für jenes Wissen, welches der Mensch kraft seiner natürlichen Vernunft zu erlangen vermag; auch das spezifisch theologische Wissen scheint für die Menschen ohne Belang zu sein. Betrachtet man schließlich den Menschen und sein Schicksal von der Prädestinationslehre her, dann wird nicht nur alles

Wissen, sondern auch alle natürliche Sittlichkeit überflüssig, sind doch Vernunft und Willen von Grund auf verderbt, und es bleibt dem Menschen nichts als die Hoffnung auf die Gnade Gottes.

Hier wird deutlich, wie stark Langland in der „Visio de Do-Wel“ in den Bereich des augustinischen Denkens geriet, denn die Absage an die antike Philosophie, insbesondere an die intellektualistische Ethik der Antike, die Kritik an der pelagianischen Auffassung vom Menschen und damit verbunden die Betonung der göttlichen Gnade und der Prädestination sind die großen Themen der augustinischen Lehre.

Freilich drängt sich hier die Frage auf, ob Langland in der „Visio de Do-Wel“ unmittelbar von Augustin angeregt wurde oder ob er sich nicht vielmehr im Banne des Augustinismus befand, wie er im 14. Jh. vor allem in Oxford gelehrt wurde. Denn die Einbeziehung der antiken Philosophie in das theologische Denken, die vor allem Thomas v. Aquin vorgenommen hatte, stellte die Theologen und Philosophen des 14. Jhs. vor die gleichen Aufgaben, vor welchen bereits Augustin in einer anders gearteten geschichtlichen Situation gestanden hatte.

Die Form, in der Langland die Prädestinationslehre in sein Werk aufgenommen hat, läßt den Schluß zu, daß er stärker mit den zeitgenössischen Strömungen rang als mit Augustin selber. Denn bei einem Denker wie Bradwardina, der seinerseits wiederum seinen Schüler John Wyclif entscheidend beeinflusste, finden sich die augustinischen Gedanken „vergrößert und abgeplattet“¹⁾, und gerade diese vergrößerte Form der Prädestinationslehre, für die Langlands Zeitgenossen — bedingt durch geschichtliche Ereignisse — offenbar sehr empfänglich waren²⁾, versetzte den Dichter in Unruhe und ließ ihm seine gesamte Konzeption des Menschen, die er in der „Visio de Petro Plouhman“ entwickelt hatte, fraglich erscheinen.

Auf den zeitgenössischen Augustinismus verweist im übrigen auch Langlands kritische Eingrenzung der Philosophie und die besondere Wertung der Theologie, die er in der „Visio

¹⁾ R. Seeberg, Die Theologie des Duns Skotus, S. 669.

²⁾ Vgl. z. B. A. R. Myers, England in the Late Middle Ages, S. 70.

de Do-Wel“ vornimmt. Duns Scotus¹⁾ betonte — wie vor ihm schon Bonaventura — in einem gewissen Gegensatz zum Thomismus die Grenzen, die der menschlichen Vernunft infolge der Erbsünde gesetzt sind. Er verzichtete jedoch nicht — wie etwa Franz v. Assisi — völlig auf die Philosophie. Er bejahte vielmehr die Vernunft und rechtfertigte die Metaphysik als eine rein theoretische Wissenschaft vom Sein. Wertmäßig höher als die Philosophie steht die Theologie, der Duns Scotus eine primär praktische Aufgabe zuweist: ihr obliegt die Lehre und Verbreitung des göttlichen Wortes und der geoffenbarten Wahrheit; sie will den Menschen hinführen zu seinem ewigen Heil. Dies aber sind Anschauungen, zu welchen sich auch Langland in der „Visio de Do-Wel“ letztlich bekennt²⁾.

Verbunden mit der Rechtfertigung der natürlichen Vernunft ist für Langland sodann auch eine Rechtfertigung der natürlichen Sittlichkeit des Menschen. Die Voraussetzung dafür ist die Überwindung des Gottesbildes, wie es die zeitgenössischen Vertreter der Prädestinationslehre gezeichnet hatten: Gott war für sie verborgen; in seiner Unergründlichkeit wählt er die Seelen aus, welchen er die ewige Seligkeit zukommen lassen möchte, die übrigen beläßt er in der Verdammnis, welche seit dem Sündenfall die gerechte Strafe für das gesamte Menschengeschlecht ist. Demgegenüber betont Langland, daß Gott die Liebe und die Barmherzigkeit ist³⁾. Für diese in ihm nach schwerem innerem Ringen erwachsene Glaubensgewißheit findet er eine Bestätigung in dem Schicksal des Kaisers Trajan, der im Mittelalter als das Muster eines gerechten Herrschers galt und dessen Seele, obgleich er ein Heide war und blieb, durch die Gebete Gregors des Großen aus der Hölle gerettet wurde. Die Trajan-Legende beweist nach Langlands Auffassung zugleich, daß die getreue Erfüllung des natürlichen Sittengesetzes, das jeder Mensch — auch ein Heide — zu erkennen vermag, vor Gott Anerkennung findet, daß das sittliche Streben, zu dem der Mensch auf

¹⁾ Einen ersten Hinweis auf Duns Scotus gab in der Langland-Forschung Mabel Day in ihrem allerdings sehr kurzen Aufsatz „Duns Scotus and ‘Piers Plowman’“, RES, III (1927), S. 333—34.

²⁾ Vgl. C, XV, 33ff.

³⁾ Vgl. C, XIII, 73.

Grund seiner natürlichen Kräfte fähig ist, durch Gottes Gnade schließlich auch seine Vollendung finden wird.

Damit scheint Langland zu seiner Ausgangsposition zurückgekehrt zu sein. Ein genaueres Studium der Dichtung zeigt jedoch, daß dies nicht der Fall ist, denn Langlands Auffassung von der natürlichen Sittlichkeit des Menschen hat sich in der „Visio de Do-Wel“ im Vergleich zur „Visio de Petro Plouhman“ wesentlich gewandelt. Langland erkannte, daß in allem sittlichem Streben des Menschen die Gefahr der *superbia* verborgen liegt: der Mensch wird allzu leicht stolz auf seine sittlichen Leistungen und pocht Gott gegenüber auf Lohn. Dem stellt Langland in der „Visio de Do-Wel“ als neues Lebensideal die „*pacient poverte*“, die in Geduld ertragene Armut gegenüber; dieses Lebensideal ist letztlich in der Tugend der *humilitas* verwurzelt.

Langlands Ausführungen über die „*pacient poverte*“ zeigen, wie stark er sich von Franz v. Assisi angesprochen fühlte und wie tief er in den Sinn dessen, was der Hl. Franziskus durch sein Leben der Menschheit zu zeigen versuchte, einge-drungen war. Bei Langland ist wie bei Franz v. Assisi „Armut“ im materiellen wie im geistigen Sinn zu verstehen: „arm“ sein heißt zugleich frei sein, frei von der Welt und frei für Gott. Auch der Reiche kann, wie Langland das zeigt, im franziskanischen Sinne arm sein, denn es kommt vor allem darauf an, daß der Mensch ständig bereit ist, sich aus allen weltlichen Bindungen zu lösen, auf alle irdischen Güter zu verzichten und sich in Demut und Geduld dem Willen Gottes zu unterstellen. Ganz im franziskanischen Geist nimmt Langland auch am Ende der „Visio de Do-Wel“ die Bewertung des Herrschertums vor: wenn Langland davon spricht, daß die in Geduld ertragene Armut („*pacient poverte*“) einer „*remocio curarum*“¹⁾ gleichkomme, dann meint er damit vor allem die Tatsache, daß der Mensch, der in franziskanischer Armut lebt, der Verpflichtung enthoben ist, über andere zu richten; er erkannte, daß die Macht eine Quelle der *superbia* ist, gleich Franz v. Assisi, der den Abt fürchtete, welcher herrschen müsse²⁾.

¹⁾ Vgl. C, XVII, 123 ff.

²⁾ Vgl. dazu z. B. W. Nigg, Große Heilige, 3. Aufl. Zürich 1946, S. 57.

Es zeigt sich also, daß die „Visio de Do-Wel“, so wie sie im C-Text vorliegt, ganz aus dem Geiste des franziskanischen Augustinismus konzipiert wurde. Wenn Langland innerhalb dieses Rahmens bemüht war, zu einer Rechtfertigung der natürlichen Sittlichkeit vorzustoßen, so stellte er sich damit eine Aufgabe, mit der sich vor ihm bereits Duns Scotus beschäftigt hatte, der dabei — gleich Langland — zu einer Synthese gelangt war, in der thomistisches und augustinisches Gedanken-gut miteinander vereint sind¹⁾. Deutlicher noch als die „Visio de Do-Wel“ beweist die „Visio de Do-Bet“ die Verwandtschaft, die zwischen Duns Scotus und Langland besteht.

Gemeinsam ist beiden vor allem die besondere Wertung des Willens: er steht höher als die Vernunft; in ihm liegt die Freiheit des Menschen beschlossen²⁾; seine Erfüllung findet er in der Liebe, die nach dem Wort des Apostels Paulus, auf welches sich Duns Scotus immer wieder beruft, die höchste unter allen Tugenden ist.

Untersucht man nun weiterhin Langlands besondere Darstellung der drei theologischen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe, so zeigt sich, daß er an jenen Stellen, an welchen er von der Vorläufigkeit von Glaube und Hoffnung spricht, Gedanken anklingen läßt, die er bereits in der „Visio de Petro Plouhman“ vorgetragen hatte, wo von dem natürlichen Sein des Menschen die Rede war. Dies ist insofern überraschend, als durch diese eigentümliche Darstellungsweise der über-natürliche Charakter dieser beiden theologischen Tugenden nicht voll zum Ausdruck kommt.

Betrachtet man diesen Tatbestand von der Lehre des Duns Scotus aus, so findet man dafür eine Erklärung. Duns Scotus lehrte nämlich, daß ein Mensch sich trotz des eingegossenen Glaubens und der eingegossenen Hoffnung noch im Naturzustand befindet; erst die eingegossene Liebe macht ihn des ewigen Lebens wert, wobei freilich zu bemerken ist, daß Duns Scotus nicht müde wurde, darauf hinzuweisen, daß der

¹⁾ Vgl. dazu A. Dempf, *Ethik des Mittelalters*, München 1927, S. 101.

²⁾ Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang, daß die allegorische Figur „Anima“ des B-Textes im C-Text umbenannt wird in „Liberum Arbitrium“.

Mensch Gott „ex puris naturalibus“¹⁾ lieben könne, womit er andeuten wollte, daß es zur „caritas“ neben der göttlichen Gnade auch des kreatürlichen Willens als Mitursache bedürfe. Gerade dies war aber ein Gedanke, der Langlands ursprünglichem Anliegen, die Möglichkeiten des natürlichen Seins des Menschen und das Ausmaß seiner Verantwortung für das Heil seiner Seele zu ermitteln, entgegenkam. So kommt es, daß er in den von dem Samariter gesprochenen Partien (C-Text, XX. Passus, insbesondere Z. 326ff.) mit Nachdruck darauf hinweist, daß der Mensch Gott und seine Mitmenschen von Natur aus lieben könne und daß er an einer Stelle seines Werkes den lat. Begriff „caritas“ im Englischen mit der Wendung „kynde loue“ (C, XV, 14) wiedergibt.

Diesem besonderen Menschenbild entspricht bei Langland wie bei Duns Scotus ein gleichgeartetes Gottesbild. Das Leitmotiv, das sich durch alle Äußerungen des Duns Scotus über das Wesen Gottes hinzieht, ist das Wort aus 1. Joh. 4, 8 und 16: „Deus Caritas est.“ Wiederholt hebt er die Freiheit des göttlichen Willens besonders hervor, so daß man bei ihm geradezu von einem exzessiven Indeterminismus gesprochen hat. Die neuere Scotus-Forschung hat gezeigt, daß dieser Vorwurf unbegründet ist²⁾, weil Duns Scotus den Willen Gottes nicht mit schrankenloser Willkür gleichsetzt; Gott ist bei seiner an sich freien Entscheidung doch immer gebunden an die von seiner Vernunft gesetzte Ordnung. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Langlands Dichtung: der freie Wille Gottes („libera uoluntas dei“ C, XIX, 119) beschließt die Erlösung der Menschheit, als Christus jedoch Luzifer die Seelen der Patriarchen und Propheten abgewinnt, beteuert er, daß er damit nicht gegen die in der Vernunft begründete Welt- und Lebensordnung verstößt³⁾.

Geht man schließlich der von Langland in der „Visio de Do-Bet“ vorgetragenen Trinitätsauffassung nach, so zeigt sich eine weitere Gemeinsamkeit zwischen seiner Dichtung und der Lehre des Duns Scotus. An verschiedenen Stellen spricht

¹⁾ Opus Oxoniense, III, d. 27, q. un., n. 13.

²⁾ Vgl. É. Gilson, Jean Duns Scot, Introduction à ses positions fondamentales, Paris 1952, S. 574—78.

³⁾ Vgl. C, XXI, 398.

Langland davon, daß die Trinität, obgleich sie eine Einheit bildet, „departable“ (= teilbar) sei¹). Man könnte diese Äußerungen dahingehend deuten, daß Langland durchaus im Einklang mit der theologischen Tradition stehe, die stets zu widerspruchsvollen und unvollkommenen Formulierungen greifen mußte, um das Wesen der Trinität, die Einheit und Dreiheit zugleich ist, zu umschreiben. Tatsache aber ist, daß Langland keine der von Augustin in „De Trinitate“ gebrauchten psychologischen Umschreibungen in sein Werk aufgenommen hat, sondern Beispiele wählt, durch die der Charakter der Teilbarkeit der Trinität besonders verdeutlicht wird. Eine Entsprechung für diese Auffassung findet sich in der von Duns Scotus (in der „Kleinen“ Redaktion des ersten Buches des Oxford-Kommentars) vorgetragenen Lehre, daß die göttlichen Personen durch absolute Proprietäten konstituiert werden, womit er der traditionellen Auffassung widersprach, die den Unterschied zwischen den göttlichen Personen durch relative Proprietäten bedingt sah²). Die von Duns Scotus verfochtene Lehrmeinung rief den Widerspruch des Thomas Anglicus hervor, der ihm vorwarf, daß er eine Zusammensetzung in die an sich unteilbare Trinität hineintrage; der gleiche Vorwurf ließe sich jedoch auch gegen die von Langland an den angeführten Stellen geäußerte Auffassung erheben.

Es fragt sich nun, ob Langland zu den grundlegenden Anregungen, die er für die „Visio de Do-Bet“ offenbar aus der Lehre des Duns Scotus empfangt, noch weitere Anregungen aus den Werken des Anselm v. Canterbury (wie das G. Hort behauptete) oder des Bernhard v. Clairvaux (wie das E. Talbot Donaldson wahrscheinlich zu machen versuchte) aufnahm und dichterisch verarbeitete. Grundsätzlich ist festzuhalten, daß Langland die verschiedensten Autoren in seiner Dichtung verwertete; das beweisen allein schon die Erläuterungen, die

¹) Vgl. C, XIX, 189, 216, XX, 28, 96.

²) Vgl. dazu die grundlegende Untersuchung von M. Schmaus, *Der Liber propugnatorius des Thomas Anglicus und die Lehrunterschiede zwischen Thomas v. Aquin und Duns Scotus*, II. Teil: Die trinitarischen Lehrdifferenzen, I. Bd.: Systematische Darstellung und historische Würdigung, in: *Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters*, Bd. 29, Münster i. W. 1930, insbesondere S. 482ff.

W. W. Skeat zu seiner Ausgabe hinzufügte. Dennoch scheinen uns — im Hinblick auf die Grundkonzeption der „Visio de Do-Bet“ — die Thesen von G. Hort und E. Talbot Donaldson nicht haltbar zu sein. Das sei im folgenden an einzelnen markanten Punkten verdeutlicht.

Der Grundgedanke der Anselmschen Satisfaktionslehre ist, daß Christus den Tod auf sich nahm, um die Ehre Gottes wiederherzustellen, die der Mensch durch den Sündenfall verletzt hatte und aus eigenen Kräften nicht wiederherstellen konnte. Das Motiv der verletzten Ehre Gottes spielt jedoch in Langlands Darstellung des Erlösertodes Christi überhaupt keine Rolle. Christi Tod ist für Langland der Ausdruck der unendlichen Liebe Gottes zur Menschheit; dies aber stimmt mit der Auffassung des Duns Scotus unmittelbar überein:

„Le Cur Deus-Homo qui avait tourmenté si noblement le génie de S. Anselme, le Docteur Franciscain le trouve dans l'amour immense du Sacré-Coeur¹⁾.“

Wenn überdies Langland die Befreiung der Seelen aus den Banden der Hölle als einen Rechtsstreit zwischen Christus und Luzifer darstellt, dann steht er auch damit im Gegensatz zu Anselm, der sich gerade gegen diese an sich traditionelle Auffassung wandte: Satan (dessen Rolle bei Langland Luzifer übernommen hat, während Satan selber in den Hintergrund gedrängt ist) ist Gott ebenso untertan wie der Mensch; Gott hat es daher nicht nötig, sich mit einem seiner Knechte um sein Recht zu streiten; er kann jederzeit einen seiner Knechte bestrafen, der seinen Mitknecht von der Bahn des Guten abbrachte²⁾.

Ähnlich steht es mit der Deutung der „Visio de Do-Bet“, die E. Talbot Donaldson in seinem Buch über den C-Text gibt. Er stützt seine These vor allem darauf, daß für Langland ebenso wie für Bernhard v. Clairvaux die Gottebenbildlichkeit des Menschen im freien Willen und in der aus dem freien Willensentschluß des Menschen entsprungenen Liebe zu Gott begründet ist. Der Gedanke, daß Willensfreiheit und Liebe die

¹⁾ E. Longpré, *La Philosophie du B. Duns Scot*, Paris 1924, S.142.

²⁾ Vgl. dazu die Ausführungen des Anselm v. Canterbury in der von G. Hort herangezogenen Schrift „Cur Deus Homo?“ I, 7.

Gottebenbildlichkeit des Menschen ausmachen, findet sich jedoch bei Duns Scotus ebensogut wie bei Bernhard v. Clairvaux, so daß die Ausführungen von Donaldson nicht als ein schlüssiger Beweis anzusehen sind. Schwierigkeiten bereiten ihm andererseits Langlands Äußerungen über die Freiheit des göttlichen Willens. Offen gibt er zu, daß sich dafür in den Schriften des Bernhard v. Clairvaux keine Parallelen finden lassen¹⁾. Hier zeigt sich deutlich, daß man nicht allzu weit in der Geschichte des philosophischen und theologischen Denkens zurückgreifen darf, wenn man sich bemüht, von der mittelalterlichen Philosophie und Theologie aus Langlands Dichtung zu erhellen²⁾. Denn gerade die Lehre des Duns Scotus bietet, wie wir zeigen konnten, eine Möglichkeit, Langlands Gottesbild in der „Visio de Do-Bet“ zu deuten.

Unsere bisherigen Ausführungen lassen erkennen, daß für Langland die Erfüllung des menschlichen Daseins in der „caritas“, der Liebe zu Gott liegt, die die Liebe zu den Mitmenschen notwendigerweise mit einbegreift. Verfolgt man im einzelnen Langlands Äußerungen über die Liebe, die vom Menschen gefordert ist, die jedoch erst durch Gottes gnadenvolle Mitwirkung an ihr eigentliches Ziel gelangt, dann zeigt sich, daß Langland kein mystisches Aufgehen des Ich in Gott erstrebte oder von seinen Mitmenschen verlangte. Die „Visio de Do-

¹⁾ Vgl. E. Talbot Donaldson, a. a. O. S. 191.

²⁾ Vgl. in diesem Zusammenhang auch H. Maisack, William Langlands Verhältnis zum zisterziensischen Mönchtum, Eine Untersuchung der Vita im „Piers Plowman“ (Tübinger Diss.), Balingen 1953. M. versucht, die gesamte „Vita“ des B-Textes von der Ideenwelt der Zisterzienser und insbesondere von der Lehre des Bernhard v. Clairvaux her zu verstehen. Zahlreiche Textstellen rücken durch seine Methode in eine neue Beleuchtung; insgesamt jedoch wird M. der ideellen Dynamik, von der Langlands gesamte Dichtung erfüllt ist, nicht gerecht. Um die geistigen Spannungen zu erfassen, aus welchen dieses Werk erwachsen ist, muß man auch die Schriften der Dominikaner und Franziskaner zur Interpretation heranziehen. M. wäre im übrigen zu einer anderen Gesamtauffassung von Langlands „Piers Plowman“ gekommen, wenn er die Ergebnisse der bisherigen Langland-Forschung stärker berücksichtigt und sich intensiver mit ihnen auseinandergesetzt hätte. (Die von uns zitierten grundlegenden Veröffentlichungen von Chambers, Hort und Donaldson läßt M. in seiner Diss. völlig unbeachtet.)

Best“ lenkt vielmehr den Blick des Lesers zurück in das irdische Leben der Menschheit, wo sich der große Kampf zwischen der Christenheit und dem Antichristen abspielt. Langland erkannte, daß es darauf ankommt, voll Verantwortungsbewußtsein im Diesseits auszuharren, und er rief die Menschheit auf, mit nüchterner Entschlossenheit an die Aufgaben heranzugehen, die ihr im Hier und Jetzt gestellt sind. Langland sah mit dem unbestechlich scharfen Blick des Epikers, daß der Mensch die Grenzen von Raum und Zeit, die all seinem Wirken gesetzt sind, letztlich nicht überspringen kann, und so blieben jene spezifisch mystischen Erlebnisse, wie sie etwa Richard Rolle zuteil wurden, ihm fremd.

Nun könnte man einwenden, daß Langland zwar nicht in unmittelbar lyrischer Expression eine Verschmelzung von Mensch und Gott besungen habe, daß er aber als Epiker in der Gestalt des Piers Plowman eine Figur geschaffen habe, die ihre Herkunft aus der mystischen Vorstellungswelt nicht verleugnen könne, insofern hier auf eine letztlich nicht ergründbare Weise Mensch und Gott eins geworden seien. Vom B-Text aus gesehen ist eine solche Deutung nicht ganz von der Hand zu weisen; dort ist in der Tat die Gestalt des Piers Plowman so innig mit der Gestalt Christi verschmolzen, daß die wissenschaftliche Deutung immer wieder an der Frage herumgerätselt hat, wer an dieser oder jener Stelle gemeint sei: Christus oder Piers Plowman¹⁾. Im C-Text, den wir diesen Ausführungen zugrunde legen, hat Langland die Figur des Piers Plowman klarer gezeichnet: er hat jene Stelle des B-Textes, an der er Piers Plowman Christus gleichsetzte (B, XV, 206.: „petrus, id est, christus“), gestrichen und durch weitere Änderungen in der „Visio de Do-Bet“ angedeutet, daß Piers Plowman nicht mehr ist als die „humana natura“ (C, XXI, 22). Dies läßt erkennen, daß Langland darauf bedacht war, den menschlichen und den göttlichen Bereich in seiner Darstellung klar voneinander zu scheiden und gegeneinander abzugrenzen. Damit entging er zugleich einer Gefahr, der ein Mystiker wie z. B. Meister Eck-

¹⁾ Vgl. dazu z. B.: Howard W. Troyer, *Who Is Piers Plowman?*, PMLA, XLVII, (1932), S. 368—384; Nevill K. Coghill, *The Character of Piers Plowman considered from the B Text*, *Medium Aevum* II 2, (1933), S. 108—135; E. Talbot Donaldson, a. a. O. S. 181 ff.

hart immer ausgesetzt war: im Streben nach einer unmittelbaren Begegnung mit Gott drohen Christus und das Erlösungsgeschehen in seiner Bedeutung für die gesamte Menschheit zu verblassen.

Langland steht im übrigen auch jener Form von Mystik fern, die in der intellektuellen Vision des göttlichen Seins die Erfüllung des menschlichen Strebens sah: das gilt für die Mystik der Viktoriner ebenso gut wie für die Mystik des Augustinus und des Bernhard v. Clairvaux, denn das willentliche Streben zu Gott ist für sie stets mit dem Streben nach der Erkenntnis Gottes verbunden. Das Moment der erkenntnismäßigen Erfassung des göttlichen Seins fehlt jedoch bei Langland völlig.

Schließlich läßt sich auch — zumindest im Hinblick auf den C-Text — die ursprünglich von Wells aufgestellte These nicht aufrecht erhalten, der einen Zusammenhang zwischen dem englischen Mystiker Walter Hilton und Langland herstellte. Er setzte, wie wir eingangs schon erwähnten, „Do-Wel“ dem „active life“, „Do-Bet“ dem „contemplative life“ und „Do-Best“ dem „mixed life“ gleich. Allein die Analyse dessen, was Langland unter „paciens poverté“ verstand, zeigt, daß er bereits in der „Visio de Do-Wel“ nach einer Lebensform suchte — und sie auch fand —, in der aktives und kontemplatives Leben miteinander vereint sind¹⁾.

So bleibt, wenn man nach einer Verwandtschaft zwischen Langlands „Piers Plowman“ und der Literatur der Mystik fragt, nur der Gedanke der stufenweisen Vollendung des menschlichen Seins, der beiden gemeinsam ist, wenngleich festzustellen ist, daß bei Langland der Weg nicht von der „purgatio“ über die „illuminatio“ zur „unio mystica“ führt, sondern von der Demut über die Liebe zum verantwortungsbewußten Eintreten für Christus und die eine christliche Kirche. Die Schwäche des neuesten Versuches, den H. Meroney unternahm, einen Zusammenhang zwischen Langland und der Mystik herzustellen, liegt gerade darin, daß die Endstufe bei Langland nicht richtig gedeutet wird²⁾. Das Wort „unite“,

¹⁾ Vgl. E. Talbot Donaldson, a. a. O. S. 157ff.

²⁾ Über diesen Versuch von H. Meroney berichtet ebenfalls E. Talbot Donaldson, a. a. O. S. 158f. und 197.

das in der „Visio de Do-Best“ häufig vorkommt, bedeutet eben nicht soviel wie „unio mystica“; es bezeichnet vielmehr die Gesamtheit der getauften Christen.

Eine falsche Interpretation des Begriffes „unite“ in der „Visio de Do-Best“ läßt sich im übrigen auch jene Forschungsrichtung zuschulden kommen, die in Langland einen Anhänger Wyclifs sieht. Wyclif verstand unter der Kirche die „congregatio omnium praedestinatorum“¹⁾, die Gesamtheit der in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Auserwählten. Er forderte weiterhin, ausgehend von dem Gedanken, daß die empirische Kirche das Reich Christi sein müsse, eine generelle Reform der Kirche: er wandte sich gegen die Herrschaft des Papstes, in dem er den Antichrist sah, gegen Ablass und Ohrenbeichte, gegen Bilder- und Reliquiendienst.

Bei Langland dagegen, der sich bereits in der „Visio de Do-Wel“ von der Prädestinationslehre distanziert hatte, spielt der prädestinationische Kirchenbegriff keine Rolle: er hält sich primär an den traditionellen Kirchenbegriff und sieht in der Kirche, wie wir schon erwähnten, die Gemeinschaft aller getauften Christen. Die Autorität des Papstes als Oberhaupt der gesamten Christenheit und das Lehramt der Kirche werden von ihm nirgends in Frage gestellt; sie werden vielmehr an entscheidenden Stellen seines Werkes ausdrücklich bekräftigt²⁾.

Deutlich scheidet sich Langland überdies auch von Wyclif in seiner Auffassung vom Buß-Sakrament. Nach Wyclifs Lehre ist von den drei Teilen des Buß-Sakramentes (*contritio cordis*, *confessio oris*, *satisfactio operis*) ausschließlich die *contritio* eine notwendige Voraussetzung für die Erlösung der Menschen von der Sünde. Der C-Text des „Piers Plowman“ weist eindeutig aus, daß Langland an der traditionellen Form des Buß-Sakramentes festgehalten hat³⁾. Richtig ist, daß Langland im B-Text die *contritio* gleich Wyclif stark in den Vordergrund rückte. Wenn aber G. Hort behauptet, er habe diese Position nie aufgegeben⁴⁾, dann ist diese These nur auf-

¹⁾ Vgl. *Tractatus de Ecclesia*, ed J. Loserth, London 1886, Kap. I, S. 2.

²⁾ Vgl. dazu C, X, 324ff. und C, XXII, 267ff.

³⁾ Vgl. C, XVII, 23—39.

⁴⁾ Vgl. G. Hort, a. a. O. S. 152.

rechtzuerhalten, wenn man Langland den C-Text abspricht. Donaldson hat jedoch mit überzeugender Klarheit nachgewiesen, daß Langland auch der Verfasser des C-Textes war. Damit wird G. Horts These in ihrer ursprünglichen Form hinfällig. Wir können höchstens sagen, daß Langland im B-Text hinsichtlich seiner Auffassung vom Buß-Sakrament Wyclif sehr nahe kommt, daß er sich jedoch im C-Text um so deutlicher von ihm unterscheidet.

Wir wollen nun keineswegs behaupten, daß es zwischen Langland und Wyclif keinerlei Gemeinsamkeiten gäbe. Sie berühren sich vor allem in ihrer Kritik an den damaligen religiösen Verhältnissen in England. Beide tadeln die Habgier der Mönche und die Tätigkeit der Geistlichen in weltlichen Ämtern; sie verwerfen die heuchlerische Beichtpraxis der Bettelmönche und sehen in der konstantinischen Schenkung den Ursprung der Verderbnis, die sich in der Kirche — in Rom wie in England — immer mehr ausbreitet; beide befürworten eine Stärkung der weltlichen Gewalt und begrüßen Maßnahmen des Königs, die zur Reinigung der geistlichen Hierarchie beitragen (Enteignung der Geistlichkeit); beiden schwebt schließlich der „bonus pastor“ als das Ideal eines Geistlichen vor.

Trotz dieser Gemeinsamkeiten bleibt zwischen Langland und Wyclif ein großer Unterschied bestehen: Wyclif griff mit seiner Kritik zugleich die gesamte mittelalterliche Kirche und deren Fundamente an; er bereitete damit die Spaltung der christlichen Kirche in eine katholische und eine protestantische Kirche vor, die allerdings erst mit Luthers Auftreten Wirklichkeit wurde. Langland dagegen hat trotz aller Kritik an den zeitgenössischen Mißständen in der Kirche nie eine revolutionäre Änderung der äußeren Formen des religiösen und kirchlichen Lebens gefordert. Auf religiösem wie auf politischem Gebiet fühlte er sich gebunden an die überlieferten Formen. Was seine Kritik hervorrief, waren die Unzulänglichkeiten der Menschen auf dem Gebiete der sittlichen Lebensführung, durch die eine Erfüllung und Vollendung der mittelalterlichen Lebensordnung immer wieder in Frage gestellt wurde.

Das Leben der menschlichen Gesellschaft kann sich jedoch nach Langlands Auffassung nur dann der Vollendung nähern, wenn jeder Mensch innerhalb seines eingegrenzten Tätigkeits-

bereiches jenen Weg beschreitet, den er in dem zweiten großen Teil seiner Dichtung, der „Visio de Do-Wel, Do-Bet et Do-Best“ beschreibt. Freilich wußte Langland um die Macht der Sünde, und er sah, wie die Menschen immer wieder den Versuchungen unterlagen, die an sie herantraten. Daher erwartete er auch nicht wie etwa Joachim v. Fiore mit einem schwärmerischen Blick in die Zukunft den Anbruch eines neuen Weltzustandes¹⁾. Gerade dies macht die Besonderheit von Langlands geistiger Haltung aus: er sieht voll Ernst und Nüchternheit, vor welch großen Aufgaben die Menschheit steht und von welchen Gefahren sie ständig bedroht ist; dennoch vertraut er darauf, daß die Menschen fähig sind, das Gute zu tun, wie es Christus sie gelehrt und wie er es ihnen vorgelebt hat²⁾.

FRANKFURT a. M.

WILLI ERZGRÄBER

¹⁾ Auf Joachim v. Fiore verwiesen in der Langland-Forschung u. a. H. H. Glunz, Die Literarästhetik des europäischen Mittelalters, Bochum-Langendreer 1937, S. 524 u. 533; Christopher Dawson, Medieval Religion and other Essays, London 1934, S. 175; T. P. Dunning, a. a. O. S. 110.

²⁾ Wir haben im Rahmen dieser Ausführungen bewußt auf eine Auseinandersetzung mit der prinzipiellen Frage verzichtet, in welchem Verhältnis in Langlands „Piers Plowman“ das Dichterische zum Philosophisch-Theologischen steht. Dazu bedürfte es vor allem weiterer Untersuchungen des Formproblems der Langlandschen Dichtung, wie sie neuerdings etwa von G. Kane (in: Middle English Literature, London 1951, S. 182—248) und E. M. W. Tillyard (in: The English Epic and its Background, London 1954, S. 151—171) im Ansatz unternommen wurden und einer grundsätzlichen Besinnung über die Stellung und Aufgabe der Dichtung im Mittelalter, wie sie z. B. H. H. Glunz in dem oben erwähnten Buch versucht hat.

JAMES SHIRLEY, AND THE SENTIMENTAL COMEDY

Critics have recurrently sought to determine the origins and early development of the sentimental comedy that dominated, with one short interruption, England's eighteenth-century stage. Bernbaum¹⁾ and Wood²⁾, although acknowledging earlier traces of sentimentalism in English comedy, both agreed that Cibber, in *Love's Last Shift* (1696), was the first English playwright to devise consciously a sentimental formula for realistic comedy. The earlier dramatic uses of sentimentalism—that is, the elaboration of the pronounced and generally selfless moral goodness that was believed to stem from man's inner nature—were, in Bernbaum's words, "sporadic" and "unconsidered" and confined largely to tragic and romantic drama; moreover, being "unconsidered" rather than deliberate, they were not, in the strict sense, sentimental. On these points Wood closely agreed, while Croissant³⁾, who also explored early uses of sentimentalism, offered no positive disagreement.

The foregoing critics were reasonably careful in their investigations of the beginnings of sentimentalism in comedy; but since the pre-Cibber traces were found to be so perfunctory in nature and infrequent as to appear accidental, the playwrights from Shakespeare's time to that of Southerne were, on the basis of evidence, quite correctly excluded from the ranks of the sentimentalists. In the face of such slender evidence, Bernbaum justifiably concluded: "They [Cibber,

¹⁾ Ernest Bernbaum, *The Drama of Sensibility* (Boston: Ginn and Company, 1915).

²⁾ Frederick T. Wood, "Beginnings and Significance of Sentimental Comedy," *Anglia* LV (1931), pp. 368—92.

³⁾ Dewitt C. Croissant, "Early Sentimental Comedy," *The Parrott Presentation Volume*, ed. Hardin Craig (Princeton, 1935), pp. 47—71.

Escourt, and Steele] created several characters which were in the future to be copied, with slight variations, again and again,—the sorely tried but loyal wife, the maid faithful to her absent lover, the pitiable forsaken mistress finally restored to respect, the repentant young prodigal, the nobly generous friend, and the wayward but reclaimable husband. They made these characters utter virtuous sentiments that uplifted the hearts of their audiences with admiration¹).

In their investigations, however, both Bernbaum and Wood neglected, with one exception, the realistic comedies of James Shirley, which frequently feature the characters described above by Bernbaum. Although both critics discuss Shirley's *The Example* (1634), they—and, in particular, Wood—give it comparatively scant recognition. This reader has been led to wonder not only at the failure of both critics to include more than one of Shirley's realistic comedies in their discussions since, in varying degree, all of them possess marked elements of sentimentalism, but also at the slightness of the recognition that is tendered the sentimental qualities of *The Example*. In Bernbaum's book, this slightness assumes the form of a crux; for, in speaking of Escourt's *The Fair Example* (1703), Bernbaum argues that "the title of Escourt's sentimental comedy is a significant one"²). But, in behalf of Shirley's *The Example*, no such argument is presented by Bernbaum, even though Shirley had named the play in recognition of the heroine's inviolable chastity. Bernbaum acknowledges the sentimental qualities of *The Example*; but he squarely turns his back on the author's conscious moral purpose. In consequence, Shirley is denied a place, even an insignificant one, among the sentimentalists. My primary purpose will be to show not only that sentimental themes are a frequent manifestation of Shirley's comedies, but also that, far from being the result of accident, they are so consistent in pattern as to be the deliberate effects of a deeply rooted moral consciousness. This accomplished, I shall then point out Shirley's influence on the later practice of sentimentalism.

¹) Bernbaum, p. 95.

²) *Ibid.*, p. 87.

There are, of course, traces of sentimentalism in the English drama that predate Shirley's time, but, with the possible exception of Thomas Heywood, no Elizabethan playwright prior to Shirley indicated a well-considered consciousness of man's inner goodness, especially as a basis of realistic comedy. According to Wood, George Wilkins' *The Miseries of Enforced Marriage* (1605) is the nearest pre-Cibber approach to sentimental comedy; but this play, which includes both death and tragic suffering, is hardly, in the first place, a comedy; secondly, the husband's reform, which follows tragic reversals, is not in the sentimental sense a voluntary one; he reforms when no other logical choice remains. Heywood's tendency toward sentimentalism, on the other hand, can not be denied; but again Wood somewhat misleads us. Two of Heywood's three plays that he cites as examples of sentimentally inclined comedies are not, in the proper sense, comedies at all. *The Fair Maid of the West* includes an on-stage death that leads to rather tragic consequences, whereas the sequel (i. e., Part II) is romantic drama; secondly, *The English Traveller*, called by Heywood a "tragi-comedy," is comic only in its scenes based on Plautus's *Haunted House*; its main plot, as the heroine's suicide testifies, is tragic. Even so, Heywood's characters are frequently sentimentalized; in this respect he foreshadows the eighteenth-century sentimental school. But the points of contact, as I have indicated, spring largely from Heywood's tragic and romantic drama, where an exalted morality was traditional; only in one concrete instance do they derive from his realistic comedies. Moreover, Heywood's sentimentalism, unlike that of eighteenth-century comedy, is rarely, if ever, a consciously recognized objective apart from the action. It is useful as a basis of characterization that will lead to dramatic conflict; but only once, possibly twice, does it transcend—and then only slightly—its functional importance to the development of the plot. Unlike the eighteenth-century comic playwrights, and unlike Shirley, Heywood did not feel that the prime objectives of characterization and plot could be made subordinate to the deliberate, often independent, elaboration of a moral thesis.

I

Those comedies of Shirley that deal with polite society and that are set against a London background have generally been considered a transitional type between the romantic love plot of Fletcher and the coarsely realistic comedy of the Restoration. In consequence possibly of this broad but popular evaluation, their ethical qualities have customarily been acknowledged with the most cautious reservation. Actually, however, Shirley's presentation of a moral thesis inevitably offsets the recurrent coarseness so essential to the taste of the contemporary audience; didactic moralizing is a frequent characteristic of his comedies; moreover, time and again virtue is made to triumph, not through punishment of the wrongdoer or by force of duress, but through a successful appeal to the wrongdoer's inner goodness. By willful exercise of conscience, not of castigation, the profligates of six of Shirley's realistic comedies—*The Witty Fair One* (1628), *Love in a Maze* (1631), *Hyde Park* (1632), *The Gamester* (1633), *The Example*, and even the comparatively coarse *Lady of Pleasure* (1635)—are reformed. Punishment, in fact, is almost always disapproved by Shirley. In the tragi-comedy *The Gentleman of Venice* (1639), Conari, for example, asks the duke to pardon the treasons and debaucheries of the repentant Malipiero, and observes: "Let nothing / Of punishment profane this day¹." Shirley's thesis that reformation should be sought through the voluntary exercise of innate goodness, and not by force of punishment, not only testifies to an abiding confidence in the high moral character of the inner man, but also identifies the author's viewpoint, as to the important principle of moral reformation, with that of the eighteenth-century sentimentalists.

Shirley, furthermore, was unusually careful of the chastity of his women characters, a chastity that not only leads to the reform of a number of male reprobates, but also, supplemented by examples of filial piety, usually motivates the central plot.

¹ James Shirley, *The Gentleman of Venice*, act V, sc. 4; printed in *The Dramatic Works and Poems of James Shirley*, ed. William Gifford and Alexander Dyce (London, 1833), V, 87.

Late in his career, Shirley included the following address in the prologue of *The Imposture*:

... To the ladies: ...

In all [the author's] poems you have been his care,
Nor shall you need to wrinkle now that fair
Smooth alabaster of your brow; no fright
Shall strike chaste ears¹).

Indeed, this attitude, particularly if we are to interpret literally a statement made by Colley Cibber, identifies Shirley much more closely with the basic objectives of the eighteenth-century sentimental school than with the realistically coarse comedy of the Restoration. Cibber, approving Collier's attack on the stage (1698) and the subsequent transition to morality, wrote: "[The playwrights] were now a great deal more upon their guard; indecencies were no longer writ; and by degrees the fair sex came to fill the boxes on the first day of a new comedy, without fear of censure²)." In a much coarser age, as we have noted, Shirley had assumed an almost identical attitude toward the moral intent of his own drama.

Unfortunately, moral purpose and professional practice do not, as a rule, exactly correspond. Shirley, despite his moralistic objective, was obliged to make concessions to a theater markedly influenced by a long tradition of indelicacy. For this reason his deliberate experiments in what was later known as sentimentalism are sometimes obscured by vulgar episodes that result from professional exigency. The latter are used as theatrically necessary components of the plot; on the other hand, Shirley's thesis is repeatedly emphasized through the medium of sentimentalized concepts; these concepts, moreover, often assume an emphasis apart from the dramatic movement. Shirley, unlike Massinger, had little of the sociologist in him and, unlike Ford, none of the psychiatrist. Where thesis was concerned, he was almost purely a moralist, but one who, differing markedly from Jonson, looked upon the individual man as inherently good.

¹) Shirley, *The Imposture*, prologue; *Works*, V, 181.

²) Colley Cibber, *Apology* (London, 1889), I, 336.

Although Shirley's moral sense is evident in his realistic treatment of sentimental concepts, these concepts were not new. At one time or another, each had been ideally portrayed, usually without a trace of moral elaboration, in Elizabethan romantic drama. It is noteworthy that the repentance of a libertine in Shirley's realistic comedies results from the chastity of a woman, never from that of a man; secondly, the scrupulously obedient children in his plays are invariably girls. David S. Berkeley (in "The Penitent Rake in Restoration Comedy," *Modern Philology*, XLIX, 223ff.) has pointed out that the principle of reforming rakes through the influence of a woman was based on the Restoration concept of woman's perfect virtue together with the idea that the female species possessed "charms." My one objection is that he treats these concepts as if they were first realized in Restoration times. They are, to the contrary, plainly manifest in both Elizabethan poetry and romantic drama. Sidney, Campion, and Daniel in their idealistic poems frequently emphasize a woman's virtue; also, they recurrently refer to the chaste sweetheart as a "saint." Daniel, in particular, recognized both the virtue of a woman and her power to convert a man to goodness. In Sonnet 46 of *To Delia* he hopes to immortalize Delia's "sacred virtues"; in Sonnet 36, he speaks of her eyes "that have redeem'd / Mee from the vulgar." Donne, when under the influence of his utopian mood, stressed the high concept of woman in "An Anatomy of the World" and the Platonic substance of her love in "The Undertaking." In the former poem, he gave emphasis to her power to make "this world in some proportion / A heaven." The concept of woman's unfaltering virtue is frequently manifested in Elizabethan romantic drama; her power to reform the libertine finds its sublimation in Fletcher's *The Faithful Shepherdess* and, to a less extent, in Heywood's *The Fair Maid of the West*. Contrary to Berkeley's tacit implication, a woman's saint-like virtue and the power of her "charms" were ideals widely recognized by the Elizabethans. Shirley's concept of feminine purity, consequently, had ample precedence in literature. The distinction is that he gave realistic and sometimes didactic utterance to concepts of morality that his predecessors, with less faith in

contemporary society, had believed to exist only in some dreamt-about Utopia.

II

At least six representative formulas of the eighteenth-century sentimental school are repeatedly employed by Shirley in his realistic comedies. They include pronounced pleas of chastity that are usually didactic in their denunciation of lust; the recurrent reform, through exercise of conscience, of a reprobate; emphatic portrayals of loyal, sorely tempted wives and sweethearts; frequent precepts or eulogies of virgin chastity, and at least three didactic condemnations of dueling; marked examples of a daughter's filial piety, usually toward her father; and, sixth, portrayals of noble lovers or friends, whose self-sacrifice is far above that of customary human behavior.

Of Shirley's eight realistic comedies, four contain emphatic pleas of chastity, and three of the pleas are didactic in their denunciation of lust. Shirley's pleas differ from those of the eighteenth-century sentimental school primarily in their greater detail and intensity. In each instance, moreover, the plea results in the complete moral reform of the reprobate. In *The Witty Fair One*, Penelope, whose chastity motivates one of the two main plots, upbraids her would-be seducer, the libertine Fowler:

Degenerated man! what mad disease

Dwells in thy veins . . . ?

.

What behavior

Of mine gave thee suspicion I could be

So lost to virtue, to give up mine honour?

.

Go home, and pray

Thy sin may be forgiven, and with tears

Wash thy polluted soul.

.

. . . this act

Published, . . .

. . . even beasts will be ashamed

Of thy society. My goodness,

In hope of your conversion, makes me chide you so¹). After a later plea by Penelope²), Fowler "wakes to virtue," and closes the play with a pointedly moralistic observation:

[To Penelope] I owe my true conversion.
When all things have their trial, you shall find
Nothing is constant but a virtuous mind³).

These scenes are an early example of Shirley's use of a sentimentalized concept; dramatic movement is put aside, and the attention is focused almost in full upon the moral thesis.

In both *Hyde Park* and *The Lady of Pleasure*, we again meet didactic pleas of chastity and note in particular a slowly maturing subtlety of treatment. Lord Bonville, of the former play, has repeatedly attempted to seduce the coy but virtuous Julietta. She reminds him of his nobility, adding:

But if to all those honourable names
That mark'd you for the people's reverence,
In such a vicious age, you dare rise up
Example too of goodness, they which teach
Their knees a complement, will give their heart⁴).

Further chiding the disparity between his rank and his morals, she visualizes the day that he may sit in the House of Lords, an elderly man:

Will it be any comfort to remember
The sins of your wild youth? how many wives
Or virgins you have dishonour'd⁵)?

This rejoinder shocks Lord Bonville; as his innate sense of goodness is stirred from its lethargy, he begins to understand what "a wretched thing" he would appear if it were not for the prestige of his rank. Later, he acknowledges himself "a servant of [Julietta's] virtue," and states, "By thy cure I am now myself⁶)."

¹) Shirley, *The Witty Fair One*, act IV, sc. 4; *Works*, I, 340.

²) *Ibid.*, act V, sc. 4; I, 358.

³) *Ibid.*, act V, sc. 5; I, 362.

⁴) Shirley, *Hyde Park*, act V, sc. 1; *Works*, II, 529.

⁵) *Ibid.*, act V, sc. 1; II, 530—31.

⁶) *Ibid.*, act V, sc. 2; II, 541.

The matured nature of the plea and the manner of the reform in *The Lady of Pleasure* follow a pattern somewhat similar to that of the preceding play. When Lord A seeks to seduce Celestina, she asks him if he would part with his time-honored coat-of-arms; he replies that he would sooner give his head twenty times to the executioner "Than sell one atom from my name." To this Celestina retorts:

Change that,
And answer him would buy my honour from me;
Honour that is not worn upon a flag
.
But that which grows and withers with my soul,
Beside the body's stain; think, think, my lord,
To what you would unworthily betray me¹).

The scathing logic of Celestina's defense soon arouses the nobleman's innate compulsion toward virtue; thoroughly reformed, he advises: "From this / Minute I'll be a servant to your goodness²)."

Similar didactic pleas of chastity are found in several of Shirley's tragedies, notably in *The Traitor*³) and *Love's Cruelty*⁴), wherein his thesis of the incongruity between noble rank and lust is especially emphasized. By contrast to the occasionally conscience-shocked Elizabethan heroine, whose plea of chastity was invariably dictated by its functional connection with the plot, Shirley's virtuous woman appear almost to mount the pulpit to deliver homiletic observations concerning propriety and virtue. The pleas that I have quoted, as well as those cited, follow, moreover, such similar patterns, particularly emphasizing the bestial nature of lust or its incompatibility with noble rank, or both (as in *Love's Cruelty*), that they clearly support the hypothesis that Shirley employed the drama consciously as a medium for publicizing his moral convictions.

In six of Shirley's realistic comedies, a reprobate is reformed through the awakening of his inner goodness. The

¹) *The Lady of Pleasure*, act V, sc. 1; *Works*, IV, 97.

²) *Ibid.*, IV, 98.

³) See act III, sc. 3; *Works*, II, 142.

⁴) See act II, sc. 2; *Works*, II, 215.

three reforms that follow didactic pleas of chastity have already been discussed for the reason that each is closely connected with the plea that precedes it. In *The Example*, the reformation, which will be discussed later, likewise follows a plea of chastity, but the plea is more personal than didactic. In *Love in a Maze* and *The Gamester*, however, the awakening of conscience results almost entirely from situation and not from a direct plea. In the former comedy, the disloyal lover Thornay, awakening to the fact that he has been "dead too long to virtue," reforms and, "chang'd into honesty," marries the dotingly constant Eugenia. The reform of the libertine husband Wilding in *The Gamester* is more emphatic. Himself faithless, he becomes so alarmed by the report of his wife's unintentional act of adultery that, when reassured of her unviolated chastity, he discovers that her persistent example of virtue, coupled with the shock that he has received, has aroused his own goodness from its lethargy. Completely rid of his former adulterous passions, he observes to his wife: "Heaven invites me gently / To thy chaste bed; be thou my dearest, / Thy virtue shall instruct me¹)." Shirley, as the five foregoing reformations suggest, had evident confidence not only in the native characteristic but also in the magnetic quality of virtue—that is, in the power of virtue to penetrate vice and, by a natural force of similitude, to attract out of lethargy the inborn goodness of a wrongdoer.

This thesis is emphatically portrayed in *The Example*, in the return to virtue of the lust-crazed Lord Fitzavarice. When the young married woman Bellamia, having made her plea of chastity, is threatened with a dagger and the nobleman's boast that he will make her "blood as hot as" his, she faints. The shocked Fitzavarice, first thinking that she is dead, leaves the room. Shortly he returns, a changed man. He has been struck to admiration by Bellamia's persevering virtue, and declaims:

Live, oh live,
Thou best of wives, and practise still new wonders
Upon the heart of lust-transformed men,
Until time boast, the example of thy faith

¹) *The Gamester*, act V, sc. 2; *Works*, III, 277.

Hath purg'd the world . . .

. . . I am

In love now with thy goodness¹).

The very evident virtue of one character has, by its own example, attracted to itself and consequently awakened from lethargy the innate goodness of a second person; in so doing, moreover, it has permanently rid a libertine of his vicious passions, which, by Shirley's implication, are an acquired trait. In this instance, the implication is contained in the phrase "lust-transformed men"; but Shirley's theory that unprincipled immorality was extrinsic and continence native to human nature is solidly evidenced in the repeated returns to virtue of his libertines. Only through the hypothesis that virtue, at the exclusion of vice, is a fundamental component of human nature can its inevitable triumph, especially by so sentimentalized a means as magnetic enticement, be rendered a credible phenomenon. In this respect Shirley foreshadowed a universal premise of the eighteenth-century sentimental school; he based his comic art on the assumption that goodness, because of its intrinsic and unalterable nature, was the ascendant quality of both the spirit and, consequently, the moral entity of man²).

III

In addition to didactic pleas of chastity and to the frequent moral reforms of libertines, we find in at least five of Shirley's realistic comedies a third sentimentalized concept: the depiction of the virtuous but sorely tempted wife or sweet-heart. The doting, near tragic constancy of Eugenia in *Love*

¹) *The Example*, act III, sc. 1; *Works*, III, 316.

²) Some readers may assume that Shirley's practice of reforming his reprobates owed much to the Platonic cult which centered about the coterie of Henrietta Marie and which was satirized in D'Avenant's *Platonic Lovers* (1636). Such an influence, however, cannot explain adequately his use of other sentimentalized devices such as filial piety, self-sacrificing friendship, and the repentance of a dueler. For this reason, as well as others, I hesitate to regard the Platonic cult as an important influence on Shirley's moral sense; moreover, the principle of Platonic love could not explain the reform of a husband, such as Wilding.

in a *Maze* and the more matured loyalty of Mistress Bonavent in *Hyde Park* need not be elaborated on. Mistress Wilding of *The Gamester*, however, is, when we are first introduced to her, a prefiguration of Cibber's Lady Easy. She is so uncomplainingly loyal to her libertine and faithless husband that he even confides his *amours* to her. But when he resolves to seduce her own kinswoman and ward, the wife's acquiescence understandably ceases. Her loyalty to Wilding, however, is indestructible; as is also her virtue. When she decides upon a seemingly illicit scheme to regain her husband's affections, the ward Penelope, who is only partially informed, quite correctly observes that Mistress Wilding "cannot / Be fallen from so much goodness." Indeed, so chaste is the wife in devotion that she cannot bring herself to let her own husband unwittingly have intercourse with her. Moreover, in an environment dominated by vice and immorality, her "chaste simplicity" is sufficiently forceful to become the single motivating power; its ultimate effect is to bring light and wholesomeness to a world hitherto marked by foulness of language and obscenity of purpose.

Although the loyalty of Mistress Wilding is severely taxed, the temptations confronted by Bellamia of *The Example* make her the most sorely tempted wife of Shirley's realistic comedies. During her husband's long absence, she remains scrupulously careful of her chastity. But her would-be seducer, Lord Fitzavarice, is one of the most persistent of the type in drama. He observes:

She is all nun's flesh about her; but has the devil
No trick to thaw her chastity . . . ?
The world takes notice I have courted her,
And if I mount her not, I lose my honour¹).

Once he has locked her in her chamber, he ignores her plea that he no further "pollute the stream / Of my chaste thoughts"; instead, if she will yield to him, he promises to restore her bankrupt husband's mortgaged property and eventually to discharge all the husband's debts. With the artifice of the sophist, he paints the act of adultery as a trivial pay-

¹) *The Example*, act I, sc. 1; *Works*, III, 296—97.

ment for the valuable compensation to be had in exchange. Rendered almost speechless with fright and indignation, the girl, who has already called upon her innocence to defend her, perseveringly resists her seducer until, threatened with the dagger, she collapses. Indeed, her escape from tragedy is a narrow one, and is justified primarily by Shirley's confidence in the power of native virtue, which, although seriously disadvantaged in several of his plays, always retains its fundamental ascendancy over immorality.

Of *The Constant Maid* (1637) it is sufficient, I think, only to point out that the main plot is based upon the heroine Frances's unwavering devotion to her seemingly faithless lover. Shirley, moreover, did not confine his virtuous and sorely tempted heroines to realistic comedies. Indeed, the fundamental and carefully defended chastity not only of wives and sweethearts but also of such unbetrothed women as Penelope in *The Witty Fair One* and Julietta in *Hyde Park* was made to serve as the mainspring to the plot, or to an important co-plot, in the large majority of Shirley's plays. It is noteworthy, however, of Shirley's realistic comedies that they contain, along with his more serious plays, a basic and highly moral concept of characterization that had traditionally, when used, been associated with tragic and romantic drama.

Sentimentalized presentations of character in Shirley's realistic comedies are not confined to a high regard for chastity. Pronounced portrayals of filial piety and of self-sacrificing friendship are likewise frequent. In *The Wedding* (1627), Jane is motivated by a devout obedience to her father. When, in a test of her obedience, he orders her to marry the coxcomb Rawbone, she replies:

Virtue forbid it; you are my father, sir,
And lower than the earth I have a heart
Prostrates itself [to you] . . .

.
You have read many lectures to me, which
My duty hath received, and practised, as
Precepts from heaven¹.)

1) *The Wedding*, act V, sc. 2; *Works*, I, 439—40.

In the same play, there is a second notable portrayal of filial piety — again of a daughter to her father. Gratiana is described as being “full of piety to her father,” while he, in turn, is markedly sentimental in his devotion to her. Indeed, almost the entire action of the play centers upon these two sentimentalized concepts of father-daughter relationship.

In both *The Gamester* and *The Constant Maid*, filial piety again serves to complicate the action. In the former play Leonora, who would “not have a thought” disobedient to her father, is placed in a highly perplexing situation for the reason that the father “loves not Delamore,” who is her lover. Frances, in *The Constant Maid*, is perhaps Shirley’s most emphatic example of filial devotion; in this portrayal, moreover, the obedience is to a mother, Bellamy. When, as a trial, the mother informs Frances that her pretended affection for the latter’s lover has bloomed into perfect love, the daughter responds:

All the piety
That ever taught children to love their mother
Will but suffice to keep my heart obedient.
Was ever maid so miserable¹)!

So conscious is Frances of the obedience owed a parent that she resigns Hartwell to her mother “rather than you should call me rebel.” Then she adds:

The herbs that shall adorn your bridal chamber
Will serve my funeral and deck my herse;
Beneath which you should say, There lies your daughter,
That dies to shew obedience².

Next to chastity, Shirley insisted on filial piety as the most essential attribute of virtue; moreover, like carefully defended chastity, it resulted, through emotional climaxes, in those semi-tragic effects that lend to Shirley’s comic art a tone of Terentian seriousness.

Characterizations of noble friends and lovers are likewise emphatically portrayed by Shirley. Although Yongrave in *Love in a Maze* dearly loves Eugenia, he not only undertakes

¹) *The Constant Maid*, act IV, sc. 2; *Works*, IV, 501.

²) *Ibid.*; IV, 503

the nearly impracticable task of restoring her former lover Thornay to her, but also perseveres until he succeeds. When Chrysolina expresses amazement that a lover should seek "to put another in possession of [his] lov'd treasure," Yongrave explains:

When I am dead, the story shall remember
I lov'd a maid so well that I preferr'd
Whatever she desir'd, above myself¹).

The friendship between the two sisters Chrysolina and Aurelia is as devout as Yongrave's self-sacrifice. Speaking of the young gallant Gerard, Aurelia observes:

Cannot we [both] love him . . . ?
. . . the love I bear to him
Shall not destroy my piety to you.

Shortly, she adds:

Why, let me die then
Rather than you. I shall perhaps obtain
Some charitable epitaph, to tell
The world I died to save my sister's life:
'Tis no such thing to die²).

In its tragic self-denial, this remark, as well as that made by Yongrave, is more than Terentian; a deliberate moral objective that far transcends its importance to the plot, it closely anticipates the most profound tenor of selflessness found in the eighteenth-century sentimental comedy. Like dozens of other passages from Shirley's comic drama, some of which I have quoted, it completely ignores the traditions of comedy and directs the full attention upon the moral thesis.

An equally moving portrayal of devout friendship is found in *The Gamester*. When Leonora is distressed at heart, being torn between her love for Delamore and an abiding obedience to her father, her close companion Violante observes:

Be confident
If poor Violante have power to serve thee,
She will forget her own heart ere prove false
To thee.

¹) *Love in a Maze*, act IV, sc. 1; *Works*, II, 331.

²) *Ibid.*, act II, sc. 2; II, 294—95.

Leonora, noticeably moved, responds, "Oh, my dear soul, I know't¹)."

In the same play, we find the noble lover Beaumont, who, imprisoned as a result of supposedly killing Delamore in a duel, closely anticipates the characterization of Steele's Bookwit. He looks upon himself as a "murderer"; moreover, so noble-minded is he that he will not consider his release from the almost certain death penalty on condition that he marry Leonora, formerly Delamore's betrothed. Instead, he observes: "It were impiety / One smile [from Leonora] should bless her murderer²)". But the didactic condemnation of dueling in *The Gamester*, a sentiment that is also expressed elsewhere in Shirley's comedies³), is left to Wilding and Hazard. The former observes:

Hang, hang this foolery!

Let gentlemen rather live, and pay their tailors,

Than let their clothes enrich the hangman's wardrobe.

Hazard points out that the cause of a duel is generally an ill-considered insult, such as calling a man the "son of a whore." He then suggests a comparatively harsh remedy, but one which would lead to a moral and sensible end:

It would save much blood . . .

That might be spent more honourably⁴).

Indeed, *The Gamester*, the coarseness of which is second at times only to that of *The Lady of Pleasure*, is a remarkably subtle blend of vulgarity and moralistic sentiment. Although lacking a well-defined plea of chastity, it contains marked examples of at least four sentimentalized devices usually associated with eighteenth-century comedy. It is not surprising that this play was several times revived during the eighteenth century, notably by David Garrick in 1758, at a time when he sought to inject a little laughter and vigor into the over-

¹) *The Gamester*, act II, sc. 3; *Works*, III, 218.

²) *Ibid.*, act IV, sc. 2; III, 255—56.

³) Evident disapprovals of dueling are expressed in *The Example* by the Captain (V, 2) and in *The Lady of Pleasure* by Scentlove, who, challenged to a duel, replies: "'Tis no fear of your sword, but I would not / Break the good laws establish'd against duels." (V, 1.)

⁴) *The Gamester*, act I, sc. 1; *Works*, III, 194—95.

sentimentalized drama of the period. *The Gamester*, although considerably less sentimental in its entirety than *The Wedding*, *Love in a Maze*, and *The Example*, possesses a greater variety of devices, both sentimentalized and indelicate, than does any other of Shirley's realistic comedies. In this sense, it is markedly representative of the technique by which Shirley compromised his professional objectives: the dramatic tradition of indelicacy, essential to Shirley's audience, is emphatically present; but it is repeatedly countered and, in Wilding's ultimate return to virtue, nullified by the persistent thematic doctrines of the sentimentalist¹).

IV

The popularity of Shirley's plays during the Restoration, particularly during its first two decades, is evidenced by their repeated revivals as recorded by Sir Henry Herbert, Downes, and Pepys. Malone, in his edition of Shakespeare's works, was prompted to remark: "Such was the lamentable taste of those times that the plays of Fletcher, Jonson, and Shirley were much oftener exhibited than those of our author²)." Indeed, it appears evident that the popularity of Shirley's plays had an influence upon the recurrent, although undeliberated, "upcroppings" of sentimentalism that Wood and Croissant have observed in the comedies of this period, notably in those of Stapleton, Aphra Behn, Dufey, and Shadwell. Attesting to the esteem in which Shirley was held near the end of the Restoration period, Langbaine wrote: "Chief of the Second-rate Poets: and by some has been thought even equal to Fletcher himself³)."

¹ In fact, the indelicacies of the Wilding plot of *The Gamester* are drawn almost entirely from the popular version of the story, in which the husband is made a cuckold. (See Marguerite de Navarre's *Heptameron*, First Day, Novel VIII, which was probably Shirley's immediate source.) The highly moral climax and the denouement that we find in *The Gamester* are alterations deliberately made by Shirley.

² Edmond Malone, ed., *The Plays and Poems of William Shakespeare* (London, 1821), III, 273.

³ Gerard Langbaine, *An Account of the English Poets* (Oxford, 1691), p. 474.

To my knowledge, no playwright of the sentimental school has ever directly admitted an indebtedness to Shirley; nevertheless, his influence on the Restoration period undoubtedly accelerated a tendency that, perfunctorily practiced after 1660, culminated in the deliberate establishment of a sentimental drama. As has been pointed out, he inserted in his realistic comedies character after character that foreshadow the methods of characterization in the eighteenth-century sentimental school. He fully developed the didactically chaste heroine, whose virtue inevitably awoke the inborn goodness of her would-be seducer; he gave unprecedented emphasis to the utterly selfless friend, the deeply penitent dueler, and the daughter devoutly obedient to her parent. Thematically preoccupied with the idea of inborn human goodness, Shirley was England's first dramatist who made a carefully deliberated use of sentimentalized concepts within the framework of comedy. This moral influence is reflected, as I have suggested, in Restoration comedy from its outset. But, unlike Shirley, the Restoration playwright did not deliberately moralize; he accepted sentimental devices, in marked contrast to the tradition predating Shirley's drama, as the sanctioned property of realistic comedy. The principle of voluntary reform or repentance is the most frequent sentimental device to be found in Restoration comedy; moreover, as in Shirley's art (in contrast to the comedies of Jonson, Middleton, and Massinger), the wrongdoer is rarely brought to punishment. But the pre-Cibber Restoration playwright was not conscious of any moral intent; indeed, in *The Squire of Alsatia* (1688), Belfond Junior's conversion to virtue, which receives a degree of elaboration, contrasts markedly with the perfunctory nature of voluntary reformation that is typical in Restoration comedy. Examples of filial piety and of the virtuous sorely tried sweetheart are likewise recurrent phenomena of Restoration comedy but in contrast to Shirley's practice, the moral implications are not elaborated on beyond their usefulness to plot. Emelia in Howard's *The Surprisal* (1662), Marcel in Aphra Behn's *The Dutch Lover* (1673), and Bellmour and Celinda in her *Town Fop* (1676) are illustrative of the repeated use of filial piety by the Restoration comic playwright; whereas the loyal,

cruelly disillusioned sweetheart or wife is exemplified by Lucilla in Davenant's *The Man's The Master* (1668), Celinda in *The Town Fop*, and Mrs. Friendall in Southerne's *The Wife's Excuse* (1691). Even Etherege recognized that the sensibility of conscience had become a sanctioned device of the comic playwright; in *The Man of Mode* (1676) young Bellair and Emelia are portrayed as exemplary lovers; moreover, Mrs. Loveit, fully aware of her own moral shortcomings is made to observe to Bellinda, "If thou wouldst be happy, give thyself wholly up to goodness." This remark by an immoral woman is made without elaboration and so unexpectedly that it can be explained only by the influence of an established tradition. We may conclude that, although the Restoration playwright was not deliberately concerned with moral objectives, the idea of inborn human goodness found repeated approval in his sub-conscious mind.

The comic playwrights of the Restoration, being unconscious of any well-defined moral purpose, were not sentimentalists. But they preserved a tradition that, in respect to realistic comedy, had received its first and only substantial impetus from Shirley. With Cibber and his successors, this movement, which, like a subterranean stream, had underlain the immoral superstratum of Restoration comedy, was consolidated into a deliberately established sentimental school.

At the beginning of this essay I pointed out that the sentimental devices of the eighteenth-century comedy, as enumerated by Bernbaum, are substantially the same as those which had been stressed repeatedly by Shirley. I later observed that two sentimental characters in Shirley's *The Gamester*, Beaumont and Mistress Wilding, are respectively the prototypes of Steele's Bookwit in *The Lying Lover* (1703) and Cibber's Lady Easy in *The Careless Husband* (1704). Neither Steele nor Cibber expressed direct indebtedness to Shirley. But the resemblances of characterization, particularly since they stem from a single play by Shirley, are not easily dismissed as coincidences. Langbaine in 1691 had expressed a high regard for *The Gamester*; twenty years later it was adapted as *The Wife's Relief* by Charles Johnson and produced on November

12, 1711, at the Drury Lane Theatre¹⁾. In view of the enduring reputation of *The Gamester* it is likely that both Steele and Cibber were familiar with it; moreover, since the two men were, during the first few years of the century, closely associated in the theater business, the likelihood of mutual indebtedness to a source laden with sentimental suggestions is substantially increased. Certainly, the internal evidence suggests a direct indebtedness to *The Gamester*, a fact particularly noticeable in the resemblance of the repentant Bookwit to Shirley's Beaumont. Both characters, essentially noble-minded, are impelled by the heat of wine into a duel, the consequences being apparently tragic; later, so deep is the repentance of each man that he is compelled to regard himself, although through different motivations, as a "murderer." The two remaining similarities are the most distinctive ones. In both plays the victim is reported dead, but suffers, as it is learned later, only "the effusion of much blood²⁾." Finally, in each instance, the hero's nobility of mind is deliberately put to trial by a person or persons who know, in contrast to the hero's knowledge, that the victim was merely wounded. The sentimentalism inherent in both situations, moreover, is exploited by Shirley and Steele, respectively, to the utmost degree.

If we turn to the character of Mistress Wilding as we first meet her, she is so precisely the prototype of Lady Easy that the two are interchangeable. To her faithless husband, she observes:

To shew I can
Be obedient to my griefs, from this time, sir,
I will not urge with one unwelcome syllable
How much I am neglected . . .

.
Freely pursue your pleasures, I will have
No passion that shall mutiny³⁾

But whereas Lady Easy embodies this extreme of wifely acquiescence throughout Cibber's play, Mistress Wilding is

¹⁾ Genest, II, 490ff.

²⁾ This quotation is from *The Lying Lover*; but it could be applied with equal accuracy to the victim in *The Gamester*.

³⁾ *The Gamester*, act I, sc. 1; *Works*, III, 190—91.

prompted by an early circumstance to assume a partially altered, and much more moral, attitude. It is noteworthy, moreover, that both women have an identical faith in the innate goodness of human nature; when Lady Easy observes of Sir Charles that "one moment's serious thought" is sufficient to recall him to virtue, she is restating precisely the principle recognized and practiced by Mistress Wilding in the reformation of her own husband.

The foregoing similarities, since they equate peculiarities that are not found elsewhere in the early drama, seem hardly to be accidental ones. But, regardless of the extent to which Steele and Cibber may have been indebted, these resemblances are characteristic of the many points of contact between Shirley's practice of sentimentalism and that of the eighteenth-century comic playwrights. Not only Beaumont and Mistress Wilding, but approximately one-half of Shirley's principal comic characters are, in their marked esteem of virtue, the forebears of the Amandas, the Bookwits, the Lady Easys, and the Bevil Juniors of the later sentimental school; their dominant characteristic is a self-realized and confident awareness of the fundamental goodness of mankind, a factor that explains the invariable triumph of conscience in Shirley's plays. Basically, there is one major difference that distinguishes the true sentimentalist from the playwright who occasionally indulges in a sentimental device: the former bases the entire thematic conception of his dramaturgy upon the doctrine that goodness, being inborn, is the ascendant attribute of human nature; the latter merely exploits a phase of this doctrine to the extent that it advantages the mechanics of his plot. By this yardstick, Shirley, who at almost every opportune crisis stressed the ascendant quality of inborn human goodness, often emphasizing it beyond its importance to the plot, was, in the manner of the eighteenth-century playwrights, a deliberate sentimentalist. But it cannot be argued, *a priori*, that he wrote sentimental comedy. The restrictions imposed upon him as a moralist were external ones; the Caroline audience would undoubtedly have hissed a thoroughly sentimental comedy from the boards. Only by means of forceful insinuation, as Cibber later recognized, could the idea of sentimentalism in-

filtrate the English comedy of manners and undermine, as it eventually did, the established tradition of indelicacy. Of this principle, Shirley was the first self-conscious advocate.

PENNSYLVANIA STATE UNIVERSITY

ROBERT R. REED JR.

MILTONS ENTWÜRFE ZU EINEM DRAMA VOM SÜNDENFALL

Die neuere Miltonforschung hat sich mit solchem Eifer um die Frage der Thematik von *Paradise Lost* bemüht, daß die Konzentration auf dieses Problem fast als ein Zeichen der geistigen Lage unserer Zeit anmutet¹⁾. Doch auch Milton selbst arbeitete bis unmittelbar vor seinem Tode unermüdlich an der Verteilung der Akzente innerhalb der Geschichte des Sündenfalles, wie ein jüngst erschienener Aufsatz von Arthur Barker zeigt²⁾. Als er 1674 die ursprüngliche Einteilung des Epos in zehn Bücher durch eine Neu-Einteilung in zwölf Bücher ersetzte, geschah weit mehr als die scheinbar rein formale Änderung erwarten läßt. Es wurden nicht nur Überlängen vermieden und die vergilische Buchzahl gewonnen, sondern zugleich verlagerten sich die Akzente in der zweiten Hälfte des Gedichtes. Lagen sie in der Ausgabe von 1667 auf dem Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies, so fielen sie in der Fassung von 1674 auf den Akt der Reue des ersten Menschenpaares und auf die Verheißung des Messias. Damit verschob sich der Schwerpunkt des Geschehens vom Fall zur Regeneration.

Die vorliegende Arbeit versucht zu zeigen, wie das Problem der Akzentverteilung nicht erst im Epos, sondern bereits in den frühen dramatischen Entwürfen des sogenannten Cambridge Manuscript aus dem Anfang der vierziger Jahre auftaucht und sich entscheidend auf die Formgebung auswirkt.

¹⁾ Vgl. Douglas Bush, *Recent Criticism of Paradise Lost*, Phil. Quarterly 28, 1949; weitere Übersichten und Wertungen der neueren Literatur zu *Paradise Lost* von A. J. A. Waldoock, *Paradise Lost and its Critics*, Cambridge 1947, und French Fogle, *Milton Lost and Regained*, Huntington Library Quarterly 15, 1951/52.

²⁾ *Structural Pattern in Paradise Lost*, Phil. Quarterly 28, 1949.

Die Handschrift¹⁾ notiert auf Seite 35—41 neunundneunzig Themen aus der biblischen und aus der britischen Geschichte, die Milton zur dramatischen Bearbeitung geeignet erschienen, darunter vier Entwürfe verschiedenen Umfanges zu einem Drama des Sündenfalles. Die beiden ersten sind kaum mehr als Personenlisten, die einander ergänzen und korrigieren. Sie führen neun, bzw. dreizehn Akteure auf, dazu einen Engelchor und eine stumme Gruppe allegorischer Gestalten, welche die Nöte und Gebrechen menschlicher Existenz versinnbildlichen. Der dritte Entwurf bietet die gleiche Personenliste wie der zweite, jedoch in erweiterter Form. Milton fügte zu den einzelnen Charakteren deren dramatische Funktion hinzu, deutete eine Akteinteilung an und vermerkte die Themen der Chorlieder sowie den Inhalt eines Prologs. Die ursprüngliche Form der Personenliste blieb gewahrt. Diese drei Versuche bilden äußerlich und innerlich eine Einheit: äußerlich in der Reihenfolge ihrer Niederschrift, innerlich indem sie nicht drei Alternativen zu einem Drama vom Sündenfall darstellen, sondern drei Fassungen des gleichen Dramenentwurfs repräsentieren, wobei die jüngere jeweils die ältere ablöst und ersetzt. Der vierte Entwurf sondert sich deutlich von dieser Gruppe ab. Er folgt nicht unmittelbar in der Handschrift, trägt einen veränderten Titel und hat sich nicht aus der ursprünglichen Personenliste entwickelt. Vielmehr besteht er wie die *arguments* des späteren Epos aus einer fortlaufenden Inhaltsangabe, die in wichtigen Einzelheiten erheblich von der Gruppe I—III abweicht. Er wirkt eher als neuer, eigenständiger Versuch denn als verbesserte Auflage von I—III. Milton selbst betrachtete die vier Entwürfe des Cambridge Ms. als zwei Dramenprojekte, zu deren vergleichender Interpretation er am Schluß des letzten auffordert. Das soll im folgenden geschehen. Ich bezeichne das erste Projekt als A, das zweite als B. Im Bedarfsfall unterscheide ich die drei Redaktionen von A als A 1, A 2 und A 3.

¹⁾ Sie befindet sich im Besitz des Trinity College, Cambridge; Facsimile-Ausgabe von W. A. Wright, *Facsimile of the Manuscript of Milton's Minor Poems Preserved in the Library of Trinity College, Cambridge*, 1899; der Text am bequemsten zugänglich im 18. Bande der Columbia Edition, S. 228—245.

Der Text lautet folgendermaßen:

(A 3) Paradise Lost¹⁾

The Persons

Moses *προλογίζει* recounting how he assum'd his true bodie, that it corrupts not because of his (being) with god in the mount declares the like of Enoch and Eliah, besides the purity of the place that certaine pure winds, dues, and clouds prae-serve it from corruption whence he hasts to the sight of god, tells they cannot se Adam in this state of innocence by reason of thire sin

(Act 1.)

| | |
|---------|---|
| Justice | } debating what should become of man if he fall |
| Mercie | |
| Wisdome | |

Chorus of Angels sing a hymne of the creation

Act 2.

Heavenly love

Evening starre

Chorus sing the marriage song and describe Paradise

Act 3.

Lucifer contriving Adams ruine

Chorus feares for Adam and relates Lucifers rebellion and fall.

¹⁾ Ich folge dem Text der Columbia Edition, Bd. 18, S. 229ff., nach Vergleich mit Wrights Facsimile. Die Personenlisten A 1 und A 2 ebendort S. 228.

A 1 vermerkt folgende Personen: Michael — Heavenly Love Chorus of Angels — Lucifer — Adam Eve with the serpent — Conscience — Death Labour Sicknesse Discontent Ignorance with others (mutes) — Faith — Hope — Charity.

A 2 gibt die gleiche Personenliste wie A 3 und ergänzt Evening Starre durch den Namen Hesperus.

Die in runden Klammern beigefügten Aktangaben von B stammen von mir.

Die eckigen Klammern von B bezeichnen handschriftliche Ergänzungen Miltons. Da die kontinuierliche Niederschrift des Entwurfes auf knappem Raum wenig Änderungen erlaubte, half Milton sich mit Zusätzen, die er über und unter dem Text und auf dem Gegenblatt anbrachte und durch diakritische Zeichen einordnete. Ich gebe sie an der vom Autor vorgesehenen Stelle, hebe sie aber durch eckige Klammern hervor um zu zeigen, daß Prolog und Chorlieder Milton in B zunächst nicht ernstlich beschäftigten.

Act 4.

Adam }
 Eve } fallen

Conscience cites them to Gods Examination

Chorus bewails and tells the good Adam hath lost

Act 5.

Adam and Eve, driven out of Paradiſe praesented by an angel with Labour greife hatred Envie warre famine Pestilence sicknesse discontent Ignorance Feare Death — enterd into the world — mutes to whome he gives names likewise winter, heat Tempest etc.

Faith }
 Hope } comfort him and instruct him
 Charity }

Chorus breifly concludes.

(B) Adam unparadiz'd

<The angel Gabriel, either descending or entring, shewing since this globe was created, his frequency as much on earth, as in heavn, describes Paradiſe>. (1) next the Chorus shewing the reason of his comming to keep watch in Paradiſe after Lucifers rebellion by command from god, and withall expressing his desire to see, and know more concerning this excellent new creature man. the angel Gabriel as by his name signifying a prince of power tracing paradiſe with a more free office passes by the station of the chorus and desired by them relates what he knew of man as the creation of Eve with thire love, and mariage. (2) after this Lucifer appeares after his overthrow, bemoans himself, seeks revenge on man the Chorus prepare resistance at his first approach at last after discourse of enmity on either side he departs wherat the chorus sings of the battell, and victorie in heavn against him, and his accomplices, as before after the first act was sung a hymn of the creation. <heer again may appear Lucifer relating, and insulting in what he had don to the destruction of man.> (3) man next and Eve having by this time bin seduc't by the serpent appeares confusedly cover'd with leaves conscience in a shape accuses him, Justice cites him to the place whither Jehova call'd for him in the mean while the chorus entertains the stage, and is inform'd by some angel the manner of his fall

<heer the chorus bewailes Adams fall.> (4) Adam then and Eve returne accuse one another but especially Adam layes the blame to his wife, is stubborn in his offence Justice appeares reason with him convinces him <the chorus admonisheth Adam, and bids him beware by Lucifers example of impenitence> (5) the Angel is sent to banish them out of paradise but before causes to passe before his eyes in Shapes a mask of all the evils of this life and world he is humbl'd relents, dispaire. at last appeares Mercy comforts him promises the Messiah, then calls in faith, hope, and charity, instructs him he repents gives god the glory, submitts to his penalty the chrous breifly concludes. compare this with the former draught.

In den äußeren Zügen weisen A und B eine Reihe von Gemeinsamkeiten auf. In beiden Fällen plante Milton eine fünftaktige Tragödie, deren Akteinteilung durch Chorlieder vorgenommen wurde und der ein Prolog vorausgeschickt war. Die Fünzfzahl der Akte ergibt sich aus A und ist für B nach Andeutungen herstellbar, wenn auch die Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Akte verschieden ist. Der Chor, ein Engelchor, findet sich bereits in A 1; Chorlieder erscheinen in A wie in B. Der Personenapparat ist annähernd gleich umfangreich und von ähnlicher Beschaffenheit. Er bildet eine seltsam gemischte Gesellschaft. Zahlenmäßig überwiegen allegorische Gestalten wie Justice, Mercy, Wisdom, Conscience etc. Daneben erscheinen Engel des Lichts und der Finsternis wie Gabriel und Lucifer, schließlich der Mensch, Adam und Eva. Gott der Herr tritt nicht auf. Die Handlung kreist um den Menschen und enthält keine Episoden. Verglichen mit dem Genesisbericht weist sie jedoch bemerkenswerte Lücken auf. Die Höhepunkte der biblischen Erzählung, Versuchung und Gericht, werden von Milton in beiden Entwürfen nicht dargestellt. Statt der Versuchungsszene gibt er das Vorher und Nachher, den planenden Lucifer und den gefallenen Menschen. Statt der Gerichtsszene bringt er Vorladung und Urteilstvollstreckung auf die Bühne. Diese indirekte Darstellungsweise wird später zu erklären sein. Die zeitliche Ausdehnung der Handlung beschränkt sich auf den Umfang eines Tages, wobei in A vermutlich an den künstlichen, in B an den natürlichen Tag zu denken ist. Der erste Akt von A stellt eine Art Vorspiel im Himmel dar und

läßt sich nach positiven Zeitwerten schwer bestimmen. Wenn man jedoch Hesperus' Auftreten im zweiten Akt zeitlich auf den Abend beziehen darf und die den fünften Akt einleitende, nicht dargestellte Gerichtsszene nach dem Milton geläufigen, ungenauen Verständnis von Gen. 3,8 wiederum auf die Abendstunde festlegt, so ergibt sich eine Handlungsdauer von etwa vierundzwanzig Stunden. B, dessen Anfang gegenüber A gerafft erscheint, dürfte eine Handlungsdauer von zwölf Stunden nicht überschreiten. Ob neben der Einheit der Handlung und der Zeit auch die Einheit des Ortes berücksichtigt werden sollte, ist ungewiß. Für B ist sie durch das Verbleiben des Chors auf der Bühne gesichert. Für A erscheint sie fraglich, da Akt 1 und 2 nicht mit Bestimmtheit zu lokalisieren sind und Akt 5 allem Anschein nach vor den Toren des verlorenen Paradieses spielt.

Innerhalb dieser gemeinsamen Umrißlinien zeichnen sich charakteristische Unterschiede zwischen A und B ab. Sie beginnen bereits beim Prolog, wirken auf die Funktion des Chors ein und entfalten sich vollends in der Handlungsführung.

Der Prolog von A, wie er in A 3 vorliegt, ist das Ergebnis reiflicher Überlegung. Die Wahl einer geeigneten Prologfigur machte offenbar Mühe. Zuerst dachte Milton an den Erzengel Michael (A 1). Dann wurde er schwankend, setzte Divine Wisdom versuchsweise als Alternative neben Michael und entschied sich schließlich für Moses (A 2 und 3). Moses steht in keiner unmittelbaren Beziehung zur Handlung. Er empfahl sich als Prologfigur in seiner Eigenschaft als Verfasser der Genesis und damit als göttlich sanktionierter Gewährsmann für ein Geschehen am Anfang der Menschheitsgeschichte, das sich ohne historische Zeugen zutrug¹⁾. Neben der legitimierenden Funktion hatte er jedoch eine zweite, wichtigere Aufgabe. Er sollte die Zuschauer auf eine technische Eigentümlichkeit des Dramas vorbereiten, nämlich auf das ungewöhnlich späte Auftreten der Hauptpersonen. Adam und Eva erscheinen in A

¹⁾ In seiner Eigenschaft als literarischer Gewährsmann ist Moses mit Gower, dem Prologgeist von Shakespeares *Pericles*, verwandt. Allerdings legt Milton Wert darauf, Moses nicht als Geist erscheinen zu lassen, und unternimmt deshalb eine rationale Erklärung der Konservierung seines Körpers.

erst nach dem Sündenfall, d. h. erst im vierten Akt, auf der Bühne. Vielleicht hielt Milton es für unpassend, einem Erzengel oder einem Attribut der Gottheit (Divine Wisdome) einen solchen Auftrag zuzumuten. Moses erklärt die Verzögerung und begründet sie theologisch, indem er das Publikum darauf hinweist, daß der gefallene Mensch nicht fähig sei, Adam im Stande der Unschuld zu erblicken. Was Milton von einer Bühnenrepräsentation des ersten Menschenpaares im Urstande abhielt, war also nicht ein ästhetisches Bedenken angesichts von Genesis 2, 25, sondern ein sehr viel tiefer greifendes Dilemma, das der Geschichte anhing und ihm noch im Epos zu schaffen machte. Der Sündenfall ist die Wasserscheide menschlicher Erfahrung. Der gefallene Mensch sieht und begreift nur die ihm zugewandte Seite, den gefallenen Adam. Das Paradoxe der Geschichte liegt jedoch darin, daß Adam sowohl als der Mensch schlechthin erscheint, in dessen Fall jeder menschliche Sündenfall typenhaft vorweggenommen ist, als auch als der einzige Mensch, dessen Fall unter grundsätzlich anderen Bedingungen erfolgte als die, unter denen seit jenem Ereignis die gefallene Menschennatur versucht wird, wodurch eine psychologische Motivierung des Sündenfalles von der Psychologie des gefallen Menschen her hinfällig wird. In A ist Milton, wie mir scheint, an dieser paradoxen Situation gescheitert. Er sah in Adams Fall den Archetypus aller menschlichen Sündenfälle. Damit wurde Adam zur Jedermannsgestalt, zum Repräsentanten des *genus humanum* im Stile des spätmittelalterlichen Moralitätendramas. Dem entspricht die Struktur von A, die, wie Robert L. Ramsay nachwies¹⁾, einem der häufigsten Schemata des Moralitätendramas folgt:

Akt 2 — Stadium der Unschuld,

Akt 3 — Stadium der Versuchung,

Akt 4 — Leben in der Sünde.

Umrahmt wird der Vorgang von zwei weiteren Themen aus der Erbschaft des mittelalterlichen Dramas, die ihn in Beziehung zum göttlichen Heilsplan setzen:

¹⁾ Morality Themes in Milton's Poetry, Stud. Phil. 15, 1918, vor allem S. 149. Leider unterscheidet Ramsay nicht zwischen der Gruppe A und dem Entwurf B. Seine Beobachtungen gelten uneingeschränkt nur für A.

Akt 1 — Streitgespräch der Gottestöchter,

Akt 5 — Nahen des Todes.

Ein solcher Aufbau machte die Versuchung zum Mittelpunkt des Dramas. Da Milton aber dem Zuschauer den unmittelbaren Zugang zu diesem Ereignis wie auch zu dem vorangehenden Stadium der Unschuld verwehren zu müssen glaubte, sah er sich gezwungen, mehr als die Hälfte des Stückes durch Gespräche allegorischer Gestalten zu bestreiten. Die theologische Sauberkeit mag dadurch gewahrt sein. Aber Moses' Erklärung beseitigt nicht den schweren Mangel an bühnergemässer Realisation der Handlung, der A infolgedessen anhafte. Eine Lösung des Problems konnte nur in der Weise erfolgen, daß der Dichter den Schwerpunkt des Geschehens nach der dem Zuschauer zugekehrten Seite des Sündenfalles hin verlagerte und statt Adams Fall den gefallenen Adam zu seinem eigentlichen Thema machte. Wie dies in B geschah, gehört in den letzten Teil der Untersuchung. Daß es geschah, bildet die Voraussetzung für den völlig anders gearteten Prolog von B.

Der Prolog von B ist ein Zusatz, den Milton zwischen den ursprünglichen Titel (Adams Banishment) und den ursprünglichen Beginn der Tragödie (First the Chorus shewing the reason of his coming . . .) einzwängte. Ob er zunächst auf einen Prolog hatte verzichten wollen oder die Prologfrage nur vorläufig zurückstellte, wissen wir nicht. Die Art, wie er Gabriel im ersten Akt einführt, läßt vermuten, daß er jedenfalls an ihn als Prologsprecher nicht gedacht hatte. Scheinbar bedeutet die nachträgliche Wahl des Erzengels für den Prolog von B eine Rückkehr zu dem alten Plan von A 1. Ob tatsächlich eine Verwandtschaft zwischen A 1 und B in dieser Hinsicht vorliegt, ist jedoch schwer zu entscheiden. Die skeletthafte Personenliste von A 1 verrät nicht, ob Milton beabsichtigte, Michael auch an der Handlung zu beteiligen. Für B dagegen ist es charakteristisch, daß ein Handlungsträger den Prolog spricht. Wenn es zu den Aufgaben der Prologfigur gehörte, als Bindeglied zwischen dem Zuschauer und einem Bühnengeschehen zu dienen, das in seiner fernen, fremd-vertrauten Erhabenheit Abstand heischte, so konnte Moses diese Vermittlerrolle nur insoweit erfüllen, als er an die Ereignisse

heranführte und den Vorhang lüftete. Die Bühne selbst betrat er nicht. Gabriel besaß demgegenüber den Vorzug, daß er sowohl *dramatis persona* als auch lebendige Gegenwart war. In seiner angelischen Natur war die zeitliche Kluft zwischen dem Geschehen am Anfang der Menschheitsgeschichte und der historischen Situation des Zuschauers existentiell aufgehoben. Gabriel brauchte nicht, wie Moses, seine Anwesenheit mühsam zu begründen. Er brauchte auch nicht das späte Auftreten Adams und Evas zu entschuldigen, denn die veränderte Struktur des Dramas hatte diesen Anstoß beseitigt. Damit war Milton frei, einen neuen Prolog für Gabriel zu entwerfen. Er fiel sehr viel schlichter aus als Moses' schwerfälliger Prolog. Gabriel berichtet von seiner Boten- und Mittlerrolle zwischen Himmel und Erde und schildert das Paradies. Die Verbindung dieser beiden Themen erinnert an den Prolog des Comus in der Fassung von 1634, bevor Milton das Paradiesesthema in den Epilog des Stückes verwies¹. Die Ähnlichkeit mag durch die verwandte Rolle, die der Attendant Spirit in Comus und der Engel Gabriel in B spielen, bedingt sein. Strukturell wichtiger ist noch eine weitere Parallele zwischen den beiden Prologen. Die Regieanweisung zum Comus-Prolog lautet: *The Attendant Spirit descends or enters*. In B heißt es: *The angel Gabriel, either descending or entering . . .* Das ist durchaus nicht die übliche Art die Bühne zu betreten. Das englische Drama der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts kannte keine Bühnenmaschinerie, die ein Herabschweben ermöglichte. Nur in der

¹) Für die Boten- und Mittlerrolle vgl. Comus 1—17 und 78—82. Die Beschreibung des Paradieses, seit dem ersten Druck von 1637 im Epilog 980—1005, hatte im Trinity Ms. von 1634 ihren Platz in den Eingangsversen:

*Before the starrie threshold of Joves Court
My mansion is, where those immortal shapes
Of bright aereall spirits live insphear'd
In regions mild of calme and serene aire,
Admidst th'Hesperian gardens, on whose bancks
Bedew'd with nectar and celestiall songs,
Aeternall roses grow, and hyacinth,
And fruits of golden rind, on whose faire tree
The scalie-harnest dragon ever keeps
His uninchanted eye.*

Masque und der später als *opera* bezeichneten Form des musikalischen Dramas fand ein derartig komplizierter technischer Apparat Verwendung. Daß die Frühform des italienischen *dramma per musica* auf Comus einwirkte, darf als gesichert gelten¹. Die Gleichartigkeit der beiden Regiebemerkungen deutet darauf hin, daß Milton in B zum mindesten mit dem Gedanken spielte, sein Drama vom Sündenfall im modernen italienischen Stil zu inszenieren.

Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man die verschiedenartigen Funktionen des Chors in A und B miteinander vergleicht. Für Milton waren A und B Tragödienentwürfe, wie sich aus der Bezeichnung *Other Tragedies* ergibt, mit der drei weitere Eintragungen auf der Manuskriptseite, die A 1—3 enthält, überschrieben sind. Zu Beginn der vierziger Jahre unterschied er zwischen zwei Formen der Tragödie, der antiken Tragödie nach dem Muster des Sophokles und Euripides und der biblischen Tragödie nach dem Muster der Offenbarung des Johannes. Der Heidelberger Theologe David Pareus hatte in seinem Bibelkommentar auf die dramatische Qualität der Apokalypse hingewiesen und sie als eine Tragödie interpretiert, deren szenische Gliederung durch einen siebenfältigen Engelchor erfolgte. Auf Milton machte diese Interpretation nachhaltigen Eindruck, wie die Vorrede zum zweiten Buch von *The Reason of Church Government* (1642) und der erneute Hinweis auf Pareus im Vorwort zu *Samson Agonistes* erkennen lassen². In A nun folgte er hinsichtlich des Chors dem biblischen Beispiel, wie der biblische Stoff es ihm nahelegte. Chorlieder bildeten die Einschnitte zwischen den Akten. Sie dienten dem Schmuck und der festlichen Erhöhung wie Pareus' Engelchöre aus der Apokalypse. Milton mit seinem ausge-

¹) Vgl. Gretchen L. Finney, *Comus, Dramma per Musica*, Stud. Phil. 37, 1940.

²) Vgl. Columbia Bd. 3, S. 238: . . . *the Apocalyps of Saint John is the majestick image of a high and stately Tragedy, shutting up und intermingling her solemn Scenes and Acts with a sevenfold Chorus of halleluja's and harping symphonies: and this my opinion the grave authority of Pareus commenting that booke is sufficient to confirm.* — Die entsprechende Stelle im Vorwort zu *Samson Agonistes* Columbia Bd. 1, S. 332.

prägten Empfinden für die rituellen Elemente des ernstesten Dramas fand darin eine ihm gemäße Ausdrucksform. Dies gilt vornehmlich von den hymnenhaften Chorliedern der ersten beiden Akte. Der feierliche Charakter tritt im weiteren Verlauf des Dramas zurück und macht einer stärkeren Anteilnahme am menschlichen Geschehen Platz, die sich als Furcht und Mitleid kundtut; vgl. Akt 3: *Chorus fears for Adam*, Akt 4: *Chorus bewails Adam*. Nirgends greift jedoch der Chor in die Handlung ein oder wendet sich unmittelbar an einen der Akteure. Seine Lieder sind Zwischenaktsmusik, nur dem Zuschauer vernehmbar.

In B dagegen wird der Chor zu einem organischen Glied des Ganzen. Seine Rolle hat sich gegenüber A auffallend erweitert. Milton hat ihm ein Einzugslied zugeteilt, läßt ihn zweimal Auskunft heischend im Dialog Verwendung finden (Akt 1 und 3) und zweimal aktiv in die Handlung eingreifen (Akt 2 und 4). Damit verwandelt sich der dekorative, aber stereotype Chor applaudierender Engel aus A in einen integrierenden Bestandteil der Tragödie nach griechischem Muster und italienischem Vorbild. Besonders deutlich wird der Wandel gleich zu Eingang des Stückes erkennbar. In A erübrigte sich ein Einzugslied, weil der Chor in seiner Vorhangfunktion erst am Aktschluß benötigt wurde. In B dagegen findet man Prolog, Parodos und anschließend ein Gespräch zwischen Chor und Prologsprecher, das mit dem ersten Stasimon endet. Diese Struktur ist typisch für *Samson Agonistes*. Darum darf man Miltons Selbstzeugnis in der Vorrede zu *Samson Agonistes* unbedenklich für B in Anspruch nehmen: . . . *Chorus is here introduc'd after the Greek manner, not antient only but modern, and still in use among the Italians. In the modelling therefore of this Poem, with good reason, the Antients and Italians are rather follow'd, as of much more authority and fame.* Die Ähnlichkeit der Expositionen betrifft nicht nur den Bau, sondern auch den Inhalt. B steht in dieser Beziehung *Samson* erheblich näher als irgendeinem der gleichzeitigen Entwürfe des Cambridge Ms., von denen Abram from Morea, Sodom und Baptistes¹⁾ für einen Vergleich in Frage kommen. In B wie später in *Samson* ist der Prolog einer der Personen des

¹⁾ Columbia Bd. 18, S. 232f., S. 233f. und S. 239f.

Stückes in den Mund gelegt¹⁾. Danach zieht in beiden Dramen der Chor auf der Suche nach dem Helden ein²⁾. Er trifft auf den Prologsprecher, stellt Fragen nach der Vorgeschichte des Helden und erhält ausführlich Auskunft³⁾. Da in Samson Prologsprecher und Held identisch sind, in B dagegen nicht, ist die Analogie ein wenig verdeckt. In allen wesentlichen Punkten stimmen jedoch die beiden Expositionen miteinander überein.

Miltons Äußerungen über den formalen Bau eines Dramas sind nicht zahlreich. In der Vorrede zu Samson Agonistes begnügte er sich mit dem horazischen *neve minor neu sit quinto productior actu fabula* und schrieb: *It suffices if the whole Drama be found not produc't beyond the fift Act*. Auf eine Akteinteilung verzichtete er, da Samson nicht für die Bühne bestimmt war. Von den Entwürfen des Cambridge Ms. sind A 3 und B die einzigen, die er aktweise gliederte. Dagegen widmete er der Struktur der Handlung größere Aufmerksamkeit. Zweimal begegnet der Begriff *epitasis* in der Handschrift⁴⁾, ein Zeichen, daß Milton in der Terminologie nicht des Aristoteles, sondern der Terenzkommentatoren dachte, wie man es ihn in St. Paul's gelehrt hatte⁵⁾. Im Anschluß an Donat zerlegte die Schulpraxis die Handlung eines Dramas, sei es Komödie oder Tragödie, in drei Phasen: *protasis*, *epitasis* und *catastrophe*. Scaliger differenzierte noch weiter, indem er von der *epitasis* eine *catastasis* abzweigte, die den Höhepunkt der *epitasis* ausmachte. Seine Definition der vier

¹⁾ Ebenso im Abram; in Sodom fehlt der Prolog; in Baptistes tritt ein Prologeist im Stile Senecas auf.

²⁾ In Abram fehlt die Parodos; in Sodom übernimmt der erste Chor die Prologfunktion; Baptistes hat keinen Chor.

³⁾ In diesem Punkte ist nur Abram vergleichbar. B und Samson stimmen im Gegensatz zu Abram darin überein, daß beide im ersten Akt noch keine Andeutung einer drohenden Verwicklung geben, während Abram in diesem Punkte den Forderungen von Davenants Dramaschema entspricht.

⁴⁾ Columbia, Bd. 18, S. 235 und 237.

⁵⁾ Zur Geschichte der Strukturanalyse des Dramas von der Spätantike bis zur Renaissance vgl. T. W. Baldwin, *Shakspeare's Five-Act Structure*, 1947, passim.

Begriffe wurde im Laufe des 17. Jahrhunderts auch in England so sehr zum Allgemeinbesitz der Gebildeten, daß Dryden sie im *Essay of Dramatick Poesie* mit Aristoteles verwechseln konnte¹⁾. Milton interessierte von den genannten Handlungsphasen am stärksten die *epitasis*, wie man immer wieder bei der Lektüre der Dramenprojekte beobachten kann. In dem Entwurf *Moabitides or Phineas* begann er mit einer ausführlichen Skizze der *epitasis*. Die *catastrophe* ist mit einem Satze abgetan, die *protasis* fehlt ganz²⁾. Ähnlich ist es in *Abias Thersaeus*³⁾. Die *epitasis* steht wiederum an der Spitze, die *protasis* ist nachgetragen, die *catastrophe* fehlt. In anderen Fällen folgt Milton in der Niederschrift dem Verlauf der Handlung und merkt gelegentlich Alternativmöglichkeiten an. Sie betreffen fast ausnahmslos die *protasis* oder die *catastrophe*; die *epitasis* steht fest. Eigentümlich wirkt der kurze Entwurf zu Christus patiens⁴⁾. Die Handlung konzentriert sich auf Gethsemane, während die Kreuzigung durch Bericht gegeben werden soll. Daß die *epitasis* in Gethsemane liegt, hat zwei-fellos innere Gründe; daß es jedoch wiederum die *epitasis* ist, die zur dichterischen Gestaltung lockte (*his agony may receave noble expressions*), während die *catastrophe* undramatisch ausfällt und die *protasis* unerwähnt bleibt, gehört in die allgemeine Richtung.

¹⁾ Scaligers Definition lautet: *Protasis est in qua proponitur et narratur summa rei sine declaratione exitus . . . Epitasis in qua turbae aut excitantur aut intenduntur* (im Sinne von intensiviert). *Catastasis est vigor ac status fabulae, in qua res miscetur in ea fortunae tempestate in quam subducta est. Catastrophe, conversio negotii exagitati in tranquillitatem non expectatam* (Poet. I, 9 — zitiert nach Kers Anmerkung zu Drydens Paraphrase im *Essay of Dramatick Poesie*, *Essays of John Dryden*, 1926, Bd. 1, S. 294). — Milton kannte Scaligers Poetik, unterschied aber nicht terminologisch zwischen *epitasis* und *catastasis*.

²⁾ Vgl. *Columbia* Bd. 18, S. 235: *The Epitasis wherof may lie in the contention first between the father of Zimri and Eleazer whether he to have slain his son without law. next the Embassadors of the Moabitides expostulating about Cosby a stranger and a noble woman slain by Phineas. it may be argu'd about reformation and punishment illegal and as it were by tumult after all arguments driven home then the word of the Lord may be brought acquitting and approving Phineas.*

³⁾ Ebendort S. 237.

⁴⁾ Ebendort S. 240.

Milton stellt nirgends eine Korrelation zwischen Handlungsstruktur und Akteinteilung her; aber seine Praxis entspricht dem Gebrauch der Zeit, die folgendermaßen zu harmonisieren pflegte:

protasis — Akt 1 und 2

epitasis — Akt 3 und 4

catastrophe — Akt 5.

Damit fiel das Schwergewicht auf die Akte 1, 3 und 5. Bei Miltons besonderem Interesse für die *epitasis* liegt es auf Akt 3 und 4¹⁾. Für den Vergleich der dramatischen Struktur von A und B sind diese Beobachtungen insofern wichtig, als sie vor einer falschen Bewertung der Unterschiede warnen sollen. Die augenfälligen Abweichungen betreffen die *protasis*: die beiden ersten Akte von A haben mit dem ersten Akt von B so gut wie nichts gemein. Demgegenüber erscheinen die Differenzen in der *epitasis* geringfügig: B schiebt einen handlungsarmen, kurzen Akt vor die *catastrophe*. Die wirkliche Bedeutung der Änderungen ist jedoch dem Augenschein entgegengesetzt. Varianten in der *protasis* sind für Milton verhältnismäßig belanglos, während die Veränderung der *epitasis* das Drama völlig umgestaltet. Ich behandle deshalb die *protasis* von A und B möglichst kurz.

In A besteht der erste Akt aus einem Gespräch der allegorischen Gestalten *Justice*, *Mercie* und *Wisdom* über das Schicksal des Menschen, falls dieser sündenfällig würde. Ramsay erkannte darin das Moralitätenthema von Streit und Versöhnung der Gottestöchter, wie es sich aus Psalm 84, 11 entwickelt hatte: *Misericordia et veritas obviaverunt sibi, justitia et pax osculatae sunt*²⁾. Miltons Vertrautheit mit dem Thema läßt sich aus den frühen Gedichten, besonders aus *On the Morning of Christ's Nativity* belegen. Seine unmittel-

¹⁾ Daß die *epitasis* für Milton mit dem dritten Akt beginnt, ergibt sich mittelbar aus Abias Thersaeus, wo die *protasis* zwei Akte füllt, wie durch Personen- und Ortswechsel ersichtlich wird; ebenso aus Moabitides, wo vom Beginn der *epitasis* bis zum Schluß des Dramas drei Akte zu zählen sind, die jeweils durch zeitliche Partikeln (*first . . . next . . . then*) eingeleitet werden.

²⁾ *Morality Themes in Milton's Poetry*, a. a. O., S. 131 f.; daselbst eine ausführliche Version der Geschichte nach einer Predigt Bernhards von Clairvaux.

bare Inspirationsquelle für A mag der erste Teil von Giles Fletchers christlichem Epos *Christ's Victorie and Triumph in Heaven and Earth* gewesen sein. Für den dramatischen Gebrauch reduzierte Milton die Zahl der Gottestöchter von vier auf zwei, die ihren Streit vor Christus (*Wisdome*) austragen, — eine Beschränkung der Personenzahl im Sinne des horazischen *nec quarta loqui persona laboret*. Ungewöhnlich ist der Zeitpunkt, den Milton für den Disput wählte. Traditionsgemäß fand das Streitgespräch nach dem Sündenfall statt. Es eignete sich daher entweder als Abschluß einer Tragödie vom Verlust des Paradieses oder als Auftakt zu einem Drama von Christi Menschwerdung. Milton verlegte es in A jedoch vor den Sündenfall und benutzte es als *protasis* zu seinem Drama vom Verlust des Paradieses. Die Vorwegnahme ist theologisch verständlich, insofern sie die antizipierende Gnade Gottes verdeutlichen soll, wie der Dichter sie später im dritten Buch des Epos ohne allegorische Verbrämung vorwegnehmend demonstrierte. Doch ist die Situation in A nicht die gleiche wie im Epos. Das Epos stellt den Sündenfall als ein kosmisches Ereignis von gewaltigen Ausmaßen dar, dem ein Vorspiel in Hölle und Himmel vorangeht. In A mit seinem ungleich kleineren Aktionsradius wirkt das vorweggenommene Streitgespräch als ein Mißgriff. Es fehlt das auslösende Moment und damit jede Motivierung für die Debatte, denn Satans Anschlag erfolgt erst im dritten Akt. Vor allem aber verminderte eine derartige Antizipation des Ausgangs die innere Spannung und verstieß gegen eine der Grundregeln dramatischer Struktur¹⁾. Kein Wunder, daß Milton in B die Episode fallen ließ.

Das Verständnis des dritten Aktes von A wird dadurch erschwert, daß der Dichter nur die auftretenden Personen, *Heavenly love* und *Evening starre*, nennt. Ihre Funktion verschweigt er. Die einzige weitere Angabe betrifft das Chorlied: *Chorus sing the marriage song and describe Paradise*. Vielleicht hatte Milton Eile, zur *epitasis* zu gelangen, der sein eigentliches Interesse galt; oder aber die Personenbezeichnungen waren für ihn so eindeutig, daß nähere Angaben sich erübrigten. Jedenfalls sind sie für uns der einzige Schlüssel zum Ver-

¹⁾ Vgl. Scaligers Definition der *protasis*, s. S. 183, Anm. 1: *Protasis est in qua proponitur et narratur summa rei sine declaratione exitus*.

ständnis des Aktes. In der Zusammenstellung *Heavenly love, Evening starre* mit anschließendem *mariage song* soll *Evening starre* offenbar die irdische Liebe bedeuten, und zwar die irdische Liebe vor dem Sündenfall. Wichtig erscheint mir dabei die Wahl des Namens Hesperus für den Abendstern (A 2), denn unter den mancherlei Namen des Planeten deutet allein dieser auf das Paradies. Wir kennen Hesperus und die Hesperiden, die hesperischen Gärten und den Baum mit den goldenen Früchten aus der Bilderwelt des Comus. Dort besitzen sie symbolhafte Bedeutung und stehen in enger Verbindung mit dem Thema des Maskenspiels, dem Konflikt zwischen Keuschheit (*Chastity*) und Begehrlichkeit (*Incontinence*). Die goldenen Früchte der Hesperiden, welche der Drache eifersüchtig vor jedem Zugriff bewacht, gelten als Symbol von *Chastity* (Comus 392—396). Die hesperischen Gärten bezeichnen im Verein mit ähnlichen mythologischen Vorstellungen das irdische Paradies¹⁾. Milton versteht unter *Chastity* Reinheit sowohl im Sinne der Jungfräulichkeit als auch im Sinne der unbefleckten ehelichen Liebe. Es ist dieser zweite Aspekt, den der Schutzgeist im Epilog des Comus zu einer Vision der Seligkeit steigert, die er an einen Ort verlegt, wo das irdische und das himmlische Paradies einander begegnen. Die Gärten des Hesperus, die elysischen Gefilde, der Adonisgarten, werden übergänzt von der Erscheinung des *Celestial Cupid* (Christi), der die Seele nach ihrer mühevollen Erdenwanderung in die Arme schließt. In A nun repräsentiert *Hesperus the Evening starre*, wie mir scheint, den Gesamtkomplex einer paradiesischen *Chastity*. Der gefallene Mensch, an den sich der Comus-Epilog wendet, vermag nur mit Hilfe der Gnade zu ihr emporzuklimmen; dem ersten Menschenpaar vor dem Fall war sie jedoch anerschaffen. Die Übertragung der Thematik des Comus auf die *protasis* von A kann kaum etwas anderes bedeuten, als daß Milton ursprünglich den Sündenfall in die Perspektive eines Konfliktes zwischen

¹⁾ Comus 975—1005 und Prolog von 1634, s. oben S. 179, Anm. 1. Für die Beziehungen zwischen Paradiesesvorstellung und Thematik des Comus vgl. E. M. W. Tillyard, *The Action of Comus*, *Studies in Milton*, 1951, S. 82ff.; seiner Interpretation des Epilogs kann ich mich nicht anschließen.

Chastity und *Incontinence* rückte, ihn also ähnlich interpretierte wie Greenlaw nicht ohne Gewalttätigkeit das spätere Epos¹. Erst langsam machte Milton sich von der Problematik des Comus frei.

Es folgt die *epitasis*. Akt 3 und 4 sind eng miteinander verbunden und stellen gemeinsam den Sündenfall dar. Er bildet das Kernstück von A. Milton zerlegt ihn in zwei Phasen:

Akt 3: *Lucifer contriving Adams ruine* — Ursache,

Akt 4: *Adam, Eve, fallen* — Wirkung.

Der eigentliche Akt des Sündenfalles erscheint nicht auf der Bühne. Dieses seltsame Verfahren bedarf der Erklärung. Technisch läßt es sich damit begründen, daß Milton bei einer Darstellung der Versuchung mit einer doppelten Schwierigkeit zu kämpfen hatte. Die sprechende Schlange aus dem Genesisbericht war nicht bühnenfähig, jedenfalls nicht im ernstesten Drama. Ferner hatte er theologische Bedenken, Adam und Eva im Stande der Unschuld vorzuführen. Dieser Verzicht schloß eine psychologische Motivierung des Sündenfalles vom Menschen her aus. Wichtiger jedoch als eine technische Erklärung ist die innere Begründung für Miltons Darstellungsweise. In A erscheint Adam als Objekt des Sündenfalles. Er selbst bleibt völlig passiv. Milton ist weit davon entfernt, ihn in einer Entscheidungssituation darzustellen. Das Problem der Willensfreiheit, im Epos unauflöslich mit der Schuldfrage verbunden, wird in A nicht berührt²). Adams Schicksal fällt Adam von außen her an. Wollte man die *epitasis* von A im Melanchthonschen Sinne als *epitasis periculi* interpretieren, so bedeutet Akt 3 die Bedrohung Adams durch Lucifers Anschlag, Akt 4 die Bedrohung Adams durch Gottes Strafgericht, wobei die zweite Phase der *epitasis* kausal von der ersten abhängt und das Gefahrenmoment steigert. Die *catastrophe* entspricht dann der früher gegebenen Definition als *conversio negotii exagitati in tranquillitatem non expectatam*, indem der fünfte Akt die erwartete Todesstrafe unerwartet abwendet.

¹) Edwin Greenlaw, „A Better Teacher than Aquinas“, Stud. Phil. 14, 1917.

²) Jedenfalls nicht im Zusammenhang der Handlung. Ob es im ersten Akt zur Sprache kommen sollte, ist ungewiß.

Die Bühnenwirksamkeit des geplanten Dramas leidet unter dieser Sicht. Infolge der Aufspaltung des Sündenfalles in Ursache und Wirkung erhält Lucifer den dritten Akt für sich allein — ein gewagtes Unterfangen, wenn man es von den Gegebenheiten der Bühne her betrachtet. Seine Rolle beschränkt sich in A auf diesen einen Akt und scheint rein instrumental gedacht zu sein. Er ist das Werkzeug des Sündenfalles, die *causa instrumentalis* nach Miltons Logik. Nichts deutet darauf hin, daß er heroische oder pathetische Züge tragen sollte. Versucht man, aus den kärglichen Angaben von A eine Charakteristik Lucifers zusammenzustellen, so lauten seine Attribute böse (*contriving Adams ruine*) und gefährlich (*Chorus feares for Adam*). Beide zeigen ihn in Beziehung zum Menschen. Wenn der Chor die Geschichte von Rebellion und Engelsturz nachträgt, berührt er Lucifers Beziehung zu Gott. Jedoch fehlt in A jedes Interesse an der Individualität Satans, wie es später im Epos so augenfällig in Erscheinung tritt. — Akt 4 stellt den gefallenen Menschen (Adam und Eva) dar, wie *Conscience* ihn vor Gottes Richterstuhl ruft. Man darf *Conscience* an dieser Stelle nicht im moralischen Sinne verstehen. Milton meint jenen tiefen Einbruch bis in die Wurzeln der Leiblichkeit des Menschen, den die Genesis als Scham und Verstörung ausdrückt. Sittliches Schuldgefühl oder gar Reue werden zwischen Fall und Gericht nicht wirksam. Später unterschied Milton genauer zwischen innerer Verstörung und richterlichem Anruf¹⁾.

Der Schlußakt von A zieht das Fazit des Sündenfalles, wie es sich in den Gegebenheiten des menschlichen Lebens ausprägt. Man fühlt sich an die aitiologische Betrachtungsweise des Verfassers von Genesis 3 erinnert, wenn Milton die Übel dieser Welt — *labour* (Gen. 3, 17), *grief*, *sickness* (Gen. 3, 16) und *hatred* (Gen. 3, 15) usw. — in feierlicher Prozession an Adam vorüberziehen läßt. Sie bleiben stumm, weil die Zahl der sprechenden Personen auf offener Bühne beschränkt ist. Ein Anflug tragischer Ironie wird spürbar, wenn Adam die stummen Gäste benennt, wie er einst auf Gottes Geheiß die Geschöpfe dieser Erde benannt hatte, zum Zeichen, daß sie von nun an zu seinem unveräußerlichen Besitz und zum Erb-

¹⁾ Vgl. unten S. 195f.

teil seiner Nachfahren gehören. Die wichtigste Gestalt in der unheimlichen Prozession ist der Tod. Dem biblischen Sprachgebrauch gemäß galt er Milton als der Inbegriff für alles, was den Menschen dem Untergang entgentreibt. In diesem umfassenden Sinne ist er die Strafe für den Sündenfall, obgleich Adam und Eva nicht unmittelbar sterben¹⁾. So wurde aus dem Katalog der Übel dieser Welt, den Milton auf Grund von Genesis 3 zusammenstellte und später in *De Doctrina* wiederholte, der düstere Maskenzug von A, den der Tod beschließt. Seine zahlenmäßige Stärke nimmt von A 1 bis A 3 stetig zu und läßt es zweifelhaft erscheinen, ob es dem Dichter gelungen wäre, in dieser Fassung des Dramas die tröstliche Schlußnote glaubhaft zu machen, die er im Erscheinen von *faith*, *hope* und *charity* auszudrücken versucht. Die himmlischen Tugenden, Trost und Belehrung spendend, wirken hoffnungslos abstrakt und abgeblaßt gegenüber der stummen Eindringlichkeit des Totentanzes. Es ist eine *catastrophe* ohne Gnade und Verheißung (*Mercy promising the Messiah* erscheint erst in B) wie in Grotius' *Adamus Exul*. Die himmlische Trias der Tugenden war keineswegs geeignet, das tragische Gleichgewicht am Ausgang von A in der Weise herzustellen, daß aus menschlicher Schuld und göttlicher Gnade das Paradox der *felix culpa* erwuchs.

In B erhält die Geschichte des Sündenfalles eine neue Orientierung. Die *protasis* wird ent-allegorisiert. Die beiden ersten Akte machen den Zuschauer mit den Hauptfiguren, dem aufrührerischen Engel und dem neugeschaffenen Menschen, vertraut und leiten die Handlung ein. Das Erste geschieht durch Bericht in Akt 1, das Zweite durch Rede und Handlung in Akt 2. In beiden Fällen wird der aktivierte Chor als echter Mitspieler einer Einzelperson gegenübergestellt, in Akt 1 dem Engel Gabriel im freundlichen, in Akt 2 Lucifer im feindlichen Sinne. Dadurch gewinnt die *protasis* von B eine Geschlossenheit und Einheitlichkeit, die A vermissen ließ. Die tiefstgreifende Veränderung liegt jedoch darin, daß Milton Lucifers Anschlag aus der *epitasis* in die *protasis* ver-

¹⁾ Vgl. *De Doctrina Christiana*, Columbia Bd. 15, S. 202.

legte. Er wurde so zum auslösenden Moment der Handlung, gehört aber nicht mehr der Handlung selbst an. Was in A die erste Phase des in zwei Aspekte zerlegten zentralen Geschehens, des Sündenfalles, bedeutete, wird in B zu einem Teil der Vorgeschichte, während die zweite Phase, äußerlich fast unverändert, in eine engere Beziehung zu den Folgeakten tritt und mit ihnen gemeinsam das innere Drama bildet, das B grundsätzlich von A unterscheidet.

Bühnenmäßig zeigt der zweite Akt von B insofern einen Fortschritt gegenüber A, als die Ungeschicklichkeit des aktfüllenden Lucifer-Monologes beseitigt ist. Das Selbstgespräch von A geht in B in Dialog und Handlung über. Lucifer erhält im Chor einen Partner, und da der Partner zugleich Gegner ist, erreicht der Akt eine Spannung, die A entbehrte. Eine psychologische Motivierung des Sündenfalles vom Menschen her sieht auch B nicht vor, wohl aber eine psychologische Motivierung der Versuchung von der Person des Versuchers her. Schmerz und Rachsucht erscheinen als Triebkräfte von Lucifers Handeln (*Lucifer appears after his overthrow, bemoans himself, seeks revenge on man*). Damit erhält seine Gestalt einen Eigenwert und eine Eigenexistenz, die ihr in A abging. Zugleich erweitert Milton die Charakteristik um ein neues, wichtiges Attribut. Lucifer ist unglücklich, er beklagt sein Schicksal. Offenbar kam es dem Dichter darauf an, die pathetische Figur des gefallenen Erzengels dem Bewußtsein des Zuschauers einzuprägen, noch bevor er seine Beziehung zum menschlichen Geschehen aufdeckt. Man glaubt zu spüren, wie die Gestalt Lucifers aus ihrer rein instrumentalen Funktion in A herauswächst, um als selbständige Studie des Gefallenseins dem inneren Drama des gefallen Menschen als Folie zu dienen. Dies allein aus der knappen Angabe *Lucifer bemoans himself* herauslesen zu wollen, wäre allzu kühn, hätte der zweite Akt von B nicht eine auffallende Ähnlichkeit mit dem vierten Buch des Epos und hätten wir nicht Edward Phillips' Zeugnis dafür, daß die Anfangsverse des Satansmonologs beim Anblick Edens, *Paradise Lost* IV, 32ff., ursprünglich für den Anfang einer Tragödie bestimmt gewesen seien. Es scheint mir nicht nötig, die Mitteilung von Miltons Neffen und Hausgenossen auf einen fünften, nicht erhaltenen

und nicht bezugten Dramenentwurf zu beziehen¹. Der Charakter Lucifers in B und der Gesamttenor des Monologs des Epos stimmen miteinander überein. Der Monolog gibt erschütternd Zeugnis von der Selbsterkenntnis Lucifers *after his overthrow*. Er enthält die Klage des gefallenen Erzengels über seinen Fall, der dem Fall des Menschen vorausgeht. Was ihn jedoch als besonders geeignet für die *protasis* von B erscheinen läßt, ist die Entscheidungssituation, in die Lucifer sich nach seinem Fall gestellt sieht. Als gefallenes und im Gericht befindliches Geschöpf hat er die Wahl zwischen Buße und Auflehnung. Es ist die gleiche Entscheidungssituation, in die der Mensch in der *epitasis* von B versetzt wird. So dient der Lucifer-Monolog nicht nur zur Einleitung der Handlung, sondern unterstreicht in kontrastierender Analogie das Hauptthema des Dramas.

Auf den Monolog folgt Handlung, die in A nicht vorgesehen war, wohl aber im Epos wiederkehrt². Der Chor, die Engelwacht des Paradieses, setzt Lucifers Einbruch Wider-

¹) Der Text lautet: *This Subject was first designed a Tragedy, and in the Fourth Book of the Poem there are Ten Verses, which several Years before the Poem was begun, were shewn to me, and some others, as designed for the very beginning of the said Tragedy.* — Aubrey präzisiert Phillips' Zeitangabe mit *about 15 or 16 yeares before ever his Poem was thought of*; vgl. Columbia Bd. 18, S. 536 und 537. Das Hauptargument für die Annahme eines fünften Entwurfes ist der Widerspruch zwischen Phillips' Behauptung, der Satansmonolog aus PL IV, 32—41 sei *for the very beginning of the said Tragedy* bestimmt gewesen, und der Tatsache, daß keiner der erhaltenen Entwürfe mit Lucifers Auftreten beginnt; vgl. Grant McColley, *Milton's Lost Tragedy*, Phil. Quarterly 18, 1939, und Allan H. Gilbert, *On the Composition of Paradise Lost*, Chapel Hill 1947, S. 16ff. Das Argument erscheint mir nur dann als zwingend, wenn man Phillips' Gedächtnis als untrüglich ansieht und außerdem, wie Gilbert es tut, *the very beginning* auf den Prolog einengt, wozu keine Notwendigkeit vorliegt. Mir erscheint es durchaus möglich, Phillips' Worte wie bisher auf B zu beziehen. Die Klage Lucifers am Anfang des zweiten Aktes bedeutet den Beginn der Handlung, während Akt I nur der Exposition diene, und darf daher ohne Gewalttätigkeit als Anfang der Tragödie bezeichnet werden.

²) Vgl. *Paradise Lost* IV, 776—1015. Das dazugehörige *argument* und der zweite Akt von B weisen sachliche Übereinstimmungen und wörtliche Anklänge auf. Allerdings fehlt im Dramenentwurf die prominente Rolle, die Gabriel als Befehlshaber der Paradieseswacht im Epos bei der Auseinandersetzung mit Lucifer spielt.

stand entgegen. Streitgespräche finden statt. Schließlich entweicht Lucifer. Bühnenmäßig bedeutet dieser Zuwachs insofern einen Fortschritt, als die Szene sich belebt. Aber der eigentliche Gewinn liegt tiefer. Milton setzte die Studie des Gefallenseins am Beispiel Lucifers fort. Er konfrontierte ihn mit dem nicht gefallenem Engelchor und zeigte damit zugleich seine Entherrlichung und seine Ohnmacht. Die unbiblische Episode hat den Zweck, Miltons Auffassung vom Wesen des Bösen darzulegen. *Wicked, hence weak*, nennt Zephon Lucifer im Epos (*Paradise Lost* IV, 856); *All wickedness is weakness*, heißt es in *Samson Agonistes*. Damit war der Ausgang der Handlung präjudiziert, und Lucifers Anschlag verlor gegenüber A von vornherein einen Teil seines Gewichtes.

Ein nachträglicher Einfall ließ Milton die Möglichkeit erwägen, Lucifer nach dem Chorlied noch einmal auf die Bühne zu bringen, um über die gelungene Verführung zu frohlocken — offenbar ein Versuch, die Klimax der Lucifer-Handlung deutlicher zu markieren. Ob sie mit der Peripetie zusammenfallen sollte wie in der analogen Situation des Epos (*Paradise Lost* X, 460—577), wo Satans triumphierender Tatenbericht in seiner skurrilen Degradierung zur Schlange endet, ist nicht ersichtlich.

Durch die Vorwegnahme der Versuchung in die *protasis* von B gewann Milton Raum, um in der *epitasis* sein neues Thema zu entwickeln. Es ist nicht wie in A der Sündenfall, sondern der gefallene Mensch (*Adam unparadiz'd*). Als Ausgangspunkt benutzte er in leicht erweiterter Form den vierten Akt von A, die Vorladung zum Gericht. Daran fügte er einen neuen Akt, der sich mit der gestörten Eintracht zwischen Adam und Eva und mit Adams Verstocktheit beschäftigt. Die *catastrophe* wiederum übernahm er in ihren Grundzügen aus A, gestaltete sie jedoch entscheidend aus. Die Diktion zeigt einen charakteristischen Wandel. In den entsprechenden Akten von A war der gefallene Mensch Objekt der Handlung, was sich syntaktisch dadurch ausdrückte, daß er stets grammatisches Objekt blieb und nur bei passivischem Prädikat Subjekt des Satzes wurde¹. In den Zusätzen und Erweiterungen

¹) Vgl. Text oben S. 174: *Conscience cites them — Faith, Hope, Charity comfort him and instruct him — Adam and Eve . . . praesented by an angel with Labour etc.*

von B wird Adam aktiv, obwohl die äußere Bewegtheit der Handlung schwach ist. Das innere Drama gewinnt durch den Verzicht auf äußere Handlung an psychologischer Klarheit und Eindringlichkeit in ähnlicher Weise wie später in Samson Agonistes. Es folgt den sparsamen Andeutungen der Genesis über die Psychologie des gefallen Menschen und interpretiert den Zustand des Menschen in der Sünde im Sinne der traditionellen Bibelexegese, wie sie etwa bei David Pareus zu finden war. Pareus für die Interpretation von B heranzuziehen liegt nahe, nicht nur weil Milton ihn bei den verschiedensten Anlässen respektvoll erwähnt, sondern weil sein Genesiskommentar den Bericht über den Sündenfall zu den Werken der Dichter in Beziehung setzt und seine dramatischen Qualitäten hervorhebt. Für Pareus wie für Milton enthält das dritte Kapitel der Genesis eine Geschichte von paradoxer Doppelgesichtigkeit. Sie beginnt mit dem Abfall des Menschen von Gott und zeigt dessen tödliche Folgen — *luctuosam rerum catastrophem*, wie Pareus sagt¹⁾. Aber der Todesaspekt ist aufgefangen in einem Heilsprozeß, der den gefallen Menschen aus dem Abgrund der Verzweiflung zu neuem Leben ruft und ihn in eine neue Gottesgemeinschaft eingliedert — die *dulcissima concio Dei* nach Pareus. Miltons letzter Entwurf, und er allein, wird beiden Aspekten in ihrer Verklammerung gerecht. Er gibt eine Studie des Gefallenseins in den üblichen drei Abstufungen oder Todesgraden, die auf der Bühne zwangsläufig im zeitlichen Nacheinander erscheinen und bis in die erste Hälfte des fünften Aktes hineinreichen, und verbindet sie mit den entsprechenden Phasen eines Heilsgeschehens, das mit dem richterlichen Anruf Gottes in Akt 3 beginnt und mit der Gewißheit der Regeneration endet. So entsteht eine psychologische oder richtiger gesagt spirituelle Entwicklung voll dramatischer Intensität, welche dem Genesisbericht mit seiner aitiologischen Orientierung fernliegt. Ihr Ergebnis ist das Paradox der *felix culpa*, das Mysterium des glückseligen Falles. Aus menschlicher Schuld

¹⁾ Ich benutze die Ausgabe D. Davidis Parei Operum Theologicorum Partes quatuor, ed. Philippus Pareus Dav. Fil. Frankfurt 1647. Tomus I: Commentarius in Genesin Mosis. Vgl. ebendort S. 88 die allgemeine Charakteristik von Kapitel 3.

und göttlicher Gnade erwächst eine neue Verherrlichung des Schöpfers, aus dem Verlust des Paradieses ein neues inneres Paradies *happier far than this of Eden*.

In *De Doctrina Christiana* unterscheidet Milton als Folge des Sündenfalles drei Stufen oder Todesgrade, in denen sich die dem Menschen angedrohte Strafe für Verletzung des göttlichen Gebotes verwirklicht: Verstörung, geistlicher Tod und leiblicher Tod¹⁾. Der Dramenentwurf B schildert die gleichen Todesgrade in der gleichen Reihenfolge in den Akten 3, 4 und dem ersten Teil von 5. Die Einbeziehung eines Teiles des fünften Aktes besagt nicht, daß Milton die *epitasis* über Gebühr ausdehnte. Vielmehr sah er in den ersten beiden Todesgraden eine gleichsam natürliche Folge des Sündenfalles, die den Menschen im Augenblick des Ungehorsams ergriff, während der dritte Todesgrad ihn erst nach Gottes Richterspruch ereilte und in seiner unmittelbar göttlichen Herkunft bereits den Keim zur *catastrophe*, zur *conversio* in Scaligers Sinne, in sich barg. Für die bühnenmäßige Darstellung des Vorganges bediente Milton sich der Allegorese, auf die er in den Akten 1 und 2 verzichtet hatte. Sie tritt hier in ihr Recht, weil es sich um die Projektion innerer Vorgänge in den sichtbaren Raum handelt. Der dritte Akt stellt mit Hilfe der allegorischen Ge-

¹⁾ Vgl. *De Doctrina* I, Kap. 12 und 13, *Columbia* Bd. 15, S. 202 bis 250. Ein vierter Todesgrad, den Milton an dieser Stelle zurückstellt, weil er Adam erspart blieb, ist der ewige Tod. Die Vierzahl ist traditionell, die Reihenfolge wechselt. Eine bequeme Übersicht gibt Pareus a. a. O., S. 71.

Die Benutzung von *De Doctrina* für die Interpretation der drei letzten Akte von B ist sachlich geboten, weil Milton diesen Teil der Tragödie theologisch so genau durcharbeitete, daß er ohne den dogmatischen Hintergrund undurchsichtig bleibt. Ein methodisches Bedenken könnte sich aus dem zeitlichen Ansatz ergeben. Während B in Miltons calvinistisch-orthodoxe Zeit zu Beginn der vierziger Jahre fällt, gehört *De Doctrina* in der uns vorliegenden Form in die Jahre 1658—1660 und enthält in wesentlichen Punkten heterodoxe Anschauungen (zu der verwickelten Frage der Chronologie vgl. abschließend Maurice Kelley, *This Great Argument*, *Princeton Studies in English* 22, 1941). Da jedoch die strittigen Punkte, wie Trinitätslehre, *creatio ex nihilo* etc., in B keine Rolle spielen und die Grundzüge der Lehre von Fall, Erneuerung und Regeneration sich zwischen 1640 und 1660 nicht verändert zu haben scheinen, so ist gegen einen vorsichtigen Gebrauch von *De Doctrina* nichts einzuwenden.

stalten *Conscience* und *Justice* den ersten Todesgrad dar. Er hat sich zwangsläufig im Augenblick der Übertretung eingestellt, aber er empfängt seine grelle Beleuchtung durch die Vorladung zum Gericht. Milton gibt diesem ersten Todesgrad in *De Doctrina* keinen einheitlichen Namen, sondern zählt seine Komponenten auf¹⁾. Es ist der gesamte Bewußtseinskomplex von Strafwürdigkeit und Angst, von innerer und äußerer Blöße, der in Genesis 3, 7—10 zusammengefaßt ist. Ich nannte ihn oben behelfsweise Verstörung, in Anlehnung an Pareus' *ataxia* (gestörte Ordnung)²⁾, wovon vielleicht ein Nachhall in der Regieanweisung von B zu finden ist: *man next and Eve . . . appears confusedly cover'd with leaves*. In diesem Zustande trifft den gefallen Menschen die Stimme von *Conscience* und *Justice*. Pareus kennt das gleiche Paar, obwohl er die Personifikation nicht im gleichen Maße durchführt. Er versteht die Stimme des Herrn in Genesis 3, 8 als ein Doppeltes, als drohenden Anruf von außen und als schmerzliches Echo im Inneren des Menschen. Als Anruf von außen heißt sie bei ihm *vox legis* bzw. *iustitiae*, als innere Stimme *vox conscientiae*³⁾. Beide klagen den Menschen an, wie *Conscience* und *Justice* ihn in B verklagen, die eine vor sich selbst, die andere vor Gott: *conscience . . . accuses him, Justice cites him to the place whither Jehova call'd for him*⁴⁾. In der Genesis

1) A. a. O., S. 202 f.

2) Pareus a. a. O., S. 96.

3) Der Text, a. a. O., S. 97, lautet: *Primum foris audiverunt vocem Dei supervenientis et vocantis eos in iudicium . . . Mox externa Dei voce citati etiam audiverunt vocem conscientiae accusantis. Post admissum peccatum mox duabus vocibus nos Deus inclamat, et in iudicium vocat, lege et conscientia: vox legis est: Anima quae peccaverit, morietur. Ratio huius est immutabilis Dei iustitia, qua naturaliter adversatur peccatum, et immutabiliter vult peccantes destruere nisi fiat remissio propter mediatorem . . . Sed tristior est vox conscientiae intus nos accusans et convincens peccati.*

4) Die doppelte Anklage ergibt sich indirekt auch aus *De Doctrina*. Dort definiert Milton Sünde nach 1. Joh. 3, 4 als Übertretung des Gesetzes und zerlegt das Gesetz, vor dem Adam und Eva schuldig wurden, in Gewissen und positives Gebot: *Peccatum, uti ab ipso Apostolo definitur, est . . . legis transgressio. — Legis nomine primario hic intelligitur, illa hominis menti insita et innata: deinde illa ore Dei prolata.* Dementspricht die Reihenfolge des Auftretens von *Conscience* und *Justice*.

sucht der gefallene Mensch sich dem Zwang der göttlichen Stimme zu entziehen und erscheint widerwillig und verstockt vor seinem Richter. Er hat nur die Drohung und nicht die Einladung vernommen, die in jedem Anruf Gottes verborgen liegt. Die traditionelle Bibelexegese glaubte jedoch beides aus Genesis 3, 9 heraushören zu dürfen, und Milton folgt ihr darin. So legt etwa Bernhard von Clairvaux die richterlichen Fragen des Herrn als eine Freundlichkeit Gottes aus, die dem gefallen Menschen dazu verhelfen sollten, den letzten Rest der ursprünglichen Gerechtigkeit zu bewahren¹). Ebenso bedeutet für Milton der richterliche Anruf ein Gnadengeschenk Gottes: *vocatio et donatio Dei est*, heißt es in *De Doctrina*²). Dem Menschen bleibt die Wahl, ob er sich diesem Anruf verschließen oder sich von ihm zur Buße rufen lassen will. Die Entscheidungssituation teilt Adam mit jedem seiner Nachkommen. Sie wird in B ungleich wichtiger als die Versuchung, wichtiger auch als die Gerichtsszene selbst, die Milton wiederum überschlägt, vielleicht aus Gründen des christlichen *decorum* (2. Gebot) oder nach Maßgabe von Horaz' *nec deus intersit*. Er widmet dieser neuerlichen Entscheidung nach dem Fall einen ganzen Akt und schiebt ihn zwischen Urteilspruch und Urteilsvollstreckung, da der Genesisbericht sonst keinen Raum zur freien Ausgestaltung bot.

Dieser neue vierte Akt entnimmt der biblischen Geschichte die gegenseitigen Beschuldigungen des Menschenpaares und Adams Verstocktheit, um darin den zweiten Todesgrad, den geistlichen Tod, darzustellen. Dann verläßt er den Boden der Genesis und führt den Heilsprozeß, der mit

¹) Vgl. Migne PL 183, col. 386 aus einer Predigt zum Feste Mariae Verkündigung: *Perdidit homo iustitiam, cum Eva serpentis, Adam mulieris voci obedivit potius quam divinae. Erat tamen residuum aliquid, quod apprehendere possent, idque Dominus suo illo scrutinio innuebat; sed abjecerunt etiam illud, conversi in verba malitiae, ad excusandas excusationes in peccatis. Prior enim iustitiae portio non peccare, secunda per poenitentiam damnare peccatum.*

²) *De Doctrina*, a. a. O., S. 324. Eine Definition von *vocatio* ebendort S. 344: *vocatio est naturalis illa renovationis ratio qua Deus . . . ad agnitionem numinis placandi et colendi, lapsos homines invitatur.* Was in A wie eine schlichte Vorladung zum Gericht wirkt, wird in B zu einem Problem der Berufung.

dem Anruf Gottes begann, bis zur Vorstufe der Regeneration, d. h. bis zur Erneuerung des natürlichen Menschen. Bewirkt wird dieser Vorgang durch die allegorischen Figuren *Justice* und *Reason*, die gemeinsam auftreten und den gefallenen Menschen seiner Schuld überführen¹⁾, wobei der Chor durch Mahnreden und durch den Hinweis auf das warnende Beispiel von Lucifers Unbußfertigkeit mithilft. Hier wird noch einmal die doppelte Funktion Lucifers in B deutlich: er dient als auflösendes Moment der Handlung und als kontrastierende Studie des Gefallenseins.

Der innere Fortschritt von Akt 3 zu Akt 4 liegt darin, daß der Mensch von dem psycho-somatischen Innewerden seiner durch die Sünde veränderten Seinsweise dazu gelangt, sich intellektuell und moralisch mit dem Problem seiner Schuld auseinander zu setzen und schließlich Gott Recht zu geben. Wiederum wird das innere Drama durch ein Gespräch mit zwei allegorischen Figuren sichtbar gemacht. Die Wahl von *Justice* und *Reason* für diesen Zweck entspricht Miltons Auffassung vom Wesen des geistlichen Todes. Dieser zweite Todesgrad besteht nach *De Doctrina* in einer starken Trübung, wenn nicht gar völligen Verdunkelung der ursprünglichen Erkenntnisfähigkeit des Menschen und im Erlöschen

¹⁾ Es ist nicht sicher, ob Milton an dieser Stelle ein oder zwei allegorische Gestalten auftreten lassen wollte. Der Text ist korrupt. Die Handschrift notiert: *Justice appears reason with him convinces him*. Zu erwarten wäre entweder *reasons with him*, oder *reason with her*. Masson, a. a. O., S. 107, druckt *reasons with him*, Gilbert, a. a. O., S. 16, *reason(s) with him*, wonach *Justice* allein auftritt. Die Columbia Edition, der ich gefolgt bin, gibt die Lesart der Handschrift ohne Emendation und paraphrasiert im Index (S. 1627 unter *reason*) die Stelle mit: *Reason appears with Justice before Adam*, ohne freilich zu erklären, wie *him* auf *Justice* bezogen werden kann. Ich halte es durchaus für möglich, daß Milton an zwei Personen dachte und das falsche Personalpronomen auf Flüchtigkeit beruht. Die Struktur von B zeigt deutliche Spuren von symmetrischer Anlage. Die beiden Akte der *protasis* sind parallel gebaut und jeweils an einen Sprecher und den Chor aufgeteilt. Der fünfte Akt enthält zwei kontrastierende stumme Gruppen. Es paßte in das Muster, wenn sich die Parallelität der Anordnung auch auf die *epitasis* erstreckte und der dritte Akt mit dem Gespräch zwischen dem Menschenpaar und einem allegorischen Paar im vierten Akt seine Entsprechung im Gegenüber des Menschenpaares und zweier allegorischer Gestalten fände.

seiner ursprünglichen Gerechtigkeit und Handlungsfreiheit zum Guten¹). In den handschriftlichen Zusätzen und Änderungen beschäftigte Milton später vornehmlich das Problem der Willensfreiheit; aber in der ältesten Schicht liegt der Nachdruck auf *magna obscuratio rectae rationis* (reason) und *extinctio iustitiae* (justice). Ist dies die Einbruchsstelle des geistlichen Todes, so muß von hier die Erneuerung ausgehen. Unter Erneuerung versteht Milton einen Heilsprozeß, der den gefallen Menschen aus dem Zustand seiner Verworfenheit unter Gottes Zorn und Fluch in den Stand der Gnade überführt²). Er unterscheidet dabei zwei Phasen: (1) die Erneuerung des natürlichen Menschen, d. h. die Wiederherstellung seiner durch die Sünde geschwächten oder verlorenen ursprünglichen Erkenntnisfähigkeit und Willensfreiheit, die er *renovatio naturalis* nennt, und (2) die Verwandlung des Menschen in eine neue Kreatur in Christo, die er als *renovatio supernaturalis* oder *regeneratio* bezeichnet. In der *epitasis* von B handelt es sich um die erste Phase. Sie zerfällt in zwei kausal miteinander verbundene Akte, den göttlichen Anruf (Akt 3) und die darauf folgende Veränderung des natürlichen Menschen, d. h. die Wiederherstellung von *Reason* und *Justice* (Akt 4); vgl. De Doctrina, Kap. 17: *Naturalem* (sc. *renovationem*) *voco quae in naturali homine terminatur. Estque vocatio, eamque sequens in naturali homine alteratio*. Der Begriff natürliche Erneuerung besagt nicht etwa, daß sie das Werk des Menschen sei. Sie ist vielmehr ein göttliches Geschehen am natürlichen Menschen, das ihn dazu bestimmt, Gott Recht zu geben³). Die Mitwirkung des Menschen beschränkt sich darauf, sich bestimmen zu lassen. Das göttliche Agens objektiviert der vierte Akt in den Gestalten *Justice* und *Reason*. Sie waren der gefallen Menschennatur verloren gegangen und treten

¹) A. a. O., S. 206: *Posita est autem haec mors* (sc. *spiritualis*) *primum in privatione vel saltem magna obscuracione rectae rationis ad summum bonum percipiendum . . . Secundo in illa extinctione iustitiae ac libertatis ad bene agendum . . . , quae voluntatis quasi mors est.*

²) Ebendort S. 342: *Hominis renovatio est qua is ab statu maledictionis atque irae divinae ad statum gratiae deducitur.*

³) Ebendort S. 352f.: *Vocationem sequens alteratio est qua naturalis hominis mens ad agnitionem Dei divinitus movetur* (ursprüngliche Fassung).

nun von außen an Adam heran, um ihn vom geistlichen Tode zur Erneuerung zu führen.

Wie dieser Prozeß künstlerisch gestaltet werden sollte, läßt sich mit Hilfe des späteren Epos andeuten. Im zehnten Buche von *Paradise Lost* äußert sich Adams erste Reaktion auf die Gerichtsszene in einem längeren Monolog (PL X, 720—844). Die Situation entspricht dem vierten Akt von B. Adam hadert mit Gott, ist, wie B sagt, *stubborn in his offence*. Nach einer Klage über seine und seiner Nachkommen Unglück beginnt ein Fragespiel von tödlichem Ernst:

*Did I request thee, Maker, from my Clay
To mould me Man? Did I sollicite thee
From darkness to promote me, or here place
In this delicious Garden?*

(PL X, 743—746)

Das Verhältnis von Vergehen und Strafe erscheint Adam unvereinbar mit der Gerechtigkeit des Schöpfers. Mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung dreht und wendet er die Frage nach Gottes Gerechtigkeit hin und her, um nach langem inneren Kampfe Gott frei zu sprechen und seine eigene Schuld voll anzuerkennen. Nun sind nicht nur Situation und Thema von PL X, 720—844 mit dem vierten Akt von B verwandt, sondern der erste Teil des Epen-Monologes ist eine Auseinandersetzung mit *Justice*. Adam beginnt seine Anklage Gottes mit den Worten:

Inexplicable thy Justice seems (PL X, 754).

Reason spielt in dem Monolog insofern eine Rolle, als Adam durch die perversen Ausflüchte seiner getrübbten *ratio* doch immer wieder zur Anerkennung Gottes geführt wird; und schließlich bezeichnet er sein widerwilliges Eingeständnis, daß Gott Recht und er selbst Unrecht habe, als *conviction*:

*... Him (sc. God) after all Disputes
Forc't I absolve: all my evasions vain
And reasonings, though through Mazes, lead me still
But to my own conviction.* (PL X, 828—831)

Man vergleiche damit den Entwurf B: *Justice appeares reason with him convinces him*. Wenn man weiter berücksichtigt, daß der Epen-Monolog auffallend dramatisch wirkt¹, sich stellen-

¹) Adam selbst bezeichnet in v. 828 sein Selbstgespräch als *dispute*.

weise der Dialogform bedient¹⁾ und überdies metrische Eigentümlichkeiten aufweist, die Milton im epischen blank verse zu vermeiden pflegt²⁾, so liegt der Gedanke nahe, daß man es in PL X, 720—844 mit ursprünglichem Dramenmaterial zu tun haben könnte, das Milton nur sehr leicht für das Epos überarbeitete. Gewiß hat man Edward Phillips' Aussage über das Fortleben dramatischer Fragmente im Epos mit großer Vorsicht zu behandeln. Doch wenn man sie überhaupt gelten lassen will, scheint es an dieser Stelle erlaubt, aus dem Epos auf die Gestaltung einer ursprünglich dramatischen Szene zurückzuschließen.

Nach dem Gespräch zwischen Adam und *Justice* ergreift der Chor das Wort und weist warnend auf das Beispiel von Lucifers *impenitence* hin. Das Bußthema steht sinngemäß am Übergang von der *epitasis* zur *catastrophe*, denn einerseits schließt sich in der Buße der Kreis von geistlichem Tod und natürlicher Erneuerung, während andererseits Adams Heil sich an der Frage der Buße endgültig entscheidet. Milton kannte den Unterschied zwischen gesetzlicher und evangelischer Buße und drückte ihn in *De Doctrina* durch die terminologische Unterscheidung von *poenitentia* und *resipiscentia* aus. Die Triebkräfte der gesetzlichen Buße (*poenitentia*) sind Furcht vor der Strafe und Rücksicht auf das eigene Wohl³⁾. Mit dem Hinweis auf Lucifers Unbußfertigkeit appelliert der Chor an eben diese Impulse in Adam. Es handelt sich also im vierten Akt um die gesetzliche Buße, die nach *De Doctrina*

¹⁾ Dies gilt nicht nur von Adams direkten Fragen an den Schöpfer, sondern mehr noch von den Antworten, die er sich selbst in der zweiten Person erteilt; vgl. v. 758—768. Vgl. auch die Apostrophe an *Conscience* in v. 842ff.

²⁾ Milton verwendet weiblichen Versausgang im Drama häufig, im Epos dagegen mit größter Zurückhaltung. W. R. Parker, *The Date of Samson Agonistes*, *Phil. Quarterly* 28, 1949, S. 155, errechnet für *Comus* ein Verhältnis von 1:9 (meine Berechnung ergibt 1:11), für *Samson* 1:6. Demgegenüber ist das Verhältnis im ersten Buche des Epos 1:89. Adams Monolog, PL X, 720—844, mit einem Verhältnis von 1:12, 4 entspricht eher der dramatischen als der epischen Verspraxis des Dichters.

³⁾ Vgl. *De Doctrina*, a. a. O., S. 358: *Poenitentia . . . est qua quis poenae metu peccato abstinet, et propriae tantum salutis causa ad Deum vocantem se convertit.*

der natürlichen Erneuerung des Menschen folgt¹⁾. Wie nun die natürliche Erneuerung des Menschen zwar ein Teil des Heilsprozesses ist, in sich aber noch keinen Heilscharakter trägt und erst die Vorstufe zur Regeneration bildet²⁾, so begründet auch die ihr zugeordnete gesetzliche Buße noch nicht endgültig die Aufnahme des gefallen Menschen in den Stand der Gnade. Adams Bekehrung erfolgt erst im fünften Akt unter dem Eindruck von Gottes tödlichem Ernst und Gottes lebendiger Liebe. Damit kommen wir zur *catastrophe*, die in B nicht nur *conversio* im dramentechnischen Sinne, sondern *conversio* in der ganzen theologischen Tragweite des Wortes ist, d. h. Regeneration und evangelische Buße³⁾.

Äußerlich zeigt der fünfte Akt von B nur geringfügige Abweichungen von A. Der Handlungsablauf stimmt im wesentlichen überein. Es erfolgt eine leichte Verschiebung der Chronologie, wenn Milton statt: *Adam and Eve, driven out of Paradise praesented by an angel with Labour, greife* usw. (A), schreibt: *the Angel is sent to banish them out of paradise but before causes to passe before his eyes in Shapes a mask of all the evils of this life and world* (B). Damit wird zugleich der Schauplatz des letzten Aktes, der in A vor den Toren des verlorenen Paradieses lag, ins Paradies zurückverlegt. Der Wechsel, scheinbar unbedeutend, ist mehr als ein nachträgliches Zugeständnis an eine der drei Einheiten des Dramas. Daß gerade der Entwurf mit dem Titel *Adam unparadiz'd* von Anfang bis Ende im Paradies spielt, beweist, wie weit die Spiritualisierung von *paradise* gegenüber A bereits fortgeschritten ist. Wie später im Epos die Hölle nicht nur ein Ort, sondern eine Seinsweise ist, die Satan mit sich herumträgt, wo immer er sich befindet, so ist in B der Ansatz gemacht, das Paradies nicht nur als Ort zu verstehen, aus dem

¹⁾ Ebendort S. 360: *Hortatio ad poenitentiam insignis est . . . Hortatio autem omnis frustra adhiberetur, nisi hominibus naturali saltem hac renovatione aliquem in modum affectis, id est, aliquo mentis iudicio atque arbitrii libertate praeditis.*

²⁾ Ebendort S. 364: *Vocatio itaque eamque sequens in naturali homine alteratio cum de naturali tantum ratione renovationis sint, citra regenerationem non conferunt salutem.*

³⁾ Ebendort S. 384: *Resipiscentia est vel universalis quae et conversio dicitur, cum quis a statu peccati ad statum gratiae convertitur . . .*

Adam und Eva am Schluß des Dramas vertrieben wurden, sondern als Seinsweise, derer sie sich im Akt des Sündenfalles entäußerten. Adam ist von seinem ersten Auftreten in Akt 3 an *unparadiz'd*, obwohl er Eden in B niemals verläßt.

Wichtiger noch ist eine zweite Abweichung von A. Milton ergänzte die Angaben über die beiden kontrastierenden Gruppen — Maskenzug des Todes und Trias der himmlischen Tugenden — jeweils durch Angaben über ihre Wirkung auf Adam. Nach dem Erscheinen der ersten Gruppe fühlt Adam sich gedemütigt, gibt nach und verzweifelt. Nach dem Auftreten der zweiten bereut er, gibt Gott die Ehre und unterwirft sich der Strafe. Der Unterschied gegenüber A liegt nicht so sehr in größerer Vollständigkeit als in der Verlagerung des Nachdruckes vom äußeren auf das innere Geschehen. Das innere Drama gewinnt die Oberhand über das dekorative Schaugepränge des Schlußaktes von A. Wie stark die Verlagerung des Interesses gewesen sein muß, geht aus einer an sich belanglosen Äußerlichkeit hervor. Milton war so intensiv mit Adams Regeneration beschäftigt, daß er die tatsächliche Vertreibung aus dem Paradies in B vergaß. Ein Engel mit göttlichem Auftrag erscheint zu Beginn des fünften Aktes auf der Bühne; die Ausführung bleibt dahingestellt.

Der Prozeß der Regeneration¹⁾ spielt sich im Schlußakt von B in zwei Phasen ab, Adams *mortificatio* und *vivificatio*. Die erste Phase wird in Adams Begegnung mit dem Maskenzug des Todes dargestellt, die zweite im Erscheinen von Mercy mit den drei himmlischen Tugenden. Dazwischen liegt die Verheißung des Messias. So hatte auch Pareus Genesis 3, 9 als Wendepunkt vom Tode zu neuem Leben interpretiert: *Haec igitur fuit prima Evangelii concio, qua homines in lucta desperationis suffulti, et quasi ex morte rursus suscitati ad Deum redierunt, a quo defecerant, et facti sunt nova Ecclesia per fidem in Filium Dei promissum liberatorem*²⁾. Milton äußert in *De Doctrina* terminologische Bedenken gegen die Verwendung

¹⁾ Vgl. *De Doctrina*, a. a. O., S. 366: *Regeneratio est qua per verbum et spiritum homo interior vetere abolito rursus tota mente ad imaginem Dei veluti creatura nova ex Deo regeneratur.*

²⁾ A. a. O., S. 88.

der Begriffe *mortificatio* und *vivificatio* im Zusammenhang von Regeneration und evangelischer Buße, vor allem wegen des leicht mißverständlichen Begriffes *mortificatio*; aber sachlich entspricht die Anlage des letzten Aktes von B durchaus dem traditionellen Bilde der evangelischen Buße, wie es etwa Calvin entwirft: (*Homo*) *ubi sensu aliquo iudicii Dei tactus est, . . . tum vero percussus ac consternatus iacet, humiliatus et deiectus tremit* (B: *he is humbl'd*), *animum despondet* (B: *relents*), *desperat* (B: *dispaïres*). *haec prior poenitentiae pars quam vulgo contritionem dixerunt*¹⁾. *Vivificationem interpretantur consolationem, quae ex fide nascitur. Ubi scilicet homo peccati conscientia prostratus, ac Dei timore percussus, postea in Dei bonitatem, in misericordiam, gratiam, salutem que est per Christum, respiciens sese erigit, respirat, animum colligit et velut a morte in vitam redit*²⁾.

Die Todesprozession in A mag vornehmlich als Sinnbild des Strafgerichtes Gottes gedacht gewesen sein. In De Doctrina versichert Milton mit Nachdruck, daß der dritte Todesgrad, d. h. der leibliche Tod und alles, was den Menschen dem Untergang entgegenreibt, die Strafe für den Sündenfall sei³⁾. In B dagegen erweist er sich nicht so sehr als Strafe, denn als Züchtigung, in der Gottes Gnade wirksam wird; denn Züchtigung treibt den Menschen zur Buße⁴⁾. In der Verzweiflung geht der alte Adam unter. In diesem Augenblick steht *Mercy* ihm zur Seite und verhilft ihm im Hinblick auf Christus zu neuem Leben. Die neue Kreatur wird äußerlich als ein Wesen dargestellt, dem sich die himmlischen Tugenden zugesellen. Während sie in A tröstend und belehrend von außen an den gefallenen Menschen herantraten, bleiben sie in B stumm. Die

¹⁾ Calvins *poenitentia* entspricht hier Miltons *resipiscentia* als Bezeichnung der evangelischen Buße. Auch Calvin vermeidet den Begriff *mortificatio*.

²⁾ Institutio § 148, zitiert nach Joannis Calvini Opera Selecta, ed. P. Barth, München 1926, Bd. 1, S. 170.

³⁾ A. a. O., S. 214: *Tertius mortis gradus est quae corporalis mors dici solet. In corpore autem labores, aerumnae, morbi, quid aliud sunt, nisi corporalis, quae dicitur, mortis praeludia?* Und S. 216: *Corporalis ista mors, . . . peccati poena, tametsi id negant nonnulli, censenda est.*

⁴⁾ Ebendort, S. 386: *Causa instrumentalis resipiscentiae saepe est castigatio.*

Gnade allein hat das Wort und gibt sie ihm zu eigen. Theologisch beschreibt Milton den Vorgang in *De Doctrina: Supernaturalis renovationis (= regenerationis) ratio, non solum naturales hominis facultates recte nimirum intellegendi libereque volendi plenius adhuc restituit, sed etiam internum praesertim hominem quasi novum creat, novasque etiam facultates supernaturales renovatorum mentibus divinitus infundit*¹. So verwandelt *Mercy Adams mortificatio* in eine *vivificatio* und führt damit zum Paradox der *felix culpa*, der Sündenschuld des Menschen, die Verlust und Gewinn zugleich bedeutet²). Im Epos veranlaßt die göttliche Paradoxie Adam zu der verwunderten Frage, ob er den Sündenfall beklagen oder nicht vielmehr als ein segenreiches Ereignis begrüßen solle:

... *Full of doubt I stand,
Whether I should repent me now of sin
By mee done and occasion'd, or rejoyce
Much more, that much more good thereof shall spring,
To God more glory, more good will to Men
From God, and over wrauth grace shall abound.*

(PL XII, 473 ff.)

Im Schlußakt von B tut er beides: *Adam repents gives god the glory*; denn beides, schmerzliche Reue und freudige Dankbarkeit gehören zum Wesen der evangelischen Buße. Damit ist die Rechtfertigung Gottes und die Regeneration des Menschen vollzogen.

Das letzte Wort hat in beiden Entwürfen der Chor. Was er sagen sollte, wissen wir nicht. Als Milton zuerst niederschrieb, *the Chorus briefly concludes*, beabsichtigte er vermutlich einen kurzen Hinweis auf die „Moral“ des Dramas. Dafür spricht der Schluß des Comus und der einzige Dramenentwurf des Cambridge Ms., der nicht nur das Ende der Handlung, sondern den Ausgang des Dramas vermerkt. Es ist dies der Entwurf Sodom. Ein Engel vollzieht das Strafgericht an der Stadt und schließt *with some short warning to all other nations*

¹) Ebendort, S. 366.

²) Über den Problemkreis der *felix culpa* und seine Geschichte orientiert am besten A. O. Lovejoy, *Milton and the Paradox of the Fortunate Fall*, ELH 4, 1937.

to take heed. In Comus fordert der Attendant Spirit die Zuschauer auf:

*Mortals that would follow me,
Love vertue, she alone is free,
She can teach ye how to climb
Higher than the Spheary chime;
Or if Vertue feeble were,
Heav'n it self would stoop to her.*

(Comus 1017 ff.)

Ist das Vergleichsmaterial auch bescheiden, so ist es doch einhellig und steht im Einklang mit Miltons Überzeugung von der didaktischen Aufgabe des Dramas. Warnung oder Vorbild, abschreckendes oder einladendes Beispiel ist die abschließende „Moral“ solcher Stücke. Nach dem Gesamttenor von A ist daher zu erwarten, daß der Chor am Schluß die Zuschauer ermahnt, sich durch Adams Beispiel warnen zu lassen, das vielleicht ein Beispiel von *Incontinence* sein sollte. Für B wäre eine solche Moral höchst unangebracht. Man erwartet vielmehr eine letzte Interpretation des Geschehens nach der Art des Schlußchores von Samson Agonistes. *Adam unparadiz'd* und Samson sind durch kompositorische Elemente, durch das Thema der Regeneration, vor allem aber durch eine Beleuchtung der Ereignisse im Lichte der *felix culpa* und der Theodizee miteinander verbunden. Samson endet mit einer Bejahung der Wege Gottes, die im Vollzug zwar oft unbegreiflich, im Ergebnis jedoch stets herrlich gerechtfertigt erscheinen. Der Chor faßt diese Erfahrung in den Versen zusammen:

*His servants he (sc. God) with new acquist
Of true experience from this great event
With peace and consolation hath dismiss,
And calm of mind all passion spent.*

(Samson 1755 ff.)

Ähnlich ist die Ausgangsstimmung im Epos *Paradise Lost*. Hier ist die Wendung an den Zuschauer nicht möglich, aber Adam selbst ist *greatly in peace of thought* (PL XII, 558). Auch er könnte sagen: *Nothing is here for tears*, wie der greise Manoa in Samson 1721. In beiden Fällen fühlt man sich an Scaligers Definition der *catastrophe* als einer *conversio negotii exagitati in tranquillitatem non expectatam* erinnert. In beiden Fällen

geschieht jedoch sehr viel mehr, als die formale Definition auszudrücken vermag. Aus dem Erleben oder Miterleben der *felix culpa* im Falle Adams, der Gottverlassenheit und neuerlichen Erwählung im Falle Samsons führt Milton zu jenem höchst prekären Gleichgewicht der seelischen Regungen angesichts des Handelns Gottes, welches das christliche Äquivalent der Katharsis sein dürfte. *Calm of mind* ist das bessere Wort. War es das letzte Wort, das der Dichter in B dem gefallenem Menschen über den Sündenfall zu sagen hatte?¹⁾

KÖLN

MARIA WICKERT

¹⁾ Der Aufsatz wurde geschrieben als Beitrag für die Festschrift, die Gerhard Kallen zu seinem 70. Geburtstag am 7. 5. 1954 überreicht wurde.

ZUR AUFNAHME DEUTSCHER LITERATURWERKE IN ENGLAND

In seinem Buche „Der Einfluß der deutschen Literatur auf die englische im 19. Jahrhundert“ (Halle/Saale 1947), der eingehendsten und anregendsten Erörterung dieses Themas, ist Walter F. Schirmer bestrebt gewesen, die übliche „unerziehbige Problemstellung“ auf diesem Gebiete zu vermeiden und das Thema in eine neue Beleuchtung zu rücken: man muß, wie er fordert und begründet (S. 2f.), das Thema „vom ideengeschichtlichen Standpunkt als gedankliche Befruchtung der englischen Literatur durch die deutsche ansehen, alle künstlerischen Fragen dagegen an zweite Stelle rücken“. Diese den gegebenen Tatsachen — der englischen Auffassung der Dichtung — entsprechende grundsätzliche Forderung macht die Auswertung vor allem auch solcher Literaturwerke besonders wünschenswert, in denen weniger künstlerische als andere Betrachtungsweisen vorherrschen: Reiseliteratur (vgl. Schirmer, S. 60), Memoiren, Autobiographien, Briefwechsel, Essays und Abhandlungen verschiedener Art. Die nachstehenden Belege dürften zeigen, soweit sie solchen Werken entnommen sind, daß tatsächlich so manche zum Thema gehörige und der Beachtung werthe Äußerung in ihnen zu finden ist. So wie in dieser Hinsicht wurden die folgenden Bemerkungen auch in bezug auf die anderen angeführten Punkte durch Schirmers Untersuchung angeregt.

1. Für die von Schirmer (S. 3) hervorgehobene „englische Eigentümlichkeit“ der literarischen Wertung sind folgende Äußerungen über Goethe von Interesse.

W. H. Mallock, der Neffe des Historikers Antony Froude, veröffentlichte 1920 (New York and London, Harper & Brothers) seine vorwiegend das 19. Jahrhundert betreffenden „Memoirs of Life and Literature“; unter den nicht sehr zahl-

reichen Stellen, die auf deutsche Literaturwerke Bezug nehmen (sie beziehen sich auf Goethe, Hegel, Kant, Nietzsche) findet sich eine (S. 361f.) über Goethes „Faust“¹⁾: „A poem by Keats may be admirable so far as it goes, but really great literature, such as Goethe's 'Faust', for example, would possess but a minor value unless there were at the back of it something that is more than literature. In the case of a poem like 'Endymion' the poem is greater than the man who writes it. In the case of a poem like 'Faust' the man is greater than the poem.“

J. A. Cramb, Professor für neuere Geschichte am Queen's College, London, bezieht sich in seinen Vorträgen über „Germany and England“ (gedruckt London, John Murray, 1914) auf einen 1913 von dem Head Master einer Public School in der „Times“ zum Abdruck gebrachten Brief Gladstones (1808—1898), „in which that eminent politician cast a slur upon the whole of German Literature, denouncing the author of 'Faust' and of 'Iphigenie' as an immoral writer in whose works we find virtue banished and self-indulgence reigning“ (S. 5).

2. Für die Kenntnis der deutschen Literatur und für die Einstellung zu ihr war der Unterricht in der deutschen Sprache selbstverständlich von wesentlicher Bedeutung. Der Herausgeber der Everyman's Library, Ernest Rhys, berichtet in seiner Autobiographie „Wales England Wed“ (London, Dent & Sons, 1940): „Next term I went to a Newcastle day school, kept by a good-humoured German exile, Dr. Ehrlich, a born

¹⁾ In seiner Besprechung des Buches „Half a Hundred Thralls to Faust“ von Adolf Ingram Frantz (The University of North Carolina Press, 1949), das er „a storehouse of facts for reference“ nennt, weist O. W. Long in „American Literature“, Vol. 23, 1951, p. 158f., darauf hin, daß vielleicht tatsächlich kein anderes Werk so oft in das Englische übersetzt worden sei wie Goethes „Faust“: es gebe nun davon 48 vollständige Übersetzungen, „comprising 249 editions of one or both parts, while further renditions, especially of Part II, are expected to make their appearance in due time.“ — Vgl. auch die bibliographische Aufstellung, die am Ende ihres Berichtes „Faust in England“ von Ruth Schirmer-Imhoff, Anglia 70 (1951), S. 150ff., geboten wird. Vgl. ferner ihre Besprechung des Frantz'schen Buchs in D.L.Z. 72 (1951), Sp. 307/8.

teacher (he had, by the way, written a very good German Grammar). He drilled me well in that tongue, beginning with Grimm's and Hauff's *Märchen*, and going on to Schiller and Heine, whose influence long remained with me" (S. 25). Rhys' Interesse für die deutsche Romantik blieb auch später wach: er ist regelmäßiger Besucher im Hause seines Freundes Will Dircks in Newcastle upon Tyne, "a small house, but for me the door to the romantic region of the German poets, Goethe, Heine, and others, for his father had left him a superb little library" (S. 60). Später wurde Rhys tief beeindruckt von Wagners „Götterdämmerung“: "That tragic lyric drama made a most profound impression on both of us, and I for one was haunted for days afterwards by the mournful cadences" (S. 85).

So wie für Rhys war sicherlich auch für sehr viele andere der Deutschunterricht von dauerndem und entscheidendem Einfluß¹⁾. Die genaue Beantwortung der Fragen, in wievielen Schulen jeweils überhaupt Deutschunterricht erteilt wurde, wieviele Schüler, wieviele Studierende an den Universitäten an diesem Unterricht jeweils teilnahmen, über welche Gebiete sich die Vorlesungen erstreckten und welcher Einfluß von einzelnen Lehrern an Schulen und Universitäten ausging, wäre daher aufschlußreich für vergleichende Betrachtungen. In bezug auf die zur Verfügung stehenden Texte und — damit zusammenhängend — auf den Lektüre-Kanon scheint man meistens recht konservativ gewesen zu sein. So werden z. B. in einem Verlagsanzeiger der Clarendon Press, Oxford, aus dem Jahre 1875 nur Ausgaben von Goethes „Egmont“, Schillers „Wilhelm Tell“ und Lessings „Minna von Barnhelm“ angekündigt; außerdem waren noch in Vorbereitung Goethes

¹⁾ Die erworbenen Deutschkenntnisse dienten natürlich oft nicht der Lektüre deutscher Dichtungen, sondern dem Studium wissenschaftlicher Werke. Vgl. Edmund William Gosse, "Father and Son: Biographical Recollections" (New York, Charles Scribner's Sons, 1907, p. 11): "At night they [die Eltern des Verfassers] discussed theology, read aloud to one another, or translated scientific brochures from French or German." — Auf der Titelseite des Buches, das sonst keine Hinweise auf deutsche Literaturwerke enthält, steht als Motto: „Der Glaube ist wie die Liebe: er läßt sich nicht erzwingen. Schopenhauer.“

„Iphigenie“, „Selections from the Poems of Schiller and Goethe“, Beckers „Friedrich der Große“ und Schillers „Egmonts Leben und Tod“ und „Belagerung von Antwerpen“.

3. Die Bekanntschaft der Engländer mit deutschen Literaturwerken wurde nicht nur durch Engländer und Deutsche, sondern auch durch Angehörige anderer Völker vermittelt. So hat der Amerikaner Henry Wadsworth Longfellow eine Reihe deutscher Dichtungen übersetzt (so von Friedrich von Logau, Simon Dach, Klopstock, Tiedge, Salis-Seewis, Stockmann, Goethe, Julius Mosen, Müller, Uhland, Pfizer, Heine¹), und so wie seine anderen Werke wurden auch diese Übersetzungen deutscher Gedichte in England viel gelesen und weiteren Kreisen bekannt (vgl. „The Hemlock Tree“). Seine Vertrautheit mit der deutschen Literatur seiner Zeit machte ihn aber überdies auch während seines Aufenthaltes in England zum geeigneten Vermittler der deutschen Dichtung und der deutschen Gedankenwelt.

Die Wirkung der ausländischen Vermittler deutscher Literaturwerke in England wäre wohl gesonderter Untersuchung wert, um sie in das Gesamtbild des Einflusses der deutschen Literatur auf die englische einfügen zu können.

4. Für die Stellungnahme zu deutschem Dichten und Denken sind auch die — nicht immer sehr hochstehenden und erfreulichen — Parodien und Satiren von Interesse.

Für die anhaltende Popularität von Fouqués „Undine“ in England (vgl. Schirmer, S. 88f.) ist es z. B. bezeichnend, daß sie sogar zu parodistischer Dichtung anregte, deren volle Wirkung doch zum Gutteil von der Vertrautheit mit dem Original abhängen mußte. William Edmonstoune Aytoun (1813 bis

¹) Vgl. Maria Appelmann, „H. W. Longfellow's Beziehungen zu Ferdinand Freiligrath“, Diss. Münster i. Westf., 1915, S. 56. — In den Ausgaben der Werke Longfellow's sind nicht alle Übersetzungen deutscher Gedichte als solche gekennzeichnet; so ist — worauf mich Herr Direktor Dr. Hubert Schmut, Graz, liebenswürdigerweise hinwies — z. B. auch aus keiner der erreichbar gewesen Ausgaben zu ersehen, daß „Walter von der Vogelweid“ eine Übersetzung des Gedichtes von Justinus Kerner ist, den auch Maria Appelmann nicht nennt. Vgl. jetzt J. Wesley Thomas, „Amerikanische Dichter und die deutsche Literatur“, Goslar 1950.

1865), der 1859 mit Sir Theodore Martin (1816—1909) „eine der besten Übersetzungen Goethescher Lyrik“ herausgab (Schirmer, S. 100, Anm. 2), veröffentlichte 1845 ebenfalls gemeinsam mit Sir Theodore Martin verfaßte Parodien und heitere Gedichte unter dem Titel „The Book of Ballads. Edited by Bon Gaultier“; die zweite Auflage dieses Buches erschien, in erweiterter Form, 1849 (London, Wm. S. Orr and Co.). Das in diesem Bande enthaltene Gedicht „The Student of Jena“ (2. Aufl., S. 59ff.) erzählt in humorvoller Weise von den Erlebnissen eines Studenten, der

Gazed upon the glancing river,
Gazed upon the tranquil pool,
Whence the silver-voiced Undine,
When the nights were calm and cool,
As the Baron Fouqué tells us,
Rose from out her shelly grot,
Casting glamour o'er the waters,
Witching that enchanted spot.

In dem satirischen Gedicht „A Midnight Meditation“ (2. Aufl., S. 137ff.), das gegen Bulwer-Lytton gerichtet ist, wird dessen Übersetzungstätigkeit angegriffen (S. 139):

Translating's simple, too, as I can tell,
Who've hawked at Schiller on his lyric throne,
And given the astonished bard a meaning all my own.

In „The Dirge of the Drinker“ (S. 164f.) wird u. a. neben Kopenhagen auch Jena als Gelageort genannt:

In beer-swilling Copenhagen
I have drunk your Danesman blind,
I have kept my feet in Jena,
when each bursch to earth declined,

und die Trunksucht verulkt auch das Gedicht „Bursch Groggenburg, After the manner of Schiller“ (S. 65ff.). Daß deutsche Studentenlieder in England Anklang fanden, zeigt auch eine Stelle in Rhys' Autobiographie (S. 32), die sich auf die Zeit um 1875 bezieht: Will Dircks, Rhys' Freund in Newcastle upon Tyne, „had been reading Henri Murger's *Vie de Bohème*, and went one better by translating French and German student songs“.

5. Daß die im allgemeinen recht geringe Kenntnis der deutschen Literatur in England auch von manchem Engländer als bedauerlich empfunden wurde, das zeigen z. B. die Äußerungen J. A. Crambs in seinen Vorträgen (siehe oben), die zwar schon aus dem Jahre 1913, also nicht mehr aus dem 19. Jahrhundert stammen, aber doch auch nicht weniger für dieses gelten: "There is no such stainless mirror of a nation's soul as German literature. In every age it is racy of German earth, going the round of its rivers and mountains and valleys . . ." (S. 3, Anmerkung); "Germany has one of the greatest and most profound schools of poetry—yet how many Englishman have the secret of its high places, or access to its templed wonders? Since the decline of Alexandria there has been no such group of daring thinkers as those of Germany in the later eighteenth and early nineteenth centuries; yet to most English men and women the 'Critique of Pure Reason' and the larger version of Hegel's 'Logic' are sealed as the 'Enneads' of Plotinus." (S. 4). Und nachdem Cramb Gladstones Urteil über Goethe (siehe oben) angeführt hat, erklärt er (S. 5f.): "I have neither the wish nor the hope that every Englishman should become a master of the German language and a learned student of the philosophy or the poetry of Germany, its history or its politics. My ambition is more modest. It is the hope that during the next few decades there may gradually arise here in England a wall, as it were, of cultured opinion, which should make the blunt enunciation of such judgments by a prominent politician all but impossible by the ridicule to which they would at once expose him, and their ratification by the head master of one of our public schools absolutely unthinkable."

GRAZ

HERBERT KOZIOL

THE THIRD SOURCE OF DRYDEN'S *AMPHITRYON*

John Dryden in the Epistle Dedicatory which accompanied the editions of his *Amphitryon*¹⁾ cleverly pointed out his two obvious sources, Plautus and Molière, and distracted the attention of contemporary plagiary hunters²⁾ and of modern critics³⁾ from a less manifest, but equally important third source, *The Silver Age*⁴⁾ by Thomas Heywood. Montague Summers in his Dryden edition⁵⁾ declared: "Even if Dryden glanced at this old drama, it would not have served even a hint for *Amphitryon*." The old play served more than a hint: Dryden borrowed a number of phrases without any change, he used some of Heywood's ideas as distinctive touches in a colorful picture, he took some important features of Heywood's plot and used them for an entirely new development of the play.

In the first act of Dryden's comedy, Heywood's simple idea, the presentation of the gods' power in ancient mythus, has become a teasingly sophisticated mock discussion in theological-philosophical terms. The highlights of this conversation, the stress on Jupiters omnipotence and splendor, his preference of "Earth against Heaven", his noisy quarrel with Juno, her fast ride over the universe, the god's incognito as protection against her furious search, his longing for a luxurious night, are taken from the *Silver Age*. Also the second scene is based on Hewooyd's drama. Neither Plautus nor Molière show the arrival and the reception of the false *Amphitryon*, but Heywood pictures the whole glamour of the victorious general's—the disguised Jupiter's—first evening at home. Dryden merely changed an opulent banquet scene into a more intimate setting. Instead of the good eager servants the disgustingly wanton and greedy chambermaid brings the news to Alcmena, instead of a description of costly hangings and ointments, the most rapturous words of sensuous love ever written in English poetry

¹⁾ John Dryden, *Amphitryon* (London 1691).

²⁾ Gerard Langbaine, *An Account of the English Poets* (Oxford 1691).

³⁾ Ned Bliss Allen, *The Sources of John Dryden's Comedies*, Univ. of Michigan Publ. in Lang. and Lit., XVI (Ann Arbor, 1935).

⁴⁾ Thomas Heywood, *The Silver Age* (London, 1613).

⁵⁾ London 1932, Vol. VI.

ring into the ears of an enchanted audience. The contrasting allusions to the love of gods and men, the battle story "intmixed with kisses" told by the lover in the arms of the loving Alcmena, the report about the "single combat" do not appear in this form at the Roman or the French poet, but at Heywood and Dryden.

In the following acts, Dryden borrowed only a few puns from Heywood; in the fifth act, however, the older playwright's influence is most significant. At Plautus and Molière, Alcmena does not appear on the stage after the reconciliation scene. The attendance of a large retinue, the presence of Alcmena and her public decision for Jupiter, the god's unfair argument on his kindness against the husband's rage indicate Dryden's use of Heywood's scene for the last act of the *Amphitryon*. And yet—while borrowing the climax of the complication briefly before the denouement from another poet, Dryden creates an atmosphere that is entirely his own. In Heywood's play, Alcmena acts as the rest of the company does, she is only one figure in a crowd. The tragicomic hero of this scene is Amphitrio whose identity is denied even by those who are closest to him. But in the end he regains his identity and reverently submits to the great power of Jupiter. Dryden lets Alcmena alone dare to make a decision and—err. The tragicomic heroine of this scene is Alcmena who—misled by the god—condemns the own husband "in the face of Thebes". The error committed in this scene weighs more heavily than the events of the night. Alcmena gains the triumph that Jupiter has promised as recompense for all the troubles that resulted from this night, but she does not regain the happiness of her marriage and the trust in her own heart.

Plautus' and Heywood's Amphitrios are unconcerned about the disturbance after the god's gracious promises. Molière's *Amphitryon* does not appear too happy about it, but the mistress of his home and his heart has not been exposed to the painful discoveries of Olympic deceptions. Dryden's ardent Alcmena faces naked truth and bitter disillusion in silent, weary, bitter resignation as does her deluded husband Amphitryon.

The mood of disenchantment is the usual end of a Restoration play. Dryden's striking scene, however, contains more than this mood. There is a Shakespearean element which has changed Molière's polished comedy into a puzzling challenge, into the tragedy of man's frustrating struggle against error. Dryden received the incentive to this change from his third source, from Heywood's *Silver Age*.

ZU BYRONS HEBREW MELODIES

In dem Gedicht *Song of Saul before his last Battle* lautet die zweite Strophe (Works ed. E. H. Coleridge III, 393f.):

Thou who art bearing my buckler and bow,
Should the soldiers of Saul look away from the foe,
Stretch me that moment in blood at thy feet!
Mine be the doom which they dared not to meet.

K. A. Beutler behandelt in seiner Schrift Über Lord Byrons "Hebrew Melodies" (Diss. Leipzig 1912) S. 85—96 dieses Gedicht ausführlich. Er fühlt sich durch dasselbe wiederholt an römisches Heldentum erinnert (S. 90). Daß er damit auf dem rechten Wege war, läßt sich mit Sicherheit beweisen. Byron schöpft nämlich hier aus Lucans *Bellum Civile*, wo es VII, 310—11 in einer Rede Cäsars an seine Soldaten heißt:

*fodientem viscera cernet
me mea qui nondum victo respexerit hoste.*

Eine solche mögliche Erinnerung an die sogenannte Pharsalia bei Byron kann nicht überraschen: er las das berühmte Werk in Harrow oder Cambridge, und im Childe Harold finden sich mehrere Lucan-Reminiszenzen, z. B. II, 86; III, 51; IV, 57 (zit. nach E. H. Coleridge).

HALIFAX (Yorks.)

W. MOREL

BUCHBESPRECHUNGEN

Sir Orfeo, ed. A. J. Bliss. Oxford English Monographs Vol. 4. LI und 79 S. Oxford Univ. Press (G. Cumberledge, London) 1954. Geb. 15 s.

Eine Neuauflage der hübschen me. Verserzählung *Sir Orfeo* nach der gesamten Überlieferung ist sicherlich begrüßenswert. Seit der Ausgabe von Oskar Zielke (Breslau 1880) war ja nur der Text der Auchinleck-Hs. in Anthologien berücksichtigt worden. Da Angabe von Lesarten anderer Hss. in Fußnoten immer etwas mißliches an sich hat, hat A. J. Bliss den Text aller drei Hss. parallel gedruckt, wobei er freilich die in der Auchinleck-Hs. fehlenden Zeilen 1—38 aus den Eingangsversen des *Lai le Freyne* und aus der Hs. Harley 3810 mit leichter Anpassung an die Orthographie der Auchinleck-Hs. ergänzt, um von dieser Haupths. einen lesbaren, zusammenhängenden Text zu bieten. Daß die Eingangsverse des *Lai le Freine*, das nur in den Auchinleck-Hs. erhalten ist, mit den in den beiden anderen Hss. überlieferten des *Sir Orfeo* übereinstimmen, hatte schon Zielke S. 117 erwähnt. Da in der Auchinleck-Hs. vor Beginn des *Sir Orfeo* ein Blatt fehlt, werden sie ursprünglich auch dort gestanden sein. Weil sie die beiden anderen Hss. des *Sir Orfeo* bieten, gehören sie wohl ursprünglich diesem Gedicht zu. Ob sie freilich auch schon in dem als Quelle des me. Gedichtes zu erschließenden franz. standen, läßt sich nicht erweisen (Verf. hält dies S. XLVII für sicher). *Lai le Freyne* dürfte wohl wie so manche andere Stücke der Auchinleck-Hs. irgendwie überarbeitet sein und damit werden diese Prologverse in den Text hineingekommen sein. Da wir von *Lai le Freine* aber nur diese eine Hs. haben, fehlen für jede weitergehende Erörterung der Frage, wie und warum das geschehen ist, sichere Beweismittel.

Die Einleitung bespricht in herkömmlicher Weise die Handschriften, handelt von den Sprachformen, bespricht dann ausführlich die ganze Gattung der „bretonischen Lais“, wie die Überlieferung den *Sir Orfeo* bezeichnet und die Quellen der Erzählung, spricht dann über die literarischen Qualitäten des Gedichtes, die Frage einer etwaigen gemeinsamen Autorschaft mit *Lai de Freine* und erwähnt noch kurz — nach dem Aufsatz von L. H. Loomis' *Chaucer and the Breton Lays of the Auchinleck MS.* (Studies in Philology 38, 1941, 18—29) — Chaucers zu erschließende Kenntnis des Gedichtes und die von F. J. Child als *King Orfeo* bezeichnete Ballade (Engl. and Scot. Pop. Ballads No. 19).

Zur Handschriftenbeschreibung wäre zu bemerken, daß die Angabe des (wenn nicht anders möglich aus palaeographischen Gründen

zu vermutenden) Alters einer Hs. doch wichtig ist. Für Harley 3810 ist dies nicht geschehen, für Ashmole 61 kann Verf. diesbezüglich auf Wasserzeichen hinweisen, die die Seiten, auf denen Sir Orfeo steht, auf eine Zeit nach 1488 verweisen. Gerne würde man auch kurze Hinweise auf den sonstigen Inhalt einer Hs. sehen, soweit diese nicht allgemein bekannt ist, wie die Auchinleck-Hs. Das wäre für den Lesergeschmack in me. Zeit wichtig, geschieht aber in Ausgaben oft nicht. Die Handschriftenvergleiche ergibt, daß Harley 3810 und Ashmole 61 gemeinsame Züge gegen Auchinleck haben, wie dies schon Zielke festgestellt hatte. Wegen der vielen Abweichungen hat aber Verf. gewiß recht, alle drei Mss. zur Gänze zu drucken.

Zum Teil über die Sprachformen wäre zu bemerken, daß der Auchinleck-Text eine Reihe von Schreibungen enthält, die nach unserer Kenntnis me. Mundarten dem Südwesten zugeschrieben werden müßten, wie Praet. *wald*, wohl auch *warld* „Welt“ und vielleicht auch *ich* „jeder“, das man in Zusammenhang mit *ylc* für sonstiges *ælc* im Vesp. Ps. bringen müßte. Wenn sie nicht aus der Vorlage stehen geblieben sind, wäre also der Schreiber — selbst wenn das Ms. in London entstanden ist — in südwestl. Schreibtradition geschult gewesen, wozu freilich das regelmäßige *e* für ae. *eo* nicht paßt. Für eine Entstehung des Originals durch einen Dichter aus dem Südwesten würden auch andere Eigentümlichkeiten sprechen, so die Trennung von ae. *eo* und ae. *ē* im Reim (s. S. XIX), wohl auch der Reim *frut: lite* (Auch. 257, s. S. XIX). Dagegen würde ich die auffallende Form *owy* f. *away* (:cri 95, :fairy 491, 561, s. S. XX) kaum ins Gewicht fallen lassen, wie Verf. S. XX tut, zumal *wiz* in den kent. Gl. (für *wez*) vielleicht eine Fehlschreibung wegen der schon frühen kent. Schreibung *i* für nachvokalisches palatales *z* sein kann. Wenn im Vokabular der Dichtung Wörter vorkommen, die in den Lambeth- und Trinity-Predigten belegbar sind, spricht das nicht dagegen (S. XX), denn diese sind durchaus nicht so sicher nach Middlesex zu lokalisieren. Nach den genauen Untersuchungen von Otto Strauß, Die Sprache der me. Predigtsammlung in der Hs. B. 14. 52 des Trinity College, Cambridge (Wiener Beiträge 45, 1916) und Alois Stadlmann, Die Sprache in der me. Predigtsammlung in der Hs. Lambeth 487 (ebenda 50, 1921), die Verf. entgangen zu sein scheinen, war die Vorlage ersterer vielleicht westlich, der Schreiber ost-sächsisch, die letzterer eher ostsächs. und ihr Schreiber südwestmittelländisch (Ähnlichkeiten mit der sog. *Katherine-Group*).

Der beste Teil der Einleitung ist jedenfalls der über die bretonischen Lais und die Quellen des Gedichtes. Klar wird herausgearbeitet, daß sich in dem Gedicht volkstümliche keltische Überlieferung über Verbindungen menschlicher Wesen mit der Außenwelt mit der Erinnerung an den klass. Stoff von Orpheus und Euridice verbunden haben, der aber außer den Namen nur wenig beige-steuert hat. Daß für das Gedicht eine franz. Vorlage anzunehmen ist, hat schon Zielke S. 134 behauptet. Dem schlagendsten Beweis, daß die Heimat Orpheos als *Traciens*, also einem franz. Adj., genannt ist, das als sub-

stantivischer Name aufgefaßt ist, kann Verf. noch einige andere, auch recht überzeugende hinzufügen.

Die Ballade, die Childe *King Orfeo* nennt, wird S. L und LI kurz behandelt. Daß sie in Wirklichkeit mit unserem Gedicht gar nichts zu tun hat, sondern eben nur eine der zahlreichen Balladen ist, die Verbindungen von Menschen mit der Außenwelt zum Stoff haben, habe ich schon 1925 in *Anglica*, Festschrift für Alois Brandl II (Palaestra 148), S. 79 festgestellt. Child hat die Ballade aus Eigenem *King Orfeo* betitelt, weil sie ihn — begreiflicherweise — an den Stoff des me. Gedichtes erinnert. Der Name kommt in der Ballade nicht vor und die Dame führt den ganz unbezeichnenden Namen Lady Isabel.

Das Glossar führt dankenswerter Weise den gesamten Wortschatz an, zuerst den allen Hss. gemeinsamen zusammen mit den — mit einem Stern bezeichneten Wörtern der Auchinleck-Hs., dann getrennt die besonderen Wörter der beiden anderen Hss. Etymologische Angaben geben entsprechende ae., agn. oder an. Wörter an, die ersteren in „anglischer“ Form. Dies ist gewiß dankenswert, freilich müßte dann wohl statt \bar{e} aus \bar{o} mit i -Umlaut besser æ stehen (z. B. in ae. *grēne*, *stēde* ‚Pferd‘ u. a.). Über die Ansetzung langer Vokale in manchen agn. Etymen (z. B. *ārmes* ‚Waffen‘, *clērk*, *lārge*, *pārlement* u. a., aber nicht in *dame*) kann man verschiedener Meinung sein. *algate* ist wohl nicht notwendigerweise an. **alla gatu*, es könnte den Verschlußlaut *g* auch vom ae. Plural *gatu* haben. *allas* wird merkwürdigerweise nicht von afrz. *elas* (nfrz. *hélas*) hergeleitet, sondern von einem an. *a lás*. Bei diesem würde man doch ein me. \bar{q} erwarten. *no* ‚nicht‘ auf ae. *ne* zurückzuführen, ist kaum glücklich, es liegt wohl das ae. adverbielle *nā* zugrunde. Bei *sche* Pron. pers. wäre wohl besser nicht die Form *hæ* anzugeben, sondern *hēo*; bei *whæper* nicht ae. *hwæper* sondern die Nebenform *hweper* (mit anderem Ablautsvokal, s. Sievers-Brunner § 52, Anm. 2), bei *glove* (S. 76) besser der Plural neben dem Sing. *glōf*, weil nur dieser das stimmhafte *v* erklärt.

INNSBRUCK

KARL BRUNNER

Rev. John Joseph Molloy, O. P., *A Theological Interpretation of the Moral Play, Wisdom, Who Is Christ*. Diss. The Catholic University of America Press, Washington, D. C., 1952, XVIII + 225 S.

Dieser eingehende, Zeile für Zeile erläuternde Kommentar zu der Moralität *Wisdom, Who Is Christ*, oft auch *Mind, Will and Understanding* genannt, fußt (aus p. XVff. ausgeführten Gründen) auf Thomas von Aquino und bietet dem Leser unserer Zeit das nötige theologische Wissen, um das Spiel so zu verstehen, wie es von seinem Autor beabsichtigt war und wie es auch von dessen Zeitgenossen bei einer Aufführung wohl unschwer verstanden werden konnte.

Auf Grund seiner Untersuchung kommt der Verf. zu der Überzeugung, daß die Moralität „a dramatized sermon on keeping ‘clene‘“

sei (p. 201) und daß sie durchaus einheitlich gedeutet werden müsse. Damit wendet er sich vor allem gegen die von W. K. Smart (*Some English and Latin Sources and Parallels for the Morality of Wisdom*, Menasha, Wis., 1912, p. 78ff.) geäußerte Ansicht, daß sich die Versuchungsszene nur auf Mönche beziehen könne, woraus sich die Folgerung ergab, daß die Moralität nur vor Klerikern aufgeführt wurde. Der Widerlegung dieser Ansicht ist auch ein eigener zusammenfassender Abschnitt (Appendix II) gewidmet: das Stück wendet sich vielmehr in allen seinen Teilen an "euery cresten sowll" (Vers 177).

In seinem Kommentar verweist der Verf. auch immer wieder (z. B. p. 103) auf die geschickte Behandlung des Themas durch den Autor, um — so wie auch schon, allerdings ohne volle Erfassung des theologischen Gehaltes, J. C. Green (*The Medieval Morality of Wisdom*, Vanderbilt 1937) — zu zeigen, daß das Urteil A. W. Pollards, "Intellectually *Mind, Will and Understanding* is a weak play" (EETS, ES 91, p. XXII), unberechtigt ist. Der Autor war nach Aussage des Verf.s ein ausgezeichneter Theologe (p. 48), der jede Einzelheit wohl überlegte, auf psychologisch richtige Darstellung sehr bedacht war und den Sinn des Stückes nie aus dem Auge verlor.

Auf Grund der Satire auf die Mißstände in Holborn (über die p. XIII eine eigene eingehende Untersuchung in Aussicht gestellt wird) wird die Vermutung ausgesprochen, daß die Moralität von den Studenten von Gray's Inn oder von einem der anderen Inns of Court, möglicherweise während der Fastenzeit aufgeführt wurde.

Der Verf. hat eine sehr dankenswerte Arbeit geleistet, und die Klarheit seiner Darlegungen verdient besondere Anerkennung.

GRAZ

HERBERT KOZIOL

Madeleine Doran, *Endeavors of Art: A Study of Form in Elizabethan Drama*, Madison, The University of Wisconsin Press, 1954, 482 S. 6 \$.

An diesem Buch ist nur eins zu tadeln: der unglückliche, fast nichtssagende Titel, der keine Ahnung von dem unerhörten Reichtum aufkommen läßt, der hier vor uns ausgebreitet wird. „Der dramatische Geschmack der Shakespearezeit“ hätte das Werk heißen müssen. Geht es doch wie mein eigener Versuch von 1947 „Shakespeare und der Tragödienstil seiner Zeit“, mit dem es sich in manchen Punkten, ohne es zu kennen, berührt (daß die Shakespeare-Forscher aneinander vorbeischreiben, scheint immer mehr üblich zu werden), auch seinerseits von den Wölfflinschen Prinzipien der Kunstbetrachtung, vor allem seiner Feststellung aus, daß der Künstler nur das sehen kann, was zu sehen ihn der Geschmack seines eigenen Zeitalters prädisponiert. Dieser Geschmack wird nun freilich von Madeleine Doran nicht auf irgendeinen abstrakten Ausdruck gebracht; nicht eigentlich auf den Kunstwillen selbst ist es überhaupt abgesehen, sondern auf seine Ma-

nifestationen. Sie aber werden nun in tausendfacher Hinsicht und mit einer Gründlichkeit und Fähigkeit der Zusammenschau des Gleichartigen untersucht, die in der neueren Literatur wenig Parallelen hat. Was eigentlich sind die Probleme, um die sich Shakespeare und seine Zeitgenossen am Theater bemühen? Wie kommen sie zu ihnen und welche Mittel und Wege wählen sie zur Verwirklichung der ihnen vorschwebenden Ideale? Wie verändern und entwickeln sich die künstlerischen Aufgaben in den verschiedenen Händen? Das riesige Gebiet, um das es sich hier handelt, ließ sich von verschiedenen Seiten angehen. Man konnte versuchen, in der dramatischen Praxis Merkmale zu finden, die man aus dem allgemeinen Stilcharakter der Zeit erklärte. Man konnte jedoch auch von den theoretischen Forderungen der Zeit ausgehen. Diesen letzteren Weg wählte die Verfasserin. Nun sind aber bekanntlich der grundsätzlichen Äußerungen elizabethanischer Dramatiker über ihr Handwerk und ihre Ziele recht wenige vorhanden — was keineswegs besagen will, daß die Dichter nicht in ganz bestimmten Anschauungen über gut oder schlecht befangen waren. So sucht sie denn zunächst deren historische Wurzeln in Antike, Mittelalter und — namentlich italienischer — Renaissance aufzudecken, um dann die Einwirkung der popularisierten Ideen auf das Theater nachzuweisen. Dies geschieht bei aller Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit doch mit einem ebensolchen Minimum an gelehrtem Ballast wie Maximum an Illustration durch Beispiele, für die ihr eine bewunderungswürdige Kenntnis des elizabethanischen und jacobischen Dramas zur Verfügung steht. Von der überwältigenden Fülle der ganz verschiedenfarbigen Fäden, die hier auf das geschickteste zusammengewoben sind, läßt sich in einer kurzen Besprechung leider nur schwer eine Vorstellung geben. Ein sinngemäßer Aufbau führt von den allgemeinen Gesichtspunkten wie Eloquenz, Rhetorik, Nachahmung, Wahrscheinlichkeit, „decorum“ zu den für das Drama spezifischen, den Problemen des Charakters, der Auffassung von ihm, den Darstellungsmitteln, der Motivierungstechnik, dann zu den Fragen der Konstruktion, wie der Verarbeitung der Fabel, der Verwicklung, der Entwirrung und Anderem. Damit sind nur einige wenige der zahlreichen Kategorien genannt, in die — ohne jede Vergewaltigung und mit beständiger Rückbeziehung auf schon vorher gewonnene Erkenntnisse — die Vielfalt der dramatischen Phänomene aufgeteilt wird. Es ist unbeschreiblich, wie versachlicht dadurch unser Urteil, wie viel neues Licht auf die Interpretation geworfen wird. Wenn etwa Othello (V, 2) von sich aussagt, daß er „not easily jealous, but, being wrought, perplex'd in the extreme“ sei, so weist sie als Hintergrund einer solchen Äußerung auf, wie sich die einschlägigen Anschauungen Shakespeares mit den ästhetisch-psychologischen Theorien der Zeit über „Ethos und Pathos“ decken; den dichterischen Redestil des Percy Hotspur in seinem Widerspruch zu dessen betonter Nüchternheit benutzt sie zur Veranschaulichung des Widerstreits von Realismus und Rhetorik; die Genialität der Charakterisierungskunst Shakespeares zeigt sie in dessen kühnem Ab-

weichen vom Schema, indem sie deutlich macht, wie ungewöhnlich er bei der Einführung der Prosa in die Sprache des Helden im „Hamlet“ oder „Lear“ verfährt.

Das sind Beispiele, die sich fast unbegrenzt vermehren ließen. Sie wollen nicht erschöpfen und regen in der Tat in vielen Fällen zur Weiterverfolgung der aufgeworfenen Gesichtspunkte an. Auch in diesem Sinne hat Madeleine Doran also ein ungemein fruchtbares Werk geschaffen.

ERLANGEN

LEVIN L. SCHÜCKING

E. B. Everitt, *The Young Shakespeare*, Studies in Documentary Evidence, Anglistica, Vol. II, Copenhagen, 1954, 188 S., 27,50 dän. Kr.

Das vorliegende Buch, dessen Verfasser Professor an der Universität von Lehigh, Bethlehem, Pennsylvania ist, stellt die zweite Nummer einer neuen, von den Professoren Torsten Dahl (Aarhus), Kemp Malone (Baltimore) und Geoffrey Tillotson (London) herausgegebenen Serie dar, die der Englischen Philologie dienen will. Sein Verfasser hat den Ehrgeiz, wie der Prospekt betont, das über Shakespeares Leben vom Jahre 1587 bis 1592 liegende Dunkel aufzuhellen. Das ist ein großes Unternehmen. Es heißt denn auch dazu: „Da diese umfangreiche und genau begründete Studie über Elisabethanische literarische Zeugnisse, die sich auf Leben und Werk des großen Dramatikers beziehen, so sensationell (exiting) ist, so wurde sie vorsorglich im Manuskript über vierzig Gelehrten unterbreitet.“ — Ob die Übereinstimmung dieser Vierzig hinsichtlich der Forschungsergebnisse des Buches so groß wie seinerzeit die legendarische der Septuaginta-Verfasser war, wird allerdings nicht mitgeteilt. Immerhin scheinen sie von der Veröffentlichung nicht abgeraten zu haben. Auf alle Fälle ist ja auch seit langer Zeit nicht eine Untersuchung von so revolutionärer Tendenz auf dem Gebiete der Shakespeare-Kunde erschienen. Sie geht aus von dem, durch ihre Erwähnung des Ur-Hamlet allgemein bekannten Angriff Nashes in Greenes „Menaphon“, der sich (1589) gegen die bildungslosen Seneca-Nachahmer richtet, die dem „Trade of Noverint (d. h. dem juristischen Schreibergewerbe), whereto they were borne“ entlaufen sind. Die ausführliche nähere Charakterisierung dieser Leute weist mit großer Sicherheit auf Thomas Kyd, den Verfasser der „Spanish Tragedy“; sie geht so ins einzelne, daß F. S. Boas von ihr gesagt hat, es sei schwer zu glauben, daß sie auf mehr als einen Menschen gemünzt sein könne, der alle erwähnten Merkmale aufweist. Jedoch Nashe spricht in der Tat — zumindest der äußeren Form nach — nicht von einem einzelnen, sondern von mehreren, von „a sort of shifting companions“ und gebraucht durchgehend den Plural bei ihrer Charakterisierung. Er hat also wahrscheinlich, meint Everitt, nicht nur Kyd, sondern — die Erwähnung des „Ur-Hamlet“ in derselben Äußerung legt es nahe — auch Shakespeare im Auge. Das ist möglich.

Nun glaubt der Verfasser zur Bekräftigung aber noch anderes Material aus polemischen Vorwortstellen der Zeit heranziehen zu können, und hier verliert er meines Erachtens schon ziemlich den Boden unter den Füßen. Im „Cobler of Canterbury“ z. B. findet sich ein, mit viel dunklen Anspielungen gespickter Angriff auf das anonyme Buch „Tarlton's News out of Purgatory“ (1590). In ihm wird dem Verfasser gleichfalls Unbildung vorgeworfen und nachgesagt, daß er die Nase in die Jurisprudenz, ja, in die Theologie zu stecken Lust habe. Diese Bemerkung deutet Everitt mit der ein wenig überraschend kommenden Erklärung wiederum auf Shakespeare, daß jener offenbar „Tarlton's News“ verfaßt habe, eine These, die aber doch zunächst ganz in der Luft schwebt, da eine unbewiesene Behauptung schlecht zur Stütze einer anderen dienen kann. (Der Verfasser deutet freilich an, daß er darüber noch mehr zu sagen habe). Auf solch schwachem Fundament nun wird alsbald ein Riesengebäude von Schlüssen errichtet, nämlich auf dem Grundgedanken: Shakespeare war in den achtziger Jahren ein „scrivener“, ein „law-clerk“, dessen ursprünglicher Beruf ihn zu einer perfekten Fertigkeit in der „legal hand“, der in juristischen Dokumenten damals üblichen Handschrift, hatte kommen lassen. Aber freilich — und das ist einigermaßen erstaunlich — nicht nur in dieser Schriftform. Denn offenbar rührt aus seiner Feder auch ein auf ca. 1586—89 ansetzbarer Brief an den Schauspieler Alleyn her, der sich in den Henslowe-Papers erhalten hat. Das mit einigen sehr banalen Versen schließende Schreiben handelt von einer über Alleyns schauspielerische Fähigkeiten vom Absender, einem seiner Freunde, abgeschlossenen Wette. Kurios an diesem Brief ist, daß er mit überflüssig zur Schau getragener Schreibkunst in den vier damals nebeneinander üblichen Schriftstilarten abwechselt. Aber warum in aller Welt soll diese nur zum Teil in einer „legal hand“ geschriebene — übrigens ganz deutlich „your friend to his power *w: P.*“ unterzeichnete — Mitteilung von Shakespeares Hand sein, und wie können aus ihr nun Schlüsse auf die kalligraphischen Fähigkeiten des Dramatikers gezogen werden? (Denn die später einmal S. 183 auftauchende graphologische Begründung: „About his handwriting the most striking thing is its absence of the personal; the same skilful objectivity that characterizes his dramatic representation of people and ideas has its counterpart in the deft efficiency of his hand“ kann ich nicht ganz ernst nehmen.) Nun fördert die sehr eingehende Beschäftigung des Verfassers mit Shakespeares vermeintlicher Handschrift aber noch viele weitere erstaunliche Hypothesen zutage. So ergibt es sich ihm, daß das uns im Ms. erhaltene Stück „Edmond Ironside“ holographisch von Shakespeare ist. (Sein Abdruck durch die Malone-Society von 1927 hatte S. VI festgestellt, „the Ms. is not an autograph but a scribe's copy . . . it is of a very formal and distinctly legal type and one could imagine the Ms. having been written by a broken-down scribener's clerk.“) Daß ferner die „Addition D“ zum „Sir Thomas More“ Shakespeares Hand aufweist, ist unter diesen Umständen fast selbstverständlich. Daß aber

auch das erhaltene Ms. der, wie man weiß, gänzlich unbedeutenden „Second Maiden's Tragedy“ von 1611 deutlich Shakespeares Schriftzüge verriete, was mindestens erhebliche Mitarbeit von ihm sicher machen würde, müßte eigentlich den Verfasser in Hinsicht auf seine Methode stutzig gemacht haben. Jedoch weit entfernt von jedem Zweifel bezieht er in einem Appendix, S. 184ff., auch noch vier juristische Dokumente, darunter den ganzen Wortlaut von Shakespeares Testament, in die von ihm als Autographen entdeckten Schriftstücke ein.

Wenn Everitts Buch nichts als die bisher beschriebenen Absurditäten enthielte, so würde man es trotz allem darauf verwendeten Fleiß kopfschüttelnd zur Seite legen und sich sagen, daß es sich hier in gewissem Sinne um eine Folgeerscheinung des seinerzeit anläßlich des „Sir Thomas More-Passus“ am untauglichen Objekt unternommenen Versuchs handelt, aus den paar Namensunterschriften, die wir von Shakespeare haben, ein sicheres Bild seiner Handschrift zu gewinnen. Aber damit wäre dem freilich sehr problematischen Buche doch Unrecht geschehen. Eine Seite seiner Untersuchung nämlich, die immerhin größeres Interesse beanspruchen kann, befaßt sich mit eigentlich literarischen Hypothesen. Hier geht der Verfasser von der Untersuchung des „Edmond Ironside“ aus. Was er darüber sagt, ist von seiner (wenig einleuchtenden) Meinung, es handle sich im Ms. um die Handschrift Shakespeares, auf alle Fälle nicht abhängig. Das Drama ist bisher von der Forschung unbegreiflich vernachlässigt worden. Selbst E. K. Chambers hatte es in seiner klassischen vierbändigen „English Stage“ völlig beiseite gelassen. Der Grund dafür war ein falscher Zeitanatz, der erstaunlich lange gegolten hat. Der schon erwähnte Malone-Abdruck freilich stellte bereits fest, (S. X): „it had many characteristics of the semi-Senecan School which flourished in the early nineties“. Everitt verfolgt diesen Gedanken weiter, und es ist nicht zu leugnen, daß das Stück eine Fülle von teils nahen, teils entfernten Ähnlichkeiten in Konstruktion, Situationen, Charakteren, auch wirklichen Anklang in Diktion und Bildersprache an andere „chronicle histories“ dieser Frühzeit, (wie „Troublesome Reign“, „Edward III.“, „King Leir“, „Titus Andronicus“, „True Tragedy“, 1. 2. „Henry VI.“, „Richard II.“, „Richard III.“) aufweist. Das ist an sich bemerkenswert genug, erlaubt aber immerhin noch verschiedene Schlüsse. Der Verfasser aber, der, wie gesagt, nach der Handschrift „Edmond Ironside“ als ein unzweifelhaftes Werk Shakespeares in Anspruch nimmt, erklärt, konjunkturfreudig wie er ist, kurzerhand: also schrieb Shakespeare nacheinander von 1586 bis 1592/93/94: die „Famous Victories“, „King Leir“, „Edmond Ironside“, einen „Ur-Perikles“ (!), „Troublesome Reign“, „Titus Andronicus“, „Ur-Hamlet“, „Taming of a Shrew“, „Contention“, „True Tragedy of Richard, Duke of York“, „Eduard III“, „1. 2. Heinrich VI.“ und die „Addition D“.

Die Auseinandersetzung mit einem solchen Bündel von Hypothesen, wie sie hier dargeboten werden, wäre nun freilich nur in einem

ziemlich umfangreichen Buch möglich. Grundsätzlich läßt sich zu ihnen sagen: daß verfasserschaftliche Zusammenhänge zwischen einem Teil der genannten Stücke — beileibe nicht allen — denkbar, in Einzelfällen sogar wahrscheinlich sind, braucht nicht bestritten zu werden. Der Beweis indes, daß Shakespeare alle diese Stücke geschrieben habe, oder auch nur seine Hand bei ihnen im Spiele gehabt habe, — komposite Verfasserschaft, die geläufigste Erscheinung der Zeit, wird vom Verfasser so gut wie überhaupt nicht in Rechnung gestellt — ist schwer zu erbringen. Großenteils handelt es sich bei den Parallelen aus „authentischen“ Stücken überdies um Dramen wie „Titus Andronicus“ oder „Heinrich VI.“, auf denen die Hypothek erheblichen Zweifels an ihrer restlosen Echtheit lastet, etwas, das vom Verfasser grundsätzlich nicht beachtet wird. Wo er aber auffällige Ähnlichkeiten in unbestreitbar echtem Shakespearischem Geistesgut finden will, wirkt er häufig nicht überzeugend; wie wenn er z. B. die Liebeszenen zwischen Ferdinand und Miranda im „Tempest“ mit Stellen aus „Ironsides“, „Henry VI.“ u. a. vergleicht, oder aus der Erwähnung von Hecuba und Troja Kapital schlagen will. Auch wissen wir ja, daß Shakespeare gelegentlich Bilder, Gedanken und Konstruktives übernehmen kann. Schließlich wird der Leser dadurch mißtrauisch, daß der Verfasser allzu großzügig verfährt, indem er sich mit der vorhandenen Literatur nicht auseinandersetzt und Schwierigkeiten, die sich seiner These entgegenstellen, einfach ignoriert. Hier ließen sich zahllose Beispiele anführen. So kann man nicht gut mehr kurzerhand zu den, mit viel mühevoller Arbeit abgetanen Auffassungen vom Verhältnis der „Contention“ und „True Tragedy“ zu „Henry VI.“ zurückkehren oder den „Sir Thomas More“ wieder, wie es heute nicht einmal mehr die Verfechter der unhaltbaren These von Shakespeares Verfasserschaft von „Addition D“ riskieren, auf ca. 1593 datieren.

Aber wenn auf solche Weise auch die Summe der Ergebnisse vielleicht nicht der für das Buch aufgewendeten Arbeit entspricht, so ist es doch auch wieder nicht ohne Verdienst: es zwingt durch die aufgeworfenen Fragen und die neue Sicht, die es bringt, zur Überprüfung unserer Anschauungen. Schöpferische Beobachtungen ferner wie diejenigen, mit deren Hilfe dem „Edmond Ironside“ sein Platz in der dramatischen Entwicklung angewiesen wird, können sich für weitere Untersuchungen als wertvoll erweisen. Daß es mit einem Schlage die „dunklen Jahre“ erhelle, ist freilich zu viel behauptet.

ERLANGEN

L. L. SCHÜCKING

J. B. Leishman: *The Monarch of Wit. An Analytical and Comparative Study of the Poetry of John Donne*, London (Hutchinson's University Library) 1951. pp. 278, sh. 16.

Die Neuwertung der 'metaphysical poets' ist im wesentlichen eine literarkritische Leistung des 20. Jahrhunderts. Leishman selbst

hat zum Verständnis dieser Dichtung bereits einen wertvollen Beitrag geleistet mit einer Einführung in das Werk Donnes, Herberts, Vaughans und Trahernes ('The Metaphysical Poets', 1934). In der vorliegenden Studie kehrt er zu dem Problem Donne zurück, da nach seiner Überzeugung unsere Donne-Interpretation, auch seine eigene, einer Korrektur bedarf: wir haben die Donnesche Dichtung im ganzen zu autobiographisch gelesen und eine Reihe von Gedichten, die nichts anderes sind als geistreiches Spiel, als ernsthafte Äußerungen aufgefaßt. Den Gegenstoß gegen diese Einstellung bringt bereits der aus Carews Elegie auf Donne übernommene Titel 'The Monarch of Wit' sinnfällig zum Ausdruck. Wir dürfen darin zugleich ein Zeichen für das Ausschwingen des kritischen Pendels von einer Überbewertung der 'metaphysicals' zu einer ausgeglicheneren Mittellage sehen, in der auch gewisse Einsichten Dr. Johnsons wieder zur Geltung kommen.

Als die wesentlichen Werkzeuge kritischen Arbeitens benutzt Leishman, wie der Untertitel besagt, Analyse und Vergleich. Das erste Kapitel ('Donne and Seventeenth-Century Poetry') ist in der Hauptsache auf einen Vergleich der Dichtung Ben Jonsons und Donnes gestützt. Wir sind gewohnt, Jonsons klassizistische und Donnes barocke Kunst als Gegensätze zu sehen. Ohne die grundsätzlichen Unterschiede zwischen den beiden „Schulhäuptern“ zu verwischen, richtet Leishman einmal den Scheinwerfer auf die doch ebenfalls vorhandenen Gemeinsamkeiten. Auch den Zeitgenossen fiel das Verbindende stärker in die Augen als das Trennende; beider Dichtung war ihnen im Gegensatz zu Spenser und zu der platonisierenden Sonett- und der erotischen Epyllientradition der Elisabethzeit 'strong-lined', worunter sie sowohl die Härte und Nervigkeit ihrer Diktion, den häufig satirisch-realistischen Grundton, die Vorliebe für die Umgangssprache, die Ablehnung einer dekorativen Bildlichkeit wie auch die logische Struktur ihrer Dichtung verstanden. Nachdem der Hintergrund erhellt worden ist, vor dem wir Donnes Kunst zu sehen haben, gibt das folgende Kapitel ('Donne the Man') die Biographie, sucht den Anteil des persönlichen Elements in seinem Schaffen abzustecken und zu einer Wesensbestimmung seiner Dichtung vorzustoßen, die der Verf. in einer 'dialectical expression of personal drama' findet. Dann folgt die Analyse von Donnes dichterischem Werk, ein Kapitel über die 'Epigrams, Elegies, Satires, Verse Letters', ein weiteres über die 'Songs and Sonets' und ein letztes über die 'Divine Poems'. Da die 'Songs and Sonets' 'different kinds and gradations of feeling' zeigen und die ganze Skala von reiner *argutezza* bis zu letztem persönlichen Ernst durchlaufen, macht Leishman den Versuch einer Zusammenfassung der Gedichte nach Gruppen hinsichtlich des Grades ihrer Gefühlsbetontheit und Ernsthaftigkeit. Ein solcher Versuch kann natürlich keine für jeden Einzelfall klare Zuweisung zu einer bestimmten Gruppe erreichen, aber auf das Ganze gesehen ist meines Erachtens die Scheidung der Gedichte in verschiedene Schichten überzeugend durchgeführt. Der Irrtum einer autobiographischen Interpretation der Donneschen 'Elegies' und 'Satires' wird im

übrigen schlagend durch eine Reihe von Parallelen aus Ovids 'Amores' und den Satiren des Horaz erwiesen. Das Buch enthält aufschlußreiche Ausführungen über die Eigenart der Donneschen Liebesauffassung und über die Struktur der 'Songs and Sonets'. Es enthält auch manche schöne Entdeckung, wie etwa die, daß 'The Sunne Rising' und 'The Canonization' vermutlich erst während der Regierungszeit Jakobs I. entstanden sind, was die herkömmliche Datierung dieser Gedichte auf die Zeit vor Donnes Heirat erschüttert.

Ist es undankbar, wenn man bei der Fülle der erhellenden Beobachtungen feststellt, daß das Buch gelegentlich etwas unproportioniert wirkt? 'The Extasie' z. B. wird nur ganz kurz besprochen, vor allem aber hätte die religiöse Dichtung ausführlichere Beachtung verdient. Man bedauert nicht nur, daß ein Gedicht wie 'Goodfriday, 1613' nicht erwähnt wird, auch die 'Holy Sonnets' und die Hymnen sind zu kurz gekommen. Selbst wer der weltlichen Dichtung Donnes den Vorzug gibt, kann doch kaum bestreiten, daß er in der religiösen Lyrik eine Meisterschaft der Gestaltung erreicht, die ihm einen hervorragenden Platz unter den größten englischen religiösen Dichtern sichert. Aber diese Einwände sind nur kleinere Ausstellungen am Rande. Leishman ist ein feinsinniger Interpret Donnes, und sein Buch ist zweifellos die beste moderne Monographie über Donne.

ERLANGEN

ARNO ESCH

Rochester's Poems on Several Occasions. Edited by James Thorpe (Princeton Studies in English, No. 30). Princeton University Press, Princeton, N. J., 1950. XXXVIII u. 196 S. Kl. 8°. \$ 5.00.

Gerade bei einer so sehr von der Legende umrankten Dichtergestalt wie der John Wilmots, des zweiten Earl of Rochester, scheint eine möglichst sachliche Erarbeitung möglichst authentischer Texte wünschenswert. Der vorliegende Band möchte „Rochester's poems in the most nearly authentic form available“ (S. XXXII) darbieten. Der hierzu benutzten, in Rochesters Todesjahr erschienenen Antwerpener Ausgabe kommt besondere Bedeutung zu, wie der Herausgeber schon drei Jahre früher gezeigt hatte (Princeton University Library Chronicle VIII (1947), 172—76). Ihre noch in amerikanischen und englischen Bibliotheken aufbewahrten 17 Exemplare, hinter denen 10 nur geringfügig verschiedene Editionen erkennbar sind, konnten alle kritisch geprüft werden. Das Exemplar der Huntington Library wurde als vermutlich ältester Druck zugrunde gelegt. Es wird im Faksimile wiedergegeben (S. 1—151) und hat folgenden Titel: „POEMS / ON SEVERAL / OCCASIONS / By the / Right Honourable, / THE / E. of R — — — / [Linie] / [Ornament] / [Linie] / Printed at ANTWERP, 1680.“

Thorpes Ausgabe kann als ein Muster vorbildlicher Editionstechnik bezeichnet werden. Sie bietet keine Analyse oder Würdigung des

Textes, sondern eine Ordnung und Sichtung der mannigfachen bibliographischen und textlichen Probleme. Die „Introduction“ (S. IX bis XXXVIII) orientiert in knapper Klarheit über die verschiedenen Exemplare und Ausgaben (S. XI—XII), das Verhältnis der Ausgaben zueinander (S. XIII—XXI), Drucker und Datierungen (S. XXI bis XXVII), die Verfasserschaft der einzelnen Gedichte (S. XXVIII bis XXXII) und den Textwert der Ausgabe (S. XXXI—XXXVIII). Als der Earl of Rochester am 26. 7. 1680 starb, hatte er kurze Zeit vorher reumütig aller Weltlust abgeschworen und angeblich strikten Auftrag erteilt, alle seine „profane and lewd Writings“, ehe sie verderblichen Schaden anrichten könnten, zu verbrennen. Waren seine Verse während seines Lebens nie gesammelt, nur sehr vereinzelt gedruckt und doch in vielen Abschriften verbreitet worden, so nutzten die schon unmittelbar nach seinem Tode herauskommenden „Poems on several Occasions“ seine wachsende Popularität weidlich aus. Neben den erkenntlichen 10 Editionen werden noch weitere (sicher noch zwei) bestanden haben. Eine Ausgabe hat die andere nahezu wortwörtlich nachgebildet. Nachdem der Herausgeber die Abweichungen zwischen den in 8 öffentlichen und privaten Bibliotheken (Huntington, Folger Shakespeare, Princeton [A und B], Mr. Carl H. Pforzheimer, Harvard, Sir Louis Sterling, British Museum [A und B] und Bodleian) beherbergten Ausgaben aufgewiesen und erwogen, sowie die beiden vermutlich verlorengegangenen Ausgaben neben einem „lost mixed copy“ mit überzeugender Begründung eingruppiert hat, wagt er kritisch (S. XIII) die Aufstellung eines Textestammbaums (S. XXII). Er gesteht, daß er von keiner der geprüften Ausgaben den Drucker und das Erscheinungsdatum kennt und seine Vermutungen lediglich auf „internal evidence“ stützen kann (S. XXII—XXIII). So haben die Huntington- und Folger-Ausgabe wegen besonderer Ähnlichkeit der Typen und des Titelformats sehr wahrscheinlich denselben Drucker gehabt. Thorpe hält für möglich, daß alle vorhandenen Drucke — durchweg eilig auf billigem Papier hergestellt — im Grunde einer einzigen Offizin entstammen, deren Buchbedarf aus den Pressen von mindestens drei oder vier Druckern gedeckt wurde (S. XXIV). Unter den in Frage stehenden Verlegern der Zeit müßte Henry Hills jr. wohl in eine engere Wahl gezogen werden. Höchstwahrscheinlich wurden alle ANTWERP- und ANTWERPEN-Texte in London gedruckt. In der Datierungsfrage verfährt Thorpe wesentlich vorsichtiger als frühere Rochester-Forscher. Im August oder September 1680 scheint die erste Ausgabe (vermutlich Huntington) herausgekommen zu sein (S. XXVII), der offenbar die Folger-Ausgabe im Herbst noch folgte und der die Ausgaben Princeton A und Pforzheimer vielleicht im Winter 1680/81, sicher noch im Laufe des Jahres 1681, gefolgt sind. Von den 6 undatierten Ausgaben muß die Harvard Edition vor 1685 erschienen sein, da sie der im gleichen Jahre von Thorncome veröffentlichten Ausgabe zugrunde lag; die Datierung der übrigen bleibt recht unsicher. Bei der Erörterung der Echtheitsfrage kommt dem Herausgeber seine illusionsfreie

Nüchternheit zustatten, die jeden Dogmatismus ablehnt. Bei keinem der bedeutenderen Restaurationsdichter seien die Verfasserschaftsprobleme schwieriger als bei Rochester. Daß der Kanon seines Werkes je mit hinreichender Sicherheit aufgestellt werden könne, wird bezweifelt. Von den 61 Gedichten der vorliegenden Ausgabe habe Rochester wahrscheinlich 37 verfaßt. 13 stammten ziemlich sicher nicht von ihm, und 11 weitere könnten ihm nur bedingt zugeschrieben werden (S. XXIX). Thorpe warnt davor, auf zweifelhaften Gedichten grundsätzliche Meinungen über Rochesters Lyrik aufzubauen. Wie in vielen Sammelausgaben aus dem späten 17. Jh. sind auch hier einem recht authentischen ersten Teil (33 Gedichte) die aus verstreuten Quellen zusammengetragenen dubiosen und apokryphen Stücke (28 Gedichte) angehängt. Den Textwert der „Antwerpener“ Ausgabe untersucht der Herausgeber an Hand eines Vergleichs mit den Ausgaben von 1691 (Tonson) und 1707 (Bragge und Curll), die in der langen Reihe (über 50) der späteren Rochester-Editionen als die zuverlässigsten gelten, sich jedoch wegen ihres teils verderbten, teils „gereinigten“ Textes von der Originallautung nicht wenig zu entfernen scheinen, so daß der Vergleich entschieden zugunsten des vorgelegten Druckes ausfällt. Am Schluß seiner feinsinnigen, durch humorvolle Mottos belebten „Introduction“ hebt Thorpe noch einmal hervor, daß, solange keine endgültige Rochester-Ausgabe besorgt werden könne, „the Antwerp Poems on Several Occasions will have to stand as the basic text“ (S. XXXVIII). Die dem nun folgenden Faksimiledruck angehängten drei sorgfältigen Appendices (A, Census of copies and editions, S. 153 bis 159; B, Variant Readings, S. 160—68; C, Authorship of the Poems, S. 169—91) erhöhen den wissenschaftlichen Gebrauchswert der Ausgabe, auf Grund deren man alle Rochester-Wertungen neu überprüfen sollte.

Liest man aufmerksam die wahrscheinlich echten Stücke der Sammlung, so will einem scheinen, als sei des Dichters spätere Reue und Weltabkehr eine notwendige Folge der in manchen Versen offenbarten Geisteshaltung. Aus den unflätigen Schmähreden klagt weh die ganze Bitternis eines enttäuschten Lebens. Es ist nicht nur der herbe Nachgeschmack genossener Lust, der ihn erfüllt, sondern das Gefühl einer allgemeinen Unverlässlichkeit irdischer Maße und Wertungen, ein tiefes Überzeugtsein von der heillosen Unvollkommenheit alles Diesseitigen, ein Ekel vor dem Menschsein überhaupt (Satyr S. 6—13). Schon mancher Verirrte, wenn er ein Suchender blieb, gelangte durch solche Niederungen der Erkenntnis zu einer neuen metaphysischen Weltdeutung. Der Rochester-Forscher Vivian de Sola Pinto hat in seinem Hauptwerk (Rochester, Portrait of a Restoration Poet, London 1935) eine ähnliche Entwicklung aufgezeigt und die Ansicht vertreten, Rochesters gesamte Dichtung müsse im Lichte seiner Bekehrung gelesen werden (a. a. O. S. 257 et passim). Wenn J. Prinz es 8 Jahre früher mutig unternommen hatte, mit einer umfänglichen, textkritisch und bibliographisch orientierten Darstellung (John Wilmot Earl of

Rochester, his Life and Writtings . . . Leipzig 1927) die Fakten neu herauszuarbeiten, ohne allerdings ein überzeugendes Rochester-Bild zu formen, so gelang es V. de S. Pinto, mit warmherziger Anteilnahme nicht nur die dichterische Kunst, sondern auch die denkerische Größe Rochesters erstmalig herauszustellen. Ein recht objektives Bild des Dichters schuf auch Ch. Williams (Rochester, London 1935) im gleichen Jahre, ohne Pintons Begeisterung, doch mit gutem Humor. Hatte sich ein wesentlicher Teil der kürzeren Sekundärliteratur bisher mit Echtheitsfragen und Zuschreibungsproblemen zu beschäftigen, so liefert nun Thorpes gründliche und umsichtige Ausgabe eine Basis für neue gehaltliche Interpretationen.

LEVERKUSEN

FRITZ RAU

S. Ernest Sprott: *Milton's Art of Prosody*, Basil Blackwell, Oxford 1953, pp. XI, 147 (15 s.).

Miltons Äußerungen über seine eigene Verskunst sind so spärlich, daß den Erfindern prosodischer Systeme, die seiner Dichtung angeblich zu Grunde gelegen haben, ein weites und offensichtlich verlockendes Feld von Möglichkeiten offen zu stehen scheint. Da das vorliegende Buch mit größerer Eindringlichkeit als Überzeugungskraft ein solches prosodisches System aus Miltons Dichtung abzuleiten sucht, erscheint es notwendig, zunächst die Grundfrage zu stellen, ob nämlich die Aufstellung komplizierter metrischer Schemata und zahlreicher Regeln der Miltonschen Praxis angemessen, ja ob sie überhaupt historisch zu rechtfertigen ist. Sprott beruft sich (S. 4ff.) auf Massons Aufsatz über Miltons Verskunst, Saintsburys bekannte Geschichte der englischen Prosodie und Robert Bridges' umstrittene Untersuchung „Milton's Prosody“¹⁾, die er allein als grundsätzlich richtig anerkennt²⁾. Bridges' Einfluß ist daher auch im ganzen Buch zu spüren. Wer immer sich ein Bild von Miltons Verskunst machen will, wird Bridges' Ansichten und Ergebnisse nicht außer acht lassen können. Er hat zum erstenmal den Vers Miltons eingehend geprüft, und zahlreiche seiner Hinweise wie die grundlegende — wenn auch nicht neue — Erkenntnis von der Unzulässigkeit der klassischen Quantitätsregeln im englischen Vers oder von der in Miltons Zeit so gebräuchlichen Elision sind durchaus beherzigenswert. Kann man aber ein metrisches System noch für angemessen halten, das Milton prosodische „Fiktionen“ unterschieben muß, um seinen Vers dem Schema anzupassen, oder dessen Erfinder gestehen muß: „Milton came to scan his verses in one way, and read them in

1) Revised Final Edition, Oxford 1921.

2) „In fundamentals it does not err“ (S. 5). Demgegenüber freilich behauptet F. T. Prince (The Italian Element in Milton's Verse, Oxford 1954, S. 137) mit recht einsichtigen Gründen über Bridges' Theorie: „its fundamentally false assumptions“.

another“¹⁾? Es ist bedauerlich, daß Sprott nicht W. J. Courthopes Auseinandersetzung mit Robert Bridges herangezogen hat²⁾. In seinem Versuch, sowohl das germanische Versprinzip wie das klassische zur Erklärung von Miltons Verskunst zu benutzen, weist Courthope darauf hin, daß Milton seine Verse keinem festen Skandierungssystem unterworfen habe; und er stellt die ganz natürliche Frage: „If Milton in *Paradise Lost* merely refined and limited a usage which is common throughout English poetry, why should he be supposed to have invented for himself an experimental prosody?“ (S. 429). Die falsche Voraussetzung, von der Bridges ausging und in der Sprott ihm folgt, scheint darin zu liegen, daß er zwar die klassische Silbenquantität für den englischen Vers ablehnt, den klassischen Versfuß aber als Grundprinzip beibehält. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, das schon lange vor ihm Gascoigne beklagt hatte³⁾, daß es nämlich im englischen Vers nur noch einen Versfuß, den Jambus, gäbe, daß also dreisilbige Versfüße, von denen Courthope behauptet, sie seien „inherent in the nature of the language“ und „recognised by long poetical usage“ (S. 428), jedenfalls bei Milton ausgeschlossen seien. Um das zu beweisen, müssen dann die angeblichen prosodischen Fiktionen Miltons erhalten. Auch Courthope kann sich nicht entschließen, den klassischen Versfuß — freilich in modifizierter Form — als Grundlage des englischen Verses aufzugeben. „The character of English verse is best understood by distributing the syllables into movements resembling the classical feet“ (S. 426). Doch macht er in den folgenden Ausführungen wenig Gebrauch von dieser Theorie, sondern hält sich vielmehr an die Zahl der Silben. Damit schließt er sich nicht nur der Theorie des 16. und 17. Jhs., sondern auch ohne Zweifel dem Gebrauch Miltons an.

Die Prosodie der englischen Renaissance sinngemäß auszulegen, ist schwierig, weil sie die heimische Praxis mit der Terminologie der klassischen Prosodie zu beschreiben versuchte. Der Begriff Versfuß erscheint daher immer wieder, doch ohne daß ganz offensichtlich das Bewußtsein verloren gegangen war, daß die Basis der englischen Versstruktur in der Zahl der Silben liegt, wie auch Sprott an Hand von zeitgenössischen Zitaten nachweist (S. 46). Diese Silben sind, wie Sprott richtig bemerkt, unter dem Einfluß der klassischen Prosodie zu Versfüßen gruppiert worden, was Puttenham als „improperly“ be-

¹⁾ Milton's Prosody, S. 35; Bridges schwächt das in der Final Edition ein wenig als „ill-expressed“ ab, ohne es zu widerrufen. Der Satz steht in auffallendem Gegensatz zu Miltons „apt numbers“ und „fit quantity of syllables“ (*Paradise Lost*).

²⁾ A History of English Poetry, Vol. III, London 1903, S. 422 ff.

³⁾ „And surely I can lament that wee are fallen into suche a playne and simple manner of wryting that there is none other foote vsed but one“. Certayne Notes of Instruction, ed. Smith, Elizabethan Critical Essays, I, 50.

zeichnete¹⁾. Es ist nicht ganz einsichtig, warum ein prosodisches Prinzip, das die Theoretiker des 16. und 17. Jhs. dem englischen Vers aufzwängten und das der Praxis nicht entspricht, zur Grundlage einer modernen Darstellung der Miltonschen Verskunst gemacht wird. Wenn auch Theoretiker der Renaissance, wie z. B. Puttenham oder Webbe, die griechischen und lateinischen Versfüße im englischen Vers gern eingeführt gesehen hätten, so läßt sie doch ihr Gefühl für die Gesetzmäßigkeit der englischen Sprache deutlich genug erkennen, daß dergleichen in der Praxis des zeitgenössischen Verses nicht existiert. Webbe macht sogar bei seinem Wunsch, die klassischen Versmaße ins Englische zu übertragen, die Einschränkung, daß es sich nur um abgeänderte Regeln „according to the quality of our words“ handeln könne²⁾. Was ist das schließlich anders als Miltons bekannte Vorbemerkung zu seiner Übersetzung der 5. Ode des Horaz: „Rendred almost word for word without Rhyme according to the Latin Measure, as near as the Language will permit“³⁾? Soviel also auch von klassischen Versmaßen die Rede sein mag, es ist kein Zweifel, daß selbst die Prosodisten des 16. und 17. Jhs. im Englischen damit nicht viel anzufangen wußten.

Silbenzählung einerseits und Akzent andererseits sowie der mit dem Ohr erfaßte Rhythmus im Gegensatz zu Quantitätsregeln, die, was sie auch ursprünglich gewesen sein mögen, nur noch künstlich vom Schriftbild her zu bestimmen waren, erhalten also notgedrungen ein viel größeres Gewicht in der Beschreibung des englischen Versmaßes als die theoretischen Erörterungen über klassische Versfüße. Die Alten, so bemerkt Sidney in seiner *Apology*, beobachteten die Quantität jeder Silbe, während „the Moderne observing onely number (with some regarde to the accent)“, welch letzteres er ein wenig später noch stärker betont: „yet wee obserue the accent very precisely“⁴⁾. William Webbe gebraucht das Wort „quantity“, das er von der „true quantity“ des klassischen Verses absetzt⁵⁾, im Sinne von Akzent, wenn er sagt: „Though our wordes can not well be forced to abyde the touch of Position and other rules of Prosodia, yet is there such a naturall force or quantitie in eche worde, that it will not abide anie place but one, withoute some foule disgrace“⁶⁾. Für Thomas Campion ist Quantität im englischen Vers gleich der Silbenzahl: „Number is discret a quan-

¹⁾ ibd. II, 70. Vgl. auch: „Our vulgar Saxon English . . . doth hardly admit the vse of those fine inuented feete of the Greeke & Latines“ (II, 117).

²⁾ Smith, Elizabethan Critical Essays, I, 279.

³⁾ Columbia Edition, I, 69.

⁴⁾ Smith, Elizabethan Critical Essays, I, 204 und 205.

⁵⁾ „It seemeth not currant for an English verse to runne vpon true quantitie and those feete which the Latines vse“. *A Discourse of English Poetrie*, ed. Smith, Elizabethan Critical Essays, I, 278.

⁶⁾ ibd. I, 273.

titas“. Er spricht zwar von „the length and shortness of their [the syllables] sound“ und vergleicht die Silben mit langen und kurzen Noten, aber sein musikalisch geschultes Ohr läßt ihn auf das Gewicht der Silben, eben den Akzent, den größten Nachdruck legen: „In a verse the numeration of the syllables is not so much to be obserued as their waite and due proportion“¹⁾. Sobald er diese Erkenntnisse auf klassische Versfüße anwendet, muß er wie William Webbe die Situation des englischen Verses von der des klassischen unterscheiden, indem er dem klassischen „pure Iambick“ den englischen „Licentiate Iambick“ gegenüberstellt²⁾, welch letzterer das Grundprinzip des klassischen Verses aufhebt und die Freiheit des Akzentes im englischen Vers erklärt. Sprott gebraucht dafür mit Bridges und anderen die völlig unklassische Fiktion der „Inversion“ von Versfüßen. Hobbes ist noch konsequenter als seine Vorgänger, wenn er von Versgesetzen spricht „which have bound the Greeks and Latines to number of Feet and quantity of Syllables, and the English and other Nations to number of Syllables and Rime“³⁾. Eine solche summarische Ablehnung einer Anwendung klassischer Versfüße auf die englische Dichtung erscheint nur als der konsequente Ausdruck einer Haltung, die bei den Metrikern des 16. und 17. Jhs. zwar vorherrschte, aber kaum so deutlich ausgesprochen wurde⁴⁾. Schon der wiederholte Hinweis auf den gesprochenen, nicht den geschriebenen Vers, d. h. also auf das rhythmische Gefühl des Ohres als Grundlage rhythmischer Bewertung, läßt das Jonglieren mit klassischen Versfüßen nur als Sache einer bequemen, durch Tradition sanktionierten, aber doch verwirrenden Terminologie erscheinen. Campion spricht es am deutlichsten aus: „We must esteeme our syllables as we speake, not as we write; for the sound of them in a verse is to be valued, and not their letters“⁵⁾. King James VI unterscheidet in seinem *Short Treatise on Verse* nach klassischem Vorbild lange, kurze und indifferente Silben. Daß er dabei nicht an eine schematisch exakte Längenmessung der Silben im klassischen Sinne denkt, sondern dem Gefühl die Entscheidung zuschreibt, sagt er mit ganz unzweideutigen Worten: „Bot gif ye wald ask me the reulis quhairby to knaw euerie ane of thir thre foirsaidis kyndis of syllables, I answer

¹⁾ *Observations on the Art of English Poesie*, ed. Smith, Elizabethan Critical Essays, II, 328/29. Später bemerkt er, daß der Akzent den wahren Meßwert der Silben ausmache (S. 351).

²⁾ ibd. II, 355.

³⁾ J. E. Spingarn, *Critical Essays of the Seventeenth Century*, II, 57.

⁴⁾ Ähnlich eindeutig wendet sich Edward Bysshe, *The Art of English Poetry* (1702), in einer von Sprott (S. 46) zitierten Stelle gegen den klassischen Versfuß im englischen Vers, weil er nicht dem Genius der englischen Sprache entspreche.

⁵⁾ Smith, *Elizabethan Critical Essays*, II, 352.

your eare man be the onely judge and discerner thairof“¹⁾. Und wenn Puttenham Versrhythmus als „a certaine musicall numerositie in utterance“²⁾ definiert, so wendet er sich ebenfalls an das musikalisch-rhythmische Gefühl, das ja auch von jeher als besonderes Kennzeichen der Miltonschen Verskunst gerühmt worden ist.

„True musical delight“, sagt Milton im Vorwort zu *Paradise Lost*, „consists onely in apt Numbers, fit quantity of Syllables, and the sense variously drawn out from one Verse into another . . .“ Das letztere gehört zur Ablehnung der „modern bondage of Rimeing“, der das kurze Vorwort gewidmet ist. Aber die drei angegebenen prosodischen Kriterien, „true musical delight“, „apt numbers“ und „fit quantity of syllables“, lassen sich ohne Zwang im Sinne der obigen Ausführungen als musikalisch-rhythmische Bewertung des Verses, angemessene Zahl seiner Silben und richtige, d. h. dem natürlichen Wortakzent entsprechende Akzentuierung erklären³⁾. Von klassischen Versfüßen ist bei Milton keine Rede, noch gibt es eine historische Rechtfertigung, sie seiner Praxis gewissermaßen post festum zu unterlegen. Wenn schon die gelehrten Theoretiker seiner Zeit die Fragwürdigkeit der klassischen Versfüße als Grundlage englischer Verskunst erkannt haben, so wird man kaum annehmen dürfen, daß der geniale Dichter dem Genius seiner Muttersprache weniger gerecht geworden ist als sie. Milton hat seinen Blankvers, wie er selbst im Vorwort zu *Paradise Lost* andeutet, am Vers der englischen Dramatiker geschult. Darüber hinaus hat er, wie F. T. Prince kürzlich überzeugend nachgewiesen hat, sowohl in Diktion und Stil wie in der Technik des Versbaues wesentliche Anregungen von Italien empfangen. Die Italiener haben kein System der Prosodie entwickelt. Wir suchen vergeblich danach in Dantes *De Vulgari Eloquentia*, und so eingehend sich auch nach dem Durchbruch des Humanismus Dichter wie Tasso mit der Strukturanalyse der Dichtformen befassen, so schenken sie doch dem rhythmischen und silbischen Aufbau des Verses keine Beachtung⁴⁾. Überhaupt zeichnen sich Dantes Verse wie die der späteren italienischen Dichter durch große Freiheit aus. Zwar liegen Reimschema und Silbenzahl fest, aber gerade letztere kann mit Hilfe der Elision erheblich variiert werden. Der Akzent ist mit Ausnahme der vorletzten Silbe des Verses so gut wie ganz frei. „The licensed variety of [stress] is a distinctive feature of his own and all later Italian verse“⁵⁾. Auch Milton und seine Zeitgenossen haben sich trotz festgelegter Silbenzahl im Vers durch weitgehende und zum Teil gewagte Anwendung der Elision gewisse Va-

¹⁾ ibd. I, 213/14.

²⁾ ibd. II, 72.

³⁾ W. J. Courthope deutet die genannten Kriterien freilich anders (a. a. O., S. 428); aber auch er sieht darin keinen Hinweis auf klassische Versfüße.

⁴⁾ Vgl. F. T. Prince, a. a. O., S. 139.

⁵⁾ ibd. S. 141.

riationsmöglichkeiten erhalten¹⁾. Aber im Akzent ist die Freiheit viel größer; die Grundregeln kann man nach F. T. Prince wie folgt zusammenfassen: „The tenth syllable must always have, or be capable of being given, a stress; one other stress must fall, in any one line, on either the fourth or the sixth syllable“²⁾. Die englische Prosodie ist also nicht „a system of rules as abstractly rigid as those which scholars conceive to have operated in Greek and Latin poetry“³⁾.

Es ist nicht anzunehmen, daß Milton sich zur Zeit seiner dichterischen Reife in das Joch einer regelstarren und sprachfremden Prosodie begeben hat, nachdem er schon in der Jugend lateinische, d. h. eben regelgebundene Verse als unzureichend für den Ausdruck seiner Gefühle empfunden hatte. Mit 17 Jahren schreibt er an seinen Lehrer Thomas Young, daß seine einzigartige Dankbarkeit (*singularis animi mei gratitudo*) nicht durch jenes eingezwängte und mit festen Versfüßen und Silben eingeengte „*genus dicendi*“, d. h. also durch Verse, ausgedrückt werden könne, sondern nur durch die „*oratio libera*“, d. h. durch Prosa, ja durch einen geradezu asiatischen Wortschwall (*non constricto illo, et certis pedibus ac syllabis angustato dicendi genere exprimenda fuit, sed Oratione libera, immo potius, si fieri posset, Asiatica verborum exuberantia*)⁴⁾. Und mit 20 Jahren erklärt er seinem Freunde Diodati in der *Elegia Sexta*, daß ihre Freundschaft nicht durch die eng geschnürten Maße des Verses eingezwängt werde (*modulis includitur arctis*) noch ungeschmälert zu lahmen Versfüßen komme (*Nec venit ad claudos integer ipse pedes*)⁵⁾. Sprott zitiert beide Stellen, wenn auch fehlerhaft, behauptet aber: „When he came to write *Comus* and the later works, he had recognised ‘*carmina*’ as a discipline, but rhyme as a deterrent“ (S. 33). Da jedoch Milton ausdrücklich davon spricht, daß ihm die klassische Prosodie in diesem lateinischen Gedicht (*hoc carmine*) als ein Hemmschuh des vollen Ausdrucks seiner Gefühle erscheine, ist es nicht angebracht, diese Äußerungen ohne weiteres auf seine englischen Verse zu übertragen; denn die sind ja gerade frei von diesen prosodischen Hemmungen. Weder ist die Erwähnung der Reimfrage in diesem Zusammenhang relevant, noch ist die Annahme einer Wandlung von Miltons Auffassung notwendig. Gerade seine Übersetzung der 5. Ode des Horaz „as near as the Language will permit“, die Sprott unrichtig in klassischen Versfüßen wiedergibt (S. 25), beweist, daß Milton sich im Englischen die Freiheit des Akzents vorbehält, d. h. also die Übertragung klassischer Versfüße für unangemessen hält.

¹⁾ Vgl. Robert Bridges, a. a. O., S. 9ff., 46ff.; S. E. Sprott, Kap. VI, S. 54ff.

²⁾ a. a. O., S. 143.

³⁾ ibd. S. 144.

⁴⁾ Columbia Edition XII, S. 4.

⁵⁾ ibd. Vol. I, Part I, S. 206.

Sprott geht beim Miltonschen Blankvers von folgender Voraussetzung aus: „The opinion we accept in this study is that in the simplest form of Miltonic blank verse each foot has a short and a long metrical stress which correspond exactly with a light and a strong speech accent, and short stress (and a light accent) always precedes a long stress (and a strong accent); so that in each line there are five long stresses corresponding to five strong accents, and these alternate with five short stresses corresponding to five light accents . . .“ (S. 53). Das ist nichts weiter als die umständliche und durch eine verwirrende Terminologie mißverständliche Beschreibung eines regelmäßigen jambischen Pentameters, in dem Versakzent (long metrical stress) und Wortakzent (strong accent) zusammenfallen. Die Gegenüberstellung von „stress“ und „accent“, wobei „metrical stress“ nichts anderes als die metrische Grundeinheit des Versfußes, also die Silbe, sein kann¹⁾, die sehr fragwürdige Erweckung von klassischen Quantitätsvorstellungen in „short and long stress“ für die metrische Senkung und Hebung, die Tatsache, daß Sprott überhaupt keine unakzentuierten Silben kennt und die Möglichkeit von Gradabstufungen des Akzents gar nicht in Betracht zieht — all das deutet auf einen starren Schematismus hin, der weder Miltons Verskunst noch dem englischen Verse überhaupt gerecht werden kann. Nur wenn man unnötigerweise den Blankvers in das Prokrustesbett des jambischen Pentameters in der oben beschriebenen Form spannt, könnte man wie Bridges zu der Auffassung kommen, daß Milton seine Verse anders skandierte, als er sie las, oder muß man wie Sprott angesichts seines komplizierten prosodischen Systems zugeben „that Milton's prosody is an abstract theory of art by which he mentally orders his composition and recital“ und „that the oral value of syllables may differ from the theoretical“ (S. 111)²⁾. Die Frage, warum Milton das getan haben sollte, bleibt unbeantwortet. Eine solche ohne Zweifel unrichtige Grundlage zwingt dazu, die traditionelle und dichterisch so reizvolle Variationsbreite eines nur an wenige Regeln gebundenen Verses mit einer Reihe von Komplikationen zu erklären (S. 53), unter denen die Taktumstellung (inversion of feet) und die Reduzierung der theoretisch erwarteten fünf Akzente eine wichtige Rolle spielen³⁾.

Die grundsätzlich falsche Konzeption der Miltonschen Prosodie läßt natürlich trotz mancher bemerkenswerter Beobachtungen viele Aussagen als schief und die meisten der aufgestellten Regeln als überflüssig erscheinen. Der Hinweis in Kap. II (The Data) auf Miltons

¹⁾ Vgl. auch „the long stress of scansion“ (S. 39) und ähnliche Formulierungen auf S. 99, 106, 112, 137.

²⁾ „It is fundamental to understand that in syllabic verse the lines are to be scanned according to theory irrespective of their audible rhythms“ (S. 106).

³⁾ „The number of strong accents need not remain constant at five (but the number of long stresses will)“ (S. 53).

angeblich phonetisch und metrisch bestimmte Schreibung und Zeichensetzung ist bemerkenswert, wenn sich auch herausstellt, daß die zahlreichen Willkürlichkeiten Miltons ihre Beweiskraft stark beeinträchtigen. In Kap. III (Minor Forms) betont Sprott die Eigenart des Miltonschen Sonetts, das in seiner Tendenz zum Enjambement und zu schweren Sinnpausen im Zeileninnern bereits den Stil von *Paradise Lost* vorausnehme (S. 22). Er hätte sich dabei schon auf J. S. Smarts Ausgabe der Sonette berufen können¹⁾. Daß es freilich dafür keine Vorbilder im Englischen oder Italienischen gäbe, wird durch F. T. Princes Untersuchung über die italienischen Elemente in Miltons Dichtung widerlegt²⁾. Eine bemerkenswerte Beobachtung macht Sprott bei der Untersuchung der katalektischen Zeilen von *L'Allegro* und *Il Penseroso* (S. 18f.). Zwischen dem ersten Teil von *L'Allegro* (etwa bis Zeile 100) und *Il Penseroso* einerseits und dem zweiten Teil von *L'Allegro* andererseits besteht ein durch die Prozentzahlen der unvollständigen Verse deutlich ausgedrückter Unterschied, der die Annahme unterstützt, daß beide Gedichte nicht in einem Zuge geschrieben wurden³⁾.

Den größten Raum nimmt naturgemäß die Beschreibung des Miltonschen Blankverses ein. Nach der Erörterung der Grundkonzeption dieses Verses braucht auf die Behauptung, daß es bei Milton weder einsilbige noch dreisilbige Versfüße gebe, nicht eingegangen zu werden. Welche Schwierigkeiten sich Sprott durch sein krampfhaftes Bestehen auf zweisilbigen Versfüßen macht, sei nur durch ein Beispiel angedeutet. In dem ersten Teil des Verses

To the Garden of bliss, thy seat prepar'd

(*Paradise Lost* VIII, 229)⁴⁾

können nur zwei Akzente liegen: $x\ x / \acute{x}\ x\ x / \acute{x}$. Um aber der Dreisilbigkeit des Versfußes zu entgehen, behauptet Sprott: „They form not two but three feet“ (S. 62), und hilft sich dabei mit einem ganz unzulässigen Hinweis auf „classically short syllables“. Wie man aber auch den Vers klassisch skandieren will, ob jambisch: $\cup - / \cup - / \cup -$, oder trochäisch: $- \cup / - \cup / - \cup$, keine der beiden Versionen kann stimmen.

¹⁾ The Sonnets of Milton, Glasgow 1921, Introduction.

²⁾ „Milton's most worthy and impressive following of his sixteenth-century Italian models is to be found in his English sonnets“, a. a. O., S. 102.

³⁾ Neuerdings hat D. C. Allen aus anderen Gründen den zeitlichen Unterschied in der Komposition dieser beiden Gedichte betont: „I think of them, if not poetically separate, as at best temporally apart“ (The Harmonious Vision, Baltimore 1954, S. 11). Nach Sprott müßte Milton zur Zeit der Komposition von *Il Penseroso* die frühere Version von *L'Allegro* zum Teil noch einmal überarbeitet haben.

⁴⁾ Zitiert nach der Columbia Edition, Vol. II. Sprott zitiert nach der ersten Ausgabe von *Paradise Lost* (in 10 Büchern).

Wohl aber ist bei der Bedeutung, die die Silbenzahl für den Vers hat, eine Betrachtung der Variationen auf diesem Gebiet von Nutzen. Im ganzen gesehen läßt sich bemerken, daß Milton es mit diesem Prinzip des englischen Verses sehr genau nahm. Unter 15000 Blankversen kann Sprott nur einen eindeutig neunsilbigen entdecken (S. 48), und der gehört der Frühzeit an (Self-fed, and self-consum'd, if this fail, *Comus* 596). Auch die im dramatischen Vers so beliebte Freiheit der weiblichen Endung (bei Sprott „final extrametrical supernumerary syllable“ genannt) wird von Milton, wie eine tabellarische Übersicht zeigt (S. 57), nur verhältnismäßig spärlich angewendet. Findet sich in *Comus* noch eine ganze Reihe von Versen mit weiblichem Ausgang (7,1%), so sind es in *Paradise Lost* nur 0,9%, in *Paradise Regained* 3%, in *Samson Agonistes* allerdings wieder 15%. Es ist kein Zweifel, daß Milton im gehobenen Stil und Vers des heroischen Epos Regelstrenge für das einzig Angemessene hielt. Dazu gehörte für ihn vor allem die Zehnsilbigkeit, nicht aber die Nachahmung klassischer Versfüße, wie die Vielfalt der Akzentsetzung jedem auch nur flüchtigen Leser beweist (es sei denn, er skandierte anders, als er las). Daß Regelstrenge und Würde des heroischen Epos eng zusammengehören, kann Sprott (S. 58) im Buch X (nach der ersten Ausgabe IX) von *Paradise Lost* nachweisen, das einen auffällig hohen Prozentsatz (4%) von weiblichen Versausgängen hat. Schon im IX. Buch (Buch VIII der ersten Ausgabe) zeigt sich ab Vers 1134 eine gewisse Häufung von elfsilbigen Versen, freilich nur im Vergleich mit den vorausgegangenen 1130 Versen des Buches. Es ist unmittelbar nachdem beide den Apfel gegessen haben, als nun „sensual Appetite“
from beneath

Usurping over sovran Reason claimd
Superior sway. (1129—31)

Die Menschen sind ihrer ursprünglichen Würde entkleidet, und Adam wendet sich an Eva „estrang'd in look and alterd stile“ (1132). Zu dem geänderten, d. h. von seiner ursprünglichen Würde abgesunkenen Stil gehört eben auch der häufigere Verstoß gegen die strenge Zehnsilbigkeit des heroischen Blankverses. Dieselben Anzeichen des „alterd stile“ machen sich in Adams und Evas „sad complaint“ des nächsten Buches bemerkbar (X, 720ff.), um dann wieder zurückzutreten, als Adam

To better hopes his more attentive minde
Labouring had rais'd . . . (1011/12).

Hier kann Sprott mit Recht eine dichterische Absicht vermuten, die aber nur für die strenge Einhaltung der Zehnsilbigkeit im heroischen Blankvers spricht und nicht für „the application of a conscious and pre-determined theory“ (S. 67), wie sie Sprott in der Nachfolge von Bridges aufzustellen sucht.

Was die in der Praxis des 17. Jhs. — und zwar in Poesie und Prosa — so weit verbreitete und auch von der Theorie zugelassene

Elision von Silben anlangt, so kann Sprott (Kap. VI) mit Recht ihren sich ständig steigenden Gebrauch bei Milton feststellen, wobei — wie in der Zahl der weiblichen Versausgänge — in *Samson Agonistes* die größte Freiheit zu beobachten ist. Ob sie Milton durch völligen Schwund eines der beiden Vokale oder — was in vielen Fällen wahrscheinlicher sein dürfte — durch Zusammenziehung, d. h. die sogenannte Synalöphe, in der Praxis angewendet wissen wollte, kann nicht entschieden werden. Da das Prinzip Milton wie seinen Zeitgenossen außerordentlich geläufig war, wird man Sprott auch die „delayed elision“ zugeben müssen, eben da, wo zwischen beiden Vokalen eine Pause liegt, die Elision also kaum mehr als eine „mental fiction“ sein kann (S. 68/69), wie in dem Vers

More tollerable; if there be cure or charm
(*Paradise Lost* II, 460).

Unter solchen Umständen kann Sprott Miltons strenge Regeltreue in *Paradise Lost* bestätigt finden. Es gibt nach ihm in diesem Gedicht keine „midverse extrametrical syllables“ (S. 63).

Die Frage der Taktumstellung im Vers erhebt sich nur, wenn man den jambischen Versfuß als Einheit zu Grunde legt. Zwar dürfte der Reiz des zehnsilbigen Verses — ob gereimt oder ungereimt — teilweise darin bestehen, daß im Gegensatz zu der durch die Eigenart der Sprache und durch Gewöhnung hervorgerufenen Erwartung eines alternierenden Auf und Ab von Hebung und Senkung die Akzente in immer neuen Variationen gesetzt werden. Doch ist es nicht notwendig, sich dabei auf klassische Versfüße zu beziehen. In der tabellarischen Übersicht von Miltons Taktumstellungen (S. 101) fällt die „typisch englische Bevorzugung des taktschweren Zeileneinsatzes“ auf¹⁾. Macht schon die häufige Taktumstellung die Annahme der klassischen Versfußstruktur des Miltonschen Blankverses fraglich, so wird die Theorie durch die wechselnde Zahl der Akzente (nach Sprott: loss of speech accent) vollends ad absurdum geführt. Sprott stellt fest, daß im Buch I von *Paradise Lost* 48,1% aller Verse nur vier Akzente und 6,8% nur drei Akzente aufweisen. Das ist angesichts des Grundsatzes des bis auf wenige Ausnahmen freien Akzentes nicht verwunderlich. Zu unwahrscheinlichen Argumenten muß Sprott allerdings greifen, wenn er sich, durch seine Theorie gezwungen und ohne die Möglichkeit von Nebenakzenten zu beachten, gegen mehr als fünf Akzente in einem Vers wehrt, obwohl der Sinn häufig sechs akzentuierte Silben verlangt. In der berühmten Beschreibung des das Chaos durchmessenden Satans kommen solche Verse vor:

So eagerly the fiend
Ore bog or steep, through strait, rough, dense, or rare,
With head, hands, wings or feet pursues his way.
(*Paradise Lost* II, 947—49)

¹⁾ „A typically English preference for the stress-syllable opening“ (S. 102).

Die Wörter „rough“ (548) und „hands“ (549) müssen nach der Versfußtheorie an unbetonter Stelle stehen. Doch selbst Sprott muß zugeben, daß sie „nearly as much prominence“ haben wie ihre benachbarten im prosodischen Akzent stehenden (S. 109). Als Grund dafür gibt er ihre Quantität (!) an, die er zwar nicht nach klassischen Regeln, sondern phonetisch mißt. Aber nicht die phonetische Quantität, sondern die Bedeutung dürfte den Akzent bestimmen; und da ist entscheidend, daß die beiden Wörter an Sinnschwere nicht weniger wiegen als die ihnen gleichgeordneten. Sprott hilft sich seiner Theorie zuliebe mit der durch nichts gerechtfertigten Erfindung, daß „the prominence . . . will be found to be one of retarded tempo rather than increased accentuation“.

Bezüglich des Enjambements — „the sense variously drawn out from one Verse into another“, wie Milton sagt — bestätigen die Untersuchungen und Tabellen Sprotts nur, was jedem Leser Miltons bekannt ist, nämlich daß er sich in diesem Punkte sehr große Freiheiten nimmt. Wenn Sprott freilich behauptet, daß die sogenannte „end-stopt line“ die Praxis der besten elisabethanischen Dichter gewesen sei (S. 115), übersieht er den dramatischen Blankvers und damit die Tatsache, daß Milton im Drama — wie übrigens auch bei den Italienern — eine bereits entwickelte Technik des Enjambements vorfand. Wie Milton seine Verse las, läßt sich nicht mehr sagen, auch wenn man die — oft willkürliche — Schreibung und Zeichensetzung seiner Manuskripte heranzieht. 100 Jahre später hat Johnson offenbar keine Vers-einschnitte mehr empfunden, denn sonst hätte er den Blankvers nicht mit „verse to the eye“ abtun können¹⁾. Um freilich zu einem Resultat wie dem Sprotts zu kommen „that he would have paused at the end of lines in reciting, certainly when they ended with perfect sense at periods, probably when they ended with imperfect sense at ends of clauses and periods, but not necessarily when they ended in the midst of clauses or phrases“ (S. 117), bedarf es wohl keiner groß angelegten Untersuchung. Solche Banalitäten kommen allerdings mehrfach in dem Buche vor, z. B. auf S. 14, wo Sprott von Miltons Gebrauch des Bindestriches spricht und zu dem Schluß kommt: „Perhaps therefore, Milton used hyphens primarily to link together words of interlocking meanings“.

Zur metrischen Umschrift benutzt Sprott meistens die in der modernen Dichtung so verwirrenden Zeichen der klassischen Versfüße. Wo er gelegentlich Notenschrift verwendet, bedient er sich des Dreivierteltaktes. „In a perfectly regular line . . . the rhythm of blank verse is in triple time“ (S. 50). Er ist sich offensichtlich nicht klar darüber, daß er sich damit für ein Taktgeschlecht entschieden hat, das weder dem Miltonschen Blankvers noch überhaupt dem englischen Vers angemessen zu sein scheint.

MÜNSTER

EDGAR MERTNER

¹⁾ Lives of the Poets, The World's Classics I, 138.

Karl Eichenberger: *Oliver Goldsmith*. Das Komische in den Werken seiner Reifeperiode. Schweizer Anglistische Arbeiten. (Francke Verlag Bern, 35. Band.)

Die auf Anregung von Herrn Prof. Straumann entstandene Dissertation bildet in gewissem Sinne die Fortsetzung einer Arbeit von H. Th. Blum über die Anfänge des Humors bei Goldsmith. Eichenberger behandelt im wesentlichen die drei Hauptwerke der Reifeperiode: „The Vikar of Wakefield (1761—62)“, „The Good-natured Man“ (1768) und „She Stoops to Conquer“ (1773). Das poetische Schaffen blieb grundsätzlich unberücksichtigt.

Als besonders wohltuend empfand der Rezensent die vorsichtig abwägende, streng am Werk orientierte Art der Untersuchung, die — indem sie sich bewußt von gewagten Hypothesen zurückhält — gerade in der Fülle der Einzelbeobachtungen Wertvolles beizutragen hat.

Auch die Gliederung des umfangreichen Stoffes in die Kapitel: Die humoristische Grundhaltung, Die komische Situation, Die Komischen Charaktere, Die richtende Instanz, muß als gelungen hervorgehoben werden.

Im „Vicar“ weist der Verfasser eine komplizierte humoristische Schichtung nach, die sich aus der Spannung zwischen dem sentimental Element und der humoristischen Grundhaltung ergibt. Technisch beruht diese Schichtung auf dem dauernden Wechseln des Standpunktes des Erzählers. Goldsmith fehlt die souveräne Überlegenheit des „totalen“ Humoristen Sternescher Prägung. Die Schichtung seines Humors spricht nicht für seine überragende dichterische Gestaltungskraft sondern letztlich für seine menschliche Unsicherheit. Ähnlich steht es mit der Ironie. Sie erzeugt zwar die Illusion von Überlegenheit, ist aber im Grunde so unklar, „unecht“ daß schließlich eine unauflösliche Verwirrung entsteht. Goldsmith möchte sich nicht festlegen: „Er versucht, im Stil einer latenten Ironie seine Unsicherheit zu verbergen und alle Möglichkeiten zu einer Übereinstimmung und Harmonie mit dem Leben offenzuhalten“ (39).

Interessanter erscheinen uns die biographischen Bezüge. Doch wenn der Verfasser die Ironie als ein Mittel erklärt, mit dem Goldsmith die „unheimliche Leere“ zu überdecken sucht, scheint uns das zu weit zu gehen. Goldsmith hat — wie es auch E. in seinem Schlußkapitel ausführt — durchaus seine Werte. Außer der Unsicherheit kann auch eine gewisse Schamhaftigkeit, sich unumwunden zu diesen Werten zu bekennen, seine „latente“ Ironie erklären.

Die Scheidung von Situations- und Charakterkomik bietet sich bei Goldsmith geradezu an. Die Situationskomik scheint dabei zunächst den Vorrang zu besitzen. In der Tatsache, daß sie — stets durch Zufall oder Mißverständnis eingeleitet — auch vor moralisch untadeligen Figuren nicht halt macht, sieht E. einen Hinweis auf die fatalistische Haltung Goldsmiths. Doch die enge Verquickung mit der Charakterkomik wird schon daran deutlich, daß den komischen Situationen

stets eine knappe Fixierung des betreffenden Charakters vorangestellt ist. — Die komischen Hauptcharaktere sind wenig differenziert. Ihnen allen gemeinsam ist eine gewisse Passivität — daher die Situationskomik als auslösendes Moment! — und die Unfähigkeit, innerhalb eines bestimmten Rahmens das Wesen vom Schein zu unterscheiden. Dieser Mangel führt zur Verstellung, aus dem dazu notwendigen Aufwand resultiert der komische Effekt. In dieser Verstellung, die durch eine geradezu „raffinierte“ Inszenierung vorgeführt wird, liegt die Hauptquelle der Komik bei Goldsmith. An sich sind seine Figuren kaum komisch, in ihrer Unfähigkeit, das Wahre zu erkennen, rühren sie oft an das Tragische.

Die geistesgeschichtliche Einordnung der Komik Goldsmiths sucht E. zu finden, indem er den Rahmen — die richtende Instanz — beschreibt, aus dem die Charaktere als komisch herausfallen. An sich ist dieser Weg sehr dankbar, kann aber bei Goldsmith zu Schwierigkeiten führen, weil für ihn der Begriff der Natürlichkeit einen gewissermaßen „zeitlosen“ Maßstab des Komischen bildet. Die richtende Instanz erhält so auch etwas von Überzeitlichkeit. So möchten wir die „Überinterpretationen“ erklären, wenn E. in Sir William Honeywood den typischen Aufklärer im Gegensatz zum Gefühlsmenschen Honeywood sieht und in seinem nicht in allen Punkten geglückten „Experiment“ mit seinem Neffen ein Wanken der aufklärerischen Welt feststellen will. Sir William beurteilt Honeywood gar nicht von einem typisch aufklärerischen Standpunkt aus, er erklärt seine „generosity“ als „lack of courage“, und gegen dieses gewissermaßen „überzeitliche“ Urteil wendet sich weder der heutige Leser noch irgendeine Figur in der Komödie selbst. Ähnlich steht es, wenn der Verfasser das späte Eingreifen Sir Williams im „Vicar“ als ein Zeichen für das Irwerden der aufgeklärten Welt wertet. Damit kann die geistesgeschichtliche Übergangstellung Goldsmiths nicht belegt werden.

In Tony Lumpkin und den bailiffs ist die Kraft der „triebhaften Natur“ dargestellt. Sie wirkt zwar noch komisch, tritt aber auch als richtende Instanz auf. In Miss Hardcastle hat der Dichter bewußt ein Ideal aufgeklärter Geisteshaltung gezeichnet: Natur und Forderungen der Gesellschaft stehen bei ihr in harmonischem Einklang. Diese in sich harmonische Natürlichkeit, Treue zum eigenen Wesen und Annahme der überpersönlichen Ordnungen, bildet letztlich Fundament und Maßstab des Komischen für Goldsmith. ●

Abschließend wäre zu fragen, ob selbst diese ausführliche Arbeit alle Erscheinungsformen des Komischen bei Goldsmith einbezogen hat. Man könnte sich Eingehenderes über die technische Seite (z. B. der „raffinierten“ Inszenierung) gewünscht haben. Hinzuweisen wäre auch noch auf die Komik auf der Wort- und Satzebene (Pointe, Paradox, Antithese . . .). Doch diese mehr stilistische Untersuchung lag wohl nicht in der Absicht der vorliegenden Arbeit.

David V. Erdman, *Blake: Prophet against Empire*, Princeton University Press 1954, XX + 503 S.

Die vorliegende Arbeit muß im Zusammenhang mit zwei Blake-Studien der letzten paar Jahre gesehen werden. Es sind dies J. Bronowskis *A Man without a Mask* (1943) und N. Fries *William Blake* (1947). Allen drei Arbeiten gemeinsam ist das Bestreben, William Blake aus seiner Zeit heraus zu verstehen, ihn gegen den zeitgenössischen politischen und kulturellen Hintergrund zu stellen und sein Werk als Interpretation seiner Umgebung zu deuten. Bronowski beschäftigt sich vorwiegend mit den großen politischen und wirtschaftlichen Strömungen jener Epoche und bemüht sich, ihre Widerspiegelung im Gedankengut des Dichters aufzuzeigen. Frye tritt der oft geäußerten Auffassung entgegen, daß Blake isoliert in der Geschichte der englischen Literatur dastehe. Er weist ihn der sogenannten „präromantischen Gruppe“ von Collins, Percy, Gray und Macpherson zu, deren Ablehnung der klassizistischen Mythenkonventionen sie auf die Suche nach neuen poetischen Symbolen getrieben habe. Damit wendet sich Frye natürlich gegen eine Art von Quellenforschung, die Blake durch Aufzeigung seiner scheinbaren Abhängigkeit von orientalischen Mythen aus der englischen Tradition herauszuheben und ihn der Überlieferung esoterischer Bücher einzugliedern sucht. (Vgl. D. Saurat, „Blake and Modern Thought“ 1929.)

Bekanntlich hat schon Blakes erster Biograph, Alexander Gilchrist (*Life of W. B.* 1863), mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß jede Auseinandersetzung mit Blake von der Erkenntnis auszugehen habe, daß der Künstler nicht als weltentrückter Visionär oder sogar Mystiker gedeutet werden könne (F. Damons Blake-Buch, 1924, ist völlig auf dieser Konzeption aufgebaut), sondern als Mann, der sich der Geschehnisse um ihn herum so lebhaft bewußt gewesen sei, wie irgendein Zeitgenosse. Wie jeder Leser von Gilchrist weiß, hat jedoch der Biograph, im Bestreben, den Dichter vor dem Vorwurf der wilden Unzurechnungsfähigkeit zu retten, das Lebensbild allzu sehr auf das Idyllische hin gefärbt.

In seinem großangelegten Buch hat David Erdman es sich zum Ziele gesetzt, einige der Leitideen der vorhin erwähnten Werke in einer ganz bestimmten Richtung weiterzuentwickeln und in sorgfältiger Kleinarbeit den direkten Niederschlag politischer Geschehnisse in Blakes künstlerischem Schaffen aufzuspüren. Krieg und Frieden sind nach seiner Auffassung die beiden Pole, nach denen der Dichter und Zeichner in beständig wiederkehrender politischer Allegorie die Interpretation der Zeitereignisse ausgerichtet habe.

Den Eindruck, den eine solche Untersuchung uns von Blakes Persönlichkeit vermittelt, ist derjenige eines äußerst wachsamen, scharfsinnigen und politisch geschulten Beobachters, der sich mit brennender Hingabe bemühte, in Wort und Bild die wechselnde Szene des äußeren Geschehens zu erfassen und sie seinen Mitmenschen zu interpretieren.

Um sein Ziel zu erreichen, hat Erdman alle irgendwie zugänglichen Geschichtsquellen herbeigezogen. Dank dieser Methode ist es ihm gelungen, eine umfassende Darstellung des politischen und kulturellen Klimas der Jahre von ca. 1780—1803 zu schaffen. Eine Gegenüberstellung von Blake-Zitaten und solchen Quellen zeigt häufig in erstaunlicher Weise, wie stark das Echo politischer Pamphlete, polemischer Zeitungsartikel und einflußreicher Parlamentsreden im Werk des Künstlers widerhallt.

Einige Hinweise auf die Hauptlinien von Erdmans Buch mögen zeigen, welche Dichtungen Blakes sich für den Verfasser am fruchtbarsten erwiesen haben: Erdman stellt zunächst eine sehr enge thematische Beziehung zwischen den *Poetical Sketches* und *America* fest. Schon in den frühen Gedichten der P. S. werde der Kampf der unterdrückten Massen gegen den königlichen Tyrannen zum Hauptgegenstand der dichterischen Aussage erhoben. Blake steht hier inmitten der unruhigen Londoner Bevölkerung, der Gordon Riots von 1780 und der von John Wilkes ausgelösten Bewegung. Das Gedicht: *Gwin, King of Norway* bildet natürlich die *pièce de resistance* einer solchen Auslegung. Erdman glaubt, daß Blake bereits in diesem Gedicht das Thema des amerikanischen Freiheitskampfes angeschlagen habe, das später in *America* konsequent weitergeführt worden sei. In *Gwin* spielt sich der Kampf gegen den Tyrannen noch fern von England ab, in *America* ergreift die revolutionäre Bewegung die Menschenmassen von London und bedroht so den König, der aus früheren Ereignissen nichts gelernt hat.

Bezeichnenderweise faßt Erdman das Dramenfragment *King Edward III* als ironische Darstellung bombastischer Kriegsverherrlichung von Seiten der herrschenden Schichten auf. Seine Bemerkungen über die Verwendung der aus Joshua Barnes' Geschichtswerk entnommenen Schilderung der Pest von 1348 in *America* sind höchst anregend und machen eine Einheit des Tones im Drama wie auch im Gedicht sehr einleuchtend, untermauern also die Annahme von Ironie in *King Edward III*.

Es ist ohne weiteres verständlich, daß *The Island in the Moon* sich hervorragend für Erdmans Interpretationsmethode eignet. Die allgemeinen zeitgenössischen Anspielungen in dieser Satire sind wahrscheinlich seit jeher dem aufmerksamen Leser offensichtlich gewesen. Erdman tut uns auch hier den Dienst, viele Stellen durch die Herbeischaffung eines umfangreichen Materials, besonders biographischer Art, im einzelnen aufzuhellen.

Bei der Diskussion von *Tiriel* scheint das Vorgehen des Verfassers überraschend viele Resultate zu zeitigen. Punkt für Punkt stellt Erdman die Teile des Gedichts den damaligen Berichten über den Gemütszustand des halb wahnsinnigen Königs, Georgs III, entgegen und begründet so die Parallele Tiriel—Georg sehr glaubwürdig. Bei der Besprechung von *Europe* weist der Verfasser darauf hin, wie hier die große Linie der *Poetical Sketches* und von *America* wieder aufge-

nommen und weitergeführt wird. Im Gegensatz zu den meisten früheren Deutungen bezieht er die kriegesischen Ereignisse, die für diese Dichtung den Rahmen abgegeben, nicht auf die Anfänge der Revolution von 1789, sondern auf den spätern englischen Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich. Seiner Meinung nach prophezeit Blake hier den Ruin des zweiten Kreuzzuges, den England gegen die Kräfte der Freiheit unternimmt, so wie er in *America* den Mißerfolg des ersten Zuges gegen revolutionäre Bestrebungen geschildert hat.

Interessant, wenn auch nicht immer überzeugend, ist die Art und Weise, wie der Verfasser in *The Four Zoas* die mannigfaltigen Umarbeitungen dieses Gedichtes mit dem ständigen Wechsel auf der weltgeschichtlichen Bühne in Verbindung setzt. Er versucht z. B. nachzuweisen, wie die Ankündigung des Friedens von Amiens Blake dazu veranlaßte, Stellen prophetischen Zornes durch Ausdrücke versöhnlicher Milde zu ersetzen. Gleichzeitig beginnen sich jedoch die Begrenzungen der Methode Erdmans deutlich abzuzeichnen, da in diesen Teilen seines Buches nur ein bestimmter — übrigens nicht sehr wesentlicher — Aspekt von *The Four Zoas* berührt wird. Diese Begrenzungen offenbaren sich bei der Diskussion von *Milton* und *Jerusalem* derart, daß sich ein Eingehen auf die abschließenden Kapitel des Buches erübrigt, da dort Erdman nichts Wesentliches mehr zu sagen hat.

Abschließend ist zu bemerken, daß Erdmans Werk für den Blake-Kenner eine wahre Fundgrube von quellenmäßigen Einzel-tatsachen darstellt. Interessant und wertvoll sind vor allem auch die ausführlichen biographischen Anmerkungen zum engeren und weiteren Bekanntenkreis des Künstlers.

Leider scheint jedoch der Verfasser zu übersehen, daß all dies eben nur einen Teil der Dichtungen Blakes erklären kann. Die Grundschwäche des Buches findet sich in der Konzeption, daß Blake durch die künstlerische Verarbeitung der zeitgenössischen Geschehnisse eine sich über sein gesamtes Werk erstreckende politische Allegorie habe gestalten wollen. Eine solche Auslegung ist sicher für die meisten Blake-Leser so unannehmbar, daß sie nicht einmal der Widerlegung bedürfte, die Erdmans Buch selbst liefert, indem nämlich das spezielle Vorgehen des Verfassers sich gegenüber den Spätwerken des Dichters, wie *Milton* und *Jerusalem*, als ungenügend erweist und sich in Allgemeinheiten erschöpft. Weniger wäre hier mehr gewesen! Wenn der Verfasser sich auf jene Werke des Dichters hätte beschränken können, die seinen Thesen inhaltlich entgegen kommen, und auf eine Gesamtdeutung verzichtet hätte, dürften seine beachtlichen Beiträge zur Blake-Forschung um so dankbarer entgegengenommen werden.

Elisabeth Schneider: *Coleridge, Opium and Kubla Khan*. The University of Chicago Press, 1953.

Der Titel des vorliegenden Buches scheint die Bedürfnisse eines sensationsbeflissenen Publikums befriedigen zu wollen. Sein Inhalt jedoch ist so sehr die Frucht einer gediegenen Gelehrsamkeit, daß der Leser schon nach der Lektüre weniger Seiten eine solche Vermutung beiseiteschiebt. Die Verfasserin legt in der Tat einen wertvollen Beitrag zur Coleridge-Forschung vor, in dem sie das grundlegende Buch von J. L. Lowes *The Road to Xanadu* (London 1927) nicht nur in Einzelheiten korrigiert, sondern in seinen methodischen Grundlagen fraglich erscheinen läßt. Schon Lowes hatte Coleridges Behauptung, er habe *Kubla Khan* als Ergebnis eines Opiumtraumes niedergeschrieben, entwertet, indem er eine Anzahl von Elementen des Gedichtes auf orientalische Reiseberichte zeitgenössischer Autoren zurückführte. Elisabeth Schneider prüft an Hand moderner psychologischer und medizinischer Forschungsergebnisse die Einflüsse des Opiumgenusses auf die schöpferischen Fähigkeiten, vergleicht ihre Resultate mit den Kenntnissen, die man zu Coleridges Zeiten über dieses Thema hatte und gelangt zu der Schlußfolgerung, daß Opium die Einflüsse gar nicht haben kann, die Coleridge ihm zuschrieb, daß der Verfasser von *Kubla Khan* vielmehr unter der Einwirkung zeitgenössischer Ansichten stand, wie sie bei Erasmus Darwin und Hartley zu finden sind. Die Verschmelzung der Elemente, die aus den von Lowes durchgesehenen Reisebüchern stammen, zu einem künstlerischen Gebilde ist demnach nicht die Leistung des Opiums, sondern das Ergebnis der Tätigkeit eines schöpferischen Willens, der auf der literarischen Tradition fußt. Hier setzt nun der eigentlich wertvolle Teil der Arbeit von E. Schneider ein. Mit mikroskopischer Genauigkeit werden die wesentlichen Bilder, sprachlichen Wendungen, Epitheta und Lautverknüpfungen mit zeitgenössischen Werken der ‚oriental tale‘-Tradition in Verbindung gebracht, so mit Landors *Gebir*, Southey's *Thalaba* und Wielands *Oberon*. Auch die Milton-Tradition wird herangezogen. Die Verfasserin spart dabei nicht, wenn es notwendig ist, mit eingehenden Untersuchungen der biographischen Zusammenhänge und fördert auch hier neues Material zutage. Die Verschiebung des wahrscheinlichen Abfassungsdatums des *Kubla Khan* von 1797 oder 1798 auf Oktober 1799 überzeugt. Eine eingehende eigene Interpretation des Gedichtes krönt die Leistung der Verfasserin. Ihre Deutung reiht sich als ein würdiges Glied in die Kette der Coleridgeinterpretationen von R. P. Warren (*Rime of the Ancient Mariner*, 1946, Secs. IV, V), G. Wilson Knight (*The Starlit Dome* Lo. 1941), Kenneth Burke (*The Philosophy of Literary Form*, 1941, passim pp. 96—97), Robert Graves (*The Meaning of Dreams*, Lo. 1924, pp. 145—58) und Maud Bodkin (*Archetypal Patterns in Poetry*, 1934) ein. Vielleicht ist sie sogar eine der philologisch gesichertsten unter diesen, wenn auch nicht die am meisten inspirierte. Überhaupt scheint die Tatsache, daß *Kubla Khan* eine so

stattliche Anzahl in sich nicht leicht zu erschütternder Interpretationen zuläßt, ein Zeichen dafür zu sein, daß hier ein wirklich großes Gedicht sich einer eindeutigen Festlegung entzieht. Vielleicht könnte man E. Schneider dies zur Kritik entgegenhalten: Daß *Kubla Khan* so vieldeutig ist, daß man sogar eine psychoanalytische Deutung nicht ohne weiteres als unsinnig bezeichnen kann, beweist doch wohl, daß es nicht nur auf die Intention Coleridges ankommt, sondern zumindest auch darauf, was das Gedicht unabhängig von der Absicht seines Verfassers wirklich hergibt. Mag Coleridge eine Symbolbedeutung nicht beabsichtigt haben, ist es nicht möglich, daß das Gedicht sie kraft seiner künstlerischen Wahrheit dennoch hat? Hier deuten sich Grenzen an, die jedem Positivismus, auch dem amerikanischen der ‚cumulative evidence‘, gesetzt sind. Auf Grund einer solchen Methode läßt sich zwar ein gelehrtes, aber kein eigentlich kritisches Buch schreiben. Der Kritiker kann nicht auf die Auseinandersetzung mit den lebendigen, d. h. wechselhaft vieldeutigen Wirkkräften des literarischen Werks verzichten. Eher verzeiht man ihm einen mangelhaften Indizienbeweis als das Fehlen eines persönlich kritischen Verhältnisses zum Werk. Besteht nicht außerdem die Möglichkeit, daß Coleridge unter ‚dream‘ nicht so sehr einen psychologischen Zustand, als gerade ein traumhaft vieldeutiges sprachliches Gebilde verstanden hat?

BONN

ERWIN WOLFF

Ernst Keller: *Kulturbilder aus Viktorianischen Autobiographien*, Bern 1951. 100 S., 8°, geh., Preis 18,— DM, (s. Schweizer Anglistische Arbeiten, Bd. 29).

Am Schlusse seines Vorworts versichert der Verf., daß die etwa 35 Autobiographien, aus denen er charakteristische Stellen heraushebt, um wesentlich kulturelle Aspekte der Viktorianischen Zeit zu beleuchten, „als kulturgeschichtliche Quellen dienen“. Die vielen Bedenken, die dieser weitgehende (hier uneingeschränkte) Anspruch hervorruft und die auch bei der Lektüre des Ganzen nicht verstummen wollen, werden jedoch im Nachwort einigermaßen beschwichtigt, indem der Verf. erklärt, daß diese höchst subjektiven Selbstbeschreibungen (und häufig genug Selbstrechtfertigungen) „nur mit Vorbehalten als Quellen zu verwenden“ sind: „Sie sind wertvoll zur Illustration einer im Rahmen bereits bekannten Epoche, sind aber im gebotenen Material so zufällig, daß sie niemals eine Kulturgeschichte ersetzen können“ (S. 97). Nachdem sich somit dem Verf. (ebenda S. 96) „die Frage nach der Beurteilung von Autobiographien als kulturgeschichtliche Quellen von Anfang an gestellt“ hat, wäre es in der Tat zweckmäßiger gewesen, diese grundsätzliche Frage bereits an den Beginn seiner Ausführungen zu stellen, um das gewissermaßen Unverbindliche seiner Quellen von vorneherein über jeden Zweifel zu erheben.

Mit dieser allerdings gewichtigen Einschränkung wird das gebotene hübsche und abwechslungsreiche, naturgemäß sehr eklektische Material dem mit der Epoche vertrauten manche Reminiszenz erneuern und den Neuling vielleicht zu interessanten eigenen Entdeckungsfahrten in dieser reizvollen Zeit anregen. Verf. hat seinen Stoff übersichtlich nach einigen Hauptpunkten der viktorianischen Kulturinteressen ausgerichtet (Erziehungswesen, religiöse Fragen, „Philosophie, Nationalökonomie, Naturwissenschaften“ (dies alles in einem Kapitel), Literatur, soziale Fragen, „Politische Streiflichter“). Seine Kronzeugen beginnen mit Robert Owen (1771—1858) und enden mit dem noch lebenden Maurice Baring (geb. 1876); ein besonders großes Gewicht wird auf die Autobiographien von H. Martineau (1855), J. St. Mill (1873), Darwin (1876), A. Trollope (1883), Henry Spencer (1902), unter den neueren auf B. Webb (1926) und H. G. Wells (1934) gelegt, während die konservativen Stimmen eher zurücktreten. Das wohlvertraute Bild des „fortschrittlichen“ Viktorianertums wird so durchaus bestätigt; einige pikante Bosheiten von Zeitgenossen über Zeitgenossen, wie eine Bemerkung über Gladstone („in everything except essentials a tremendous old Tory“) oder über Disraeli auf dem Berliner Kongress („Beaconsfield has only the dimmest idea of what is going on“, S. 90—91: beide Aussprüche von dem Konservativen Balfour, 1930) beleben gelegentlich das Gemälde. Eine warnende Wendung über „a certain fin de siècle spirit of self-complacency“ (G. L. Brodrick, 1900) steht passend am Schluß der Ausführungen des Verf. (S. 95).

MARBURG/LAHN

W. FISCHER

M. H. Abrams, *The Mirror and the Lamp: Romantic Theory and the Critical Tradition*. New York. 1953. O. U. P. XIV + 406 S. — Preis: \$ 7,05.

Über die literarische Kritik in der Zeit der englischen Romantik, und zwar ganz besonders über die Auffassung von Poesie bei Wordsworth und Coleridge, besitzen wir schon eine umfangreiche, gerade im letzten Jahrzehnt noch erheblich angewachsene Literatur. Aber dem tiefeschürfenden und weitausholenden Buch des Professors für Englisch an der Cornell University, M. H. Abrams, gebührt besondere Beachtung, und zwar sowohl mit Hinblick auf seine Ergebnisse als auch in methodischer Hinsicht. Es ist die Frucht einer etwa zwölfjährigen Arbeit, die aus einer unter Leitung von I. A. Richards begonnenen Studie über Dr. Johnson und Coleridge hervorgewachsen und in ihren Anfängen von Theodore Spencer beraten worden ist. Das Buch bietet weit mehr als Titel und Untertitel versprechen, und Abrams' historisch-empirisches Vorgehen ergibt wesentliche Vorteile gegenüber einem Verfahren, das sich auf eine spekulative und dogmatische Ästhetik gründet. Im Gegensatz zu anderen Kritikern wie Santayana und D. W. Prall sieht Abrams nichts verwirrendes und unfruchtbare in der Vielheit und anscheinenden Unvereinbarkeit kritischer Theorien

der Vergangenheit. Der Standpunkt ist pluralistisch, und der Verfasser rechtfertigt nicht nur eine, sondern eine Anzahl von Gesichtspunkten und Anschauungen als brauchbar und förderlich für die Wertung des dichterischen Kunstwerks. Wenn er dabei von einigen Urtypen ausgeht, so geschieht es, weil sich diese mühelos ergeben: 1.) aus dem Kunstwerk als Organismus, 2.) aus dem Verhältnis des Kunstwerks zu seinem Gegenstand („Natur“), 3.) aus seinem Verhältnis zum aufnehmenden und nach-erlebenden Publikum und 4.) aus dem Verhältnis zu seinem Schöpfer. Je nach der Fixierung der Teile dieses Koordinatensystems erhalten wir einen jener Urtypen: die historisch am spätesten auftauchende „objektivistische“ Auffassung vom Kunstwerk als in sich ruhendem Organismus, die sehr früh erscheinende von der Dichtung als „Nachahmung“ oder Spiegelung der Natur, die gleichfalls sehr frühe und seit Aristoteles und Horaz beliebte vom Kunstwerk als Freudespender und Erziehungsmittel und schließlich die für die Romantik bezeichnende Auffassung von Dichtung und von Kunst überhaupt als Ausdruck der Persönlichkeit des Schaffenden. Die Hauptaufgabe für Abrams bestand nun darin, das sich ganz allmähliche Durchsetzen der Ausdruckstheorie gegenüber der von der Nachahmung der Natur aufzuzeigen, und dies soll auch durch den metaphorischen Titel *The Mirror and the Lamp* zum Ausdruck gebracht werden, der an das von W. B. Yeats stammende Motto des Buches anknüpft.

Der Titel weist aber zugleich auf die eingeschlagene Methode hin, die nicht rein ideengeschichtlich verfährt, sondern auch den Verschiebungen im Weltbild nachgeht, wie sie sich in mehr verborgener Weise an der Bildersprache der Dichter und an Parallelererscheinungen aus anderen Gebieten des geistigen Lebens erkennen lassen. Gerade die weite Distanz von allem, was an Schlagwörter erinnern könnte, gerade die Subtilität der getroffenen Unterscheidungen und die Hinweise auf die häufige Verbindung gegensätzlicher Tendenzen bei einem Autor machen freilich das Buch zu keiner leichten Lektüre und verhindern gelegentlich die Übersichtlichkeit trotz der immer klaren, lebendigen und ganz und gar nicht pedantischen Form der Darstellung. Auch verbot es der einmal eingeschlagene Weg, daß die kritischen Äußerungen ein und desselben Dichters oder Prosaschriftstellers jeweils an einer Stelle zusammengefaßt werden konnten. Jedenfalls war dies nicht in allen Fällen möglich, und die relative Bedeutung der in Betracht kommenden Kritiker tritt daher nicht immer klar in Erscheinung. So wird beispielsweise Shelley mit seiner *Defence of Poetry* fast nur als Hauptrepräsentant des romantischen Platonismus behandelt, für den jede Dichtung in erster Linie die „Ideen“ widerspiegelt, die dem Formenschatz der äußeren Welt zugrundeliegen. Gewiß erkennt der Verf. an, daß Shelley mit dieser mimetischen Auffassung auch eine expressive verbindet, aber es bleibt unerwähnt, wie er in vielen Punkten bereits die später von Alexander Smith, dem Älteren († 1851), getroffene Unterscheidung zwischen Sprache der Wissenschaft und Sprache der Dichtung vorwegnimmt.

Bei dieser Abgrenzung aber, die schließlich auch in den Bereich des Literaturkritikers fällt, erweist sich Shelley als sorgfältiger, kenntnisreicher und scharfsinniger Denker, und es erscheint darum wenig gerechtfertigt, wenn der Verf. die Frage aufwirft "for all its planetary music has any critical essay of comparable scope and reputation ever contained less of specifically literary criticism?" Es ist gewiß richtig, daß Shelley als Neuplatoniker einseitig das Gemeinsame, Überzeitliche und nicht auch das historisch Bedingte an großen Dichtungen hervorhebt, aber letzteres war ohne Belang für das Thema seiner *Defence*. Wie unbefangen und treffsicher Shelley als Kritiker war, davon zeugen zur Genüge seine Äußerungen über Zeitgenossen wie Goethe und Keats und über einen katholischen Spanier des 17. Jahrh., wie Calderon, der ihm weltanschaulich fern stand.

Vorzüglich sind die Kapitel, in denen von Wordsworth und Coleridge die Rede ist. Im Gegensatz zu manchem anderen Coleridge-Kenner hält Abrams die für die Folgezeit so bedeutsam gewordene angewandte Kritik in der *Biographia Literaria* nicht für rein induktiv, sondern für aufs engste verknüpft mit Coleridge's Philosophie des Organischen. Gerade hierdurch unterscheidet sie sich von der Wordsworths, der beispielsweise das Metrum nur als "something superimposed" betrachtete. Andererseits aber hat Wordsworth namentlich in seinem *Prelude* stärker als Coleridge das Moment der *Catharsis* betont und hierdurch nicht nur, wie längst bekannt, auf John Stuart Mill entscheidend eingewirkt, sondern auch auf die Ideen, die John Keble, der Führer des Oxford Movement in seiner lateinischen Abhandlung *De poeticae vi medica* (1844) niedergelegt hat. Es ist ein Verdienst von Abrams, auf die Bedeutung gerade dieser erst 1912 auch ins Englische übersetzten Schrift hingewiesen zu haben, die Keble einst als Professor of Poetry an der Universität Oxford abgefaßt hatte. Es ist in der Tat erstaunlich, in welchem Ausmaße hier Theorien von Sigmund Freud über Dichtung vorweggenommen werden. Bei Keble hingen sie, indirekt jedenfalls, mit seinen seelsorgerischen Interessen als Theologe und selbst mit seiner positiven Einstellung zur Ohrenbeichte zusammen. Wenn aber der Verf. Freuds Theorien geradezu als „säkularisierte Religion“ bezeichnet, fällt er ein psychologisches Fehlurteil, denn hier könnte man nur von Religionersatz sprechen, da in Doktrin und Ritus, ganz besonders der christlichen Religion, ein Wertempfinden entscheidend mitwirkt, in Theorie und Praxis der Psychoanalyse dagegen nicht. Ein wenig auffällig ist sodann bei der Behandlung von Kebles origineller Neueinteilung der Dichter und Dichtungsgattungen das Fehlen jedes kritischen Hinweises auf die inneren Widersprüche, die die Unterscheidung von primären und sekundären Dichtern bei ihrer praktischen Anwendung mit sich bringt. Heißt es doch da, daß die "primary poets spontaneously moved by impulse resort to composition for relief and solace of a burdened or overwrought mind", während "the worthy but lowly class of secondary poets imitate the ideas, the expressions and the measures of the former

(i. e. *primary poets*)". Zu diesen sekundären Dichtern aber rechnet Keble hier die großen Epiker und Dramatiker, also auch Homer, Dante und Shakespeare. Die Ausdrücke "primary" und "secondary poets" erscheinen hier wenig glücklich, auch wenn ursprünglich damit keine Werturteile verbunden werden sollen.

Von noch allgemeinerer Bedeutung als die Ausführungen über Keble dürfte das sein, was Abrams über die Anfänge der heute vorherrschenden objektivistischen oder heterokosmischen Auffassung vom Kunstwerk zu sagen hat. Obwohl diese Theorie bei vielen modernen Kritikern mit einer antiromantischen Tendenz verbunden ist, reicht sie doch in ihren Anfängen bis in die Zeit der Romantik zurück. Sie hat sich von der expressiven Theorie gleichsam abgezweigt, indem beim Verhältnis vom „creator“ oder „poet“ zur „creation“ der Blick einseitiger bloß auf „creation“ gerichtet wurde und — zunächst im Gefolge der Kantischen Philosophie mit ihrer Trennung von Vernunft, Wille und Urteilskraft der ästhetische Bereich von dem der Wissenschaft und Ethik geschieden wurde. So vertrat beispielsweise Keats, zumindest in seiner Frühperiode, schon den heterokosmischen Standpunkt, obwohl er gleichzeitig auch durch Betonen des Moments der Intensität einer expressiven Theorie huldigte und später unter Wordsworths Einfluß in der zweiten Fassung seines „Hyperion“ eine Beteiligung des ethischen Moments forderte. Wie sein Lehrer I. A. Richards, betrachtet auch Abrams Coleridge durch die von ihm in seiner *Biographia Literaria* angewandte Methode als wichtigsten Vorläufer, wenn nicht Begründer des *New Criticism*.

Der semantisch wohlgeschulte Verf. weist schließlich noch darauf hin, daß der Ausdruck *l'art pour l'art* sich zwar auf die heterokosmische Theorie anwenden läßt, daß aber die französischen Dichter und Kritiker, die ihn zum Programm erhoben, etwas anderes damit meinten, nämlich eine Weltanschauung, eine Auffassung vom Leben als Ganzem, die ausschließlich oder doch ganz einseitig ästhetische Werte gelten ließ.

Nur auf einige wesentliche Punkte in dem so gehaltvollen und wohl dokumentierten Werk konnte hier hingewiesen werden. Seine Brauchbarkeit wird noch durch zahlreiche Anmerkungen am Schluß und ein ausführliches Namenverzeichnis erhöht. Darin fehlt der Name J. G. Robertson ebenso wie der von L. A. Muratori und dementsprechend in dem Buch selbst jede kritische Auseinandersetzung mit Robertsons *Genesis of the Romantic Theory* (Cambridge 1923).

Da das vorliegende Werk in seiner jetzigen Fassung trotz eines gewissen Mangels an Übersichtlichkeit kaum eine Kürzung verträgt, die darin enthaltenen Gedanken aber für einen weiten Kreis von Lehrenden und Lernenden reiche Anregung bieten dürfte, erscheint uns eine separate, gedrängtere Darstellung der leitenden Ideen, vor allem für den Gebrauch der Studierenden, erwägenswert.

Walter F. Schirmer, *Geschichte der englischen und amerikanischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Zweite neubearbeitete und erweiterte Auflage. Niemeyer Verlag Tübingen 1954. 2 Bde, 465 S. u. 335 S.

Walter F. Schirmers „Geschichte der englischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart“ erschien erstmalig 1937 in einem Band. In neubearbeiteter und erweiterter Form liegt sie nunmehr in zwei Bänden unter dem Titel „Geschichte der englischen und amerikanischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart“ vor. Schon rein äußerlich kommt die Erweiterung in dem Zuwachs von 120 Seiten zum Ausdruck, die nicht nur auf das englische Schrifttum der Gegenwart und die ganz neu aufgenommene amerikanische Literatur entfallen. Diese wird in sinnvoller Weise jeweils im Anschluß an die entsprechende englische Gattungsgeschichte behandelt, wodurch ihr Wesen als eine von den englischen Grundlagen sich abzweigende und erst allmählich selbständiger werdende Sonderentwicklung betont wird. So erscheint Longfellow in einem „Amerikanische Dichter in der europäischen Tradition“ bezeichneten Abschnitt, der sich am Schluß des Kapitels über romantische Dichtung findet, während der Roman J. F. Coopers ebenso wie Hawthorne und Melville in das Kapitel über den Roman der romantischen Periode eingereiht werden. Liest man diese Abschnitte über die amerikanische Literatur des 19. und 20. Jhdts. (es sind ihrer über zwanzig) im Anschluß an die jeweilige Darstellung der englischen Phasen, so wird die Ähnlichkeit bzw. Abhängigkeit der Entwicklung oft überzeugend klar, zum mindesten aber wird deutlich, wie die amerikanische Literaturgeschichte ohne den Hintergrund der englischen Literatur gar nicht zu verstehen ist. Die in Schirmers Buch sich auf diese Weise ergebende Synopsis mag daher vielleicht auch jene nachdenklich stimmen, die einer isolierten Behandlung der amerikanischen Literaturgeschichte das Wort reden möchten.

Um zunächst rein äußerlich einige der Erweiterungen und Veränderungen zu nennen, die die Neubearbeitung gegenüber der Fassung von 1937 erfahren hat: Eine ganze Reihe von Kapiteln sind ganz neu formuliert, z. T. auch neu hinzugefügt worden. So findet sich als § 35 im ersten Bande ein gehaltvolles neues Kapitel über die religiöse Lyrik des 15. Jhdts., die 1937 nur gestreift worden war, nunmehr aber auch die damals nicht genannten Dichter John Audelay und James Ryman näher würdigt, so werden in dem Abschnitt über die „Didaktische und allegorische Prosa“ des 17. Jhdts. außer Bunyan nunmehr auch Edward Johnson, John Winthrop und William Bradford behandelt, während innerhalb der Dichtung des 17. Jhdts. der erst kurz vor dem Krieg neu entdeckte Edward Taylor mitberücksichtigt wird. Innerhalb des 18. und 19. Jhdts. sind u. a. die Abschnitte über Goldsmith, Byron und Hopkins verändert und erweitert worden, während der Roman des späten 19. und beginnenden 20. Jhdts. (vor allem Thomas Hardy, Meredith und Kipling) eine vertiefte Darstellung erfährt, die zum Teil

auch mit einer entschiedeneren Wertung — wie im Falle von Meredith und Kipling — verbunden ist. Das zwanzigste Jahrhundert ist durchgängig neu dargestellt worden.

Auch die Einteilung des Buches hat sich geändert: an Stelle von 5 Büchern mit insgesamt 30 Kapiteln bringt die neue Auflage 8 Bücher mit 34 Kapiteln, wobei die Periodisierung gewisse Umstellungen erfährt: z. B. wird das 15. Jhdt. jetzt noch innerhalb des zweiten Buches „Die mittelalterliche Welt“ berücksichtigt, während es sich früher innerhalb des dritten Buches „Die Zeit der Renaissance“ fand. Schließlich verdienen einige rein technische Änderungen angemerkt zu werden. Die bibliographischen Angaben finden sich dankenswerter Weise jetzt jeweils unten auf der Seite (hoffentlich gelingt es mit der Zeit, alle Verleger davon zu überzeugen, daß Anmerkungen, die am Schluß des Buches zusammengefaßt sind, für den Benutzer eine höchst ärgerliche Erschwerung darstellen!), die wichtigeren Autorennamen sind durch Kapitälchen besser gekennzeichnet, und insgesamt sind mehr Abschnitte eingeführt worden, womit auch stilistisch eine Straffung Hand in Hand ging. Auch die Aufteilung in zwei handliche Bände ist der Benutzbarkeit zugute gekommen.

Unbeirrt von der gerade in den dreißiger Jahren im Schwange befindlichen und jetzt bereits wieder abklingenden Tendenz, Literaturgeschichte als allgemeine Geistesgeschichte zu interpretieren und auf sie übergeordnete, meist aus der Kunstgeschichte entnommene Stilbegriffe wie Gotik, Barock usw. anzuwenden, hat Schirmer damals seinem Buche die Vorstellung zugrunde gelegt, daß Literaturgeschichte, so sehr sie auch in vielfältiger Weise dem Gang der Geistes- und Kulturgeschichte verbunden ist, doch ihre eigengesetzliche Entwicklung hat. Diese Überzeugung dürfte auch in Schirmers Entschluß zum Ausdruck kommen, die Literatur stets innerhalb der Geschichte der einzelnen Gattungen darzustellen, die von ihm nacheinander, nicht miteinander vermischt, behandelt werden. Daß die Gattungen ihre eigenen Form- und Wachstumsgesetze haben, daß sie, was ihre Ausdrucksmöglichkeiten, ihre Stilmittel und ihren Motivbereich anbelangt, stets auf dem aufbauen müssen, was bis dahin in diesem Rahmen schon erreicht wurde, dürfte eine der Erkenntnisse sein, die aus Schirmers Darstellung hervorgehen, auch wenn der Verfasser der Spiegelung des „Zeitgeistes“ in der Gattungsgeschichte und deren Beeinflussung durch allgemeine kulturelle Strömungen durchaus eine sorgsame Beachtung zuteil werden läßt. Schirmers Betrachtungsweise kann daher auch deutlich machen, daß innerhalb einer Gattungsgeschichte auf Grund jener inneren Gesetzmäßigkeit sich bestimmte Tendenzen gleichsam als Alternativmöglichkeiten abzeichnen, so daß die weitere Entwicklung als ein Ausgleich zwischen diesen Möglichkeiten oder als Entscheidung für eine von ihnen zu verstehen ist. Das läßt sich z. B. sehen am Beginn von § 29 des Zweiten Buches, in dem die weiteren Schicksale des Versromans aus den Richtungen abgeleitet werden, die sich in seinem bisherigen Werdegang bereits andeuten.

Für jeden Verfasser einer Literaturgeschichte stellt sich das Problem, wie über eine große Zahl von Werken und Autoren geredet werden kann, ohne daß dabei der Leser nur abstrakte Kennzeichnungen und allgemeine Begriffe an die Hand bekommt, hinter denen die „Anschauung“, die faßbare stoffliche Erscheinung des Werkes, ganz verschwindet. In der Tat hat die neuere Literaturgeschichtsschreibung dieses Problem häufig nicht günstig gelöst. Sie hat in zunehmendem Maße abstrakte Termini, Werturteile und allgemeine Klassifizierungen verwendet, so daß von der eigentlichen Gestalt und Beschaffenheit der Werke nur noch wenig durchschimmert. Schirmer ist diesem Problem jedoch dadurch begegnet, daß er auf ein „altmodisches“ Mittel zurückgreift, welches sich in älteren Literaturgeschichten findet, aber hier nun sich als eine höchst glückliche Lösung erweist. Fast jede Besprechung eines größeren Werkes geht nämlich von einer Inhaltsangabe aus, die die Ansatzpunkte für die Deutung und Strukturanalyse häufig schon einschließt. Auch längere Gedichte werden auf diese Weise behandelt, wobei Stil und Aufbau meist schon innerhalb dieser „Inhaltsangabe“ besprochen werden. Hierdurch ergibt sich für die dann folgende ästhetische und literarhistorische Wertung zunächst einmal eine konkrete Grundlage, denn auch diejenigen, die das Werk bereits kennen (und im Grunde sollten nur diese eine Literaturgeschichte lesen) werden durch solche Vergewärtigung nochmals an den stofflichen Inhalt, an den „Hergang“ erinnert, der auch den Kennern nicht bei allen Werken im Gedächtnis stehen wird.

„Das Buch soll Führer zum Lesen sein, kein Ersatz dafür; es will die persönliche Auseinandersetzung mit Werken fördern, nicht kritische Urteile aufdrängen,“ sagt Schirmer bescheiden in seinem neuen Vorwort. In der Tat empfindet man mit Befriedigung, daß gewisse Strömungen der modernen Literaturgeschichtsschreibung, die in der „evaluation“ bzw. „revaluation“ die erste (und oft alleinige) Aufgabe des Literarhistorikers sehen, in dieses Buch noch nicht eingedrungen sind. Zwar enthält es, — natürlich, — „Wertungen“. Aber sie erwachsen teils aus der Werkbeschreibung und Stilanalyse, teils aus der Verdeutlichung der jeweiligen Dichtungsabsichten und künstlerischen Darstellungsziele, die der Autor verfolgte. Diese werden — und hierin tritt wieder ein besonderes Anliegen Schirmers hervor — dem Erreichten und tatsächlich Wirkenden gegenübergestellt, so daß sich auf solchem Wege eine kritische Wertung (die oft nur zwischen den Zeilen steht!) ergibt, welche abwägender und gerechter ist als die oft allzu apoktischen Urteile, die dann doch alle zehn Jahre revidiert werden müssen.

Auch in den neu hinzugekommenen Teilen des Buches bewährt sich wieder Schirmers hervorragende Darstellungsgabe, die auf bündige und klare Weise die Dinge ausspricht und bei aller Gedrängtheit der Aussage doch einen flüssigen und lesbaren Stil erreicht. Und ebenfalls tritt hier erneut die glückliche Fähigkeit hervor, durch genau treffende Formulierungen einen Tatbestand einzufangen und zu kennzeichnen.

In diesem das 20. Jhdt. behandelnden letzten Buch der Literaturgeschichte, das ganz neu geschrieben wurde, dürften jene Abschnitte am überzeugendsten sein, bei denen es sich um die Darstellung der bedeutenderen Autoren handelt. So sind besonders die Abschnitte über Yeats, O'Neill, Joseph Conrad, Thomas Wolfe und Faulkner, und nicht zuletzt über T. S. Eliot und Chr. Fry höchst instruktiv und „vergegenwärtigend“, weil genügend Raum zur Verfügung steht, ihr Werk zu würdigen. Bei den Dichtern wird insbesondere wieder deutlich gemacht, wie der Wandel ihres Dichtungsstiles letzten Endes auf die Wandlung ihrer Dichtungsauffassung zurückgeht — ein in vielen Literaturgeschichten nicht genügend beachteter Zusammenhang —, auf den von Schirmer auch in den früheren Epochen wiederholt hingewiesen wurde. Jedoch sind nun in diesem Schlußkapitel weit über hundert sonstige Autoren behandelt, „poetae minores“, die zwar der Tagesliteratur angehören, deren Platz in einer Gesamtgeschichte der englischen und amerikanischen Literatur jedoch umstritten sein wird. Schirmer selbst nimmt zu dieser Frage in seinem Vorwort Stellung, indem er sagt: „außer der bleibenden Literatur, deren richtige Bewertung nur bei den der Historie angehörigen Kapiteln möglich ist, gibt es eine zum Verständnis der zeitlichen Probleme helfende Literatur, die von den Mitlebenden noch nicht auf das Bleibende hin bewertet werden kann“ und indem er ausdrücklich feststellt, daß hier „mehr referierend als wertend verfahren“ wird. Der nach Orientierung verlangende Leser wird dankbar sein, daß Schirmer die undankbare Aufgabe übernommen hat, zur Abrundung und Vervollständigung seines Bildes auch noch jene Autoren und Werke einzubeziehen, deren Standort entweder noch ungewiß ist oder deren Schaffen sich mehr an der Peripherie der eigentlichen Literatur vollzieht. Doch ist damit notgedrungen auf mehreren Seiten der Übelstand eingetreten, der in dem weit überwiegenden Teil des Schirmerschen Werkes vermieden wurde. Es müssen Namen und Werke aufgeführt werden, die entweder nur genannt oder lediglich mit ein bis zwei Sätzen gekennzeichnet werden, so daß jene „Vergegenwärtigung“ der historischen Literaturwerke sich nicht vollziehen kann. Freilich liegt hier eine Schwierigkeit vor, die jedem, der Gegenwartsliteratur als „Literaturgeschichte“ behandelt, entgegentritt. Denn immer sind es viel zu viel Namen und zu viel Werke, die sich einem anbieten und deren Aussiebung eben deswegen so problematisch ist, weil die insgeheim richtende und ausscheidende Zeit hier noch nicht am Werke war. Hinzu kommt ein weiteres Problem, das Schirmer selbst zu Beginn des ersten Kapitels dieses letzten Buches berührt: „Das Prosaschrifttum ist im 20. Jahrhundert so vielfältig geworden, daß eine klare Unterscheidung von Gattungen kaum möglich ist“. So werden nun auf den folgenden vier Seiten in gedrängter Überschau über vierzig Autoren aufgeführt, deren Werk den vier Randgebieten der Literaturkritik, Historiographie, Biographie und Essayistik angehört, unter ihnen viele noch Lebende wie Tillyard, Leavis, Churchill, Toynbee und Max Beerbohm.

Die Frage, die sich hier stellt, existiert im Grunde für die gesamte Literaturgeschichtsschreibung. Denn wenn Gibbon zur „Literatur“ gehört, warum dann nicht auch Toynbee und Trevelyan? Und wenn Sir Thomas Browne als „Literatur“ behandelt wird, warum dann nicht auch Sir James Frazer? Und doch dürften manche Gründe dafür sprechen, aus der Gegenwartsliteratur soweit sie „literarhistorisch“ betrachtet wird, die sogenannte Sachliteratur weitgehend auszuschließen und sich auf die „schöne Literatur“ zu beschränken. Einer der Gründe liegt in dem bedrängenden Phänomen der Stofffülle, die einzudämmen in Zukunft auch „ungerechte Wege“ begangen werden müssen, wenn wir nicht eines Tages davon völlig überschwemmt werden wollen. Das dreißigseitige Register zu Schirmers Buch enthält bereits mehrere tausend Autoren- und Werknamen. Die Frage drängt sich auf „wie wird dies weitergehen und was wird sein, wenn wir das Jahr 2000 schreiben?“ Schirmer dürfte einer der letzten sein, die nicht nur eine mehr als tausendjährige Literaturentwicklung im einzelnen noch überblicken, sondern die meisten Werke der großen Literaturperioden auch selber noch, wie man seiner Darstellung anmerkt, gelesen haben. Keiner von uns Jüngeren wird aber in der Lage sein, diesen von ihm beschrittenen Arbeitsweg einer Gesamtdarstellung — unter welchen anderen Gesichtspunkten es auch sein möge — noch einmal zu gehen. Wie wird dann aber die nächste Geschichte der englischen Literatur aussehen? Bedeutet das häufig angewandte Verfahren, die einzelnen Epochen auf verschiedene Bearbeiter zu verteilen, nicht in den meisten Fällen eher eine Vermehrung als eine Verringerung der Stofffülle; ganz abgesehen davon, daß die einheitliche Betrachtungsweise — bei Schirmer in so glücklicher Weise zutage tretend — dann überhaupt fortfällt? Oder werden wir eine Literaturgeschichte bekommen, in der nur noch die „klassischen Autoren“ behandelt werden, in der aber dann Namen wie Thomas Hood, Maria Edgeworth, Matthew Prior usw. ganz fehlen? Oder gar eine „paradigmatische“ Literaturgeschichte, die auch die klassischen Autoren nicht mehr mit ihrem Gesamtwerk, sondern nur noch an Hand einiger ausgewählter Beispiele würdigt? Und würde das bedeuten, daß „Literaturgeschichte“ in ihrer herkömmlichen Begriffsbestimmung dann aufhört zu existieren? Solchen Gedanken fühlt man sich bewogen nachzusinnen, wenn man sich angesichts von Schirmers Literaturgeschichte jene Frage stellt: „Wie wird es nun weitergehen?“ Doch ist es eine Zukunftsfrage, sie beeinträchtigt nicht die dankbare Freude über das Wiedererscheinen von Schirmers Werk, das, als sicherer Führer schon lange bewährt, nun auch in seiner neuen Gestalt zu einer wichtigen Hilfe für Dozenten und Studenten werden wird; eine große umfassende Leistung, der die Anglistik in Deutschland während der letzten zwanzig Jahre nichts Ähnliches an die Seite zu setzen hat.

Die Schweiz im Spiegel englischer Literatur 1849—1875. Von Hans Löhner. Zürcher Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte, Bd. 1. Zürich: Juris-Verlag, 1952. 147 S. Fr. 10.—.

Die vorliegende Zürcher Dissertation stellt in mancherlei Hinsicht eine Fortsetzung dar von Gustav Schirmers „Die Schweiz im Spiegel englischer und amerikanischer Literatur bis 1848“ (Zürich 1929). In Aussicht gestellt ist die Publikation einer weiteren Zürcher Arbeit, die das Thema bis zum Jahr 1900 weiterführen wird, so daß in naher Zukunft ein mehr oder weniger abgerundetes Bild der Schweiz und ihrer Bewohner, wenn nicht im gesamt-angelsächsischen, so doch im englischen Schrifttum vorliegen wird, das G. R. De Beers „Travellers in Switzerland“ (OUP 1949) und eine Reihe von Einzelstudien ergänzen.

Löhner gibt in einem ersten Teil die Reiseeindrücke einer stattlichen Anzahl englischer Besucher wieder, von Geistlichen und reiselustigen Damen, kleinen Dichtern und Militärs, Wissenschaftlern wie J. Tyndall und Alpinisten wie E. Whymper. Die Aussagen von Vertretern fast aller Berufsgruppen des Mittelstandes sind thematisch geordnet und ergeben einen Querschnitt durch das, was der gebildete Engländer im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts von der Schweiz sah und über sie dachte. Es stellt sich dabei heraus, daß die erdrückende Mehrzahl der Gäste sich für die Landschaft, in erster Linie die Alpenwelt, interessierte, und es muß für den Verf. eine nicht sehr dankbare Aufgabe gewesen sein, die Natureindrücke in den Hintergrund zu schieben, weil Schirmer das Wesentliche hierüber bereits festgehalten hat, und sein Hauptaugenmerk auf das zu richten, was die meisten Besucher als Nebensache betrachteten, nämlich die Arbeit und Lebensgewohnheiten der Bevölkerung, die kulturellen Institutionen, die sozialen Verhältnisse und die militärisch-politischen Belange. Das Resultat ist ein wohlgeordneter, kommentierter Katalog von Einzelbeobachtungen, die sich oft widersprechen und zeigen, daß man nicht so sehr von einem Schweizer Erlebnis *des* viktorianischen Engländer sprechen kann, wie von den Eindrücken, welche Land und Volk in zahlreichen Individuen hervorriefen. Die feinmaschige und klare Gliederung der Untersuchung nach Themen und Kantonen, Landschaften und einzelnen Städten gestattet ein rasches Nachschlagen dessen, was im allgemeinen und von einzelnen Autoren über gewisse Teile des Landes und die verschiedenen Lebensbereiche ihrer Einwohner ausgesagt wurde. Man möchte wünschen, der Verf. hätte diesen Aussagen, die größtenteils auf oberflächlichen Beobachtungen beruhen, in vermehrtem Maße die historische Wirklichkeit gegenübergestellt, so daß sich ihre Zuverlässigkeit überprüfen und Rückschlüsse auf die durch die zeitliche und geographische Situation bedingte Sinnesart der Besucher ziehen ließen.

Nach der Lektüre des — durch die Themastellung bedingten — qualitativ nicht sehr ergiebigen ersten Teiles atmet man auf, wenn

man liest, was Matthew Arnold über Schulwesen und Natur dachte, und wie John Ruskin die Alpenlandschaft erlebte. Interessant sind die Urteile über die Schweizer, die sich in dem Roman einer Engländerin finden, welche die Schweiz wohl nur von Brüssel aus kennen lernte: in Charlotte Brontës 'The Professor'. Eigenartig und für ihre Kunst bezeichnend ist, wie wenig George Eliot, die sich längere Zeit am Genfer See aufhielt, und W. M. Thackeray, der dreimal durch die Schweiz reiste und in Chur 'On a Lazy Idle Boy' schrieb, über ihre fremde Umgebung zu sagen haben. Das eindrücklichste und bekannteste Zeugnis über Land und Leute stellt wohl 'The Playground of Europe' des großen Alpinisten und Literaten Leslie Stephen dar, der die Gebirgswelt kannte und liebte wie kein anderer Ausländer in diesem Vierteljahrhundert.

Löhrers Studie verdient wegen ihrer Gründlichkeit und vorbildlichen Objektivität nicht nur die Aufmerksamkeit des Schweizer Lesers und aller jener, die sich für eidgenössisches Wesen interessieren, sondern auch des Historikers, der sich mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigt.

HEIDELBERG

ROBERT FRICKER

Aasta Stene, *Hiatus in English: Problems of Catenation and Junction*. (Anglistica, ed. Torsten Dahl, Kemp Malone and Geoffrey Tillotson, Vol. III) Rosenkilde and Bagger, Copenhagen 1954, 102 S., dän. Kr. 13.50.

Die Untersuchung beschäftigt sich mit dem Hiatus im Zusammenhang der Rede, nicht mit dem im Wortinnern. Die Betrachtung des Hiatus-Problems im gegenwärtigen „Standard Southern English“ kommt zu der Feststellung (p. 28), daß „the overwhelming majority of English words are of such a pattern that hiatus will not occur as they normally both begin and end in consonants, or, in the cases where they end in vowels, the vowel provides a non-hiatic glide [j, w]“. In den restlichen Fällen aber dienen [-r, h-, -n] oder (in *the, to*) „substitution of vowels“ der Hiatus-Vermeidung. Einer kurzen Besprechung der Hiatus-Erscheinungen im Schwedischen, Deutschen, Norwegischen und auch (p. 41) im Französischen folgt ein Vergleich des „Standard Southern English“ mit „Variations in Southern English“ und mit dem amerikanischen Englisch, der zu den Feststellungen führt (p. 48): „The system of hiatus prevention found in Southern English of today is not in general use throughout the English-speaking world“ und „Within the system of Southern English itself it seems in process of becoming old-fashioned“. Das „Historical“ betitelte Kapitel erörtert dann die Hiatus-Verhältnisse im Ae. und im Me. und verfolgt die Entwicklung von der ae. Zeit bis in die Gegenwart. Das letzte Kapitel („Synthesis“) versucht, frühere und gegenwärtige Sprachtendenzen herauszuarbeiten. In Tabellenform wird schließlich noch eine Übersicht über alle Ergebnisse der Untersuchung geboten.

Der Wert der Arbeit, die von schon bekannten Erkenntnissen der phonetischen und lautgeschichtlichen Forschung ausgeht, liegt in dem Versuch, sonst nicht im Zusammenhang dargestellte Erscheinungen von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Dabei ergeben sich zum Teil sehr anregende Aspekte, die geeignet sind, den Wunsch zu unterstützen, daß die Studie „may start fruitful discussion among scholars and that this may result in new subjects being taken up for research“ (p. 98). Und es ist unzweifelhaft, daß vieles „will need a more thorough investigation and treatment“ (p. 42).

Von den Bedenken und Fragen, die sich bei der Lektüre der Abhandlung ergeben, seien hier zumindest einige angeführt: Warum wurden p. 20 in die Übersicht über Formen mit *-r* und ohne *-r*, in der der Name *Shaw* (gegenüber *shore, sure*) geboten wird, nicht auch Namen wie *Thor* (: *thaw*), *Baugh* (: *boar, bore*), *Waugh* (: *war, Warr, wore*) aufgenommen? — Kehrt nicht das p. 23 über Ausfall und Bewahrung des [h] Gesagte die tatsächlichen Verhältnisse um, da doch wohl nicht die Aussprache von *hotel* von der vorhergehenden Artikelform abhängig ist, sondern die Artikelform durch den folgenden Wortanlaut bestimmt wird? Kann anlautendes [h] somit überhaupt als „hiatus-preventive consonant link“ bezeichnet werden? — „Phonetically, in the majority of our cases, the link or glide . . . has within itself the syllable division and consequently from the point of view of articulation forms part of both syllables“, heißt es p. 31; wenn dies zuträfe, würde es sich um Geminaten handeln! — Daß *i* als Ausgang unbetonter Silben im Ae. nicht vorkam (p. 71), kann zumindest in so allgemeiner Form nicht behauptet werden. — Warum wurde die Frage des festen Einsatzes im Ae. nicht einmal berührt, obwohl sie doch für das Hiatus-Problem und die gebotenen vergleichenden und historischen Erörterungen von entscheidender Bedeutung ist?

GRAZ

HERBERT KOZIOL

Personalnachrichten

Am 9. September konnte Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Ferdinand Holthausen an seinem Alterssitz Wiesbaden in beneidenswerter Rüstigkeit den 95. Geburtstag feiern, wenige Wochen nach der 70. Wiederkehr seiner Heidelberger Habilitation für germanische und vergleichende Sprachwissenschaft (28. 7. 1885).

IN MEMORIAM HANS WEYHE

Am 20. Februar 1955, kurz vor seinem 76. Geburtstage, starb der langjährige Ordinarius für englische Philologie an der Universität Halle/Saale, Dr. phil. Hans Weyhe. Unerwartet raffte ein Herzschlag den geistig und körperlich noch so rüstigen Mann hinweg. Seine Schüler und Freunde trauern ihm als einem Gelehrten nach, der ihnen nicht nur akademischer Lehrer war, sondern dessen schlichte Menschlichkeit lauter und leuchtend, versöhnend und ermutigend sein ganzes Wesen bestimmte. Die Stationen dieses stillen, vielseitigen, reichen und zugleich so bescheidenen Gelehrtenlebens lagen mit wenigen Ausnahmen in der Nähe des Landes Anhalt, mit dem ihn sowohl Familienbande wie eigene Neigung auf das innigste verknüpften. Er wurde in dem schönen Harzstädtchen Ballenstedt, der Miniaturresidenz der Dessauer, am 7. April 1879 als Sohn des Gymnasialprofessors und späteren Geheimrats Dr. Emil Weyhe geboren und ging in Dessau zur Schule. Der äußerlich bescheidene, aber innerlich so reiche Umkreis einer kulturell anspruchsvollen kleinen Residenz im späten 19. Jahrhundert hat ihn weitgehend geprägt. Dem Geiste dieser Residenz entsprachen die Vornehmheit seines Charakters, die Liebe zu Vaterland und Heimat, die Verbindung von Weltläufigkeit und Bodenständigkeit, die ihn auszeichneten. Der engeren Heimat galt auch eine seiner früheren wissenschaftlichen Arbeiten, ein Beitrag über Ortsnamen und die Entwicklung der heimatlichen Sprache zu seines Vaters Werk über die „Landeskunde des Herzogtums Anhalt“ (1907). Seine umfassenden Studien der Germanistik, des Altindischen und Indischen sowie der neueren Sprachen, die etwa das Jahrzehnt von 1897 bis 1907 ausfüllten, führten ihn freilich zeitweise hinaus, nach München, Berlin, Leipzig und später in die französische Schweiz. Es ist eine große Schule deutscher Philologie, die ihn als Wissenschaftler bestimmte, gekennzeichnet durch Namen wie Hermann Paul,

Andreas Heusler und Erich Schmidt, durch Sievers, Brandl, Brugmann, Mogk und Windisch. 1903 mit „Beiträgen zur westgermanischen Grammatik“ in Leipzig zum Dr. phil. promoviert, bestand er 1906 die Staatsprüfung für das höhere Lehramt und ging im folgenden Jahr nach Philadelphia (USA.), um am Bryn Mawr College germanische Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft zu lehren. Das Angebot, als Professor in Amerika zu bleiben, schlug er aus, kehrte nach Leipzig zurück und habilitierte sich dort im Jahre 1910 für englische Philologie mit der im gleichen Jahr erschienenen Schrift „Zu den altenglischen Verbalabstrakten auf *-nes* und *-ing, -ung*“. Der erste Weltkrieg fand den national denkenden, aber wenig militärischen Mann vom November 1915 bis zum Ende als Artilleristen an der Westfront. Erst nach dieser langen Unterbrechung übernahm er am 1. Januar 1920 als Nachfolger Deutschbeins den Lehrstuhl für englische Philologie in Halle, den er bis zu seiner Emeritierung innehatte. Hier nun entfaltete er seine vielseitige und anregende Tätigkeit, von der ihn die meisten seiner Schüler in Erinnerung haben werden. Die überraschende und für den Anfänger gewiß oft beängstigende Weite und Fülle seines Wissens und seiner Interessen, die nicht nur auf sein Lieblingsgebiet, das germanische Altertum, beschränkt blieben, sondern auch die neuere und neueste Literatur sowie viele andere Gebiete des Wissens und Lebens umfaßten, waren Kennzeichen eines souveränen Geistes, der alles nicht nur ergriff und registrierte, sondern sich lebendig anverwandelte. Seine weiten Reisen, auf denen er sich alle Landschaften Deutschlands erwanderte, die ihn aber auch mehrfach nach Großbritannien, in die west- und vor allem nordeuropäischen Länder bis nach Island und Spitzbergen führten und deren Stationen er hier und da mit nicht geringem Talent zeichnend und malend festhielt, dienten letzten Endes wie seine Studien einem universalen Streben, dessen Kraft des exakten Bewahrens und lebendigen Verbindens immer wieder in Erstaunen versetzte. Aber er litt auch an dem Schicksal des Vielseitigen: was sich in seinen Arbeiten niederschlug, kann nur einen sehr unvollständigen Begriff davon geben, was seinen Geist und sein Wesen erfüllte. Eine vergleichende sagengeschichtliche Untersuchung der

germanischen, romanischen und keltischen Kulturkreise, die ihm wohl lange vorschwebte und für die er wie kaum ein anderer prädestiniert war, ist ungeschrieben geblieben. Um so schmerzlicher ist es für seine Schüler, von dem vorbildlichen Gelehrten und aufrechten Mann Abschied nehmen zu müssen, dessen Wahrheitsstreben, Furchtlosigkeit und sittliche Lauterkeit ihn seit 1933 in schwere Konflikte mit den Ansprüchen autoritärer Regime brachten. Disziplinarverfahren, Verweise, Ausschluß aus dem Prüfungsausschuß haben ihn nach 1933 nicht gehindert, nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit zu lehren. Vielleicht können die Worte, die ihm ein langjähriger Lektor und englischer Freund, Dr. Science, nachgerufen hat, verdeutlichen helfen, was der Mann und der Gelehrte waren: "No students could have had a more genial teacher; no students could have had a more friendly guide in their preparation for their career. Whenever, in the grim war years when feelings ran high, people spoke to one of Hitler's excesses, and branded the German people with his infamy, I could always think of Weyhe and say 'No! You have not met the good Germans as I have met them and know them' . . . Would that the world had more of his type!" Behutsam und leise, wie er im Leben gewesen war, ist er auch aus dem Leben geschieden; er hinterläßt in der großen Schar derer, die ihn kannten und verehrten, den unauslöschlichen Eindruck des vorbildlichen Menschen und Gelehrten.

MÜNSTER

- EDGAR MERTNER

ZU DEUTUNG UND HERKUNFT DES AE. *BĀT* M.F. „BOOT, SCHIFF“

Durch die dankenswerte Freundlichkeit meines Kollegen Otto Höfler bin ich darauf aufmerksam geworden, daß Wolf-Hellmuth Wolf-Rottkay sich „Zur Etymologie von ae. *bāt*“ geäußert hat¹⁾. Da ich im Rahmen eines bereits weitgehend abgeschlossenen Werkes²⁾ die Ausgangsform des ae. *bāt*, idg. **bhoǵdo-*, eingehend behandelt habe, wird es mir als Indo-Iranisten und Indogermanisten wohl nachgesehen werden, wenn ich mich zu einem nicht ganz innerhalb meines Faches gelegenen Thema äußere.

Wolf-Rottkays Darlegungen sind negativer und positiver Art. Er sagt a. a. O. 140:

„Lidén zieht das Wort zu isl. *biti* m., dem er die Bedeutung ‘Balken’ beilegt, die sich jedoch aus den Belegen für das Aisl. nicht erschließen läßt. Die Richtigkeit des Deutungsversuches erscheint um so zweifelhafter, als Lidéns Schlußfolgerung von der Konjekturen *biti* ‘Balken schlechthin’ zu *bāt* ‘Einbaum’ fortschreitet, wobei aus dem Auge gelassen wird, daß *biti* (zu isl. *bíta* ‘beißen’), in der Grundbedeutung als ‘Bissen, Stück’ erwiesen und als dieses im Isl. durchlaufend belegt, eine (Tertiär-)Entwicklung zu ‘Balken schlechthin’, wenn überhaupt, nur sehr spät über die gleichermaßen durchlaufend belegte (sekundäre) Bedeutung ‘Querholz, -balken’ (im Schiff oder Haus; vgl. die *voces nauticae* nnd. *Beting*, ne. *bits*) hätte durchmachen können, während für die Entstehung von ae. *bāt* ein sehr früher Zeitpunkt angesetzt werden muß und der Einbaumbegriff in die Frühzeit des Schiffsbaus weist.“ Diesen Haupteinwand paraphrasiert Verf. a. a. O. 141: „[es] erscheint demnach die Auffassung abwegig, *biti* könne zu einem so frühen Zeitpunkt wie dem der Entstehung des ‘Bootsbegriffs’ (neben bis in Jüngste belegtem ‘Bissen’, ‘Stück’ und zahlreichen ebenfalls ins Diminutive weisenden Bedeutungsvarianten des Wortes *biti*) einen so umfangreichen Gegenstand wie einen

¹⁾ Anglia 71, 140.

²⁾ „Specimen eines etymologisch-semasiologischen Grundrisses des (Alt-, Mittel- und Jung-)Indogermanischen mit vergleichenden Hinweisen auf eine eurasiatisch-eurafrikanische Sprachgemeinschaft“ (= Monographien zur Paläo-Linguistik), p. 319—336 des druckfertigen Ms.

(abgetrennten) Baumstamm und hiernach einen 'Einbaum' bezeichnet haben" (Sperrung W.-R.'s). Zweitens betont er die „Schwierigkeit einer semasiologischen Deutung des Ablautverhältnisses zwischen isl. *biti* und ae. *bāt*, wie sie im Rahmen der Lidén'schen Hypothese entstehen würde" (ebd. p. 141 o.). Schließlich verwirft W.-R., a. a. O. 142—143 o. die in Anlehnung an Lidéns Einbaum-These von Holthausen — übrigens auch anderen, wie z. B. Pokorny, Falk und Torp sowie Jóhannesson — vertretene speziellere „Dug out-Theorie“. Denn „im ae., isl. und ne. Nominalbestand scheint ein etymologisch entsprechender Terminus für 'Werkzeug zum Aushöhlen' m. W. nicht auf, wobei auch ne. *gouge-bit* 'Schneide des Hohlmeißels' nicht herangezogen werden darf, da der zweite Teil des Kompositums lediglich zur Bezeichnung des spitzen bzw. scharfen Teils gewisser Werkzeuge (z. B. auch Bohrer und Hobel), also 'beißender' (i. e. schneidender, spaltender = idg. *bhid-*) Stücke dient.“

Soweit die negativen Argumente W.-R.'s, von denen mir, wie ich hoffe, keines entgangen ist. Flasdieck hat sich beiden Aspekten offensichtlich nicht verschlossen¹⁾.

Was besagen die Tatsachen? Wissenschaftsgeschichtlich gilt zunächst, daß bei Lidén etwas ganz Anderes steht als das, womit sich W.-R. auseinandergesetzt hat.

Wir lesen in *Uppsalastudier tillegnade Sophus Bugge på hans 60-åra födelsedag den 5 januari 1893* (Uppsala 1892) im Rahmen des Aufsatzes *Smärre språkhistoriska bidrag* (ebd. p. 79—96) sowie des Unterabschnittes „8. Fisl. *beit* 'bāt' + arm. *p'ait* 'Baum, Holz'“ (p. 86 — nicht p. 34, wie W.-R. 140² irrtümlich notiert): „Jag förbinder ordet (urgerm. **baīta-* af ieu. **bhoīdo-*) med roten *bheīd-* 'klyfva' (find. *bhinádmī*, *bhédati*, lat. *findo*, got. *beitan* o. s. v.); *bāt* är ursprungligen en afhuggen, klufven trädstam. Något direkt spår af denna äldre betydelse kan jag icke påvisa från historisk tid“, worauf Lidén neben einzelsprachlichen Belegen des Idg., die uns hier nicht zu bemühen brauchen, anschließt: „fisl. *biti* m. (ieu. **bhid-en-*) 'a cross-beam, girder in a house, in a ship', nno. *bite* 'Balken, ein großer Querbalken zwischen den Seitenwänden einer Stube' u.s.w. (Aasens. 57), fsv. *biti* 'Querbalken im Fahrzeuge'“ (Sperrungen Lidéns).

Daß der angesehene schwedische Forscher dem isl. *biti* die aus den aisl. Belegen nicht erschließbare Bedeutung „Balken“ beigelegt habe, das vermag ich seinem Urtext ebensowenig anzusehen, wie ich eine „von der Konjektur *biti* 'Balken schlechthin' zu 'Einbaum' fortschreitende 'Schlußfolgerung'“ daraus ablesen kann, geschweige denn, daß Lidén die aisl. Grundbedeutung „Bissen, Stück“ außer Acht ge-

¹⁾ Vgl. Anglia 71, 227.

lassen habe. Holthausen¹⁾ erkennt übrigens s. v. *biti*, m. diesem nicht nur die Bedeutungen „Bissen, Stück“, sondern ebenso auch die im Lichte von Metaphorik und Metonymie besonders wesentlichen Bezeichnungen „Biß, Beißer, Zahn und Querbalken“ zu, und W.-R. selbst hat ja die gemäß ihm „(sekundäre) Bedeutung ‘Querholz, -balken’ (im Schiff oder Haus)“ ausdrücklich als „gleichermaßen durchlaufend belegt“ anerkannt. Nach diesen Feststellungen wäre füglich ein Abbruch meiner Gegen-Äußerungen durchaus vertretbar. Ich bin es aber gemäß meiner Überzeugung dem Rang und dem Namen Lidéns in der wissenschaftlichen Welt schuldig, darzutun, daß er auch in den Nebenfragen das Richtige angebahnt hat — zumal die Distanz beider Verfasser voneinander rein morphologisch nicht besteht, weil jeder von ihnen seine Ableitungen auf die sog. „Wurzel“ **bheid* „spalten²⁾“ gründet. Die von W.-R. mit soviel Nachdruck hervorgehobene sowie durch Beifügung eigener Schemata verdeutlichte Unverträglichkeit in der literarischen Überlieferung wäre ohnehin durch die Position spät bezeugter, dafür kulturell um so altertümlicherer Sprachen, wie z. B. des Litauischen, Serbo-Kroatischen oder des Albanischen, widerlegt³⁾. Unnötige Skrupel bereitet sich und anderen W.-R. auch durch sein zweites Gegenargument. Lidén hat wiederum vorgesorgt, indem er⁴⁾ aisl. *biti*, m. auf den idg. schwundstufigen *-n*-Stamm *bhidén* — so akzentuiere ich ergänzend — zurückführt, mit welchem W.-R. an keiner Stelle seines Aufsatzes sich näher befaßt. Folgende Gesetzlichkeiten liegen zugrunde: Bereits das Idg. kennt ein von Friedrich Kluge, *Urgermanisch. Vorgesch. der altgerman. Dialekte* (Straßburg 1913), p. 203, § 225 „unerklärt“ genanntes Nebeneinander von *-n*- und *e/o*-Stämmen, welches auch auf die Nominalflexion übergreifen

¹⁾ Vgl. und etymol. Wb. des Altwestnordischen usw., Göttingen 1948.

²⁾ Pokorny, *Idg. etymol. Wb.*, Bern 1949, p. 116.

³⁾ Zusätzlich sei auswahlweise auf Carl Meinhof, *Mitt. der Anthropol. Ges. in Wien* 69 (1939), p. 2 u. -3 o., Edward Schröder, *ZfdA* 75 (1938), p. 140, Franz Specht, *Die Ausbreitung der Indogermanen* (= Preuß. Akad. der Wiss., Vorträge und Schriften. Heft 20, Berlin 1944), p. 26 o., M. Vasmer, *Die alten Bevölkerungsverhältnisse Rußlands im Lichte der Sprachforschung* (= ebd. Heft 5, Berlin 1941), p. 10 o. verwiesen.

⁴⁾ a. a. O. 86 m.

— vgl. z. B. nur den acc. plur. auf *-ns* der maskulinen *-e/o-*Themen — und im Laufe der sprachgeschichtlichen Entwicklung sich zu funktionalen Kategorien ausgeformt hat. Die erste dieser Kategorien umfaßt *-n-* und *e/o-*Stämme, welche bei synchronem Auftreten keine Bedeutungsvariation erkennen lassen und beispielsweise im Altiranischen gut bewahrt geblieben sind, wie etwa das Paar gāthisch-avest. *marata-*, m. „Mensch“ / *gāθ-* und jungavest. *maratan-*, adj. und m. „sterblich, Mensch“ veranschaulicht¹⁾. In der zweiten Kategorie führt das morphologische Miteinander beider Themenkreise bereits zur semasiologischen Differenzierung leichteren Grades, wie die Dubletten lat. *cātus*, adj. / lat. *Cātō*, n. pr. oder griech. *σφαβός*, adj. / griech. *Σφαβών*, n. pr. und die von Osthoff bekanntlich in den gleichen Zusammenhang eingeordneten „schwach“ deklinierten germ. Adjektiva zur Genüge dartun. In der dritten und vierten Kategorie schließlich wird die morphologische Verteilung auf *-n-* und *e/o-*Stämme zur klaren bedeutungsmäßigen Ableitung und Abspaltung benutzt, wobei nach und nach die hervorragendsten Form-Mittel der Sprache, Tonsitz und Ablaut, in den Dienst dieses Funktionalismus gestellt werden. Wie ich in mehreren Veröffentlichungen eingehend gezeigt habe²⁾, ist diese Entwicklung im Arischen, d. h. in Indo-Iranischen besonders deutlich zu beobachten. Ohne daß ich auf Einzelheiten dieses vielschichtigen, sogar die Thema-Vokale und die suffixalen Formantien ergreifenden Prozesses einzugehen brauche,³⁾ darf ich es mit einigen wenigen

¹⁾ Ein weiteres iran.-slav.-german. Bsp. bei W. Porzig, *Gliederung des idg. Sprachgebiets*, Heidelberg 1954, p. 211 o.

²⁾ Vgl. meine *Stilgeschichte und Chronologie des R̥gveda* (= Abh. für die Kunde des Morgenlandes XVII. Nr. 4; Leipzig 1928), p. 38—46 „Vṛddhi in der sekundären Nominalbildung“, ferner mein *Vergl. und etymol. Wb. des Alt-Indoarischen (Altindischen)* 1 (Heidelberg 1935), p. 104—106 sowie schließlich meinen Aufsatz *Tritá und Verwandtes*: = *Wörter und Sachen* 21, (1940), p. 225—227.

³⁾ Vgl. noch *Wörter und Sachen* 21, (1940), p. 226¹. Aus Raum-mangel sehe ich von allen Weiterungen ab, wie z. B. dem Gesichtspunkt, daß im Arischen bei den skizzierten Abläufen die fürs Germ. nicht ohne weiteres heranziehbare Komposition eine unverkennbare Rolle inne hat, oder daß auch innerhalb des Germanischen analoge Vorgänge zwischen *-i-* und *-e/o-*Stämmen (mit Leitung über den Loc. Sing.) sich abspielen.

Beispielen bewenden lassen. Sie zeigen, daß bei diesen den thematischen Gegensatz der Nominalflexion verwendenden differenzierend-isolierenden Bedeutungsvorgängen immer wieder vier Spezialaspekte in den Vordergrund drängen: die Aspekte des Materials, der Deszendenz, des Eigentums¹⁾ und der (Orts-)Zugehörigkeit. Demgemäß verhalten sich jungavest. *dantan-*, m. „Zahn“ / altindoar. *dānta-*, adj. „elfenbeinern“ oder altindoar. *ukšan-*, m. „Stier, Bulle“ / altindoar. *auksā-*, adj. „vom Stiere kommend“. Besonders lehrreich ist das Paar altindoar. *udān-*, m. „Woge, Wasser, Wasserschwall“ / jungavest. *aōda-*, m. „Quelle“, da es nicht wie in den vorhergehenden Belegen von der im Arischen gesetzmäßig gewordenen sekundären Dehnstufe, eben der denominativen Vṛddhi, sondern von der wohl altertümlicheren, aber gleichfalls einwandfrei beglaubigten Vollstufe (Guṇa) regiert wird. Im Rückblick auf das Demonstrierte ergibt sich der überzeugende Schluß, daß ae. *bāt* und aisl. *beit* < idg. **bhoǵdo-* / idg. **bhīdén-* > aisl. *biti*, *bite* sich lückenlos hier einfügen. Unsere Schlußfolgerung wird nicht unwirksam dadurch unterstützt, daß morphologische Parallelen auch für das Germanische nachweisbar sind. Ich erinnere im Vorbeigehen an das Verhältnis gemeingerm. **hanan-*, m. „Hahn“ / ahd. usw. *huon*, n. „Huhn“, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß bei ahd. usw. *huon* laut Ausweis seiner Pluralbildung möglicherweise letzten Endes ein *-es*-Stamm zugrundeliegt. Semasiologisch ist dafür alles in um so besserer Ordnung. Denn „unser *Huhn* ist urspr. Sammelwort für *Hahn* und *Henne*, wie noch heute die Sammelbegriffe *Auer-*, *Birk-*, *Schneehuhn* auch die Hähne dieser Arten mit umfassen, während *Hahn* ganz allgemein für alle Vögel das Männchen bezeichnet“²⁾.

Idg. **bhoǵdo-* bezeichnet also „das, wobei **bhīdén-* eine besondere Rolle spielt“, oder „das, was aus **bhīdén-* gemacht

¹⁾ Die Langwierigkeit in der Drucklegung meines Anfang Febr. 1954 eingereichten und Aug./Sept. 1954 in die Fahnen gegangenen Ms. erlaubt mir jetzt beim Umbruch nicht mehr als nur den bloßen Hinweis auf den Mai 1955 erschienenen Aufsatz Karl Hoffmanns „Eingrundsprachliches Possessivsuffix“ (= *Münchener Studien z. Sprachwiss.* 6, 1955, p. 35—40).

²⁾ *Trübners Deutsches Wb.* 3 (1939), p. 280, Sp. 1 o.; Kursivdruck von mir.

ist“, oder „das, wozu **bhidén*- unter allen Umständen gehört“. Kulturgegeschichtlich ergibt dies den Ansatz: „**bhidén*- ‘Baum, Baumstamm, Einbaum urtümlicher Bauweise, Querbalken’ / **bhoïdo*- ‘Einbaum späterer Bauweise, Boot, Schiff’“. Für die in diesem Ansatz passend verzahnten beiden Entwicklungsbestandteile stehen abermals eindeutige und reiche Beispiele zur Verfügung, die W.-R. allerdings wiederum nicht würdigte, als er sich gegen Lidéns offensichtlich wohlüberlegte These wandte. Zur ersten Befundgruppe gehören, wobei ich auch an das von Lidén zusätzlich vorgetragene Material¹⁾ erinnere: lat. *caudex*, *caudicis*, m. „Baumstamm, Klotz“ / lat. *caudica*, *caudicae*, f. „ein aus einem Baumstamm gemachter Kahn“, dazu lat. *trabs*, *trabis*, f. „Balken, Baumstamm, Baum“ / lat. *trabica*, *trabicae*, f. „ein aus Balken bestehendes Schiff, Floß“. Auf den Parallelismus, welcher zwischen dem Ablaut-Verhältnis **bhidén*- / **bhoïdo*- einerseits und dem Ableitungs-Verhältnis *caudex* / *caudica*, *trabs* / *trabica* andererseits besteht, mache ich genau so aufmerksam wie auf die nicht zu verachtende Tatsache, daß lat. *caudica*- und idg. **bhoïdo*- ein -*d*- gemeinsam haben, das auch in russ. судно (plur. судá) „Wasser-, Flußfahrzeug“ auffallenderweise wiederkehrt. Der Material-Bezug „Baum / Baumstamm / (durch Feuer oder Werkzeug) ausgehöhlter Einbaum“ ist, wie die hier nur in Auswahl zitierten Beispiele schlüssig dartun, dermaßen sicher begründet, daß ein anderer, ebenso urtümlicher Konnex bisher nahezu völlig übersehen wurde. Er tritt in der Tatsache zutage, daß „zwei trogartige Baumstämme miteinander verbunden, als primitives Boot auf Teichen verwendet“ werden, wie dies Vasmer²⁾ klarlegt. Zur Verbindung könnte ein Auslegerholz, also ein Querholz, Verwendung gefunden haben. Damit ist das Stichwort gesetzt, welches wie kein zweites wichtig wurde für die Entwicklungsgeschichte des Einbaums, ohne daß sich W.-R. sachgeschichtlich damit befaßt hätte. Das Wesentliche ist der Völkerkunde, der außer-idg. Volkskunde und der ger-

¹⁾ Studien zur altind. und vergl. Sprachgeschichte (= Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala. VI/1), Upsala 1897, p. 31ff.

²⁾ Russ. etymol. Wb. 1 (1951), p. 152 zum Artikel *dyca*.

manischen Altertumskunde zu entnehmen¹⁾. Die gegenständliche Gesamtvorstellung, die wir uns an Hand aller bisher vorgetragenen oder auch aus dem Fachschrifttum nur ange deuteten Einzelmaterialeien hinsichtlich des Einbaumes, der Entwicklung seiner Bautechnik und der wesentlichen Rolle der verschiedenartigen Querhölzer hierbei zu machen vermögen, stimmt mit dem eingangs dieses Abschnittes formulierten doppelten Bedeutungsansatz aufs beste überein. Sie stimmt außerdem, nur eben unter völlig geänderten Voraussetzungen, mit dem Mittelstück des ersten W.-R.'schen Schemas aufs beste überein, welches ae. *bāt*, „Boot, Schiff“ als „früh“ mit dem gleichfalls „frühen“ aisl. *biti* „Schiffs- und Hausquerholz(-balken)“ koordiniert. Diese gegenständliche Gesamtvorstellung begreift aber drittens und letztens auch eine Reihe von Wortzeugnissen in sich, von deren erster Gruppe W.-R. sich nicht ohne zwingende Gründe hätte trennen sollen. Denkt man nämlich den in seiner Ratio nur schwer eingängigen letzten Einwand gegen Lidéns These durch, so wird und muß man sich unwillkürlich fragen, welche anderen Worte denn „zur Bezeichnung des spitzen bzw. scharfen Teils gewisser Werkzeuge (z. B. auch Bohrer und Hobel)“ hätten zweckmäßiger herangezogen werden sollen als gerade die von idg. **bheid* „spalten“ abgeleiteten. Das von W.-R.²⁾ ersatzweise angebotene, dem Isl. und Ae. entnommene Wortmaterial genügt doch keineswegs, zumal sofort ne. *bit* „Bohreisen, Bohrspitze, Hobeisen, Gebiß, Pferdegebiß am Zaum, Bissen, Stück, bißchen“ als Gegeninstanz einspringt. Seine dem aisl. *biti*, *bite* auffällig parallel laufende Bedeutungs-Skala ist ebenso beachtenswert wie seine sprachliche Zugehörigkeit zu ne. *bite* „eingreifen, eindringen, einschneiden (von Werkzeugen

¹⁾ Vgl. J. Manninen, *Eurasia Septentrionalis Antiqua* 1 (1927), p. 14 o.; wiederum J. Manninen a. a. O. 6 u. (aus der estnischen Volkskunde); schließlich der Artikel „Einbaum“ von W. Vogel in Hoops' *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 1 (1911—1913), p. 537f. W.-R.'s Behauptung a. a. O. 140 u., wonach „für die Entstehung von ae. *bāt* ein sehr früher Zeitpunkt angesetzt werden muß und der Einbaumbegriff in die Frühzeit des Schiffbaus weist“, wird durch Vogels Sachdarstellung auf ihr richtiges Maß zurückgeführt, namentlich in ihrem zweiten Teil.

²⁾ a. a. O. 143¹.

und Maschinenteilen)“, das W.-R., wie ich vermute, ausgeschlossen hat, weil es nicht zum neuenglischen „Nominalbestand“ gehört. Vollends unbegreiflich aber ist, warum W.-R. denselben Ausschluß auch über ae. *ge-bātel*, n. „Meißel“ und das mit ihm eng verwandte mnd. *beitel*, *bētel* „Meißel“ verhängt hat, obwohl doch gerade bei Prüfung dieser Detailfrage das Nl. und Nd. als die dem Gesamt-Englischen geschwisterlich benachbarten Glieder des gemeinsamen Wg. bevorzugt hätten befragt werden sollen. Ae. *ge-bātel*, ne. *gouge-bit*, ne. *bit*, ne. *bite* und mnd. *beitel*, *bētel* gehören natürlich engstens zusammen und verstärken das Wesensgepräge von **baīta*- als eines „gemeingermanischen Küstenwortes“¹⁾ doch ungemein. In die gleiche Kerbe schlägt die zweite Wortgruppe, die von W.-R. entweder gar nicht oder nur ungenügend berücksichtigt wurde, also Belege wie ne. *bits*, *bitts* „Betinge für das Ankertau“ oder nl., nd. *betīng* „Balkengestell für Ankertau“, die W.-R.²⁾ wenigstens flüchtig erwähnt. Wäre er namentlich dem letzten Worte weiter nachgegangen, so hätte er zweifellos ermittelt, wie gerade *betīng* mit auffallender Analogie zu ae. *bāt* sowohl in die skandinavischen Sprachen (Dänisch, Norwegisch, Schwedisch) wie auch ins Romanische entlehnt wird³⁾, gewiß nicht das schlechteste Argument für den da wie dort wirksamen Untergrund des germ. **baīt* / **bit* und seiner spezifisch nautischen Bedeutungssphäre. Bekanntlich nimmt aisl. *biti* seinerseits ebenfalls an diesem Entlehnungsprozeß teil, indem es „von den Normannen nach Frankreich gebracht worden [ist] und . . . sich von hier aus auch den andern rom. sprachen mitgeteilt“ [hat] (Italien., Katalan., Span., Portugies., Kors.)⁴⁾. Den abrundenden, von W.-R. wiederum versäumten Beschluß bilden aisl. *bita* „ein Schiff mit Querbalken versehen“, schwed. (mundartl.) *bita* „Bootsruderbänke“ und mhd. *bizze*, schw. m. „Keil“, dazu mhd. *ver-bizzen* „verkeilen“, insgesamt vier Belege, in welchen die beiden für die germanische Sprachgeschichte typischen Aspekte des idg. **bheid* wie in zwei Außenposten sicher verankert sind.

¹⁾ Trübners *Deutsches Wb.* 1 (1939), p. 392, Sp. 1 u.

²⁾ a. a. O. 140 u.

³⁾ Die Einzelheiten bei Falk-Torp 1, (1910), p. 67.

⁴⁾ W. von Wartburg, *Franz. etymol. Wb.* 1, (Bonn 1928), p. 385b.

Das Fazit ist, wie mir scheint, eindeutig klar. Von dem in der neueren linguistischen Literatur nicht mehr erörterten armen. *p'ait* „Baum, Holz“ abgesehen, hat sich Lidéns „Einbaumkonzeption¹⁾“ samt ihrem hier hauptsächlich behandelten germanischen Zubehör als gut fundiert behauptet. Die indogermanistische, kulturgeschichtliche, wortgeographische Nachprüfung hat erwiesen, daß ihr Wert in der Tat unerschütter ist. Nicht um einen „Deutungsversuch“, wie W.-R. irrtümlich meint²⁾, ist es dabei gegangen, sondern um eine vollgültige Kombination, die, mit den vorstehend beigebrachten Sicherungen ausgestattet, ihren Platz in den gängigen Handbüchern und Nachschlagwerken unangefochten behalten kann.

Allerdings bleiben nun noch die Darlegungen positiver Art bei W.-R. Sie gründen sich auf die mit Recht als „unbeachtet“ charakterisierte und näher nachgewiesene Tatsache³⁾, daß schon im Aisl. *bíta* in der nautischen Bedeutung „aufkreuzen“ bezeugt ist und bis in die „jüngste Zeit“ hinein mit einer Reihe nominaler Ableitungen weiterlebt. Sollte sich dieses von W.-R. erstmals ausgehobene Faktum endgültig bestätigen und nicht etwa eine Rückbildung aus seinem Derivat *beita* darstellen, so stehe ich meinerseits nicht an, es semasiologisch wertvoll zu nennen. Leider aber hat W.-R. die Auswirkung seines Fundes selber sehr erheblich wieder eingeschränkt, indem er den doch stark zu fordernden Nachweis, daß in den von ihm angeführten Nominalbildungen Derivate von *bíta* und nicht — wie er gleichzeitig einräumt⁴⁾ — von *beita* gegeben seien, durch unnötig breite Auslassungen⁵⁾ über

¹⁾ So W.-R. 142 u.

²⁾ Ebd.

³⁾ a. a. O. 143.

⁴⁾ a. a. O. 143 u. Die konservative Behandlung bei A. Jóhannesson, *Isländ. etymol. Wb.*, Bern 1954, p. 602 f. unterstreicht diesen „stark zu fordernden Nachweis“. Bei ihm wird *bíta* mit den Bedeutungen „beißen, eindringen (vom schwert u. a.)“ gebucht, während *kausat. beita* „auch (in der seemannsprache) ‘am Winde segeln’“ bedeuten kann.

⁵⁾ Diese Feststellung ist durch die Tatsache veranlaßt, daß bei der von mir vertretenen These eines denominativen Derivates ein Genus-Wechsel *a priori* nicht interpretiert zu werden braucht, weil das

den im Isländischen vollzogenen Genuswechsel der Wortsippe nicht nur geradezu erdrückt¹⁾, sondern indem er als Ergebnis auch noch das folgende *expressis verbis* abdruckt²⁾:

„Das Alter der Segelkunst bei den seefahrenden Germanen führt über ein sehr frühes ae. *bātan*, isl. *beita* 'das Segel (> das Schiff) anwenden (gegen den Wind)' (aus gemeingermanischem 'beißen lassen', i. e. 'wirken lassen') zur zwanglosen Deutung von ae. *bāt* 'Boot, Schiff' und isl. *beit(i)*, dass., als 'Fahrzeug, mit dem man gegen den Wind segelt', nämlich 'kreuzt'“ (Sperrungen bei W.-R.).

An diesem Endergebnis ließe sich die *pars-pro-toto*-Interpretation „Segel > Schiff“ wohl noch tolerieren, zumal W.-R. auch sonst mit ihr arbeitet³⁾. Es sind aber folgende Fragen mit allem Nachdruck an den Urheber dieser Analyse zu richten: Wo ist aisl. *b'ta* „aufkreuzen“ verblieben? Wahrzunehmen sind in dieser Eigen-Deutung W.-R.'s ja nur noch ae. *bātan* und aisl. ihm entsprechendes *beita*, beide von W.-R. als „Faktivum⁴⁾“ zu germ. *bitan* „beißen“ aufgefaßt. Wo stammen die Bedeutungen „Segel, segeln“ her, die W.-R. sich zu „kreuzen“ entwickeln läßt? Weder im idg. noch im germ. Material noch auch in den Darlegungen W.-R.'s selbst vermag ich positive, zu solchen Ansätzen berechtigende Spuren zu entdecken. Schließlich erhebt sich die philologische Frage, ob denn ae. *bātan* zweifelsfrei „gegen den Wind segeln“ bedeute. Von Holt-hausen⁵⁾ finde ich gerade diesen Ansatz mit einem eindeutigen Fragezeichen gekennzeichnet, von W.-R., soviel ich sehe, nicht diskutiert; weiterführt: „*Bāting* ist 'Segeln gegen den Wind' (ne. *beating*)“⁶⁾.

denominative Derivat als eine Art Adjektivum durch alle drei *Genera nominis* gleichzeitig repräsentiert wird. Das Ae. und das Aisl. summiert geben diesen Zustand noch eindeutig wieder, insofern dort germ. **baīta*- als Maskulinum und Femininum, hier aber als Neutrum belegt ist. Im übrigen ist aus Gründen, die ich hier des näheren nicht erörtern kann, bei idg. Worten für „Einbaum, Kahn, Boot usw.“ sekundäre Schwerpunktbildung im Femininum und Neutrum gut verständlich (vgl. idg. **nāy-*, **plou̯io-*). Für das ne. Sprachempfinden mag mit W.-R. a. a. O. 145⁴ auch „lat. Denkweise“ herangezogen werden.

¹⁾ a. a. O. 144—146.

²⁾ a. a. O. 144 o.

³⁾ Vgl. a. a. O. 141 u.

⁴⁾ So a. a. O. 143 u.

⁵⁾ *Ae. etymol. Wb.* 1934, p. 15.

⁶⁾ Ebd. p. 417 u.

Um jede Unklarheit auszuschalten, habe ich mich an den greisen Verfasser gewandt, der die dankenswerte Liebenswürdigkeit besaß, mir im Dezember 1953 auf zwei Anfragen die nachfolgenden eingehändigen Auskünfte schriftlich zu erteilen:

„Das Verbum *bātan* ist einmal in der Boethiusübers. belegt, wo es 'beat against the wind' (= aisl. *beita*) oder 'make fast' übersetzt wird, auch das Subst. *bāting* wird doppelt aufgefaßt 'beating ag. the wind' oder 'cable'. Sonst ist es nicht belegt, soviel ich weiß. Jedenfalls ist es sehr merkwürdig und ich bedaure, Ihnen nicht weiter helfen zu können . . . In Bd. 54/55, S. 75 des Beibl.¹⁾ habe ich nur *bātan* 'aufzäumen, satteln' behandelt, das im Ae. öfters vorkommt und nicht weiter merkwürdig ist. 'Satteln' ist natürlich eine jüngere Bedeutung, die leicht zu verstehen ist. Aber *bātan* 'aufkreuzen' ist auch dasselbe, eigtl. 'den Wind auf das Segel beißen lassen'! Northcote Tollers 'Supplement' bietet unter *bātan*: 1. to bait, worry with dogs, 2. to beat, make way against the wind or current, 3. to spread a covering, to saddle a horse. Alles dasselbe: aisl. *beita*, nhd. *beizen*, eigtl. 'beißen lassen', caus. zu *bītan*!“

Soviel ich sehe, verbleiben auch nach dieser Auskunft die präzisierten drei Nebenfragen: aisl. *b'ta* „aufkreuzen“; Bedeutung „Segel, segeln“ für germ. **bait* / **bit*; ae. *bātan* „gegen den Wind segeln“. Sie werden zudem durch den Umstand unterstrichen, daß auch Holthausens Übersetzungsvorschlag „den Wind auf das Segel beißen lassen“ eine ungeklärte Voraussetzung aufweist und sich seinerseits wiederum antithetisch von dem W.-R.'s „das Segel gegen den Wind beißen lassen“ unterscheidet. Demgegenüber lautet mein Arbeitsvorschlag: Die Bedeutung „Segel, segeln“ bleibe bis zum schlüssigen Erweis des Gegenteils dahingestellt. Faßbare urtümliche Ausgangsbasis für idg. **bheid* und dessen vor-idg. Stufen ist, wie ich in dem eingangs erwähnten Hauptwerke durchgängig nachgewiesen habe, ein Gesamt-Erlebnis, das um ein Großtier und dessen Zähmung (ursprünglich behufs festlicher Tötung und ritueller Verspeisung) kreist. Die Phonem-Fixierungen in Gestalt von unmittelbar hieher gehörigen Worten sind als Niederschlag dieses Gesamt-Erlebnisses nahezu durch alle idg. Einzelsprachen hin gut zu verfolgen, besonders auch in dem

¹⁾ Wo ich leider trotz allen Suchens nur den Text eines Aufsatzes von Helmut Arntz über die anglofriesischen *sceattas* zu entdecken vermochte. Auch „Anglia“ selbst, ebenso N. R., Bd. 54/55 ergeben nichts,

uns hier angehenden Bereich des Germ.¹⁾ Auf Grund dieser Sachlage schlage ich vor, aisl. *bíta* „aufkreuzen“ als metonymische Metapher aufzufassen und für sie von dem Um-sich-beißen des gefangenen und zu zähmenden Tieres auszugehen. Diese These erscheint mir besonders deshalb plausibel, weil Tiere wie Bär und Wolf unter den an. Stilfiguren gerade für Schiffe gut beglaubigt sind. Es ist dabei „an die kriegerische Verwendung der Schiffe zu denken, die wie wilde Tiere angreifen²⁾“. Dem literarischen Argument gesellt sich, mit womöglich noch stärkerer Durchschlagskraft, das sachgeschichtliche, welches von W. Vogel³⁾ zum Thema der Tierköpfe an Vor- und Achtersteven zusammenfassend dargestellt worden ist. Daß bei Kriegsfahrzeugen solchen Aussehens⁴⁾ die Tätig-

¹⁾ Auf ae. *þ-bātian* in *grist-bātian* „knirschen, wüten“ (daneben *gristbitian*, dass.) weise ich in diesem Zusammenhang vornehmlich hin, desgleichen auf die Bedeutungen „beizen“, „jagen“, „zäumen“, die ae. *bātan* zweifelsfrei zustehen, darüber hinaus auf die Vielfalt der sich aus dieser Gesamt-Situation fächerartig auseinanderbreitenden Bezeichnungen wie „Ring um den Gefäßrand, Futter, Weide“ für aisl. *beit*, f. (zu ahd. *beiza*, nhd. *Beize*) oder aisl. *beita*, f. „Köder, Speise“, aisl. *beiti*, n. „Köder, Regenwurm, Weide“. Entsprechend der vorstehend skizzierten Gesamt-Entfaltung gruppiere ich die Bedeutungen anders, als sie z. B. bei Holthausen *Wb. des Awn.*, s. vv. angeordnet sind. Zum Simplex *bíta* „beißen, schneiden, verletzen, verderben“ stellt sich so im Aisl. die Fülle der Kausativ- bzw. Denominativ-Bedeutungen, welche von „jagen“ und „töten“ über „beißen lassen, zäumen, zu fressen geben, weiden“ bis zu „mit Vorspann versehen“, „anwenden“, „gebrauchen“ und solchen metonymischen Ausprägungen wie „an die Spitze stellen“, „segeln“, „kreuzen“ geleitet. Auch W.-R. hat, wie nicht vergessen sei hervorzuheben, auf diesen Komplex geachtet. Seine Anmerkung a. a. O. 144² beweist es, wenngleich die von ihm beigebrachten isl. Belege, gerade weil sie so lehrreich sind, im Lichte des oben angedeuteten Gesamt-Erlebnisses ebenfalls einer Umstellung bedurft hätten, um ganz und gar der neuen Interpretation zu dienen.

²⁾ Rudolf Meissner, *Die Kenningar der Skalden*, Bonn und Leipzig 1921, p. 208 u.; darin p. 218 o. „Bär“, p. 219 o. „Wolf“; den Hinweis verdanke ich wiederum der Freundlichkeit Otto Höflers.

³⁾ „Schiff“ in Hoops' *Reallexikon der German. Altertumskunde* 4 (1918—1919), p. 113, Sp. 1 u. und f.

⁴⁾ Für Bildnachweise nenne ich zusätzlich neben Moritz Hoernes und Oswald Menghin, *Urgeschichte der bildenden Kunst* (Wien 1925³), p. 371, Nr. 2 (eingeritzte Schiffsdarstellungen auf tönernen

keiten des „Beißens“ und „Aufkreuzens“ als zwei Aspekte ein- und desselben Vorgangs erscheinen können, bedarf keines weiteren Beweises. Mit der Annahme einer Metapher dürfte m. E. auch für ae. *bātan* entscheidend weiterzukommen sein, zumal Marquardt¹⁾ die erforderlichen Belege für *Schiff* = *Wogenroß* beibringt. Die Umsetzung ins Bildliche wird dabei in folgenden Vorstellungsschienen verlaufen sein: genau wie im An. hat auch im Ae. bei german. **baīta-* die Bedeutung „Tier“ untergründig mitgeschwungen, freilich mit dem Unterschied, daß es hier nicht etwas tut, indem es „beißt = aufkreuzt“, sondern daß ihm etwas widerfährt. Das heißt, so wie seit Jahrtausenden des Oberen Paläolithikums das Großtier, sehr wahrscheinlich der Höhlen- oder der Braune Bär, durch Umpflockung und Einhegung, dazu durch Anbringen von Beißkorb und Prankenfesseln aus Holzmaterialien zunächst unschädlich und damit für den Menschen erst brauchbar gemacht wurde, ganz ebenso wird der als Tier mitvorgestellte Einbaum späterer Bauweise noch verwendbarer durch das Einsetzen des segelführenden Mastes, also wiederum eines Holzes. Der Einbaum wird sozusagen gezähmt. Sowohl aisl. *bīta* „ein Schiff mit Querbalken versehen“ wie ae. *bātan* „aufzäumen“ bieten diesem Umsetzungsvorgang taugliche Begleit-Anhalte. In allen drei Fällen läge dann — um noch einmal mit Holthausen zu sprechen²⁾ — eine „jüngere Bedeutung“ vor, der die gleichfalls spätere onomasiologische Umformung zu „satteln“ eine neuerliche Stütze böte. Alle drei Bezeichnungen des ae. *bātan* aber, also „jagen / beizen“, „aufzäumen / satteln“ und „gegen den Wind segeln“, wären, da aus einer Gesamt-Vorstellung, wenn auch tatsächlich in mindestens zwei wohl getrennt verlaufenen Schüben erwachsen, „leicht zu verstehen³⁾“. Ob es für den wohl spätesten Bedeutungsabsenker, ae. *bātan* „gegen den Wind segeln“, nicht geratener erschiene, statt eines Faktitivum / Kausativum

Pfannen aus Gräbern auf Syros; dazu a. a. O. 628 o.) noch Schrader-Nehring, *Reallexikon der idg. Altertumskunde* 2 (Berlin und Leipzig 1929²⁾, p. 301, Taf. LXXXI.

¹⁾ *Die altenglischen Kenningar*, Halle/S. (1938), p. 228f.

²⁾ Vgl. o. p. 272

³⁾ Holthausen, ebd.

vielmehr ein Denominativum vom bestens beglaubigten, bekanntlich bis in Urg. und Idg. zurückreichenden Typus anzunehmen, gebe ich zu bedenken, indem ich an got. **hlaiwjan* / *hlaiw*, n. „Grab¹⁾“ und an ae. Paare wie *hætan* „heizen, heiß machen, heiß werden“ / *hāt*, adj. „heiß, brennend, glühend“, *brædan* „breiten, spreiten, ausdehnen, ausgebreitet sein, wachsen“ / *brād*, adj. „breit, weit, ausgedehnt, offen, flach“, *æðan* „schwören, vereidigen“ / *ǣð*, m. „Eid“ (des allgemeinen dentalen Reim-Verbandes) usw. usf. erinnere. Dies mein Arbeitsvorschlag zu den drei noch offen gebliebenen Nebenfragen, von dem ich meine, daß er einfach und zwanglos ist, weil er die sprachgeschichtlichen Tatsachen unmittelbar mit den zugehörigen vorgeschichtlichen Bedingungen und urtümlichen Vorstellungen ineinssetzt. Dazu haben jetzt die Anglisten und Nordisten das Wort.

MÜNCHEN

WALTHER WÜST

¹⁾ Die runischen Nachweise des Denominativums bei S. Feist, *Vgl. Wb. der gotischen Sprache*, Leiden 1939³, p. 261, Sp. 1. m.

ZU DEN AE. GEDICHTEN DER HS. VON VERCELLI

In seinen *Critical Studies in the Cynewulf Group* [Lund Studies in English XVII], Lund 1949, hat Claes Schaar eine Anzahl dunkler oder verderbter Verse in den Dichtungen der Hs. von Vercelli besprochen und viele davon überzeugend erklärt und gebessert. An mehreren der behandelten Stellen habe ich jedoch Anstoß genommen und möchte hier einer anderen Auffassung das Wort reden. Vor allem kann ich Schaars wiederholt geäußerte Geringschätzung metrischer Bedenken nicht teilen, halte vielmehr das Erscheinen solcher Fehler für ein sicheres Zeichen schlechter Überlieferung.

1. Andreas

V. 396 (S. 52): *Him of holme oncwæð hæleda scyppend.*

Ich habe schon im Neudruck von Greins Sprachschatz unter *holm* 4 das *of* in *ofer* gebessert, halte jedoch die Bedeutung „Helm des Schiffes am Steuerruder“ für verkehrt.

V. 669 (S. 48): *wuldre gewlitegod. Huscworde ongan.*

Da im ersten Halbverse die Alliteration fehlt, möchte ich *hādre* für *wuldre* schreiben, mit dem es die zweite Silbe gemein hat.

V. 1080ff. (S. 57): *sægdon þām folce læt ðær feorrcundra,
ellreordigra, ænigne tō lāfe
in carcerne cwicne ne gemette.*

Greins Besserung in *cwicne ne gemetton* ist gewiß die richtige, während S. mit *ænig ne tō lāfe* und *gemette* wenig überzeugend wirkt, besonders die Trennung *ænig ne* ist bedenklich.

2. Elene

V. 151 (S. 61): *þegna þréate prȳðbord stēnan.*

Da *stēnan*, wenn es für *stænan* steht, nur „steinigen“ bedeutet, kann die Lesart der Hs. nicht richtig sein, während Sarrazins *prȳðbold sēcan* vorzüglich paßt!

3. *Christ I*

V 189 (S. 74): *purh nāthwylces. Mē nāwper déag.*

Statt *scyld* oder *nīð* möchte S. *mān* nach *-hwylces* ergänzen. Sollte aber nicht einfach *nāthwylcne* dafür zu schreiben sein?

4. *Gūthlāc A*

V. 182f. [= 153] (S. 79): *wē þæs Gūðlāce
deórwyrdne dæl dryhtne cennað.*

Die einfachste Besserung scheint mir, *mið* vor *Gūðlāce* zu ergänzen.

V. 401 [= 372] (S. 80): *Ān ðretta ūssum tīdum,
cempa gecyðeð.*

Für *ān* schreibe ich *nān*.

5. *Phoenix*

V. 406f. (S. 87): *Wurdon téonlice tōþas idge
āgeald æfter gylte.*

Statt *āgeald* ist offenbar *āgolden* zu lesen. Das vorhergehende *sunum ond dohtum* gehört natürlich zu diesen Versen.

V. 655 (S. 89): *ðæt sindon þā word, swā ūs gewritu secgað.*
Es muß entweder heißen *þæt þā word sindon*, oder es ist *godes* hinter *word* zu ergänzen, vgl. *þæt synd word godes*, Crist u. Satan V. 357. Vgl. hierzu Sievers, *Altgerm. Metrik* § 19, 3.

V. 668 (S. 91): *þæt wē mōtun hēr meruēri.*

Da *merēri* nur mit *r*-alliterieren kann, ist davor ein *m*- mit betontem Vokal dahinter einzufügen, also entweder *magna* oder *mīra*, bezüglich auf das folgende *gaudia in cēlo*, vgl. GRM XXXIV, 345.

6. *Juliana*

V. 151 (S. 91): *gāste genīðlum gaful onhāte.*

Die einfachste Besserung ist wohl *gāstes*.

V. 203ff. (S. 92): *þonne ic nýde sceal nīþa gebæded
on þære grimmetan godscyld wrecan
torne torncwide.*

Hier ist weder mit Cosijn *on þē þā* zu lesen noch mit von der Warth *grimmetan* auf Juliana zu beziehen noch mit Schaar *wīsan* dahinter in Gedanken zu ergänzen, vielmehr *godscylde* zu schreiben und das Komma dahinter zu streichen.

V. 352 (ib.): *Ic pē, éad mæg, yfla gehwylces
 ðr gecyðe.*

Für *éad* ist sicher *éadge* zu lesen, wie schon Trautmann vorschlägt. Das *éade riht* Ex. 186 ist mit Kluge in *ealde* zu bessern.

V. 490ff. (S. 94): *Sume, pā ic funde
 būtan godes tæcne, gýmeléase,
 ungeblētsade, þeah ic bealdlice
 þurh mislic cwealm mīnum hondum,
 searoþoncum slōg.*

Greins Auffassung von *þeah* als Praeteritum von *þicgan* ist gewiß richtig, hinter *hondum* gehört ein Komma!

V. 559f. (S. 94): *georne ær
 heredon on héahfu ond his hālig [word].*

Für *ær* ist sicher *þær* zu lesen.

WIESBADEN

FERDINAND HOLTHAUSEN

ME. I- BEIM PARTICIPIUM PRÄTERITI

Weniger gebräuchliche Abkürzungen¹⁾:

| | |
|---------|---|
| Brembre | Proklamationen des Sir Nicholas Brembre, <i>Ld. Urk.</i> 31—33. |
| Gram. | An early treatise in English concerning Latin Grammar, ed. S. B. Meech, <i>Ess. & Stud. Univ. Mich.</i> 13, 81—125. |
| PM. | Poema Morale. Wo nicht anders vermerkt, ist Ms. <i>Digby A 4</i> gemeint. |
| Prokl. | Proklamation Heinrichs III., ed. O. F. Emerson, <i>ME. Reader</i> , London 1929, p. 226f. |
| S. Tr. | Bericht der Gilde Sanctae Trinitatis, <i>Ld. Urk.</i> 58—60. |

Ge-, *i-* beim ppr. (hier als trennbares *ge-* oder *ge*⁻² bezeichnet) ist im Englischen sowohl synchronisch wie diachronisch zu unterscheiden von untrennbarem *ge*⁻¹ in Verbal-kompositis. Letzteres steht bedeutungsverschiedenen Simplicien vom gleichen Stamm gegenüber, z. B. ae. *hātan* „vocare“, *gehātan* „vovēre“, und schwindet im Me. infolge phonetischer Reduktion im Satzzusammenhang. *Ge*⁻² kontrastiert dagegen nur in wenigen Beispielen mit sonst gleichlautenden, unpräfigierten Adjektiven und steht im übrigen vor allem in den frühen ae. Quellen noch in freiem Wechsel mit Null, z. B. *gegripen* (*KGl.* 71, 161, 192), *gripen* (*KGl.* 50, 350)²⁾. Sein Untergang beruht, wie dialektgeographische Erwägungen und besonders das Verhalten der Londoner Quellen des 14. Jhs. lehren, im wesentlichen auf nordgermanischem Einfluß.

¹⁾ Über Abk. V. vgl. *Anglia* 71, 129 Anm. 1; weitere Abk. vgl. *Anglia* 73, 37.

²⁾ Vgl. *Anglia* 71, 129—139; 73, 37—64. Vorliegender Aufsatz schließt den gedruckten Auszug aus der Diss. des Verf. ab. Definition der Termini *Kontrast* und *freier Wechsel* (*free variation*) bei B. Bloch, *Lang*, 24, 22—26; 29, 59—61.

Ae. *ge-* deckt sich demnach funktionell grundsätzlich mit *ge-* im Dtsch. und Nld.

I. DIALEKTGEOGRAPHIE DER VORSILBE I-¹⁾.

1. In ae. Zeit: Im Ae. ist *ge-* über das gesamte Sprachgebiet verbreitet. Die Mundarten unterscheiden sich lediglich in einigen Punkten des idiomatischen Gebrauchs. Z. B. kommen *gecuman*, *gefindan*, *gelesan* nur im Nh. vor²⁾. Im Am. treten im Gegensatz zum Ws. *beornan*, *bīdan*, *blinnan*, *clīpian*, *cunnan*, *cweþan*, *cȳþan*, *þaran*, *feolan*, *gān*, *luþian*, *neosian*, *sellan*, *sæcan*, *syngian* nie mit *ge-*, aber *gecēosan* (V: 0:15), *gedroefan* (V: 0:13), *geēaþmōdian* (V: 0:15), *gefrēon* (V: 0:51), *gefyllan* (V: 0:38), *geedlēan* (V: 0:19), *gefultumian* (V: 1:19), *gehyhtan* (V: 1:75), *gelōcian* (V: 0:41), *gemætan* (V: 0:16), *generian* (V: 0:48), *gescendan* (V: 0:25) nicht bzw. selten ohne Präfix auf. Im Ak. fehlt *ge-* anders als im Ws. bei *biddan*, *brūcan*, *fon*³⁾, *habban*, *hātan*, *witan*, *writan* usw. und ist verallgemeinert bei *geēcan*, *gegearwian*, *gelustfullian*, *gemētan*, *georwēnan*, *geþiodan*, *geswencan*, *gereccan*, *gewitan*⁴⁾.

2. Die fme. Isoglossenlinie: Im Me. fehlt *ge-* im Norden seit Beginn der Überlieferung, ist aber im Süden erhalten als *i-*.

Im einzelnen verhalten sich die Quellen wie folgt⁵⁾:

a) *I-* regelmäßig bewahrt: *W. Fr.*, *VH. Worc. Marks & Gl*⁶⁾, *LH.*, *VV.*, *PM.* (alle 7 Hss.), *Lay.* (beide Hss.), *Ben. Regel Wint.*, *AR.*, *KGr.*, *EN.*, *K. Pred.*, *RGl.*, *Shoreham*, *Kildaregedichte*, *Ay.*

¹⁾ Der Kürze halber behandeln wir hier sowohl *i*-¹ wie *i*-².

²⁾ Vgl. Bosworth-Toller s. v. his, M. L. Samuels, *Trans. Phil. Soc.* 1949.

³⁾ Nur als vi. belegt, nicht in der Bedeutung von *gefon* vt.

⁴⁾ Nur in der Bedeutung „recedere“, nicht in derjenigen von *wītan* „tadeln“ belegt.

⁵⁾ Grundlage folgender Übersicht ist wegen chronologisch bedingter Schwankungen bei *i*-¹ die Vorsilbe *i*-². Diese bleibt in den unter a) und b) genannten Quellen, in den übrigen fehlt sie ebenso wie *i*-¹. In den Adverbien *i-lik*, *i-mang*, *i-noh*, *i-wis* bleibt *i-* auch in den unter c) und d) genannten Denkmälern, d. h. im gesamten Sprachgebiet erhalten. Belege bei E. Slettengren, *Aphaeretic Words in English*, Diss. Lund 1912, p. 28f. Nach Franz (*Z. frz. & engl. Unt.* 10, 207—210) spielen dabei satzrhythmische Gründe mit.

⁶⁾ ed. Crawford, *Anglia* 52, 1—25.

b) I- neben sehr zahlreichen unpräfigierten Formen: *Trin. Hom.*, *KH.*, *Davy*¹⁾.

c) I- vereinzelt: *Chronik von Peterborough*, *Orrm*, *Gen. & Ex.*, *Best.*, *Compassio Mariae*, *William of Palerne*, *R. Mannyng*, *fme. Prosapsalter*.

d) I- fehlt völlig: *Ben. Regel Lansdowne*, *Cursor Mundi*, *R. Rolle*, *Sir Gawayn und der grüne Ritter* und sonstige nordengl. Texte.

Demnach ergibt sich für die fme. Zeit im 13. Jh. folgende Isoglossenlinie:

a) Nordgrenze für regelmäßiges i-: Saffron Waldon (*VV.*)²⁾, Brentford (*LH.*)³⁾, Oxford (Oxforder Text der *W. Fr.*), Worcester (*W. Fr.*), Lower Arley bei Stourport (Lay. A.)⁴⁾.

Nach Ausweis von *Myrc. Gram.*, *Bunyan*⁵⁾ und der *Kild. ged.* muß i- ferner in Shrophs., Beds. und mindestens Teilen Irlands beheimatet gewesen sein. Das Verbreitungsgebiet unseres Präfixes ist demnach südlich einer etwa von der Mündung des Stour über Saffron Waldon, Bedford, Warw., Lilleshall, Battlesfield zur cymr. Sprachgrenze verlaufenden Linie anzusetzen.

b) Südgrenze für fehlendes i-⁶⁾: Nach Wyld⁷⁾ fehlt i- in Norfolk und Suffolk, nach Serjeantson⁸⁾ in Ches., West Derbys. und Staffs., ferner nach Ausweis der *Chronik von Peterborough* und des fme. Prosapsalters⁹⁾ in Northants. Danach lief die Südgrenze für fehlendes i- etwa von der Mündung des Orwell über Peterborough, Derby und durch den Nordteil von Shrops.

¹⁾ ed. O. F. Emerson, *ME. Reader* 227—232.

²⁾ Lokalisiert nach H. C. Wyld, *Ess. & St.* 6, 133.

³⁾ Lokalisiert ib. 138; Reaney, *ESt.* 61, 22.

⁴⁾ Lokalisiert ed. Madden, I, p. XXV; Serjeantson, *RES* 3, 324.

⁵⁾ Vgl. *a-sought* < *gesöht* (*Pilgrim's Progress*, *World's Classics* 12, p. 26), *a-dreamed* (ib. 219).

⁶⁾ Vereinzelte Beispiele in den Quellen oben unter c) bleiben unberücksichtigt. Diese finden sich bis nach Lincs.

⁷⁾ *Ess. & St.* 6, 120.

⁸⁾ *RES* 3, 67.

⁹⁾ Lokalisiert nach Serjeantson, *E Studies* 6, 199.

Unsere Isoglossenlinie deckt sich fast genau mit der im Frieden von Wedmore 878 vereinbarten englisch = dänischen Demarkationslinie. Diese verlief von der Themsemündung entlang an Themse und Lea, dann über Bedford und die Ouse aufwärts zur Watling Street. Dieser folgte sie bis westlich von Shrewsbury¹⁾. Vom Danelag schließen sich also in der Behandlung von *i*- nur Essex und Herts. dem Süden an, ferner die 10 bzw. 5 km nördlich der Watling Street gelegenen Orte Lilleshall (*Myrc*) und Battlesfield (*Gram.*).

Diese auffällige Übereinstimmung von sprachlicher und politischer Grenze bei gleichzeitigem Fehlen von *ge*- im Nordgerm. seit Beginn der Überlieferung²⁾ weist auf skand. Einfluß beim Untergang der Vorsilbe im Nordengl. Diese Annahme halte ich für um so näherliegend, als für das Danelag in großem Umfang Zwei- bzw. Mischsprachigkeit anzunehmen ist³⁾ und Polyglotten als Vermittler fremden Sprachgutes *par excellence* wirken⁴⁾. Die beiden anderen theoretisch möglichen Erklärungen, zufällige Übereinstimmung oder altes Zusammengehen des Nordengl., Friesischen, Westnidd. und Skand.⁵⁾ — das Vorhandensein von *ge*- im ältesten Angl. sowie im Westnd. bis zum 18. Jh. spräche nicht a priori dagegen⁶⁾ — könnten meines Erachtens erst im Rahmen einer gesamtgerm. Grammatik ernsthaft erwogen werden, die nicht nur wie bisher die älteste Zeit berücksichtigt, sondern die vergleichende Untersuchung der Einzelsprachen bis in die Gegenwart fortführt⁷⁾.

3. Spätme. Verschiebung der Isoglossenlinie: In der zweiten Hälfte des 13. und im 14. Jh. weicht die *i*-Grenze im Osten unseres Gebietes gleichzeitig mit dem Vordringen weiterer ostmittelländischer Eigentümlichkeiten nach Süden zurück. Von den Londoner Quellen kennt *Prokl.* (1258) noch

¹⁾ Vgl. Luick, *Hist. Gr.* § 12 Anm. 1.

²⁾ Vgl. Kluge, *Vorgesch.* 479.

³⁾ Vgl. Luick, *op. cit.* § 12.

⁴⁾ Vgl. darüber U. Weinreich, *Languages in Contact*, New York 1953.

⁵⁾ Vgl. darüber E. Schwarz, *Goten, Nordgermanen, Angelsachsen*, Bern und München 1951, pp. 188—248.

⁶⁾ Über parallele Entwicklung in verwandten Sprachen bei geographischer Trennung vgl. Verf. *Word* 11, Anm. 151.

⁷⁾ Vgl. darüber Verf. *Word* 10, 103.

keine unpräfigierten ppr., bei *Chaucer*¹⁾, *Gower*, *Hoccleve*, *Wycliff*, *Lydgate*, *Caxton* überwiegen sie bei weitem, während *Davy* schwankt (V: 15:6). Die stark nördlich gefärbten *Ld. Urk.* kennen *i-* nur vereinzelt. Für *Usk* und *Merc.*²⁾ beträgt V: 121:8. In den *Testamenten*³⁾ fehlt *i-* in Nr. 1—5 (1389 bis 1407) nur nach *be-* und *han* (V: 6:4), in Nr. 9—12 (1413—1421) taucht es nur noch einmal in stereotyper Formel auf, Nr. 6—8 (1407—1411) schwanken (V: 13:5). In den Staats- und Parlamentsurk. ist *i-* 6 mal⁴⁾, in den Stadt- und Gerichtsakten⁵⁾ 3 mal, in den Parlamentsurk. 1447—1454 4 mal⁶⁾ belegt.

Lediglich *Brembre* und *S. Tr.*, die auch sonst an der alten ostsächs. Mundart der Hauptstadt festhalten⁷⁾ bevorzugen *i-* (V: 7:15)⁸⁾. Ebenso bewahren *i-* im 14. Jh. die von der neuen Gemeinsprache nicht oder wenig beeinflussten Quellen aus Kent und dem Südwesten wie *Ay.*, *Trev.*⁹⁾ und im 15. Jh. *Gram.*

Dieses Auftreten von *i-* zusammen mit südl. Isoglossen im jeweiligen Text sowie sein Fehlen bei gleichzeitigen nördl. Dialektmerkmalen zeigen, daß die Ausbreitung der unpräfigierten Formen gemeinsam mit dem Vordringen anderer ostmittelländ. Eigentümlichkeiten erfolgt. Der Untergang der Vorsilbe beim ppr. in der heutigen Gemeinsprache beruht somit nicht wie derjenige des untrennbaren *i-* auf innerdialektischer Entwicklung, sondern bildet eine Teilerscheinung innerhalb der allgemeinen „anglischen Überfremdung“ der südöstl. Dialekte des 14. Jhs. Unserer obigen Annahme zufolge geht er damit letztlich auf das skand. Superstrat im Norden zurück.

¹⁾ In *Boethius* beträgt V: 688:167.

²⁾ *Ld. Urk.* 22—31, 33—37.

³⁾ *Ld. Urk.* 209—222.

⁴⁾ Nach Morsbach, *Schriftspr.* 78.

⁵⁾ *Ld. Urk.* 92—136.

⁶⁾ Nach Flasdieck, *Forsch. zur Frühzeit der ne. Schriftsprache*, St. E. Ph. 65, 66, Halle 1922, p. 77.

⁷⁾ Z. B. *hij* für *they*, präs. indic. pl. auf *-eþ* statt *-en* (außer in *ben*, *han*), *e* < *æ*. *y*, z. B. *fer* (S. Tr. 29), *fulfelle* (ib. 65), (aber *i* < *y* in *bigge*, *Brembre* b. 22).

⁸⁾ Die von nichtanfangsbetonten Verben gebildeten ppr. *pūt* *out* (V: 2:0) und *ordéyned* (V: 6:1) sind nicht mitgezählt.

⁹⁾ In *Trev.* I, 1—100 beträgt V: 15:161.

Mit dem wachsenden Prestige des Londoner Dialektes greift seit Ende des 14. und im 15. Jh. das unpräfigierte ppr. auch auf die Quellen aus dem übrigen Süden über. Während schon bei *Trev.* *i-* etwas häufiger fehlt als früher bei *R.Gl.*, tritt es stark zurück bei *Piers Plowman*, *Palladius of Husbandrie*, *Myrc*, *Audelay*¹⁾ und den Testamenten aus Essex, Hants. und Devon²⁾. Bei Spenser und seinen Nachahmern findet *i-* sich zwar wieder häufiger, gilt aber lediglich als archaisierendes Stilmittel³⁾. Ebenso sind vereinzelte Beispiele bei Marlowe (2mal)⁴⁾, Shakespeare (4 mal), Milton (*l'Allegro* 12), Byron (*Don Juan* XII, 56, 2) und Ch. Bronte (*Shirley* 188)⁵⁾ zu beurteilen. Bei Fielding und Bunyan liegt dagegen mundartliches *a- < ge-* vor⁶⁾.

In der zweiten Hälfte des 19. Jhs. hielt *i-* sich dialektisch noch im Südwesten bis nach Warw., Worcs., Oxfs., Berks. und Surrey⁷⁾, erliegt aber heute auch hier dem Einfluß der Gemeinsprache. Wildén⁸⁾ bezeugt es noch für einige abgelegene Dörfer in Dorset. Ich selbst habe die Vorsilbe in Worcs., Warw. und Cornwall nicht mehr gehört.

II. IDIOMATIK DER VORSILBE *I*-².

1. Anfangsbetonte Verben: In der Präfigierung des ppr. setzt das Me. südl. unserer Isoglossenlinie den oben für das Spätae. angedeuteten Gebrauch fort⁹⁾, d. h. *i-* tritt zu sämtlichen im übrigen Paradigma anfangsbetonten Verben, z. B. *ì-háten* zum inf. *háten*, *ì-pógen* zum inf. *péon*, aber *à-flémed* zum inf. *à-flémen*¹⁰⁾. Lehnwörter werden dabei ebenso behandelt

¹⁾ Nach Slettengren, *op. cit.* 49f.

²⁾ Nach Flasdieck, *l. c.*

³⁾ Vgl. *Anglia* 73, 47.

⁴⁾ Nach Strohecker, *Doppelformen bei Marlowe und Kyd*, Heidelberger Diss. 1913, p. 30.

⁵⁾ ed. *The World's Classics*.

⁶⁾ z. B. *a-got* (*Tom Jones*, ed. *Everyman's Library* 356, 252), *a-dremd* (ib. 273), *a-taan* (ib. 286) usw. Über Bunyan vgl. oben p. 281.

⁷⁾ Vgl. Wright, *Dial. Gr.* § 438.

⁸⁾ *Studies on the Dorset Dialect*, Lund 1949, p. 68.

⁹⁾ Vgl. *Anglia* 71, 137f.

¹⁰⁾ Wo im folgenden drei Tonstärkegrade zu unterscheiden sind, bedeutet (") starken, (') mittleren und (˘) schwachen Ton. Bei nur zwei relevanten Stärkegraden verwenden wir nur (˘) und (˘).

wie einheimische, z. B. *ì-crúnet* zu afrz. *coroner* (LH. 121, 12), *ì-flút* zu an. *flytja* (K 824).

Dieses Betonungsschema bleibt maßgebend auch bei alten Präfixen, die durch Apokope zur starktonigen Silbe gezogen werden, z. B. *ỳ-bléved* zu *bléue* < *belēfan* (Ay. 72, 34), *ì-3éote* < ae. *gè-géten* < *ge + ge + eten*¹⁾ (Lay. B II, 201, 20)²⁾.

2. Nichtanfangsbetonte Verben: Komposita mit roman. Präfixen und andere nichtanfangsbetonte Verben bilden das ppr. bald ohne *i-* wie im Nhd., bald mit *i-* wie im Nld.³⁾, z. B. *confermed* (RGL. 9703) neben *y-confermed* (ib. 4882), *ordeyned* (S. Tr. 9) neben *i-ordeyned* (S. Tr. 70). Die frühesten Belege dieser Art finde ich bei RGL., sie fehlen bei Lay., LH., VV., EN., KGr. usw. Während die übrigen Denkmäler im einzelnen schwanken, präfigiert Ay. durchgehend die Zusammensetzungen mit *con-*, *contre-*, *ex-*, *ob-*, *por-* gegenüber fehlendem *i-* bei *a-*, *de-*, *des-*, *en-*, *sos-* und freiem Wechsel nur bei *re-*, z. B. *recreyd* (33, 19) neben *y-rewarded* (136, 6).

3. Trennbare Verbindungen Verb + Adverb: Nur im Schriftbild ähneln obigen Formen doppelt präfigierte Beispiele wie *ōf-ỳ-dó* „ausgezogen“ (RGL. 6940), die zum inf. *dò óf* gehören und mit nhd. und nld. Bildungen wie *ābgètán*, *āfgèdāan* zu vergleichen sind⁴⁾. Nach Ausweis des Metrums⁵⁾ und des Nhd. und Nld. unterscheiden sich diese Verben von untrennbaren Kompositis wie *à-flémen* nicht nur in der Nachstellung des Adverbs außerhalb des ppr., sondern auch in der Betonung *ōf-ỳ-dó* gegen *ōf-cóme* (RGL. 2144), vgl. nhd. *übersetzt* „translated“ gegen *übergèsetzt* „ferried across“, nld. *aanvāard* „auf sich genommen“ gegen *āangèvāllen* „angegriffen“. Durch die Präfigierung gleichen sie sich der üblichen Tonfolge

¹⁾ Daneben *i-eten*, *i-heoten* (z. B. Lay. B. I, 285, 12) und *yete* < *ge-eten* (Trev. Ms. Tiberius III, 143, 7).

²⁾ Vgl. nld. *gebliefd*, nhd. *gegessen* usw.

³⁾ Z. B. nld. *geambeteerd* (zu frz. *embêter*), *geallieerd*, *gestudeerd*, ähnlich Mhd, mnd. und nhd. dial. *ge-requirirt* (Vgl. Paul, D. Gr. II § 202), *gespioniert*, *ghehanteret*.

⁴⁾ Solche Verbindungen sind seit dem Ae. belegt, z. B. *ceorf hī of* (Mk. 9, 43), *to gefiōded* (Bede Gl.² 40); *do of* ist seit dem 11. Jh. bezeugt, vgl. NED. s. v. *do v. B.* 47.

⁵⁾ Vgl. die Tetrameter *Héueden pat wére of ysmíte* (RGL. 5254), *Híre ríche clópes wére of ydó* (RGL. 6940).

an, nach der im ppr. ein stärkerer Akzent auf einen schwächeren folgt: *ȳ-dón*, (*ōf*)-*ȳ-dón*.

Ebenso fehlt *i-* bei der Nachstellung des stärker betonten Adverbs, wie sie in *Ld. Urk.* durchgeführt ist, z. B. *pūt out* (*S. Tr.* 55, 77), *Tāke in* (*Guilds* III, 27), und im Kompositum *brōke-rūgget* (*HM.* 366). In diesen Beispielen nimmt das erste Glied diejenige Stelle im Betonungsschema ein, an der sonst *i-* steht.

4. Komposita Nomen oder Adverb + ppr.: Auch in Zusammensetzungen mit einem ppr. als zweitem Glied kann *i-* aus seiner Schwachtonstelle durch eine unbetonte Silbe des ersten Kompositionsgliedes verdrängt werden, z. B. *chéuès-bóren* (< ae. *cyfes-boren*, *Lay.* I, 185, 4), *cāncrè-fréte* (*RGl.* 6064), *ūn-armed* (*RGl.* 11367), *ōn-wēmmed* (*Shoreham* VI, 75), aber *bóc-ì-láred* (*Lay. A.* II, 284, 10), *wél-ì-tóhe* (*HM.* 355), *ūn-ì-armed* (*RGl.* 11274), *ōn-ȳ-schrȳue* (*Shoreham* I, 934), Entsprechend deuten wir auch in Fügungen wie *nèow-cūmen* (< ae. *nīw-cumen*, *Lay. A.* I, 365, 8), *hèh-bóre* (*Lay. B.* II, 598, 1), *frèo-bóren* (*J.* 29)¹), *vòl-wóxe* (< ae. *full-weaxen*, *RGl.* 8856) das erste Glied als minder stark betont denn das zweite.

Bei den meisten dieser unpräfigierten Verbindungen handelt es sich um aus dem Ae. ererbte Bahuvrīhi-Kompositis. Diese entziehen sich in allen alten germ. Dialekten weitgehend der Präfigierung²). Die einzige sichere Neubildung *cancre-frete* ist als Analogie zu Fügungen wie ae. *mop-freten* zu erklären, während wir **fréo-boren*, **hēh-boren* nach *xpel-boren* usw. für das Ae. erschließen.

5. Weitere Schwankungen in der Präfigierung:

a) In *haue ben*, wenn auf *ben* noch ein weiteres ppr. folgt. In dieser Stellung kann *be* schwachtonig werden, so daß ihm nicht ein noch schwächerer Akzent vorangehen kann, z. B. *hauest bèon òvercòme* (*Lay. B.* I, 355, 15), *habbeþ bȳ ònóme* (*Ay.* 204, 11), aber *heþ wel ybȳ ȳssrȳue* (*ib.* 178, 27)³).

b) Nach *be* und *þe*. Vgl. darüber unten p. 288.

¹) Vgl. *héh-ì-bóren* (*Lay. A.* I, 209, 15); *fréo-ì-bóren* (*J.* 45).

²) Vgl. Grimm, *D. Gr.* II, 591ff.; G. T. Carr, *Nominal Compounds in Germanic*, Oxford 1939, p. 205ff.

³) Vgl. das analoge Nebeneinander von Nhd. *worden*, nld. *gewor-den* im analytischen Passiv.

c) In einigen paarweisen Ausdrücken wie *leared and (ne) lewed* (Lay. B. II, 612, 7), *widewen and weddede* (HM. 29), *sehene and unsehene* (K. 1784) neben *widewen and i-weddede* (HM. 646), *ilærde and ileawede* (Prokl. 226, 3).

d) In südöstl. Texten (VH., Ay.) bei mit *z-* anlautenden Verben, bei denen Präfix und Stammanlaut durch Apokope zu einem einzigen Konsonanten verschmelzen¹⁾, z. B. *zearcod* (VH. 221, 1), *yeue* (Ay. 190, 7), neben *yyeue* (ib. 190, 32).

e) Bei (*i*)*wont* „consuetus“ und (*i*)*blissed* „blessèd“, die im Begriff stehen, zu Adjektiven zu werden. Ebenfalls als Adj. fassen wir auf *boren* „begabt“ (Lay. A. I, 46, 4) und die *Anglia* 71, 137 genannten Wörter²⁾.

f) In allen von uns untersuchten Texten außer Ay., K. Pred., VH., EN. Ms. J. und Prokl. findet sich außer den genannten noch eine geringe Anzahl³⁾ weiterer unpräfigierter ppr., z. B. *huned* (W. Fr. D 47). Der im ältesten Ae. bestehende freie Wechsel zwischen präfigiertem und unpräfigiertem ppr. setzt sich damit in statistisch unbedeutenden Resten bis ins Me fort⁴⁾.

Zusatz: Ebenso wie das Ae. präfigiert das Me. denominative Adjektive auf *-ed* in der Bedeutung „versehen mit“, z. B. *i-teled* „beschwänzt“ (Lay. A. III, 186, 10), *i-croked* „mit Haken versehen“ (EN. 1676), aber nicht in anderen Bedeutungen, z. B. *wrichede* „wretched“ (K. Pred. 28, 16), *croked* „krumm“ (Ay. 56, 25).

Das sonst ebenfalls unpräfigierte *lewed* „Laie“ erscheint in Altllondoner Texten (LH. Prokl.) mit *i-*, wahrscheinlich in volksetymologischer Anlehnung an *i-lefed* „gläubig“ (< ae.

¹⁾ Bereits bemerkt von Wallenberg, *The Vocabulary of Dan Michel's Ayenbite of Inwyrt*, Diss. Uppsala 1923, p. 104, Anm.

²⁾ Kriterium zur Scheidung von ppr. und adj.: Ein Wort *x* betrachten wir als ppr., wenn die Gruppe *habbe, ben + x* bei bis auf die bekannten Änderungen der Wortstellung konstanter Umgebung mit finiten Formen des gleichen Paradigmas vertauschbar ist, z. B. nhd. *Ich habe in Berlin gewohnt : ich wohne in B.*, aber nicht *Ich bin das Rauchen gewohnt : ich wohne das Rauchen*.

³⁾ 15 in Lay. A., 18 in Lay. B., 3 in KGr. Reg., 6 in KGr. Bod., 6 RGL. A., 2 in LH., 11 in VV., 1 in EN. Ms. C.

⁴⁾ Ähnlich im Nhd., z. B. *Gestern bin ich kommen* (B. Freiherr von Münchhausen, *Ballade vom Brennesselbusch*).

gelȳfed), vgl. die häufigen Gegenüberstellungen wie (*i*)*haded* and (*i*)*lewed* (*LH.* 131, 18; *VV.* 79, 17 usw.).

III. DER SCHWUND VON *i*-² IM SÜDEN.

1. Schwund durch Kontraktion: Ebenso wie *i*-¹ ¹⁾ schwindet auch *i*-² im Me. durch Kontraktion mit vorange-
gehendem qualitätsähnlichem Vokal, z. B. *be ibore* > *be bore*²⁾. Aus syntaktischen Gründen war die häufigste Hiatusstellung, in der auf diesem Wege die Vorsilbe ausfiel, nach *be* und *þe*, viel seltener nach *he*, *ne*, *a* und anderen vokalisch auslautenden Proklitika, z. B. *bi clensed* (*K. Pred.* 31, 13), *þe werewede gastes* (*VV.* 23, 20), *he founde was* (*RGL.* 10568), *was ne do* (*RGL.* 455), *a roted appel* (*Ay.* 205, 23).

Da das ppr. verhältnismäßig selten in solchen Stellungen vorkam, war der analoge Druck der vorherrschenden präfigierten Formen sehr stark. Der Schwund setzt daher später ein als bei *i*-¹ und breitet sich nur langsam aus. In *W. Fr.* und bei *Lay.* ist er noch nicht festzustellen. Vereinzelt finden sich Beispiele³⁾ in *VH.*, *PM.*, *LH.*, *VV.*, *KGr.*, *K. Pred.*, *EN.*, etwas zahlreicher bei *RGL.*, *Shoreham* und *Dan Michel*.

Dieser Zustand setzt sich, soweit ich nach den mir zugänglichen Zeugnissen urteilen kann, bis heute in den Dialekten des Südw. fort. Nach Elworthy⁴⁾ stand [ə] < *ge-* in Somerset im 19. Jh. vor jedem ppr. „unless where dropped in consequence of being immediately preceded by a similar sound signifying „have“ or by another short vowel. In these cases the two sounds become one“.

2. Schwund unter ostmittelländ. Einfluß: In der Gemeinsprache wird *i*-² dagegen unter Einfluß der aus dem östl. Mittelland vordringenden unpräfigierten Formen völlig beseitigt. Dieser Vorgang schreitet in zweierlei Richtung fort:

¹⁾ Vgl. *Anglia* 73, 39f.

²⁾ *Gram.* 115 erklärt *i-* ausdrücklich zum Kennzeichen des ppr., läßt es aber im Text nach *be* stets weg, z. B. *Wher of schall the participle endying in -tus or -sus be formed? . . . Wher of is the participle endying in -rus j formed* (p. 116).

³⁾ Ihre Zahl beträgt *VH.* 1, *LH.* 2, *VV.* 5, *EN.* Ms. C. 1, *EN.* Ms. J. 2, *PM.* 1, *K. Pred.* 2, *KGr.* 3, *RGL.* 10, *Ay.* 32.

⁴⁾ *The West Somerset Word-Book*, London 1886, s. v. a- VIII A 1.

a) Umgebungen, in denen *i*-² bereits früher häufig fehlte, verallgemeinern die unpräfigierte Form. In Frage kommen dabei Stellung nach *be*, *þe*, *a* sowie paarweise auftretende ppr. *Chaucer*, *Ld. Urk.* und *Trev.*¹⁾ kennen bei attributivem Gebrauch die Vorsilbe nicht mehr, auch wenn andere Wörter als *þe*, *a* vorhergehen²⁾. In den gleichen Texten überwiegen die unpräfigierten Formen nach *be* und in paarweisen Ausdrücken.

b) In dem für das ppr. maßgebenden Betonungsschema (' ') treten an Stelle von *i*- auch andere Proklitika, mit denen das ppr. im Satz zusammentrifft. Es handelt sich dabei um Formen von *habbe* oder *ben*, die Konjunktionen *and*, *or*, verneinende Adverbien wie *ne*, *nat*, *nat yit* und Personalpronomina. In Chaucers *Boethius* beträgt *V.* für diese Umgebungen 667:84, in anderen Stellungen, d. h. bei Vorangehen eines starktonigen Wortes, dagegen 21:83. In *Trev.* stehen von den 103 unpräfigierten ppr., die nicht nach a) zu erklären sind, 92 nach *beep*, *is*, *was*, *were* oder *hadde*.

In *Ld. Urk.* mit Ausnahme der das Präfix regelmäßig bewahrenden *Brembre* und *S. Tr.* und der Testamente Nr. 1—5 ist der Untergang der Vorsilbe noch weiter fortgeschritten. Von den 33 Beispielen mit *i*- stehen 10 nach unbetonten Wörtern, die übrigen entweder am Anfang des Sprechtaktes oder als nachgestellte Attribute, z. B. *I-zeven atte South werk* (*Test.* 10, 31), *j Mynstrall ycleped percivale* (*Brauer* 1246). Anfang des 15. Jhs. ist *i*- in der Stadtkorrespondenz, den Gerichtsakten, den Papieren der Kolonialwarenhändler und den späten Testamenten³⁾ mit einer Ausnahme auf stereotype Formeln beschränkt wie *j-thonked be god* (*Stadtkorr.* 19, 9f.), *I-writen at Maunt* (*ib.* 19).

Diese Ergebnisse zeigen, daß der Untergang der Vorsilbe *i*-² ebensowenig wie derjenige des untrennbaren *i*-¹ im Zuge

¹⁾ *Trev. Ms. H. 1.* zeigt Einfluß der Londoner Schriftsprache auch in *sche*, *þey* und *beep* (< ae. *bēop*) statt *hue*, *hy*, *buþ* in *Ms. Tiberius D VII.*

²⁾ Die vielfache Behauptung, *i*- fehle im Fme. stets oder besonders häufig bei attributivem ppr., ist irrig, z. B. *to ane isette dæie* (*Lay. II*, 571, 17).

³⁾ *Ld. Urk.* 64—89, 118—136, 196—205, 217—222.

eines regellosen Durcheinanders präf. und unpräf. Formen, sondern auf dem Wege erweiterter Interpretation bereits bestehender morphologischer Schemata erfolgt. Fehlendes Präfix in Gegensatzpaaren wie *widewen and weddede* wird ausgedehnt auf tautologische ppr. wie *sette and put* (Trev. II, 169, 13), der ursprünglich rein lautlich bedingte Schwund der Vorsilbe nach *þe* wird bei allen attributiven ppr. verallgemeinert, im Betonungsschema wird *y-* zunächst mit anderen schwachtonigen Wörtern vertauscht und schließlich von letzteren völlig verdrängt. Erst von hier aus dringen die unpräfigierten Formen analog auch in andere Stellungen vor. Selbst wo in den Quellen der Übergangszeit freier Wechsel besteht, herrscht deshalb unter gegebenen Bedingungen im Einzelfall stets mindestens starkes statistisches Übergewicht für oder gegen *i*¹⁾.

Auch bei sprachlichen Veränderungen unter fremdem Einfluß erweist sich damit die Struktur des in Frage stehenden Dialektes als einer der die Entwicklung bestimmenden Faktoren. Wir hoffen, daß dieses Ergebnis im Rahmen unseres besonderen Themas einen Beitrag bedeutet zu einer neben der diachronischen Phonologie der letzten Jahre²⁾ notwendigen historischen Morphologie, die sprachliche Veränderungen nicht mehr als unberechenbare Naturerscheinungen ansieht, sondern vom immanenten Bau der betreffenden Sprache her zu begreifen sucht.

Anhang: *Lautgeschichte der Vorsilbe ge-*: In Ergänzung der bisher ausschließlich vom morphologischen Standpunkt behandelten Geschichte der Vorsilbe *ge-* skizzieren wir abschließend seine lautliche Entwicklung, soweit sie seinen Rang als Morphem nicht beeinflußt. Das nach Ausweis von got. ahd. *ga-* anzusetzende Urgerm. **ga-* erscheint im Ae. betont als *zeá-*, schwachtonig als *ge-*, z. B. *zeátwe* neben *gūþ-gètáwa*³⁾. Das Schwanken der Schreibung zwischen *ge-* und *gi-*, das sich auch im übrigen Westgerm. wiederholt, deuten wir nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller lebenden

¹⁾ Trev. Ms. H. 1 schreibt z. B. durchgehend *was put* neben *were i-putte*.

²⁾ Vgl. A. Juillard, *A Bibliography of Diachronic Phonemics*, Word 9, 198—208.

³⁾ Vgl. Kluge, *Gesch. d. engl. Spr.* § 115b; PBB 8, 533—535.

germ. Sprachen, in denen die Vorsilbe noch fortlebt, als [gə]¹⁾, spätae. [jə]²⁾.

Im Fme. wird das anlautende *j* zu *i*-vokalisiert, wobei das folgende [ə] ausfällt: *jə* > *iə* > *i*³⁾. Wie *W. Fr.* und hyperkorrekte Schreibungen in *VH.*⁴⁾ zeigen, ist die Lautung [i] seit dem 12. Jh. erreicht. Daneben besteht die alte Aussprache mit anlautendem Konsonanten vereinzelt noch weiter fort⁵⁾.

Seit dem 14. Jh. wird [i] zuerst im Norden, später auch im Süden in den meisten Wörtern zu [ə], das mit aus altem vortonigem *a*-entstandenen [ə] zusammenfällt⁶⁾. Heute herrscht [ə] in den Dialekten des Südwestens, die die Vorsilbe beim ppr. noch bewahren, sowie in der Gemeinsprache in *afford*, *along*, während [i] nur noch in *enough* < *genōh*, *handiwork* < *handgeweorc* und *everywhere* < *æfre gehwær* erhalten ist.

KIEL

HERBERT PILCH

¹⁾ Damit erübrigen sich meines Erachtens die von Luick (*op. cit.* §§, 325 442, 460) angesetzten Hin- und Rückverschiebungen *gi* > *ge* > *gi* > *i* > *è*. Wir halten diese für verschiedene Schreibergewohnheiten bei Wiedergabe eines Lautes, für den es im Alphabet kein Zeichen gab.

²⁾ Anglofries. Palatalisierung *g* > *j*, vgl. Sievers-Brunner, *Ae. Gr.* § 205.

³⁾ Wir stützen diese von den bisherigen Theorien abweichende Deutung auf die *gie*-Schreibungen in *VV.*, z.B. 125, 16; 145, 25, die wir als [jīe] mit nur teilweiser Vokalisierung von *j* auffassen, sowie auf die gleiche Behandlung, die die *ae.* Lautungen *j* und *jə* auch sonst im Fme. erfahren, z. B. *zif* > *if*, *fæzen* > *faien* > *fain* (Vgl. Luick, *op. cit.* §§ 453, 750).

⁴⁾ *zepe* = *iþe* < *in þe*, z. B. *zepe godspelle* „im Evangelium“ (*VH.* 241, 10).

⁵⁾ Nur belegt in *gi*- (*SW. Reg.* 219), *yi-do* (*Ld. Urk. Test.* 2, 12), ferner in ne. dial. *yeat* < *me. yete* < *ae. ge-etan*. *Me. yede, yode, yene, yenden* gehen nicht auf z. T. unbelegte *ae. ge-* = Komposita zurück, sondern sind ebenso durch Akzentumsprung bzw. Diphthongierung zu erklären wie *me. yerthe* < *ae. eorþe* usw. (Vgl. Luick, *op. cit.* §§ 360, 435). *Me. yede, yode* stimmt nämlich in seiner Bedeutung überein mit *ae. ēode* „ging“, nicht mit *ae. ge-ēode* „eroberte, geschah“, und ist auch im Norden verbreitet, während *yene, yende* überhaupt erst seit Ende des 14. Jhs. belegt sind, d. h. nach Aussterben des untrennbaren *i-*.

⁶⁾ So deuten wir die nordme. Schreibung *enough*, die sich heute durchgesetzt hat, sowie südm. *aforthen* < *i-forþien* (*Piers Plowman B* VI, 201), *along* < *i-long* (*Chaucer*), *aware* < *i-war* (seit 15. Jh., *Chaucer* noch stets *y-war*) usw.

WHEN CUCKOW TIME COMETH OFT SO SOON

A Middle-English Animal Prophecy
(Lansdowne MS 762, fol. 762, fol. 59—61)

This article presents the text of a hitherto unpublished anonymous Middle-English animal prophecy of 141 verses. I suggest the title employed above, taken from a repeated line which serves as a ballad refrain (although the poem does not have stanzaic structure), as being preferable to the title based on the incipit which appears in Carleton Brown and Rossell H. Robbins, *The Index to Middle English Verse*, No. 3375. The text is preserved uniquely in sixteenth century apograph fair copy as item No. 71 in Lansdowne MS 762, fol. 59^r—61^r; it is reproduced below with modern capitals, a modicum of punctuation, and expansion of obvious abbreviations, through the kind permission of the authorities of the British Museum. *A Catalogue of the Lansdowne Manuscripts in the British Museum* (London, 1819, p. 168) notes that the volume, "partly on vellum and partly on paper", was written about the time of Henry VIII. Item No. 72 is dated 1524; item No. 62 is dated 1520; item No. 79 is the "Profecy of Skylton [sic]", 1529. Apparently the owner of this miscellany was interested in prophecies not only of his own time but of those of an earlier period for the original text copied in item No. 71 clearly belongs to the fifteenth century. The text has undergone considerable corruption; and there is a serious lacuna on line 97.

The political prophecy is a well known medieval literary genre which has been ably surveyed by Rupert Taylor¹⁾ and studied in detail by Sister Helen Margaret Peck²⁾. Although the present text contains no evident allusions to political

¹⁾ *The Political Prophecy in England* (Columbia diss., 1911).

²⁾ *The Prophecy of John of Bridlington*, Chicago diss., 1931.

events or figures, and hence differs from such examples of the genre as *The Cock of the North*¹⁾, it would be presumptuous to argue that the piece contains no political inspiration. For in the prophecies the allusions may be so veiled that only the initiate could solve the riddling. And we must guard against reading mockery and irony into what may appear on the surface a burlesque of the serious political prophecy with its heavy moral and homiletic tone.

The main actor, the saucy cuckow, enjoys his established reputation below, as in folklore, as an accomplished prophet and as the harbinger of spring and summer crops²⁾; but, says the anonymous author as he tenders his words of precaution and admonition, many dangers attend the time of the cuckow's songs. The closing lines (130—41) seem to go beyond the conventional pious ending of many Middle-English poems, and hence argue that the author may have been a cleric³⁾.

Whan Cockowe Tyme Cometh Oft So Sone (fol. 59^r)

- 1 The hedgehoge will the cookcook fede
Tyll he be grete and stronge
Than will he worrow hym for his mede
In wynter whan the nights be longe.

- 5 Then shall the cukowe drawyn drede
And his flight in sonde he will fonge.
His foule fedris than will he shede

¹⁾ Ed. from Cambridge University Library MS Kk. 1.5 in *EETS* OS No. 42.

²⁾ See Charles Swainson, *The Folklore and Provincial Names of British Birds*, Folklore Society Publications, No. 17, London, 1886, pp. 109—22.

³⁾ See Albert C. Baugh, "The Authorship of the Middle English Romances," *Bulletin of the Modern Humanities Research Association*, No. 22, Nov., 1950, pp. 20—21.

Dr. Curt F. Bühler, Keeper of Printed Books at the Morgan Library in New York, has kindly read my typescript; and to the bibliography provided in Taylor's monograph cited above I should add Hermann M. Flasdieck, *Tom der Reimer, von keltischen feen und politischen propheten; ein streifzug* (Breslau, 1934).

- Loke than abought and take good hede
 At midsomer whan cometh anewe mone.
 10 For men shall see this don yn dede
 Whan cockowe cometh ofte so sone.

- When somer cometh efte sones zet
 Kyndely hot as nede it most be
 Than swallowes cometh with the martenet
 15 Flesheflyes with the grete hombelby
 And small flees ouer many aflight
 With butterflyes of many able.
 Than [surer] shall the cuckowe in hight sit
 And synge his songe on many a tre
 20 With other fowles in theyr tunyng.
 For they will not spare for splynte nor spone;
 Meddell not with them yn their werkyng
 Whan cuckowe cometh eft so sone.

- The wolfe that robbed the swan so white
 25 With the fox and the fulmart,
 Thowe yt be not venged yet
 But for whom ys slayn an hare?
 The grehounde that wolfe set hym to bite
 Beware for he woll not hym spare, (fol. 59^v)
 30 To do harme many one hath delyght.
 Yet will vnkydenes norissh care,
 Than vengeaunce ys not yet don.
 Goshawkes and sparrowhalkes make you yare
 Whan cuckowe tyme cometh efte so sone.
 35 Beware than lest ye be capped
 Or your gestes be vnknit
 And lest your feders be busshlapped
 With synes of the cuckowe spite.
 Or with hernes lest ye be lapped
 40 While ye vpon your nestis site
 Lest of your lif that ye be trapped
 And ta[r]di be returned your wrytte.
 For ofte sone ye shall fere of fite
 Whan herynges cometh home from stone.

- 45 Than shall some mowthes be vpknet
 Whan cuckowe tyme cometh oft so sone.

- Whan wynter couereth the grene by resoun
 We may not have the harte-restrayned,
 And whan grasse ys grene in somer season
 50 And all hertes be gon to herde
 To departe them withouten cheson
 The grehounde may not there be obeyed.
 Than, seith the grehounde, this is grete treson:
 Make the regresse to be restored.
- 55 Ware bere, ware horse that hath nede
 Whan wynter ys gon than somer ys sone
 Than ware grehounde & wel[p]es pat longe hath pleyed.
 Whan cuckowe tyme cometh oft so sone (fol. 60^r)
 Beware the crose & the crowe
- 60 And all that hath the in hande
 Your wykkednes will work you wo
 Thow yow stuf yow neuer so strong,
 Hit shalbe knowe to frend & foo
 That ye have wrought longe tyme in wronge
- 65 Whan the grete grehounde ys goo
 Of sorowe than shalbe your songe,
 Pet had be better yet had ben vndon.
 Ye shalbe cursed of yonge & olde
 Whan cuckowe tyme cometh ofte so sone.
- 70 Beware schepe lest mathes growe
 Beware jaye that chaterith & clatter
 Beware grehounde both smothe & rowe
 Lest lene hartes with hym will smatter;
 Be well ware both bore and sowe.
- 75 And beware pye thowe thowe clatter
 Beware owle tho thowe sitteth rowe.
 Beware all fowles ouer londe & water
 Beware of all fowles that can flatter.
 Grete grehounde grant to them mo bone
- 80 Beware of thy self neuer the latter
 Whan cuckowe tyme cometh oft so sone.
 Beware the depe, beware the sonde;

- The peckok in his prowde aray,
 Also larkes & laverokes ouer londe.
 85 Beware the gose both white & gray
 Horse and bere beware alway. (fol. 60^v)
 Kepe yow well yf that ye may
 Beware pehen and popyngiay
 For sicker & sothe as I you sey
 90 But yf he helpe vp that sitteth yn trone
 We shall curse that ylke a day
 Whan cuckowe tyme cometh eft so sone.
 Than grene greshopps many shall se
 Snaks & adders at hye none
 95 Hornetts in herds abowtten fle
 Whan cuckowe tyme cometh oft so sone.
 The ante the . . .
 They wilbe ingender and be ioyle
 Whan all the wormys waxeth glade.
 100 The cuckowe woll his tyme aspie
 Whan wynter fowles waxyn sadde,
 Than will the cuckowe make his cry
 And somer fowlys woll hym hye.
 Than woll the reremouse ly in his bone
 105 With lappynges that be wonte to lye
 Whan cuckowe tyme cometh eft so sone.
 Reremouse non can fayle I leve
 For reremys be of dubble kynde
 And duble matters they can meve:
 110 With fowles fle yn the wynde
 And with iiij fite go withoute greve,
 Hye and lowe his fode to fynde;
 They fle not but agen the yeve
 And suk bakon to the ryne.
 115 And on nyghtes whan bestes wex blynd
 Amonge the herde he maketh his trone
 Such reremys can both lose and bynde.
 Whan cuckowe tyme cometh eft so sone (fol. 61^r)
 They will the cuckokes egges sucke
 120 And byght burdes while they be yonge.
 Todys will crepe and also crowde

- And adders will grete bestes styng
 And snakes lye in bestes buk.
 Flesflyes will mathes forth brynge
 125 Thowe they in hedges rotoun and rowte
 And be full slye in their wirkyng;
 They will not spare for splent nor spone.
 Medell not with them in their wirkyng,
 Whan cocok tyme cometh eft so sone.
 130 All trewe bestes Crist them encreas
 And gyve them heven to their mede.
 Wrath and veniaunce, Lorde, than seasse,
 And saue all Englund owte of drede.
 Amange our self Lorde sende vs peasse
 135 Specially Crist there to vs spede
 And of our synnes thowe vs releesse
 That on the Crosse for vs woldest blede
 Water and blode for vs thow shede
 Of socour Lorde thow sende vs sone,
 140 And avenge not our sinfull dede
 Whan coko tyme cometh eft so sone.

- 1.6 *in sonde*, adv. phrase, "in safety"; cf. *Gawaine*, 1.2489.
 1.15 *hombelby*, sb., "the humble (or bumble) bee."
 1.18 MS *shauer*.
 1.21 *for splynte nor spone* (and 1. 127). A doublet: "for chip nor splinter."
 1.35 *capped*, vbl. adj., "tricked." Cf. Chaucer's *sette hir aller cappe*.
 1.37 *busschlapped*, vbl., "caught, entangled in a bush." Not found in *OED*.
 1.39 *lapped*, vb., "attacked" ?; cf. *OED* s. v. *lap*, vb. 2.
 1.42 MS *tawdi*.
 1.44 *stone*. A high rock from which the heron pounces on its prey (?).
 1.54 *regrese*, sb., "law."
 1.57 MS *welles*.
 1.59 *crose*, sb., probably not "madman" as in *Lazamon* 1. 20325 (Stratmann-Bradley); but rather "cock" by metonymy since the adj. *crouse* ("proud") was often applied to the cock: e. g. Ray, *Proverbs*: A cock is crouse in his own midding.
 1.62 *stuf*, vb., figuratively "garrison, fortify."
 1.67 MS has cancelled *th* before *yt*, which, in turn could be emended to *þ[a]t* to improve the reading.
 1.72 (and 1. 76) *rowe*, adj., "rough, shaggy."

- 1.73 *smatter*, vb., probably "prate, chatter" rather than "plunder, defile".
- 1.77 MS has *befor* struck through for cancellation at start of line.
- 1.88 *pehen*, sb., "peahen," female of peacock.
- 1.97 Lacuna in MS.
- 1.103 *hym hye*, refl. vb., "become lively, or cheerful."
- 1.104 *bone*, sb., a variant spelling for *bounde*, i. e. "boundary" (cf. OFr *bonne*). The context seems to call for *bour*, i. e. "bower"; but the poet clearly had to use a word that would rhyme with *sone* of l. 106.
- 1.105 *lappynges*, sb., "lapwings."
- 1.107 Construe: None can foil the bat, I believe.
- 1.111 Construe: And on four feet escape injury.
- 1.113 *yeve*, sb., "greave", or "shackle." MS has three letters *ive* scratched out before this last word.
- 1.125 *rotoun and rowte*, vb., "assemble and roar."
- 1.138 *water*, sb., here "tears."

UNIVERSITY OF FLORIDA

R. H. BOWERS

SOME LATE MIDDLE ENGLISH LYRICS IN THE BODLEIAN LIBRARY

It is only to be expected that a good deal of Middle English verse should still remain unprinted in its original manuscripts: many poems have few intrinsic merits to recommend them to the publisher, and even little of interest to recommend them to those who hunger and thirst after Wissenschaft; but it is gratifying to know that it is still possible to find some poems which have escaped the vigilant cataloguing of the *Index of Middle English Verse*¹⁾, while others have unnoticed literary relationships which give them more interest than their intrinsic literary qualities fairly deserve.

Bodleian MS. Rawlinson D. 913 is justly famous as the source of several exquisite English lyrics of the fourteenth century²⁾; it is therefore all the more surprising that it should contain two fifteenth century lyrics which have passed almost unnoticed: they are mentioned by the *Catalogue of Rawlinson MSS*, but are omitted from the *Index of Middle Verse*. Both poems are on f. 6; their text is as follows:

I

f. 6^a

O painefull harte.

O painefull hart in peiyns syght
and to me lady fast³⁾ for to wend
tell hyr that I morne botthe day & nyght
& schall vnto me lyves end

Men owyn dyre hart ys Clouyn in twaine
the spers off love hatthe strokyn hym throw
Alas trw love me hart hathe slayne
& yet me lade dotthe me exchu.

¹⁾ Carleton Brown & R. H. Robbins: *The Index of Middle English Verse*, Columbia University Press, New York 1943.

²⁾ Edited complete by Heuser, *Anglia* XXX (1907), 173; selections in Sisam, *Fourteenth Century Prose & Verse*, 166—167, and Wilson, *Lost Literature of Medieval England*, 178—180.

³⁾ Line 2 should perhaps have *fast* emended to *hast*.

II

- f. 6^a lett lowe to lowe go kynly and sowfte [kindly and soft]
 for lowe with-howtt lowe canot be bothe [bought]
 yff lowe wyll lowe inwordly in thokthe [thought]
 lowe constraines lowe natroly wn-towth [untaught]

yff lowe con chet lowe quen lowe ys well lovyd [MS: conchee
 lowe ys wn-lowffson by nataure so provyd
 yff lowe wyll lowe and lowe nott to be movyd
 qvy shulde lowe long in lovers herttes to be ovyd]

lowffe ys the lady of ffemen(en) kyngd
 lowe ys the hertt consens to the mynd
 lowe ys the concord of foy and of frend [foe]
 lowe ys the cawser trwe herttes to bynd

Dyvers lows divers dysposicians
 Dyvers men divers condosconys [conditions]
 dyvers wemen dyvers tucions
 divers promysys and Repromycians

qwer-as hasty lowe ys qwiche some wyl decever
 lowe thatt ys hott qwiche conteneys never
 Mutable lowe cannott in-Dever [endeavour]
 bott stedffast lowe qwiche Reman[es ever]

- f. 6^b Wo worthe the lowers thatt lovytt so lyght
 Wo worth wnstedffast herttes howtt off syghtt
 wo worth tho myndes thatt chang day and nyghtt
 wo worth tho thok(th)es thatt thenkes nothyng Ryghtt

bott blessyd be tho lowers thatt lovytt with trwe hertt
 blessyd be tho myndes thatt wyll nott astartt
 from thar trwe lowers for no pain and smartt
 bott euer to conteneys and wyll nott Revertt

thatt lowfer that lovytt hyr luffly allway
 he ys hyr lowly as I dyd beffore say
 so mott that be blessett all lovers do pray
 [With] the grett god of lowffe in th'etarnall Iohe [joy]

The language of the second poem suggests a northern or Scots origin, so the first poem may possibly throw some light on the Scots poem *Now good swet hart & myn ane good mestrys*¹⁾

¹⁾ Glasgow University Library, Hunterian MS 230f. 7^a, *Index* 2318, printed by Robbins, *Secular Lyrics of the XIV & XV Centuries* no. 161; see especially Robbins's note on p. 277.

which has written above it a couplet beginning *O penfull harte*; Robbins suggests in his note on this poem that the heading *O penfull harte* indicates a well-known tune to which *Now good swet hart* might be sung. The metre of the Hunterian poem is different from that of the Rawlinson poem, and the phrase *O painful heart* may have been commonplace enough to be almost insignificant: nevertheless, no other poem opening with this phrase is recorded. I think no one would claim any outstanding literary merits for the second poem, but it is of some interest in that it also appears in British Museum Additional MS 18752¹) — the third stanza on f. 84^b as an isolated poem, and stanzas 1—2, 4—5, and 7—8 as another poem on f. 85^a.

Scotland also contributes another unnoticed fragment, again in a famous manuscript — MS Selden B. 24, the unique manuscript of *The Kingis Quair*. *O Lady, I shall me dress with besy cure*²) is a flyleaf scribble, beginning on f. 231^a, and continuing on f. 230^a; on f. 230^a occurs only the final stanza of this poem, but there follows it another poem hitherto uncatalogued. This page of the manuscript is in a bad condition, and moreover the handwriting is exasperatingly careless and difficult to read; but the fragment is worth citing for its literary connections. It may perhaps have been a carol: there is some indication of a recurrent burden.

f. 230^a [Go fro my] vindow, go, go fro my window
[..... win]dow si[r qu]ho ys at ȝour vndow ?
go fro my vindow, go.

[..... yo]ur seruand, madame;
quhateuer ȝe be, go hence, sir, for scham[e]
[.....] not my gud name
go fro my vindow, go.

[.....] madame, fane vald I be;
quhateuer ȝe do, go hence sir, quod sch[e]
[.....] & fro my vindow þat ȝe go.

[.....] end
cause I am loth ȝow to offend

¹) The poems of this MS were edited by Reed in *Anglia* XXXIII (1910), 344—369.

²) *Index* 2478; printed by Robbins, *Secular Lyrics* no. 196.

the use made of the tune by Elizabethan composers, while testimonies to its longevity are provided by Robert Burns's poem *The Ruined Farmer* ("The sun he is sunk in the west") to the tune of *Go from my window, love do*, and by the persistence of the same theme in modern English and American folk-song¹).

Although the early sixteenth century MS Rawlinson C. 813 in the Bodleian Library has been fully edited²) and some of its poems included in Robins's *Secular Lyrics*, it has a few interesting literary relationships which have been hitherto overlooked³). For example, MS Porkington 10 in the National Library of Wales contains on f. 154^b a lyric *Have all my hert & be in peys*⁴); the first quatrain of this poem appears in MS Rawlinson C. 813 f. 57^b—58^a as the third stanza of poem beginning *My harte ys Sore but yet noo forse*⁵); the same quatrain, somewhat mutilated, occurs again in some recently discovered manuscript fragments (probably fragments of a commonplace-book) in the Chapter Library of Canterbury Cathedral, apparently in the middle of a poem. Again, the Scots poem already mentioned (MS Hunterian 230, f. 7^a), *Now good swet hart & myn ane good mestres*⁶) is embodied in a long poem in MS Rawlinson C. 813: it occurs on f. 21^b as the concluding stanza of the poem beginning *O my swet lady & exelente gooddas*⁷). Borrowings of this kind are easily possible

¹) William Byrd: "Goe from my windoe" (*Benjamin Cosyn's Virginal Book*, selections edited by Fuller-Maitland & Barclay Squire, no. 7). — John Munday: "Goe from my window" (*Fitzwilliam Virginal Book*, selections edited by Fuller-Maitland & Barclay Squire, no. 14). — For the use of the tune in other instrumental pieces, see R. Thurston Dart, *The Cittern and its English Music* (*Galpin Society Journal* I, 1948). — For the survival of the song in modern English folk-song, see *Journal of the Folk-Song Society* Vol. III. 78.

²) Padelford and Benham, *Anglia* XXXI (1908), 309—397.

³) One of the most outstanding literary connections of this MS is with Samuel Hawes's *Pastime of Pleasure*: this has been dealt with by W. E. Mead in his edition of the *Pastime of Pleasure*, E.E.T.S. Original Series no. 173 (1927), Introduction p. xxxvii, note 1.

⁴) Printed by Robbins, *Secular Lyrics* no. 135.

⁵) *Anglia* XXXI (1908), 376.

⁶) Printed by Robbins, *Secular Lyrics* no. 161.

⁷) *Anglia* XXXI (1908), 338.

as separate stanzas of a poem are rarely connected by any logical sequence of thought, and can thus be rearranged in a different order, or even transferred from one poem to another. Finally, a remoter and more interesting connection of the Rawlinson MS is with the fifteenth century *Mellon Chansonnier* in Yale University Library. This French song book contains three songs with English words¹); one of these, *So ys emprentid in my remembraunce*²), consists of two quatrains, of which the second appears in MS Rawlinson C. 813 f. 2^a as the third stanza of the poem *I recomende me to yow with harte & mynde*³). This is of particular interest because none of the English songs found in continental song books⁴) has so far been traced to any known English source; in this case, of course, the Rawlinson poem and the Mellon song must both derive ultimately from a common English source, exemplifying the way in which a poet would freely borrow and appropriate any existing stanza which happened to suit his purpose — the compiler of the Rawlinson MS clearly had a wide reading which made up for whatever he lacked in originality.

The question which naturally arises from facts of this kind is, how far did the more outstanding poets of this period follow the same practices? The habits of the lesser anonymous lyric poets of the late fifteenth and early sixteenth centuries may throw some further light on Skelton, and even the verse of Wyatt may be seen to have sprung in part from medieval English sources, and not simply to have been transplanted from the Mediterranean hot-house of Renaissance culture.

TÜBINGEN

P. J. FRANKIS

¹) Printed by Bukofzer, *Musical Quaterly* xxvii, 45, and Menner, *MLQ* VI, 386; Menner compares Chaucer's *Troilus* III. 260.

²) *Index* no. 3165; the song bears the name "Walterus ffry".

³) *Anglia* XXXI (1908), 314.

⁴) In addition to the Mellon Chansonnier, there is a song book in the Escorial Library at Madrid which contains one English fragment: see Bukofzer, *Music & Letters* XIX. 120, and Robbins, *Secular Lyrics* p. 275.

SKIM-MILK

Ein Beitrag zur Frage der Beziehung zwischen Wortumfang
und Wortbedeutung beim schwachen Passivpartizip

Die Qq von Shakespeare 1. Henry IV haben II, 3, 36:
*I could dewide my selfe, and go to buffets, for mouing such a dish
of skim milke with so honorable an action.* Die Foliodrucker
korrigierten in *skim'd Milk*; und mit Bezug gerade auf dieses
Drama stellt E. K. Chambers¹ jene "sophistication in word-
ing and grammar" der Folio fest, von der diese Korrektur ein
Beispiel ist.

Trotz allen Korrekturen hat sich aber *skim-milk* behauptet, OED gibt ihm den Vorrang vor *skimmed-milk*, für welches es ausdrücklich auf *skim-milk* verweist, nicht umgekehrt. *Skim-milk* ist die naive Form, *skimmed milk* tritt dann auf, wenn der Sprecher oder Schreiber über seine Sprache nachdenkt. So erscheint es gern in Vorschriften und amtlichen Berichten, gegenüber dem *skim-milk* der Kochbücher, Hauswirtschaftsbücher und der gesprochenen Umgangssprache: *In every instance, except one, the milk sold as pure milk was skimmed milk.* (Rep. U. S. Commiss. Agric. 1868 OED); *He ... gives first new, then skim milk.* (A. Young, Agric. Linc. 1799 OED).

Auch wenn die Zusammensetzung immer wieder in die ursprüngliche Fügung aufgelöst werden kann, muß schon *skimmed-milk* als echte Zusammensetzung gelten und wird mit Bindestrich geschrieben (1623 OED), vor allem wenn es attributiv erscheint: *skimmed-milk cheese* (1837 OED).

Beide Formen bestehen auch heute noch nebeneinander, ohne daß eine Differenzierung der Bedeutung eingetreten wäre. So haben wir seit vielen hundert Jahren echte Doppelformen, in denen sich zwar schwach aber deutlich abzeichnet, was

¹) William Shakespeare, *A Study of Facts and Problems.* Oxford 1930. I. 380.

Jespersen charakterisiert als "double forms of the same word, one in more solemn and the other in more familiar language".¹⁾ *Skimmed milk* erscheint als „korrekt“, daneben wirkt *skim-milk* nicht nur als unordentlich, sondern fast schon als unlogisch. Man denkt, es müsse die Bedeutung haben **the skim of the milk = cream*, wäre also eine Zusammensetzung wie *tiptoe*. Weder als **milk for skimming* (Typ *drawbridge*) noch als **skim the milk!* (Typ *pickpocket*) ist es zu verstehen. *Skim* soll hier den passiven Sinn des ursprünglichen Partizips haben, obwohl das Bestimmungswort der Zusammensetzung in der Grundform erscheint, der im allgemeinen der aktive Sinn des Infinitivs anhaftet. Dadurch unterscheidet es sich auch von *pinfold* < *pyn(d)fold*, *pun(d)fald*, bei dem in *pin-* kein passiver Sinn vorliegt und das nicht ein *-d* des Passivpartizips abgeworfen hat, sondern das (seit etwa 1400 OED) als Zusammensetzung vom Typ *drawbridge* aufgefaßt wurde, obwohl es eine Zusammensetzung aus Substantiv + Substantiv vom Typ *courtyard* darstellt.

Bei weiterer Verkürzung bleibt von der Zusammensetzung *skim-milk* nur das Bestimmungswort *skim* übrig, das im OED mit und ohne Anführungszeichen, attributiv, aber auch als Substantiv belegt ist.

Neben den phonetischen Tendenzen, die auf die Erleichterung einer schweren Konsonantengruppe hinwirkten und *skimmed-milk* in *skim-milk* überzuführen trachteten, wirkten noch zwei weitere Tendenzen in der gleichen Richtung. Das erste Glied eines Kompositums erscheint allgemein gern in einer unflektierten Form, das wird besonders bei den idg. Kasuskomposita sichtbar²⁾. Auch der Gebrauch des Wortes in einer Fachsprache mußte die Neigung zur „neutralen“ Form verstärken³⁾.

Die sich durch kühnste Neuschöpfungen auszeichnende Sprache der Zeitungsüberschriften bietet ein vergleichbares

¹⁾ O. Jespersen, *Efficiency in Linguistic Change*, Kopenhagen 1941, 3, 2.

²⁾ K. Brugmann, *Grundriß d. vgl. Gr. d. idg. Spr.* II, 1, Berlin 1906, S. 96f. M. Deutschbein, *Sprachpsychologische Studien*, Cöthen 1918, S. 7.

³⁾ M. Deutschbein, *System d. neuenglischen Syntax*³, Leipzig 1928, § 40, 4.

Beispiel in der Reduktion finiter flektierter Formen auf den Wortstamm: *England Win Speedway Test; Free State Keep Silent*¹⁾. Auch hier erscheint das Verb in einer Form, die man als Imperativ ansprechen könnte. Aber auch hier wird man der von Jespersen gemachten Einschränkung Recht geben: "though often perhaps it is merely the bare verbal stem"²⁾. Wegen dieser morphologischen Identität mit dem Imperativ und dem Präsens hat sich aber diese Form kaum durchsetzen können.

Der stärkste Anstoß zu der Umbildung ging zweifellos von der phonetischen Struktur aus, die im Augenblick des Ausfalls des unbetonten Vokals eine schwer sprechbare Konsonantenhäufung ergab. E. Dieth stellt die Kürzung *skim-milk* zu den Kürzungen homorganer Folgen vom Typ -mpm, -ntn usw.³⁾ Da keine echte homorgane Folge vorliegt und eine Zwischenform **skindnilk* kaum anzunehmen ist, wäre es wohl richtiger, nur von einer Erleichterung einer schweren Konsonantengruppe zu sprechen. Hierzu gibt Dieth wiederum⁴⁾ eine Reihe von Beispielen, die bis in die Nähe von *skim-milk* führen. Sowohl die Vereinfachung von Geminaten im Satzsandhi: *old devil* [oul'devil] als auch der Ausfall eines Dentals vor einem anderen Verschlusslaut in der Umgangssprache: *wastepaper* ['weispeipə], *must be* ['masbi:], finden Entsprechungen bei den schwachen Passivpartizipien: *locked doors* [lɒk'dɔəz], *smoked beef* [smouk'bi:f] (LANE 303). Diese Kürzung ist aber nicht bis in die Schriftsprache vorgedrungen, die Wortbedeutung des Passivpartizips war stark genug, um den Wortumfang, wenigstens im Schriftbild, zu bewahren.

Phonetische Gründe allein können kaum zu einer Verkürzung führen, wenn dabei ein Passivpartizip in die Form eines aktiven Infinitivs oder Imperativs übergeführt wird. '*Mixed Schools*' zeigt eine für das Englische ungewöhnlich schwierige Konsonantenhäufung, die durch Ausfall des unbetonten dentalen Verschlusses zwischen homorganen Konsonanten erheblich leichter werden könnte. Aber auch in den Zeiten, als diese Aussage zum festen Begriff wurde und aus der

¹⁾ H. Straumann, *Newspaper Headlines*. London 1935.

²⁾ MEG II, 8. 61.

³⁾ Eugen Dieth, *Vademekum der Phonetik*. Bern 1950, § 346.

⁴⁾ §§ 367, 368.

syntaktischen Fügung übertrat in eine Zusammensetzung, ist kein **mixschools* entstanden. Auch aus den bewußt als wissenschaftlichen Fachausdrücken neugeschaffenen *mixed-celled* und *mixed-crystal* (OED Supplement) wurde kein **mixcelled* und **mixcrystal*, obwohl damit nur die Entwicklung von *mix* weitergeführt worden wäre. *Mixbathe* v., das H. Koziol¹⁾ als Rückbildung nach einem im OED nicht belegten **mixbathe* sb. anführt, ist nicht genau vergleichbar und vielleicht als Scherzbildung zu verstehen. Das Kräftespiel zwischen schwierigem Wortumfang, der nach Erleichterung drängt, und genauer Wortbedeutung, die auf klarem Ausdruck besteht, läßt sich sehr hübsch an *mixed-pickles* sehen. Im Deutschen, wo die Funktion des *-ed* nicht allgemein verstanden wird, geschieht gern eine Reduktion zu *Mixpickles*, während das Englische zumindest in der Schriftsprache an *mixed-pickles* festhält.

Freilich lagen bei *skim-milk* die Voraussetzungen anders, denn selbst zu den Zeiten, als im Meinungskampf um *mixed schools*, *mixed bathing* und *mixt-dancing* die syntaktischen Fügungen sich zu Zusammensetzungen umformten, wurden diese doch nicht entfernt so häufig benutzt wie das auf jedem Bauernhof ständig gebrauchte *skimmed-milk*.

Das von Dieth in diesem Zusammenhang weiterhin angeführte *a tumble-down house* ist anders zu erklären. Hier liegt keine Kürzung der Dentalendung eines Passivpartizips sondern eine Bildung vom Typ *go-between* vor. Ein Passivpartizip als Ausgangspunkt müssen wir dagegen annehmen für *tumble-fruit*, Fallobst. Hierfür bietet OED einen schriftsprachlichen Beleg: *Babies, like tumble fruit, everywhere*. Dieses Beispiel zeigt uns die zweite Stufe der Erscheinung: in der Zeitungssprache der Neuzeit (Birmingham Weekly Post 1891) und in gewollt, vielleicht sogar mühsam humoristischer Form wie in *mixbathe* kann die Kürzung aus der gesprochenen Sprache auch in die gedruckte vordringen.

Eine gewisse Ähnlichkeit zeigt auch noch der Ausdruck *in his stocking-feet*²⁾, wenn auch die hier eliminierte Dentalendung nicht

¹⁾ *Handbuch der englischen Wortbildungslehre*. Heidelberg 1937, § 607.

²⁾ Steven T. Byington, *In his Stocking-Feet*. American Speech Oct. 1940, S. 329/31. Byingtons Gleichsetzung dieser Bildung mit

eigentlich ein Partizip, sondern unmittelbare Adjektivbildung bezeichnete. Doch war das Gefühl für die Funktion der Dental-Endung auch hier stark genug, um die Kürzung auf die Dialekte zu beschränken, wo es schottisch, nordenglisch und amerikanisch belegt ist, und ihr der Übergang in die Hochsprache zu verwehren.

Als dritte Stufe der Entwicklung lassen sich die Formen *tipstaff*¹⁾ und *train-band*²⁾ ansehen. Hatte sich auf der zweiten Stufe das phonetische Drängen nach Erleichterung einer schwereren Konsonantengruppe gegenüber einer Wortbedeutung durchsetzen können, die durch oberflächliche, humoristische Verwendung geschwächt war, so wird hier die Wortbedeutung durch formelhafte Verwendung geschwächt, die aus einer Wortfügung einen Namen macht. Beide Worte gehören in den Bereich der staatlichen Formen, des Gerichts- und Heerwesens, und sind wohl nur durch die wohlbedachte konservative Tradition aller äußeren Formen des englischen Staatswesens erhalten geblieben.

Der meist mit silberner Spitze beschlagene Stab des Gerichtsdieners, *tipped staff*, wurde aus einem Amtszeichen zu einer Amtsbezeichnung und in beiden Bedeutungen zu *tipstaff* gekürzt. OED belegt die ungekürzte Form in der Bedeutung als Amtszeichen zuerst 1386, zuletzt 1617, in der Bedeutung als Amtsbezeichnung zuerst 1494, zuletzt 1548. Die gekürzte Form wird als Amtszeichen zuerst 1541 belegt, zuletzt 1695, als Amtsbezeichnung zuerst 1570, und dieser Gebrauch reicht bis in die Gegenwart (1888, und in einer Ableitung [*tipstavery*] noch 1911). Ähnlich steht es mit *train-band*, das als *terminus technicus* für die englische Miliz 1654 vom OED zuerst belegt wird. Nach dem Verschwinden dieser Einrichtung taucht das Wort noch im antiquarischen Gebrauch auf (Macaulay, *History* 1849, Hawthorne, *Grandfather's Chair* 1851 OED) vor allem in attributiver Verwendung, hier vielleicht auch phonetisch gestützt. (*The train-band lieutenant . . . came swaggering to the inn.* 1881 OED). Daneben besteht, genau wie *skimmed-milk*, aber im Gegensatz zu *tipstaff*, die ungekürzte Form weiter. Und wieder wird die ungekürzte Form "in more solemn, and the other in more familiar language" verwandt.

in his shirt-sleeves wird man nicht unbedingt beipflichten können. Doch kann die auf einer Genitiv-Beziehung beruhende Zusammensetzung bei der Umbildung der auf einer Objekt-Beziehung beruhenden mitgewirkt haben, so daß *feet* metaphorisch oder metonymisch den Fußteil des Strumpfes bezeichnen würde.

¹⁾ Erich Klein, *Die verdunkelten Wortzusammensetzungen im Neuenglischen*. Königsberg 1911. § 11c.

²⁾ E. Dieth, *Vademekum*, § 367.

Heranzuziehen wäre vielleicht auch *hear-say: we heare say he is busie* usw., in dem das gleichfalls belegte *I have herd seyde*¹⁾ aufgegangen ist. In *barefoot, barehead, offhand* usw. haben wir das Substantiv als zweites Kompositionsglied, die entsprechenden Verbformen, *barefooted* usw., sind jünger²⁾. — Auch *red-coat* kann nicht herangezogen werden, da es *Bahuvrihi* ist und nicht Kürzung aus **red-coated soldier*.

Die Entwicklung der schwachen Verba mit dentalem, oder, in neuerer Zeit auch labialem Wurzelschluß³⁾, kann hierbei ebenso außer Betracht bleiben, wie die Apokope von *ticket* usw. zu *tick*.⁴⁾

An diesen drei ersten Entwicklungsstufen läßt sich sehen, wie stark die Bedeutung des Passivpartizips empfunden wurde. Auch in schwer sprechbaren Konsonantenverbindungen vermochte sie in der normalen, gehobenen Schriftsprache fast durchweg eine Kürzung zu verhindern, die den passiven Charakter des Wortes unbezeichnet gelassen hätte.

Auch der lautgesetzliche Abfall des *-n* hat sich bei den starken Passivpartizipien am spätesten durchgesetzt, und bezeichnenderweise gerade in jenen Dialekten am spätesten, die am frühesten die Vorsilbe *ge-*, *i-*, aufgaben, in denen das Passivpartizip noch eine Bedeutungsstütze finden konnte⁵⁾. In der überwiegenden Mehrzahl der starken Passivpartizipien blieb dann noch der Ablaut als Bezeichnung einer Funktion — des Passivs — bestehen, auf dessen Kennzeichnung die Sprache nicht verzichten konnte.

Bei den schwachen Passivpartizipien ist nur die Endung Träger dieser, als so wesentlich empfungenen Passivbedeutung.

Sie läßt sich an Wichtigkeit mit der Negation vergleichen, deren Fehlen ja gleichfalls eine völlige Umkehrung der Aussage bewirkt. Bei der Negation, die phonetisch in Form einer Endung auftritt, ist eine Kürzung zu *n't*, nur dann möglich, wenn sie auch weiterhin noch

¹⁾ O. Jespersen, *A Modern English Grammar. Part V*, Copenhagen 1940, 18. 56; *Part II*, Heidelberg 1914, 8. 66; *Part VI*, Copenhagen 1942, 7. 14; K. F. Sundén, *A category of predication change in English*. Uppsala 1916, S. 102 bringt "I heard say" als Beispiel für "passive import".

²⁾ Jespersen, *MEG VI*, 24. III.

³⁾ K. Brunner, *Die englische Sprache*. Halle 1951, II, 244.

⁴⁾ L. Müller, *Neuenglische Kurzformbildungen*. Gießen 1923, S. 57.

⁵⁾ R. Jordan, *Handbuch der mittellenglischen Grammatik*, Teil I. Heidelberg 1934, §§ 133, 144, 170.

eine Silbe bildet: *didn't, wouldn't*. Würde die gekürzte Negation aber mit einer vorhergehenden Silbe zusammenfallen, so wird eine andere Form des Hilfsverbs benutzt: *shan't, don't*¹⁾.

Aber auch die Funktion des in *skim-milk* unbezeichneten Passivs war kein so großes Hindernis, wie man zunächst anzunehmen geneigt ist. Die Erscheinung der non-logical predication, wie K. F. Sundén²⁾ sie nennt, in der das logische (Substanz-) Subjekt das Objekt der Situationsaussage darstellt und sich nicht deckt mit dem grammatischen (Satz-)Subjekt, ist alt. Es gibt sie auch im Deutschen: Mischklasse, Bettvorleger, sitzende Lebensweise³⁾. Schon ae. finden sich Beispiele für einen solchen Wechsel oder Übergang von transitiver, aktiver zu intransitiver, reflexiver oder passiver Bedeutung bei unverändert aktiver Form⁴⁾. *Drinc* ist nicht von der dem Passiv entsprechenden Ablautstufe abgeleitet. Es bezeichnet aber nicht das was trinkt, sondern was getrunken wird. Ebenso steht es mit einigen anderen deverbativen ae. Substantiven wie *bita* und *gebæc*.

Wenn sich in der englischen Sprache im Laufe der Entwicklung dieser Wechsel der Handlungsrichtung in zunehmendem Maße zeigt, so ist das zwar gleichfalls ein Ausdruck der sprachlichen Situation, die dem Ausdruck zugrunde liegt, darf aber nicht einfach als Fortsetzung dieser ae., ja idg. Erscheinung aufgefaßt werden. "This passive sense is almost always of secondary origin⁵⁾." "Many of the new intransitives employed . . . when the idea pure and simple presents itself to our mind . . . acquire passive force⁶⁾." An die Stelle der Bedeutungsspaltung entsprechend der von dem Interesse in einer bestimmten Situation getroffenen Vorstellung⁷⁾ tritt nun die für das Neuenglische so charakteristische Analyse, die es in

¹⁾ O. Jespersen, *Eff.* 3. 4, 3. 5, 6. 4; Monosyllabism in English. *Linguistica*. Kopenhagen 1933, S. 368, 392.

²⁾ a. a. O.

³⁾ C. Schulz, *Imperativisch gebildete Substantiva*. *Herrigs Archiv* 43 (1868) S. 16; W. Henzen, *Deutsche Wortbildung*. Bern 1947, S. 71/2.

⁴⁾ Elna Bengtsson, *Studies on Passive Nouns With a Concrete Sense in English*. Lund 1927.

⁵⁾ K. F. Sundén, a. a. O., S. 101.

⁶⁾ G. D. Curme, *Syntax*. New York 1931, S. 439/40.

⁷⁾ H. Kronasser, *Handbuch der Semasiologie*. Heidelberg 1952,

bestimmten Situationen ermöglicht, auf die Wortart (= Beziehungs-Bedeutung) zu verzichten und nur die Begriffs- (Sach-)Bedeutung¹⁾ zu geben.

Für die Nomina hat Elna Bengtsson hierzu reiches Material zusammengetragen. Anschließend an die bereits erwähnten ae. Beispiele zeigt sich die Erscheinung me. besonders bei einigen Ableitungen auf *-er*, eigentlich einem Kennzeichen der aktiven *nomina agentis*, die in einigen Fällen passive oder intransitive Bedeutung haben: *locker*, *slipper* (= a light covering that is slipped on drawers, 1478). Aus späterer Zeit stammen die häufigen Bildungen vom Typ *boilers* (= *vegetables that can be boiled*) und das reflexive *mixer*. Auch die modernen Bildungen *a brew* (= *what has been brewed*, nicht *what brews*), *a tear*, *imports*, *change* usw. gehören hierher. Bemerkenswert ist *except* für *excepted*, da hier, wie in *skim-milk*, das die passivische Funktion anzeigende *-ed* eliminiert wird²⁾. Unter den Substantiven, die morphologisch identisch sind mit den Verben, deren effizientes, passives Objekt sie logisch sind, führt Jespersen *godsend* auf³⁾, bei dem der Sprachgebrauch mit Leichtigkeit die logisch und grammatisch richtige Endung einsetzen könnte. Umgekehrt erscheinen auch Ableitungen mit dem charakteristisch passivem *-ee* in aktiver Bedeutung: *absentee*, *refugee*.

Deutlicher als in den Nomina zeigt sich diese Erscheinung in den finiten Verbformen. Diese sind von K. F. Sundén mit minutiöser Genauigkeit zusammengestellt und klassifiziert worden. Neben den überall zitierten *This book sells well*, *this material wears well* mögen die folgenden Beispiele verschiedene Typen dieser Form charakterisieren: *the child would not nurse*, *he broke his leg*, *crawling with (ants)*, *instances which would compile a volume*, *the turf played (straight)*, *her cap blew off*. Die Belege häufen sich vor allem für die elisabethanische Zeit und für die Gegenwart. Sundéns bewundernswerter Versuch, durch eingehende Analyse der Beispiele ein logisch-grammatisches Koordinatensystem für die vielfältig schimmernden Bedeutungen zu entwerfen, hat leider zur Folge, daß nicht recht deutlich wird, wie gut sich auch dieses Phänomen aus dem analytischen Grundcharakter der englischen Sprache erklären läßt.

Ganz allgemein konnte M. Regula⁴⁾ feststellen, daß der Übergang vom bezüglichen zum unbezüglichen Gebrauch häufiger ist als umgekehrt „durch Auslassung des Objekts, eine in den Fachsprachen häufige Erscheinung“. Was grammatisch

¹⁾ M. Regula, *Grundlegung und Grundprobleme der Syntax*. Heidelberg 1951, S. 71.

²⁾ E. Bengtsson, a. a. O.

³⁾ *MEG.* VI, 7. 14.

⁴⁾ a. a. O., S. 116.

als "predicational change" erscheint, ist oft nicht ein Wechsel der Prädikation, sondern ein Verzicht auf die Mitteilung irgend einer Handlungsrichtung, eine „neutrale“ Form¹⁾. Ein solcher Verzicht ist besonders leicht in der Fachsprache möglich, aus der ja auch *skim-milk* stammt. In der Fachsprache steht die Mitteilung in einem festen Rahmen und zusätzliche Mitteilungen können in ihrer Begriffs-(Sach-)Bedeutung ohne syntaktische Zusätze gegeben werden, so wie ein Stichwort an die dafür bestimmte Stelle eines Fragebogens gesetzt wird. *What do I require to know in order to ride this course?* Stichwort: *soft*. Aussageform: *This course rides soft*²⁾. Die Bedeutung der Fachsprache für diese Bildung zeigen Sundéns Beispiele. Am zahlreichsten sind die Personifikationen, in denen ein (logisches) Objekt als belebt und handelnd aufgefaßt und zum grammatischen Subjekt gemacht wird: *The sedan chair which had squeezed itself into the narrow lobby*. Unmittelbar dahinter an Zahl stehen die Beispiele aus einer Fachsprache: *Large numbers of men are armed and drilling nightly. The Mettal running close to the spindle will bind in that place. Such ships . . . shall moore West Nor-West and East Southeast*.

Auch in der Sprache der Zeitungsüberschriften zeigt sich wiederum eine Bereitschaft, um der Kürzung willen selbst auf die Anzeige des Passivs zu verzichten, doch nur, wenn der "context of experience" der Wortbedeutung zu Hilfe kommt: *Motorist Refused a Licence. Stolen Church Safe*³⁾.

Natürlich stößt die aufgezeigte Tendenz zum Verzicht auf Mitteilung der Handlungsrichtung auch ständig auf die entgegengesetzte Tendenz zur Analogie und logischen Ordnung. Diese macht sich bekanntlich auch dort bemerkbar, wo die "nonlogical" Form die ursprüngliche war: "In spite of considerable opposition the clumsy *was being built* became more common than *is building* in the usual passive meaning."⁴⁾ Doch können sich nur im Präsens und im Präteritum Logik

¹⁾ M. Deutschbein, *Über die neutrale (indefinite) Form im sprachlichen Denken*. Sprachpsychologische Studien. Cöthen 1918. System, § 27. 2.

²⁾ Sundén, a. a. O., S. 92, vgl. auch O. Jespersen, *Monosyllabism in English*. *Linguistica*. Kopenhagen 1933, S. 404f.

³⁾ H. Straumann, *Newspaper Headlines*.

⁴⁾ G. O. Curme, *Syntax*, S. 444.

und Analogie durchsetzen, und "we hesitate to extend this principle of accuracy to the compound tenses, where the accumulation of auxiliary forms would be intolerable¹⁾". An diesem Verzicht vor sprachlich schwierigen Formen läßt sich auf einem anderen Gebiet wie dem von *skim-milk*, aber doch in der gleichen Weise ablesen, wie stark oder schwach das "principle of accuracy" sich sprachlich in der Diathese auswirkt.

Nach den Formen der nur gesprochenen Sprache [lək'dəʊz], der oberflächlichen, humoristischen Formulierung *tumble-fruit* und der formelhaften Staatssprache *tipstaff* tritt uns in *skim-milk* eine vierte Stufe entgegen, in der sich die Kürzung voll durchgesetzt hat, das Wort nicht nur Schriftsprache, sondern gegenüber der noch bestehenden, durch zahllose Analogien gestützten ursprünglichen Form zu bevorzugen ist. Zu einem solchen Ergebnis mußten noch weitere Tendenzen zusammenwirken.

Die unvollkommene Wirkung einiger dieser Tendenzen zeigt sich bei dem, von Dieth angeführten *mash-potatoes*²⁾, das sich so wenig hat durchsetzen können, daß es weder im OED und EDD, noch bei Webster oder Mathews, *A Dictionary of Americanism*³⁾ angeführt wird. Wie *skim-milk* kommt auch *mash-potatoes* aus dem landwirtschaftlichen Alltag und seiner Fachsprache, und verdankt seine Kürzung der Häufigkeit mit der es in unmißverständlichen Situationen und von Sprechern mit geringem Bedürfnis nach grammatischer Korrektheit verwandt wird. Aber *mash-potatoes* ist nicht nur jünger als *skim-milk* sondern wurde erst dann häufig, als die Zeit der sprachlich so ungemein beweglichen und schöpferischen englischen Renaissance vorüber war, aus der ja unser frühester Beleg für *skim-milk* stammt.

Die phonetisch ausgelöste Entwicklung von *skimmed-milk* zu *skim-milk* wurde weiterhin noch von der Wortbedeutung her erleichtert. In *cream*, bzw. bereits in ae. *ream*, stand ein Wort zur Verfügung für das eine Resultat des mit dem Verb *skim* beschriebenen Vorganges. Es bestand also kein Bedürfnis für eine Bezeichnung **the skim of milk* = *cream*, vielmehr konnte

¹⁾ G. O. Curme, *Syntax*, S. 445.

²⁾ Dieth, *Vademekum*, § 367.

³⁾ Oxford 1951.

hier ein Gegensatz benutzt werden: "*Things are seldom what they seem, Skim milk masquerades as cream.*" (W. S. Gilbert, H. M. S. Pinafore II). Der einzige Beleg des OED für *skimmed cream* führt uns wieder in die Nähe der "sophistication" der Shakespeare-Folio, er stammt von Ben Jonson. "*He speaks all creame, skimd, and more affected then a dozen of waiting women.*" (Cynthia's Rev. II, III OED). Bei Ben Jonsons gesuchtem, barockem Stil ist es durchaus möglich, daß *cream* hier nicht effizientes Objekt, sondern affiziertes Objekt ist, doch würde das nur eine noch seltenere Bedeutung gegenüber der üblichen Verbindung von *skim* mit *milk* darstellen. Mit dem Infinitiv oder mit finiten Formen findet sich diese Verbindung von *skim* mit *cream* häufiger: "*He liked those literary cooks Who skim the cream of other's books*"; (Hannah More, Florio, the Bas Blue). Ist *cream* der Mittelpunkt der Situationsaussage, so erscheint es konkurrierend auch als Verb: "*such a man, truly wise, creams off Nature.*" (OED) Das so charakteristische Schwanken in der Objektsbeziehung, und damit in der Richtung in der die Aussage verläuft, wobei *skim* sowohl ein effizientes, wie ein affiziertes Objekt haben kann, findet sich auf engstem Raum zusammengedrängt im Verbalnomen *skimming*. Hierfür bietet OED sowohl einen Beleg in der Bedeutung *cream*, wie in der Bedeutung *scum*: *The cream of Leicestershire: eleven seasons' skimmings* (1883) und *They relished the very skimmings of the kettle* (1777). *Cream* konkurriert mit *skim*, wenn der *skimmer* auch als *creamer* bezeichnet wird (1858 OED) und sogar mit *scum* in Shakespeare's Merchant I, 1, 89: *A sort of men, whose visage Do creame and mantle like a standing pond.*

Von der anderen Seite her erfuhr die Entwicklung von *skim-milk* eine Stütze durch das verwandte *scum*, wobei die ohnehin vage und mehrdeutige Etymologie dieses Wortes mitgespielt haben mag¹⁾. Nun bedeutet zwar *scum* den oben

¹⁾ V. Royce West, *Der etymologische Ursprung der neuenglischen Lautgruppe sk* (Anglistische Forschungen, Bd. 83), Heidelberg 1936; K. Luick, *Historische Grammatik der englischen Sprache*. Leipzig 1921ff., § 389, Anm. 1, § 427, 1. J. F. Bense, *A Dictionary of the Low-Dutch Element in the English Vocabulary*. The Hague 1939 unter *scum*. Noch Dr. Johnson gibt in seinem Wörterbuch zu *skim* an: (*properly to scum*).

schwimmenden, abzuschöpfenden Schaum, wurde aber nicht mit dem gleichfalls oben schwimmenden Rahm, sondern mit der zurückbleibenden *skimmed-milk* gleichgesetzt. *You may temper your Lime and Sand with Scum'd Milk.* (1703 OED), und umgekehrt *Boil it (= water) over a slow fire and skim it whilst any skim rises.* (1764 OED). Wichtiger als die Unterscheidung zwischen unten und oben, abgeschöpft und zurückgeblieben, war, verständlicherweise, die zwischen wertvoll und weniger wertvoll, zwischen dem als etwas Neuem empfundenen und mit eigenem Wort bezeichneten Rahm, und der, die Milch als Wort und Sache fortsetzenden Magermilch.

Bei dieser Vermischung von *skim* und *scum* hat vielleicht auch mitgespielt, daß Zusammensetzungen, bei denen das Substantiv das Objekt des Verbs ist, meist einen pejorativen Charakter hatten, zumindest soweit dadurch Personenbenennungen geschaffen werden: *pickpocket*, *telltale*¹⁾. Auch lautsymbolisch konnte das Wortpaar *skim/scum* als Bezeichnung von etwas Wertlosem empfunden werden, das in dem einen Fall schwach, in dem anderen grob war und mit *sip / sup* verglichen werden²⁾.

Hier ist wohl auch kleiner Exkurs in die Kulturgeschichte angebracht. Daß afranz. *cresme* ae. *rēam* verdrängte und wir heute neben *skim-milk cream* haben, gehört zu der seit Scotts Ivanhoe wohl bekanntesten Wirkung der normannischen Eroberung Englands auf die Sprache³⁾. Umso verwunderlicher erscheint es, daß auch die keineswegs feudale Magermilch etymologisch auf ein normannisches Wort zurückgeht und nicht auf ein angelsächsisches. Die Ursache hierfür liegt wohl weniger in der Überlegenheit der französischen Küche⁴⁾, als darin, daß die gesamte Milchwirtschaft sich noch in der Entwicklung befunden hat, zumindest was die Erzeugung von Butter und die Verwertung der Magermilch betrifft. Die Milch ist erst spät in die menschliche Wirtschaft hineingekommen⁵⁾.

¹⁾ W. Franz, *Die Sprache Shakespeares*. 4 Halle 1939, § 137.

²⁾ O. Jespersen, *On the Symbolic Value of the Vowel I*. *Linguistica*. Kopenhagen 1933, S. 283ff.

³⁾ O. Jespersen, *Growth and Structure of the English Language*, § 88.

⁴⁾ O. Jespersen, *G. S.*, § 88.

⁵⁾ Ed. Hahn in Hoops *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*. Straßburg 1911—19, III, 223.

Die Produkte der Milchwirtschaft waren zunächst gesäuerte Milch und Käse; Butter, an der ein ranziger Geschmack besonders geschätzt wurde, kam nur in kleinen Mengen vor und war nur in höheren Kreisen bekannt, oder wurde als Salbe, als Schafschmiere und sogar als Wagenfett verwandt¹⁾. Unter den zahlreichen Landgütern Karls des Großen, die landwirtschaftliche Erzeugnisse zu liefern hatten, war nur einem einzigen eine, nicht sehr erhebliche Butterlieferung auferlegt²⁾. Dagegen bildete Butter im dreizehnten Jahrhundert bereits einen festen Bestandteil der normalen bäuerlichen Milchwirtschaft in England³⁾.

Neben die Tatsache, daß es keinen gemeingermanischen Namen für Butter gibt⁴⁾, darf man wohl auch stellen, daß es ags. noch keinen *terminus technicus* für Magermilch zu geben scheint. Bosworth-Toller verzeichnet zwei Fügungen, die verschiedene Attribute zur Beschreibung verwenden und noch weit entfernt von einer Zusammensetzung wie *skim-milk* sind: *Mid þynre meolce* und *on þeorfe meoluc*. Vielleicht darf man annehmen, daß sich ein normanisches Wort als Attribut zur Bezeichnung von Magermilch eingebürgert hat, weil sich erst in dieser Zeit eine Milchwirtschaft herausbildete, die einen Fachausdruck für die Sache brauchte und noch keinen hatte, sondern nur lose Beschreibungen.

Satz und Korrektur dieses Beitrages waren bereits abgeschlossen, ehe *Laut und Leben* von Wilhelm Horn und Martin Lehnert, Berlin 1954, erschien. Hieraus wären jetzt heranzuziehen: *mince-meat*, *mince-pie*, *wellcurds*, *poll-sheep*, *pickle-herring* S. 1132, *haslet* S. 1133, *press-money* S. 1134, und [pousskript] S. 1142. Auf *skim-milk*, *mash-potatoes*, *tip-staff* und auf die spezielle Funktion des Passivpartizips geht Horn-Lehnert nicht weiter ein.

MÜNCHEN

FRITZ WÖLCKEN

¹⁾ J. E. Thorold Rogers, *A History of Agriculture and Prices in England*. Oxford 1866, I, 409.

²⁾ J. Hoops, *Reallexikon* I, 365.

³⁾ H. S. Bennett, *Life on the English Manor*. Cambridge 1938. J. E. Thorold Rogers, a. a. O., I, 14; I, 403; III, 210 wird für das Jahr 1405 zuerst *milk* als Handelsware aufgeführt, I, 404 für das Jahr 1332 zuerst *creyme*.

⁴⁾ Hoops, *Reallexikon* ‚Butter‘ I, 364/5.

TO GO TO BEDFORDSHIRE UND 'SPOONERISM'

In seiner Besprechung des Werkes *A Dictionary of the Proverbs in England in the Sixteenth and Seventeenth Centuries* von Morris Palmer Tilley weist H. M. Flasdieck unter anderem darauf hin¹⁾, daß die in dem besprochenen Werke als *facetious punning proverb* bezeichnete Wendung *to go to Bedfordshire* = *to go to bed* auch im Deutschen nicht unbekannt ist und führt die Redensart *nach Bettenhausen gehen* an. In jeweils regional beschränkten Bereichen gibt es auf dem deutschen Sprachgebiet noch mehrere solcher Redensarten: Im Kanton Thurgau, Schweiz, sagt man scherzhaft *mer gönd uf Bettwise*²⁾, und in der Mittelsteiermark, besonders in Graz, sind in ähnlicher Weise die Wendungen *gema nach Pettau für gehen wir zu Bett* und *bleima in Ligist für bleiben wir liegen zu hören*³⁾. Während sich alle diese Redewendungen auf die Bettruhe beziehen, haben andere allgemeinere Verwendungsmöglichkeiten: so das ebenfalls in der Steiermark, in Graz, gebrauchte *das ist nicht von Übelbach für das ist gar nicht so übel* und das in Wien sehr bekannte *ich bin nicht von Hetzendorf für ich bin kein Hetzer*.

In England ist neben dem schon Jahrhunderte alten *Bedfordshire*⁴⁾ auch noch *the Land of Nod* für *sleep* besonders häufig⁵⁾. Obwohl H. W. Fowler in *A Dictionary of Modern English Usage*⁶⁾ diese beiden *puns* unter dem Stichwort "Worn-

¹⁾ Anglia 70, S. 333.

²⁾ Nach liebenswürdiger brieflicher Mitteilung des Herrn H. E. Rüegger, Richterswil, Zürich.

³⁾ Nach liebenswürdiger Mitteilung des Herrn H. Krautsdorfer, Graz.

⁴⁾ *The Shorter Oxford English Dictionary* gibt 1665 als Erstbelegsjahr an; in *The Slang Dictionary*, London 1865, findet sich die Redewendung in der Form *I'm off for Bedfordshire*.

⁵⁾ In *the Land of Nod* z. B. in Chr. Fry, *The Lady's not for burning*, Act II. (Oxford University Press 1950, p. 37).

⁶⁾ Oxford 1930, S. 735.

out Humour" anführt, wachsen eben doch immer wieder neue Generationen heran, die an ihnen Gefallen finden. Und wie die Beispiele zeigen, ist diese bewußte Wortspielerei mit Ortsnamen auch außerhalb des englischen Sprachgebietes recht beliebt.

In bezug auf Zweck und Wirkung steht diesen beabsichtigten Malapropismen wohl die Lautvertauschung, wie z. B. *dummer Stenker* für *stummer Denker*; *a blushing crow* für *a crushing blow* u. ä., am nächsten. In England wird "An accidental transposition of the initial sounds, or other parts, of two or more words" (*The Shorter Oxford English Dictionary*) seit 1900 nach dem Rev. W. A. Spooner (1844—1930), Warden of New College, Oxford, als "Spoonerism" bezeichnet, da der Gelehrte durch häufiges Versprechen, wie z. B. *half-warmed fish* für *half-formed wish*, bekannt wurde¹⁾. Am häufigsten begegnet man aber sowohl in England wie in anderen Ländern ganz bewußten Vertauschungen dieser Art, die unter Schülern oder in anderen Gruppen von Personen oft epidemieartig auftreten. In einer Humoreske, betitelt *Die verhexte „Alpenrose“*²⁾, bediente sich die Verfasserin, Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem, vor allem solcher Vertauschungen (*Reckenhose* statt *Heckenrose* usw.) zur Erzielung komischer Wirkung.

GRAZ

HERBERT KOZIOL

¹⁾ H. A. Treble and G. H. Vallins, *An A. B. C. of English Usage*, Oxford Clarendon Press, 1950, S. 192. — Vgl. auch Otto Jespersen, *Die Sprache, ihre Natur, Entwicklung und Entstehung*, Heidelberg, 1925, S. 265: „nach . . . professor W. A. Spooner, von dem eine menge solcher komischer entgleisungen berichtet wurde.“ — Jespersen teilt in diesem Zusammenhang auch mit, daß diese Erscheinung „im dänischen als *at bakke snagvendt* (für *snakke bagvendt*)“ bezeichnet wird.

²⁾ In *Reclams Universum*, 20. Jahrgang, Leipzig 1904, S. 780ff., S. 802ff. und S. 828ff.

A MODERN ENGLISH IDIOM

In a recent article¹⁾ Dr. Fiedler has called attention to a curious idiom current in a certain type of popular fiction, in which a repeated question serves as an emphatic statement: 'Can that dame kiss or can she?' is equivalent to 'That dame certainly can kiss!' This idiom is of transatlantic origin, and is still felt by the Englishman to be characteristically American—hence its prevalence, pointed out by Dr Fiedler, in the work of the late Mr Peter Cheyney, the leading exponent of 'tough' pseudo-American fiction. It first became current about ten years ago, and was originally a kind of joke. The straightforward question 'Can that dame kiss or can't she?' clearly expects a positive answer; but, to make sure of the correct answer, the speaker changes 'can't she?' into a second 'can she?', thus leaving his interlocutor no alternative at all. In the days of the original joke, the unwary listener might be misled into thinking that a genuine choice was offered, but the idiom has now become quite stereotyped; none the less, the false alternative is an integral part of the idiom.

In the light of these considerations it must be obvious that the second form of the idiom quoted by Dr Fiedler, in which a statement is followed by a question, is in fact not related to it at all, since the essential 'false alternative' is missing. In this case the question, far from emphasising the statement as Dr Fiedler seems to think, serves to cast doubt on its truth; it is a stylistic device whereby the author moderates his own dogmatism, and no English reader would interpret it in any other way. Dr Fiedler's example,

This fencing, when each knew exactly what was in the other's mind — or did they? — savoured of the theatre,
might be expanded thus:

This fencing, when each knew exactly what was in the other's mind, savoured of the theatre; but perhaps after all they didn't know, and the fencing was not theatrical but sincere.

¹⁾ *Glossen zur neuenglischen Syntax: Anglia* LXXI (1953), 219—25.

The resemblance between this device and the 'false alternative' idiom is quite superficial, and would hardly have been noticed by the English reader.

Still less relevant are the last two examples quoted:

'Will you shut your head or will I cut your throat?' he said.

'Will you get out, you young swine?' he said thickly, 'or will I smash you?'

Here the speaker offers a genuine, if admittedly rhetorical, alternative; the only syntactic peculiarity is the use of non-Standard 'will I?' instead of Standard 'shall I?'.

MALTA

A. J. BLISS

AND ODER WITH + PARTIZIPIUM

W. Azzalino behandelt im dritten Teil seines Aufsatzes *Präposition + nominale Verbform im Englischen*¹⁾ die Konstruktion *with* + Partizipium oder Nomen und kommt dabei zu Schlüssen über den Charakter der Satzbildung und der *ing*-Formen, die er in Gegensatz zu der formalgrammatischen Auffassung stellt. Von anderer Seite her behandelt E. von Schaubert im Schlußkapitel ihrer Studie *Vorkommen, gebietsmäßige Verbreitung und Herkunft altenglischer absoluter Partizipialkonstruktionen im Nominativ und Akkusativ*²⁾ eine Eigenart des irischen Engl. in der Konstruktion *and* + Partizipium, die sie mit der Konstruktion mit *with* in Parallele setzt. E. von Schaubert gibt Beispiele für die Konstruktion mit *and* im Nom. sowie im Akk. Sie scheint auch bei den Beispielen mit *with* Nom. sowie Akk. für möglich zu halten, obwohl sie keine direkte Stellung dazu nimmt. Dagegen betrachtet Azzalino das dazugehörige Subst. bzw. Pron. ausschließlich als Akk. Diese Tatsache bedarf einer eingehenderen Betrachtung, da von dem Kasus der Charakter der Konstruktion im Satzganzen abhängt.

Nach den einführenden Beispielen heißt es bei Azzalino: „Die dem sog. absoluten Partizipium beigefügte Präposition *with* gliedert die Partizipialkonstruktion dem Gegensatz eng an oder ein und verleiht ihr den Charakter eines begleitenden Umstandes. Man könnte die Konstruktion auch mit *with* + *acc. cum partic. (with + a. c. p.)* bezeichnen³⁾“. „Die nominalen Satzglieder werden einem Ausgangspunkt als Attribute nacheinander zugeordnet (wie künstlerische Attribute zu einem Bild); es können immer neue Glieder zum Anfangsglied addiert werden; so daß man den neuenglischen Stil auch Additionsstil nennen könnte⁴⁾“. Die enge Verbindung

1) *Neuere Sprachen*, NF I, 1952, S. 487—492.

2) Paderborn 1954, S. 188—192.

3) S. 491.

4) S. 492.

des Subst. mit dem Hauptsatz wird deutlich an zwei der gewählten Beispiele. *This bright spring day, with the sun (shining), the birds (singing), the soft south-west wind (blowing), what girl in her teens would not have been happy?* (53). *Mamma, sitting with papa's hand in hers, watched them all, with her quiet grey eyes (looking through pince-nez), and her slight smile* (54). Die Einklammerungen, die in den Beispielen vorgenommen wurden, sollen zeigen, daß auch ohne die Part. ein Sinn gegeben ist und das mit *with* verbundene Subst. ohne das Part. als direktes Objekt steht. Danach bedeutet das Part. tatsächlich eine addierte Ergänzung mit attributivem Charakter zu seinem vorausgehenden Subst. Das Gleiche gilt für das Part. Perf. *For he looked as if asleep—they said—with the sun (shining) on his face, and his hands (folded), as quiet as a child* (63).

Bei anderen Beispielen läßt sich diese Addition nicht ohne weiteres unterschieben. *Keziah followed, making a face at Mrs. Samuel Josephs' placket, which was undone as usual, with two long pink corset laces hanging out of it* (K. Mansfield, Prel.). Hier kann das Part. nicht gestrichen werden, ohne den Sinn der Aussage zu gefährden. Die Konstruktion bildet eine selbstständige Einheit, deren Selbstständigkeit durch den eingeschobenen Nebensatz noch unterstrichen wird. Das Subst. der Konstruktion hat dabei den Charakter eines Subj. in bezug auf das Part., den Azzalino ihm abspricht.

Dabei ist es von entscheidender Bedeutung, in welchem Kasus das Subst. bzw. Pron. der Konstruktion steht. Azzalino betrachtet es in allen Fällen als Akk. Die einfache Konstruktion mit Pron., an der allein der Kasus unmittelbar zu bestimmen wäre, taucht nur selten auf. Das einzige mir bekannte Beispiel kann nicht als solches gewertet werden, da es dial. ist, und in solchen Fällen ist die Verschiebung vom Nom. zum Akk. weit verbreitet. *You don't mean to say you took 'em down, rings and all, with him lying there.* (Dickens, Christm. Car. IV). Eine Konstruktion *with* + Pron. im Nom. spricht auch gegen das allgemeine Sprachgefühl.

Das Bild verändert sich jedoch, wenn die Konstruktion mit *with* mehrere Glieder enthält und in ihr von dem zweiten Glied ab das *with* entfällt. Das oben zitierte Beispiel 63 ent-

hält eine derartige zweigliedrige Konstruktion. Das zweite Glied, *and his hands folded*, wird von Azzalino wie das erste gesperrt gedruckt und als parallel zu *with the sun shining on his face* betrachtet. Diese mehrgliedrige Konstruktion tritt häufig auf und führt oft in ihrem zweiten oder dritten Glied Pronomina. *And won't there be crying out in Mayo the day I'm stetched upon the rope with ladies in their silks and satins snivelling in their lacy kerchiefs, and they rhyming songs and ballads on the terror of my fate? (Synge, Playboy) It's back from the docks of New York he'd be turned, with a lie in his mouth and treachery in his heart, and another man's wife by his side, and he passing her off as his own! (Lady Gregory, Spreading the News). I don't know what I shall do when you are gone, with no one but Ann in the house, and she always occupied with the men*¹⁾! Alle drei Beispiele zeigen Pron. im Nom.

Hier mag eingewendet werden, daß die größere Entfernung der zusätzlichen Glieder vom Hauptsatz den Nom. verursacht und im ersten Glied durchaus ein Akk. gesehen werden könnte. Dies ist in dem Beispiel von Lady Gregory sogar zweifellos der Fall. Andererseits tritt die Form dieses zusätzlichen Gliedes mit *and* auch selbständig auf und führt dann gewöhnlich den Nom. Hierzu gehören die zahlreichen Beispiele E. von Schauberts aus dem irischen Engl., die beliebig auch über das irische Engl. hinaus erweitert werden könnten. Jespersen gibt eine ganze Reihe von Beispielen der Konstruktion außerhalb des irischen Einflusses von Chaucer über Shakespeare bis in die neueste Zeit, die ebenfalls einwandfrei den Nom. aufweisen, u. a. aus Sheridan, Thackeray, Jane Austen, E. Brontë, Maugham und Wordsworth. Zum Beispiel *I've cried to myself to watch them growing more reckless daily, and I not daring to speak a syllable. (Brontë, W. H.)*²⁾. Jespersen sagt hierzu: *As what I have printed here is only a small selection of the examples of this construction which I have collected chiefly from books showing colloquial language, I am surprized to find Onions AS 67 mentioning the construction (with nomi-*

1) Shaw, M. zit. bei Jespersen, *Modern English Grammar*, V, 65. Dort auch weitere Beispiele — und zwar aus dem nichtirischen Engl.

2) Bsp. aus Jespersen. Weitere Bsp. op. cit. III, 373/374, V, 64 u. *Progress in Language*, 208.

native) as "rare and poetical."¹⁾ Dagegen stehen nun auch Fälle mit Akk. *Why didn't you say so before? and us losing our time listening to your silliness! (Shaw, A.)*²⁾ Jespersen nennt diese Form ausdrücklich *dialectal and vulgar*³⁾.

Anders verhält es sich, wenn das Bezugswort der Konstruktion bereits als Akkusativobjekt im Hauptsatz erscheint. *I couldn't let him go all that way by himself, with no money perhaps, and him having been always so grand and living in his own house and driving his own trap. ((Maugham, C.)*³⁾. Hier liegt eine nur unterbrochene Gerundialhandlung vor, die die noch engere Verbindung mit dem Hauptsatz verlangt.

Die Beispiele und Erörterungen zeigen, daß bei einer großen Anzahl der absoluten Partizipialkonstruktionen der Nom. vorliegt. Daraus folgt, daß das Subst. bzw. Pron. der Konstruktion nicht ohne weiteres als Objekt des Hauptsatzes und additives Bindeglied zwischen Hauptsatz und Konstruktion zu verstehen ist, sondern als Nom. den Charakter eines Subj. innerhalb der Konstruktion einnehmen kann. Bei der eingliedrigen Konstruktion mit *with* darf in den meisten Fällen Akk. angenommen werden. Um einwandfreie Akkusativkonstruktionen handelt es sich, wenn ihr Bezugswort bereits als Akkusativobjekt im Hauptsatz vorweggenommen ist. Ansonsten treten beide Möglichkeiten, Nom. sowie Akk., auf. Dabei zeigt sich jedoch, daß die Konstruktion im Nom. als korrekt empfunden wird. Wenn auch nicht verkannt werden kann, daß der Nom. in der Konstruktion besonders häufig im irischen Engl. erscheint, so ist jedoch der Unterschied im Gebrauch von Nom. oder Akk. individuell bedingt. Er hängt davon ab, ob der Sprecher die in der Konstruktion im Nom. vorliegende größere Einheit zu fassen imstande ist oder ob er satzgliederweise, also additiv denkt.

In allen angeführten Beispielen kann *with* und *and* ausgelassen werden, ohne daß der Sinn des Satzganzen gefährdet wird. Das bedeutet einerseits, daß die Konstruktion bzw. Präposition bereits einen Versuch darstellt, die unabhängigen

1) op. cit. III, 374.

2) Weitere Bsp. bei E.v. Schaubert. 191 und Jespersen. III, 374.

3) op. cit. III, 374.

3) op. cit. V, 64.

Satzglieder näher zusammenzubringen. Andererseits bedeutet es, daß es sich bei den nicht durch *with* und *and* angegliederten reinen absoluten Partizipialkonstruktionen um die gleiche Frage nach dem Akk. bzw. Nom. und die entsprechende Stellung zum Satzganzen handelt. Der Gebrauch des Pron. ist hierbei auf die Konstruktion mit *being* und *having* beschränkt. *They having the keys, no entrance was possible. He being absent, nothing could be done*¹⁾. Bei Poutsma heißt es hierzu: "Its use with a pronoun as subject is limited apparently to cases in which *being* or *having* is the Participle. But poetical usage is freer; Tennyson, for example, writes *We sitting, as I said, the cock crew loud.*"²⁾ Nach Poutsma, Deutschbein u. a. gehört das unverbundene Part. nur der Literatursprache an. Die Konstruktion mit *with* und *and* bedeutet danach bereits eine logische Vereinfachung, die in der Vulgärsprache und im Dialekt durch das Auflösen des selbständigen Charakters der Konstruktion am weitesten fortgeschritten ist.

Bei der abschließend von Azzalino behandelten Konstruktion *with* + Nomen ist die Verbindung mit dem Hauptsatz weit enger als in den oben angeführten Fällen. Hier tritt auch in den Beispielen das Akkusativpronomen auf. *Besides, there were all the purifications to begin at once, with us still in the house* (66.). Die Präposition bzw. Konjunktion bestimmt hier den Kasus. Während *with* den Akkusativ verlangt, folgt auf *and* der Nominativ. *Let her be hunted and I not by*³⁾. Im Dialekt und in der Vulgärsprache tritt jedoch auch hier eine Verschiebung vom Nom. zum Akk. ein. *I'm not going to have any woman rummaging about my house, and me in bed. How could the room be cleaned, and me with my rheumatism?*⁴⁾

Es ergibt sich aus dieser Betrachtung, wie weitgehend die Konstruktion von der Stufe des Denkprozesses und der Sinngliederung abhängig ist. Ausgehend von der unabhängigen Stellung in der Literatursprache über die modifiziert unabhängige Stellung durch *with* und *and* im vorwiegend umgangssprachlichen Gebrauch bis zum weitgehend additiven

1) Bsp. aus Deutschbein und Poutsma.

2) Poutsma 973.

3) *Progress* 208.

4) Bsp. von Bennett und Onion aus Jesp. III, 374.

Gebrauch im Dialekt und in der Vulgärsprache ließe sich eine Angleichung einer von den gebildeteren Schichten übernommenen Form des Lat. erkennen, die sich beim Eindringen in die Sprache den ursprünglichen Gegebenheiten dieser anpaßt. Neben einer solchen historischen Erklärung wäre die psychologische, die das logische Überschauungsvermögen des Sprechers berücksichtigt, durchaus ausreichend, zumal die Konstruktion allgemein-idg. Gut ist.

Umgekehrt vermag uns vielleicht die heutige Spracherscheinung Rückschlüsse auf die historische Entwicklung zu ermöglichen. Auch im Ae. und Me. treten, wie E. von Schaubert nachweist, neben dem Dat. auch Akk. und Nom. in den absoluten Partizipialkonstruktionen auf. Akk. und Nom. sind auch auf den älteren Sprachstufen nicht einwandfrei auseinanderzuhalten. Eine weitere Klärung auf diesem Gebiete mag für die Sinngebung des Satzganzen von Bedeutung sein.

FRANKFURT A. M.

FRANZ H. LINK

RECENT AMERICAN INFLUENCE ON STANDARD ENGLISH

In the pages of his otherwise very informative section of *British and American English since 1900*, Eric Partridge devotes only 18 lines to the influence exerted by American English on the British variety. After a sentence pointing out that in the twentieth century this influence has been on the increase, he continues "Yet the Americanization has, in the main, affected only cant, slang, colloquialisms and catch-phrases; indeed the Americanization of Standard English, whether spoken or written, has been astonishingly slight."¹)

The object of the present study is to cast some doubt on this assertion, and to give indication that standard English is very far from remaining unaffected by transatlantic usage. That modern *colloquial* English owes much to American borrowings is, of course, not in doubt. When the young Englishman colloquially remarks "It's O.K. by me that way" he is using a sentence in which only the initial "it's" owes nothing to an American model. But it is *standard* British usage, written and spoken, that forms the subject of the following comments. It may be well, in the first place, to attempt a definition of what is meant in this context by American usage, namely, any word or phrase which during an earlier period of the present century either was not used in Britain, or else was given a different meaning there, while at the same time being in use in the United States. For the sake of brevity, the standard usage of Britain will be designated as British, though the use of the term does not imply any belief in the existence of two distinct languages, British and American.

At the present day, English people under the age of thirty can scarcely recall a time when they had not heard American

¹) *British and American English since 1900* by Eric Partridge and John W. Clark (1951), p. 180.

speech, yet before the advent of the talking films in the late nineteen-twenties the majority of the inhabitants of Britain were unfamiliar with spoken American except insofar as they might hear recordings or broadcasts of American songs, or a few remarks from an American celebrity who had been brought to the microphone. But now young people grow up in circumstances where in the cinema they may hear American dialogue for hours at a time, and are familiar with the idiosyncracies of its grammar, vocabulary and pronunciation. They are much less likely than their elders to echo the comment of Wordsworth's sister-in-law on a young American lady who had, in her opinion "the oddest manners & such a speech!"¹⁾ Though indeed it is likely that even at the time when this judgment was written down, American borrowings were already making their way to Britain²⁾, the point is that during the last twenty-five years or so this process has been enormously accelerated by the invention of the talking-film and by the sudden shifting of the political and economic centre of gravity of the western hemisphere from Europe to the American continent. American has forced itself, often for commercial and technical reasons, upon millions who were previously unacquainted with it, and even more important, it has become increasingly "respectable," that is, no longer merely a quaint and rather amusing appendage to British. (To mention one concrete example; there is a growing tendency among British publishers to print British books with American orthography, for the convenience of the huge American market). The result is an enormous impact of American idiom on the standard British usage, but by a strange paradox few people, even among specialists, are conscious of the extent of this influence, and some, like Mr. Partridge, virtually deny its existence. The fact is that British speakers, being constantly exposed to a flood of Americanisms from films, radio, books and magazines, are less and less capable of distinguishing between British and American vocabulary and turn of phrase. H. W. Horwill has drawn attention to many American usages in Harold Nicolson's biography of

¹⁾ *The Letters of Sara Hutchinson from 1800 to 1835*, ed. Kathleen Coburn (1954), letter of Sept. 12th, 1827.

²⁾ cf. Sir Williams Craigie, *S. P. E. Tract* No. 27 (1927), p. 208.

Dwight Morrow, springing directly from Nicolson's reading of a large amount of American material. It never occurs to the biographer that such terms were until recently new to him and that the British reader may require an explanatory footnote¹). In the same way, after expressing his view that American has affected British only in the sphere of "cant, slang, colloquialisms and catch-phrases," Mr. Partridge goes on to say, only two pages further on, that "transportation is inseparable from speed." In this sentence, *transportation*²) is used in the American sense of "transport" and not with the traditional British meaning of "the exiling of convicts to a remote continent." Mr. Partridge has in fact used an Americanism while under the impression that the word forms part of the vocabulary of standard British. This is not pointed out with any disparaging intent, but merely to stress the difficulty experienced by the individual in keeping British and American usages separate. In connection with this same word it is amusing to see that *transportation* appears in the index of G. M. Trevelyan's *English Social History*, though the main text of this book invariably refers to "transport." This is doubtless explained by the fact that the work was first published in the U.S.A. because of shortage of paper in Britain, where it did not appear until two years later, in 1944. One assumes that while the text was written in British idiom by Trevelyan, the index was prepared by an American.

The most potent sources of American linguistic influence are the cinema³), (the majority of the world's films come from Hollywood), popular songs, radio programmes, the Press (journalists ape American methods and idiom, often receiving news from American agencies), advertising (highpressure salesmanship is an American invention with a vocabulary of its

¹) *S. P. E. Tract* No. 45 (1936), p. 198.

²) Words whose form or meaning is of American origin appear in italics.

³) cf. Thomas Pyles, *Words and ways of American English*, p. 162, (1952). H. W. Horwill does not agree, and gives pride of place to American books, saying that Americanisms used by British statesmen owe nothing to the cinema (*op. cit.* p. 197). He forgets that such speakers may have heard them from the mouths of fellow-countrymen who *were* influenced by films.

own), and magazines (while Britain is a market for American books, few American magazines are read there by the public in general, but British magazines often copy the transatlantic style).

Let us consider some of these sources in more detail. In the cinema and *show business* it is not surprising that much of the vocabulary is of American origin since innovations in these spheres come mainly from the U.S.A. From the jargon of American film-advertising one important phrase has crept virtually unnoticed into British use, i. e. *of all time*, meaning 'ever'. It was first met with in Britain in American advertisements of "the greatest film of all time" and is now firmly established in British, though at first regarded as a typical example of the American love of grandiloquence. This is a remarkable case of an American expression reaching standard British by way of film-advertising.

Needless to say, a great part of the technical jargon of Hollywood is now in standard usage in Britain, e. g. a *star*, to *star*, to *co-star*, to *build up* (advertise the merits of an actor or film), to *release* (put a film into general circulation), a *fan* (devotee of the cinema or other entertainment)¹) though some British review-writers now seem to be changing to the more recent *aficionado*, a *feature* (item), to *feature* (to include an actor or theme as a particularly attractive item), etc. A peculiar fact is that a film is never known in Britain as a *movie* though this has long been a part of the American vocabulary²).

Bobby-soxer for "an adolescent girl" (wearing short socks) tends to be linked in the British mind with the cinema, since it was learned from America in connection with the hordes of young girls who adulate popular actors and singers. It is now well-known in Britain in this context, although short socks are there the exception rather than the rule; a good example of the triumph of language over hard fact. Thus, speaking of a famous English actor; "his air of smiling tolerance could deceive none but a bobby-soxer" (*The Observer*, February 8th, 1948).

1) Or of an individual. Somerset Maugham speaks of Balzac receiving "a fan letter." *Ten Novels and their Authors* (1954).

2) British film-reviewers sometimes use it in their columns.

In 1946 the present writer first heard *natural* used in the American sense of "one who performs brilliantly without previous training." Since then, the word has rapidly extended its meanings, and also indicates "something very suitable, very successful." By 1953, a British advertisement for a woman's face-powder being sold in three varieties bore the legend "One of these is a natural for you." However this word can scarcely be classed as standard, belonging rather to the jargon of the theatrical and advertising worlds. Its most peculiar semantic feature is that it virtually reverses the traditional British sense, i. e. "idiot."

In 1927 Logan Pearsall Smith wrote "There are two expressive idioms from the theatre, *to put it over* and *to get it across* which are popular in America, and which will probably soon make their way into our speech in England."¹) This forecast has now been amply fulfilled, the two phrases being used in general as well as theatrical contexts. Also in the theatrical vocabulary is *routine* with the sense of "a carefully rehearsed performance" of song, dance or patter. On the other hand another American meaning of the word, viz. "part of one's normal work or existence," has scarcely penetrated British usage yet, apart from an occasional newspaper heading such as "Danger is routine here." In standard British it is a fact that American influence has extended the adjectival use of "routine" which originally means "of a mechanical or unvaried character; performed by rule" (N. E. D.). Thus one speaks in the traditional sense of "a routine task," "routine duties," and so forth. But the latest usage gives this adjective the meaning of "normal, usual," in imitation of American practice. "This has become routine critical reality," said Mr. John Holloway, lecturer in English at Cambridge, in a B.B.C. broadcast of November 27th 1954. Here the American model has not introduced a new word, but extended the scope of an existing one.

Certain Americanisms originating in the music-hall have been accepted into the language of British politics. A *stooge* is properly the butt, or foil, of a comedian; what is known in British theatrical parlance as a "feed." In a wider context the

¹) *S. P. E. Tract* No. 12, p. 31.

word has taken the sense of "figure-head" or "puppet." For example a Member of Parliament declares that "the strong men must have their stooges."¹) Of American provenance is *double-talk* i.e. "meaningless talk that appears to make sense," which is likewise frequently used in political contexts. Another Americanism which originally belonged to both entertainment and politics has spread to other activities, viz. *ballyhoo*. A contributor to the *Observer*, writing on sculpture, says "The public is hostile to everthing new, unless its presentation is preceded by extensive preparatory ballyhoo."²) This is defined as "trumped-up publicity" by the 1951 edition of the Concise Oxford Dictionary.

Political commentators, who of necessity read a certain amount of American material, carry over many new expressions into their own articles in British newspapers and magazines. *The American Way of Life* has caused many references to be made to a *British way of life*. On March 25th, 1954, when speaking in the House of Commons about a number of national sporting events, the Home Secretary declared "They are part of the British way of life" and in that same month the journal *Modern Languages* stated that "Indications of what we now call our 'way of life' are preserved in the words 'boy-scout, fair-play.'"³)

Widely current, but found mostly in political commentary, is the American use of *alibi* to mean "an excuse," which has been denounced on both sides of the Atlantic as a degradation of a precise and useful word. Nevertheless it is now listed in the Concise Oxford Dictionary in this sense, first heard by the writer in the middle nineteen-thirties.

In political and economic contexts *breakdown* (of figures, statistics) is often substituted for "analysis", as in America, where however this habit seems to have begun in writings on chemistry⁴). Similarly *to break down* can replace "analyse."

¹) *Hansard* 1948, vol. 445, 1052. (Quoted by Paul C. Berg, *A Dictionary of New Words in English*. 1953).

²) Nov. 27th, 1954.

³) p. 61.

⁴) cf. Thomas Pyles, *op. cit.* p. 105.

V.I.P. "very important person" puzzled the present writer when he first heard it in a travel-agency in 1946, but it is now part of the British vocabulary. In 1948 a member of the House of Commons exclaimed "We should have appeals from high quarters, influential people, *V.I.P.*'s and the like."¹) Some listeners may have been surprised recently to hear a clergyman use the expression in a *B.B.C.* religious broadcast. "They [children] are *V.I.P.*'s to Him."

Wireless programmes use many terms of American origin. "Wireless" itself, as noun or adjective, is less and less used by the younger people in Britain, and enquiries conducted among university students show that many never use the word at all²). So far as older people are concerned, though, the alternative *radio* has made only slow headway, in spite of the title of the official weekly magazine of *B.B.C.* programmes, the 'Radio Times.' This may be explained by the fact that to anyone born before about 1925 "wireless" was a household word before the full force of American linguistic influence was felt in Britain.

The case is different for television. Though this was a British invention and though the *B.B.C.* instituted a television service in 1936, the first large-scale development of it as a medium of mass-entertainment took place in the United States. In Britain television has only just got into its stride and its name has been powerfully influenced by American example, becoming *T.V.* more often than not, and even "television" is often pronounced in the American manner with stress on the first rather than the third syllable.

As a synonym for "to be broadcast(ing)" one frequently hears *to be on the air*, a useful phrase frequently used by *B.B.C.* announcers, whose terminology tends normally to be on the conservative side³). A remarkable example of a facetious coin-

¹) *Hansard* 1948, vol. 448, 1135. (Quoted by Paul C. Berg, *op. cit.*).

²) In *Language*, a Ministry of Education pamphlet, *radio*, in the relevant section is used fourteen times; "wireless" does not appear at all! *Radio* is the more living form, in that it is used for new coinages, e.g. "sound-radio."

³) cf. a series of broadcasts by Max Beerbohm, published as *Mainly on the Air*, (1946).

age that has virtually become part of the British vocabulary because of the lack of any alternative term is *disk-jockey* (also *disc-jockey*, which is the more usual British spelling, though both forms are allowed), that is, a wireless entertainer who plays gramophone records, adding his own observations and remarks. This expression has led many Englishman to believe that "disk" is the American word for a gramophone record (it may incidentally be said that "phonograph" in British usage refers to the earlier form of gramophone using cylinders). Mario Pei warns us against this, when he says "disk-jockey; and note that 'disk' is not ordinarily used for phonograph record in any other connection" (by Americans)¹). British "disc" is frequently used by connoisseurs in this sense, though not by the public in general. The Concise Oxford Dictionary does not list this sense though it was used by Shaw as early as 1932. "It contained a clause...empowering the gramophone manufacturers to reproduce copyright music on their discs..."²)

As noun and verb, "quiz" has long existed in standard British, but had a somewhat archaic flavour, being kept alive chiefly through the works of Jane Austen. The sense was "to look at someone in a curious or mocking way, make sport of," and as a noun, "a person given to quizzing." But as a living word it now means "an interrogation, a test of knowledge" and as a verb, "to question." This is a result of B.B.C. programmes on the American model, whereby competitors score points in a *quiz* by correctly answering a number of questions.

But the great linguistic importance of wireless programmes in this respect is that they include very large numbers of American popular songs, and so imprint new words or new meanings in the consciousness of millions of listeners. British singers employed by dance-bands often seem to consider it desirable to heighten the effect of their songs by adopting American pronunciation (with varying degrees of success). British song-writers similarly seem to make a point of incorporating Americanisms into their compositions.

¹) *The Story of English* (1953), p. 224.

²) Page xxii of Bernard Shaw's introduction to G. Herbert Thring's *The Marketing of Literary Property*.

Some years ago, a song popular in Britain bore the title "Maybe." On consulting the N.E.D. one finds this word described as archaic and dialectal! It is a fact that at a time when it was little-used in the standard speech of southern England "maybe" never quite died out of the vocabulary of good speakers in the north. But in the U.S.A. it has always had a very wide popularity; indeed many Americans consider "perhaps" to be a Britishism. "Maybe" is now in general usage in Britain, though even now it receives only an incidental mention in the Concise Oxford Dictionary¹). Although the dictionary does not label it as of U.S. origin it can hardly be doubted that the revival of this word is due to the American example, and does not come from northern England, where in any case it is more often than not pronounced "mebbe," as in the remoter American communities.

A peculiar case is that of "fortnight" which is currently showing some signs of yielding ground to the synonymous *two weeks* which is universal in the U.S.A. The latter phrase is of recent appearance in Britain, and is to be regretted on semantic grounds, since in the opinion of the present writer a careful speaker will make a distinction in British between "Last year I spent a fortnight at London" and "Last year I spent two weeks (i.e. two separate weeks) at London." Be that as it may, "fortnight" seems to appear rarely in the speech of the younger generation, and within the next few decades may well join the archaic "sennight" in oblivion. It is possible that the popularity of *two weeks* derives from the example of American films; on the other hand it will be objected that "sennight" disappeared without the help of Hollywood! Another contributory factor in the rise of this phrase is one that does not derive from an American source, namely, fourteen years of food-rationing. Grocers and housewives often said "two weeks" on the analogy of the rest of the series ("three weeks, four weeks" etc.) when reckoning food entitlements. It may be that this process, carried out millions of times each week over a period of years, helped to popularise the use of the phrase. So it is difficult to establish how far it is an Americanism.

¹) Under "may".

Some words hitherto regarded in Britain as belonging to the purely legal vocabulary have become more generally known because of American usage. Thus "mayhem" i.e. "the crime of violently inflicting bodily injury upon a person," is noted by the N.E.D. as belonging to the vocabulary of 'Old Law,' though an American example referring to "literary mayhem" is cited by it for the year 1894. During the last fifteen years or so, *mayhem* has been slowly making its way back into British use, surely as an Americanism. As early as 1940 it is found in an essay by Dorothy Sayers, who speaks of an "act of mayhem."¹) A carping critic might object that this phrase, coming from the pen of a writer of Miss Sayer's learning, may stem from the British legal vocabulary and not from America at all, but one may see elsewhere that she is not averse to using transatlantic images, as when she uses the phrase "allergic to long-term planning." Taken from an essay of 1943, this is quite an early example of *allergic* in the American sense of "opposed, unsympathetic."²)

Some years ago, "assignment" was known in Britain only as a legal term, but it is now of daily occurrence in the American sense of "task, mission." This rapid spread of *assignment* is obviously due to its frequency in the dialogue of the more adventurous American films.

Advertising and salesmanship are activities in which Americans excel, so it is not surprising that British advertisers frequently copy their style and techniques. But although this field has given us such terms as *sales-talk*, *sales-resistance*, *to sell* (advertise or publish the merits of, cause something to be desired), *to be sold on* (be enthusiastic about), and *publicity* (advertising—cf. H. W. Horwill's *Modern American Usage*), American influence here is general rather than specific, inasmuch as advertising is above all a vehicle, as well as a source, of Americanisms. However one word that it would be impossible to omit is the comic-sounding *blurb* defined by the Concise Ox-

¹) *Unpopular Opinions*, p. 76.

²) *Op. cit.* p. 65. Originally a medical term meaning "hypersensitive," *allergic* has now taken exactly the opposite sense, "insensitive," cf. "I am allergic to the manner of William Saroyan." *John O'London's Weekly*, March 5, 1954.

ford Dictionary as a "Publisher's eulogy of book, printed on jacket or in advertisements elsewhere (orig. U.S. slang)." It is now used quite solemnly as an indispensable item in the jargon of literary critics and booklovers, and sometimes appears in the blurbs themselves. This useful word is probably America's greatest gift to the language of the British book-trade, since "best-seller" may not be of specifically American origin.

Together with the cinema, the press has probably done most to popularise American idiom in Britain. This is not merely an allusion to the more sensational newspapers, for even the staidest organs of the British press admit (unconsciously, no doubt) American expressions into their columns. During 1954 the *Sunday Times* front headline once referred to the breaking-up of an *ice-jam*. This was not a statement of improved weather conditions, but was apparently meant to convey that there had been an easing of international tension at a conference held in the United States. The word was totally unfamiliar to the present writer, who, indeed, has not met it since, but this is a fine example of how American terms can be transplanted into a purely British context. British dailies and weeklies now receive much of their material from American sources, or from British correspondents resident in America, and one has the impression that they sometimes print foreign items without fully understanding that the idiom used is not British. For example, when it is stated in a British newspaper that a crowd in some distant country has been expressing its disapproval by *throwing rocks*, it is evident that this should be translated into "throwing stones," since in British usage "rocks" are very large masses of stone far too heavy to be lifted by the human hand¹).

While some phrases used by the British press are unconsciously affected by transatlantic idiom, it cannot be doubted that some journalists, chiefly those writing for a wide public, deliberately copy the style and vocabulary of their American counterparts. Let us cite a striking example of direct influence. In 1953 an article appeared in the *American Reader's Digest* which referred to old age as "the vintage years." This quaint

¹) For a comment on American avoidance of "stone," see Thomas Pyles, *op. cit.* p. 16.

phrase duly emerged in the *Daily Express* of February 12th, 1954. This single repetition does not seem to have met with much success, but the American newspaper cliché *in this day and age* (meaning "now") began to be found in the British press at the beginning of 1954.

Newspaper usage has revived the verb "to quit," until recently regarded as archaic in Britain, except for some stock phrases, "notice to quit," "to quit the service," etc. In the United States this is a very vigorous word, and so in imitation of American use, British journalists give it the meanings of "abandon" (an area), "terminate one's membership of an organisation," or else intransitively, "to surrender, give up, cease to do something." Though often used in serious British newspaper writing, it is felt to be an Americanism in these senses, especially in the spoken language. Thus, for example, when an American airman appeared before a court during the Maidstone Assizes a question put to him illustrates this fact; "At what point did you decide to quit — to use your own word?" (*News of the World*, December 5th, 1954). Nevertheless, the value of this short and expressive word to an editor engaged in concocting headlines is immediately obvious, and the same is true of other terse expressions. In 1936 H. H. Horwill quoted from American journalistic usage such words as *ban* (to prohibit, prohibition), *crash* (to collide, collision), *cut* (to reduce, reduction), *probe* or *quiz* (to investigate, investigation), *sue* (prosecute), *wed* (marry)¹). It is noteworthy that at present all these words are in constant use in the British press, while *crash*, *sue* and *ban* are also in general use in the standard spoken language. On page 189 of the same tract Hornwill pointed out the American use of "editor" as applied to the head of each department of the newspaper or magazine; *sports editor*, *fashion editor*, and so on²). These are now usual in British journalistic practice, together with the *ghost writer*, a reporter who writes up in reada-

1) *S. P. E. Tract* No. 12, p. 190. In the case of "sue", "ban", and "wed," the Americanism lies only in their incessant use, although "wed" had come to be rather archaic or dialectal in Britain. *Crash*, for the collision of vehicles, is probably of American origin but is now certainly standard in British.

2) *editorial* for "leading article" is found in British sometimes.

ble form articles by famous sportsmen, actors and other celebrities. There is also a verb, *to ghost* for someone.

Angle, meaning "standpoint, viewpoint," has spread into general currency in British by way of the newspaper office as well as the cinema. An article is said to be written from a particular *angle*. Eric Partridge's *Usage and Abusage* listed it as "not objectionable" in 1947, though of American origin. Thus we find... "the National Sunday School Union, which has agreed to take up the matter from the legal angle" (*Gravesend Reporter*, November 13th, 1954).

It may be said that although Mr. Partridge writes that the influx of Americanisms into British is "largely owing to the influence of American soldiers, sailors and airmen," this is very much to be doubted¹). At present such forces in Britain are congregated in small areas, and like all soldiers tend to form a closed community to some extent cut off from the civilian population. Moreover, how would one account, at this rate, for the considerable borrowing from American in the decades prior to 1917? Even in the strictly military sphere British seems to have been relatively little affected by American terminology, and the everyday jargon of the two armies remains strikingly different. *Foxhole*, in the sense of "trench, weapon pit," was never, to the present writer's knowledge, used by British troops in the period 1939—1945, though it was then current in the United States army. It seems to have spread to the British forces during the Korean campaign, and is also used by journalists. The large tubular anti-tank weapon described as a *bazooka* was, on the other hand, certainly known by this name to British troops by 1944, and probably earlier²).

So far as equipment is concerned, there can be no doubt that the most striking displacement of a British military term by an American one is that of "radio-location" by *radar* (from the initial letters of "radio detecting and ranging," which is

1) *British and American English since 1900*, p. 180.

2) Incorrectly described by Paul C. Berg (*op. cit.*) and the Conc. Oxford Dictionary as an anti-tank rifle. Resembling a length of stove-pipe in appearance it was called a *bazooka* by American soldiers who considered its shape similar to that of the comic musical instrument of the same name devised by the comedian Bob Burns.

now in universal use in the English-speaking world. This, of course, is a military device with numerous civilian applications, a factor which has perhaps aided the change in terminology.

In civilian parlance *high-ranking officer* seems to have ousted the traditional "senior officer," the adjective in question being also applied to important bureaucrats. The American *top secret*, as applied to documents, plans, etc. has similarly replaced the usual "secret," though during the Second World War (increasingly often known as *World War II*) there was an American official reminder that "British 'secret' means 'top secret.'"

No reference is made to other American additions to British military nomenclature, since they do not usually displace an existing native term e.g. *jeep*, *block-buster*, *trigger-happy*, etc. If Americanisms have had little success in upsetting the established technical vocabulary of the British army, this is explained by the fact that soldiers are conservative by nature, and are not usually impressed by the customs of other armies¹).

Stock phrases of a usually conversational type are often of direct American origin, presumably from the cinema. As an avowal of ignorance, English people have traditionally said "I couldn't say," but now the American *I wouldn't know* is spreading rapidly. In a British serial film made in 1940 the hero stated "In the deplorable argot of the modern generation, 'I wouldn't know.'"²) However this phrase is now heard in serious conversational use by people of all ages. Another cliché from America is used by a speaker to cast doubt on his own assertion e.g. "This is the end of the story. *Or is it?*" The phrase can be applied in any tense or person:—"Or will they? Or would she?" etc. Similarly the American opening gambit *Tell me* is very much used by British speakers now e.g. "Tell me, is this the end of story?" This fills a gap in British usage, which

1) *Truck* meaning "a (motor-)lorry" has come to have this American sense in standard British largely because of its official adoption by the British Army. Though held to be an Americanism in the late nineteen-thirties, it is now at least as common as the native word.

2) *Pimpernel Smith*, part 2.

has not hitherto had an easy conversational equivalent to the French "Dis donc" or the German "Sag' mal".

Not specifically belonging to the spoken language are *just how, just when, just why, just where* for the native "how exactly" etc. So, for example, "Just how do you expect me to do that?" The same applies to *just that* for "that very thing," "precisely that." The *Observer* speaks of "the French, who are desperately asking for just that" (March 23rd, 1954). In private correspondence, *just that* was first noticed by the writer in a letter received in November, 1953.

Right now for "now" is met with in England, but is not so common as *right away*¹). The latter is perhaps to be thought of nowadays as belonging to the standard language. It is related in connection with it that when Charles Dickens was in the U.S.A. he was asked whether he would have his meal *right away*, and after a moment's reflection he replied that he preferred to have it where he was. This mistake would presumably be impossible today.

That way in the sense of "like that" has had rapid and widespread success in Britain. Before about 1946 it was used there only in the native manner, i.e. when indicating a direction in space; "You go that way to London," or in descriptions of processes; 'You catch the ball that way' or "He'll never become a champion that way." The American innovation lies solely in extending this use to static conceptions, e.g. "I hope you stay that way" (this being the first spoken use of it heard by the writer in Britain, in 1948), or "I like it that way," a sentence twice used in a B.B.C. interview (October 26th, 1954) by Sir Thomas Beecham, not an unduly colloquial speaker.

American frequently produces such compounds as *way over, way down, way back* in which the first element adds emphasis and some vague idea of motion. These were being copied by young speakers in Britain as early as the nineteen-thirties, and now sometimes appear in serious spoken contexts or in print. Thus in an article in the *Daily Telegraph* (April 8th,

¹) Many people do not remember, or have never known, that this is an Americanism. In a recent British film it was used anachronistically during a scene supposedly set in 1917.

1954) significantly entitled "Where *to eat* in Paris," (British, "Where to have a meal in Paris") there appears the phrase "*Way over* on the other side of Paris." Some seem to find this type of expression just a shade colloquial, so they replace the first element by "away," correctly enough, from the historical point of view¹). *Away back* was used, for example, by a Fellow of Magdalen College, Oxford, in a Third Programme broadcast talk (July 11th, 1954).

"Back" is used in the phrase to *go back on* i.e. "to betray, abandon." An article in the *Observer* stated "What the Kremlin is asking us to do is to go back on a principle" (May 30th, 1954).

A well-known feature of American usage is its great liking for the construction "verb + adverb(s) and many expressions of this type have infiltrated into standard British; *to slip up* "make a mistake," *to stand for* "tolerate," *to stand up to* "resist," *to get away with*²) "succeed with something, induce others to accept a situation," *to get by (with)* "manage, make do with something,"³) *to fall for* "be hoodwinked by something," *to beat up* "give a beating to." *To check up on*, "check," shows that American is not always the more concise, though this seems to differ somewhat from *check*. Thus one checks the battery of a car, but one checks up on a statement (a more abstract process than that involved in a mechanical or chemical test). Both are now current in British, though hitherto a battery was said to be "tested." Although all the above phrases form part of the British vocabulary they were considered as American in 1926 by Professor Fred Newton Scott. or else by Horwill in 1936⁴).

Space forbids illustration of more than a single example of the use of an American expression of this type in standard

¹) Here it is difficult to see whether this is a British remodelling of the word, or a direct adoption of the fuller American form "away."

²) cf. *getaway* "escape," and *to make a getaway*, distantly connected with this.

³) First made known on a large scale in Britain by a song (1939).

⁴) See Scott's glossary in *S. P. E. Tract* No. 24, and Horwill in No. 45, pp. 194—195.

"To check" in British traditionally implied an idea of comparison, as when checking a copy with the original.

British, viz. *to cash in on*. A contributor to the *Spectator* alludes to "the unseemly eagerness of political extremists to cash in on industrial conflict" (November 19th, 1954). It will be seen that in this example, and indeed more often than not, the usage is figurative, referring to an advantage of an abstract kind rather than to financial gain.

To make out, i.e. "to succeed," as opposed to the British meaning, "pretend, claim," is also mentioned in Professor Scott's article and is now sometimes to be heard in Britain, though still far from standard. *To make* in the American sense of "to succeed in reaching" (hitherto used in British only of a ship making port) is also gaining ground, though here again it is a colloquialism. *To make the grade*, "to be successful" (particularly in an examination or test) is rather surprisingly found in a pamphlet issued in November 1954: "It is relatively easy to pick out those who are unlikely to make the grade."¹)

A similar sort of expression is *to get around to*, meaning roughly "to summon up enough energy, or to have the time, to do something." It appears in standard contexts now. "The fact is that Whitehall had been contemplating changing the regulations for years, but never got around to it" (*Spectator*, November 19th, 1954). *To be around* is rapidly replacing "to be about" in the sense of "to exist, be extant." An article on Arnold Bennett speaks of someone who "rebukes the enemies of Bennett who are still around" (*John O'London's Weekly*, June 11th, 1954).

So far we have chiefly considered old words which have been given new meanings, though a few neologisms have been mentioned. It is now time to look in greater detail at some of the words which are completely new in form so far as British is concerned. One of them is *to bulldoze*, "compel by show of force, crush all opposition," a verb all the more readily understood in Britain because of the introduction there, in the early nineteen-forties, of the mechanical *bulldozer*, though in the United States the verb seems to have preceded the noun, being mentioned by Professor Fred Newton Scott in his glossary

¹) Issued by the Association of University Teachers.

“for those struggling with the works of Sinclair Lewis.”¹⁾ The same list also refers to the expression *to boost* “to promote, push.” This has taken deep root in Britain, particularly in the political, commercial and technical vocabularies, so that one constantly hears references to the *boosting* of industrial production or efficiency²⁾. The B.B.C. uses “booster stations” to increase the power of its broadcasts.

To doodle is to sketch meaningless designs on a scrap of paper while giving attention to something else. This neologism was first heard in Britain in the American film “Mr. Deeds goes to town” (1937) and is now a respectable member of the standard vocabulary, chiefly because it neatly describes an action for which there was previously no name. Newspapers frequently comment on the doodling of statesmen attending meetings and conferences.

Changed social habits facilitate the introduction of certain Americanisms. Young married couples going out for an evening’s entertainment engage the services of a *baby-sitter* to look after the children. This person is often a *teen-ager*, formerly described as a “girl (young man) in her teens.” The new expression was well-established by the late nineteen-forties. This young lady will no longer refer to her “sweetheart” or “young man,” but to her *boy-friend*, while she is his *girl-friend*, words which may seem both ambiguous and repugnant to the older generation, but they are now standard inasmuch as they have overcome all competitors except the official “fiancé.” The historian of the subject, E. S. Turner, states that “from some unknown source the expressions ‘boy friend’ and ‘girl friend’ had come into use,”³⁾ not realising that the ‘unknown source’ was America, though *boy friend* is attested as a written form for the year 1925 in the *Dictionary of Americanisms*, by Milford M. Mathews. The fact is that these new names reflect changing social custom, inasmuch as an older tradition made no allowance for the modern tentative ‘camaraderie’ between a young

1) *S. P. E. Tract* No. 24 (1926), p. 118—127.

2) cf. “I am not concerned to boost non-figurative art as such,” (Letter to the *Listener*, March 5th, 1955).

3) *A History of Courting* (1954), p. 216.

couple which may or may not culminate in a formal engagement. The new terminology, though lacking in dignity, is sufficiently ambiguous to be suitable for this not very clear-cut situation.

Because of differences in physical environment between the two countries, it often happens that British speakers and writers use transatlantic figures of speech which, if interpreted literally, form no part of their experience. This is the case for many metaphors taken from the life of farm, field and wood, since Britain, much more than America, is urban rather than rural in character. So British people have little or no knowledge of the customs and practices behind such expressions as the following, though they are quite prepared to use them metaphorically:—*to have a chip on one's shoulder*, "act aggressively, in a provocative manner," (the traditional British phrase is "to trail one's coat," admittedly an equally 'empty' metaphor nowadays); *to scrape the bottom of the barrel*, "use up the last of one's resources." It sometimes happens that because of misinterpretation an American word takes on a slightly altered meaning in Britain, the finest example of this being *backlog*, whose literal meaning in the United States is "a large log at the back of the fireplace to keep the fire going."¹) The metaphorical American use is quite logically "something to be relied on in emergency," witness the following sentence from the *Atlantic Monthly* (October 1954). "What backlog there was we had saved together²)." Similarly, when an American manufacturer speaks of having a backlog of orders he means to imply that his firm is fortunately situated, since there is plenty of work to be done. In British usage, on the other hand, this originally American word takes on an unpleasant note, denoting arrears of work due to shortages of materials, or other difficulties. So in the House of Commons a member states:—"There is a very serious backlog of work waiting to be done."³) So deep-rooted is this interpretation in the British mind that sometimes the very form of this word is altered and it becomes "backlag," on the analogy of "lag." Thus in the

¹) Thomas Pyles, *op. cit.* p. 17.

²) p. 73.

³) *Hansard*, vol. 448, 968, quoted by Paul C. Berg's dictionary.

Daily Telegraph of April 2nd, 1954, though we find *backlog* in an article, "backlag" appears twice in the letter of a correspondent. The semantic change affecting *backlog* is due to differences in national psychology and material conditions, but this change is made possible only by the rarity of log-fires in England and hence the unfamiliarity with the literal sense of this word.

Round trip neatly expresses a concept which hitherto had no short unambiguous name in British, for "return journey" is not sufficiently precise. However the unmistakable "return ticket" is never a "round-trip ticket" as in the U.S.A. As an example of *round-trip* we may instance its use by Mr. Peter Masfield, Chief *Executive* (itself an Americanism that has been accepted in Britain very recently) of British European Airways, in the *Sunday Times* (July 4th, 1954).

The British housewife has borrowed from America a word that has had an astonishing success on this side of the Atlantic, namely *chore*. In 1939 this was distinctly an American expression, scarcely known in Britain, where one spoke of household 'jobs' (e.g. lighting the fire, peeling potatoes, etc.), though a related form was used in the name of the 'charwoman.' Today *chore* is standard British. The reason is not far to seek, and lies in changed social conditions. The native 'job,' regarded as a colloquialism, if not outright slang, in the nineteen-thirties, has gained prestige in the last fifteen years or so and may now appear in quite dignified contexts. This upward movement of 'job' leaves a gap for a new word to describe the housewife's daily tasks and this is filled by *chores*. So in a letter to the *Daily Telegraph* a clergyman explains "We do our own chores" and goes on to mention the "jobs" undertaken by vicars' wives, i.e. employment in offices, schools etc. But *chores* include monotonous tasks in general, as in an article where we read of "an interpreter who has just concluded his chores at an international beauty specialists' congress" (*Daily Telegraph*, March 22nd, 1954). The success of this word in the household is of course partly attributable to the shortage of domestic labour and the resulting consciousness of the unpleasant nature of housework by many people who have not hitherto been burdened with it.

Hindsight shows signs of appearing in the British vocabulary. A useful word, it denotes the quality of "being wise after the event." In the United States it originated as a pun; the hindsight of a rifle being the opposite of the foresight. The play on words does not survive in Britain, where one speaks only of the rifle's 'backsight' and 'foresight,' while "hindsight" is unknown in this sense.

It is true to say that such neologisms as *backlog*, *doodle*, *chore* and *hindsight*, though fairly numerous in Britain, are outstripped by the old words which have taken on new meanings from America. Thus while the last newspaper quotation cited above refers to a 'congress,' the American *convention* is sometimes to be heard in Britain as a designation of a gathering of likeminded people; for example, the International Convention of Ventriloquists was held on October 2nd, 1954. This may seem, to an Englishman of a historical turn of mind, to be imitation of the general grandiloquent tendency of American usage, for 'convention' is in both English and French history associated with the convening of a supreme law-making body. However in this case the impression is a purely national one, for the American is entitled to make the same objection to the British use of 'congress.'

This particular instance, however, does not invalidate the principle that American is frequently more long-winded and pompous than British; witness the cumbersome *in the event that* for 'if,' a ponderous phrase which is gaining ground in Britain, though it is not yet very frequent. A police report about the probable effect of a proposed change in the law said that "it would preclude them taking proceedings in the event that they were required to investigate suspected illegal ownership ..." (*Daily Express*, March 3rd, 1954).

The pomposity of some American nomenclature was commented on by Miss Vera Brittain, recounting her experiences during a lecture tour in the U.S.A., when she said that questions put by members of the audience were elevated to the dignity of a *forum* (*Atlantic Monthly*, June 1935). Yet nowadays this word is frequently met with in Britain, being used in radio programmes, newspapers and magazines to denote the section allowing general comment and discussion. In earlier British

usage it was mostly used when speaking of classical Rome, so here the change is largely one of style and atmosphere.

The verb *to rate* is increasingly used in the American sense. Traditionally it means 'to estimate, consider the value of,' e.g. "I do not rate his merits high". The new usage consists of changing not so much the meaning as the function, or point of view, of this verb, so that it means 'to deserve, be worthy of.' A correspondent of *Time and Tide*, complaining that a meeting of civil servants was not reported by the press, wrote "Almost anyone can rate a column, but not a civil servant" (November 27th, 1954). Similarly, a contributor to the *Spectator* said that "Crichel Down is sure to rate a paragraph in the administrative history of our times." The corresponding noun, *rating*, also can be met with in Britain at present, with the transatlantic sense of 'standing' rather than 'opinion, estimate.' Here again, it is really a question of a changed point of view, since one's standing is merely the result of other people's opinions.

As in the United States, there has been in Britain a tremendous increase in the everyday application of sociological studies, and this has left its mark on vocabulary and even methods of word-formation. Horwill instanced as examples of curious American uses in 1936 such forms as *pupil activities*, *child guidance*, or even *teacher guidance*, this last one being ambiguous, in his view¹). Yet such phrases and others like them are now constantly found in excellent British usage, and do not occasion the slightest surprise. Even their American origin is completely forgotten.

Some British sociological expressions in *-ee* owe little or nothing to American influence, for the British vocabulary has long included words of this type, e.g. 'payee,' attested in the eighteenth century, and more recently, 'employee.' Native creations are 'licensee, evacuee, trainee, selectee.' *Jamboree*, despite its connection with the eminently British boy scout movement, is officially listed as being of American origin, and was

¹) *S. P. E. Tract* No. 45, p. 192. This type of phrase is on the increase. cf. "efficiency grounds" in the leading article of the *Observer*—"these could be convincingly justified on efficiency grounds" (March 13th, 1955).

in use in America for at least fifty years before being applied in England to a large rally of boy scouts in 1920. The Concise Oxford Dictionary marks it as "slang" but this can scarcely be the case so far as its scouting use is concerned, for here *jamboree* is the official name for a large-scale international rally. In its true American sense of "merry-making, carousal," it is virtually unknown in Britain, where it is looked upon solely as a scouting term. On the whole, it is fair to say that the *-ee* suffix is more readily used for the creation of neologisms in American than in British.

The same is true of *-eer*, denoting an agent, as against the usually passive nouns in *-ee*. Though widely current in the United States, nouns in *-eer* often tend to be somewhat pejorative, possibly because of 'profiteer' (1914—1918) and perhaps the old-established 'buccaneer,' though the 'auctioneer' and 'scrutineer' have not suffered from this taint. American has added little to the British vocabulary in this respect, save for the *racketeer* (and his *racket*) first heard of in Britain on a large scale in the nineteen-thirties.

The suffix *-ette* is also used in the U.S.A. for new coinages, and has the two possible meanings of 'small' or 'feminine.' A few of these have been accepted into British; *kitchenette*, *drum-majorette*, and *usherette*. This last example, referring to a female attendant in a cinema or theatre, is now so firmly established that in recent months a reader of the *Times Educational Supplement* protested in a published letter that a teacher had substituted it in a child's essay for the traditional "attendant"!

It is a peculiar fact that British speakers frequently accept into their vocabulary American expressions which merely duplicate existing British words, while fighting a rear-guard action against certain neologisms from the other side of the Atlantic which would be a useful addition to the British vocabulary. Thus, *to commute* and *real estate* have been appearing sporadically in British newspapers for some years but have never caught the public fancy. Indeed newspapers printing these terms in descriptions of American life frequently feel obliged to translate them for the benefit of their readers. The *Daily Express* reported an American boxer as saying "I'd like to commute (that means travel up and down every week) be-

tween New York and Florida" (March 19th, 1954). It is difficult to see why the verb and its accompanying noun *commuter* have not been more widely accepted in Britain, where a "season-ticket holder" speaks of "travelling" to work. It is true that the Concise Oxford Dictionary lists *commute* and *commuter* in the American sense, but the present writer has never heard anyone use them.

Real estate seems almost as difficult to assimilate and is usually explained in brackets in newspaper accounts as meaning "property," though a man who deals in property is known as an "estate agent." Perhaps the truth is that in the British consciousness "estate" is linked with the spacious manorial lands of the aristocracy; indeed an "estate agent" may be either the agent for a nobleman's estate or else a dealer in house-property. *Real estate* appears in the 1933 supplement to the N.E.D. as being of American origin, and, surprisingly, in the main body of the Concise Oxford Dictionary without any special mention. Though used by some writers¹), this expression cannot be considered as standard British and is not readily understood by most people.

A practical difficulty in studies of this kind arises when a British writer uses an American word in a transatlantic context, for here it is difficult to know whether he is using it as an aid to local atmosphere or else as a part of his own normal vocabulary. So when an Englishman writes "The American simply regards a car as a means of transportation" it is not easy to see into which category the final word should be placed. Is the writer using it in his own right, or speaking from the point of view of the American whose thought he is explaining? Of course, there is no real answer to this question, the truth being that this very ambiguity is a channel for American additions to the British vocabulary. Words and phrases first used in describing the American scene are later transferred to a purely British context, perhaps semi-humorously in the first place, and finally are accepted by imitators who never realise that such words have ever been anything else but standard British.

¹) e.g. Ivor Brown (formerly editor of the *Observer*), in *No idle Words* (1948), p. 102.

The whole process may take several years. While the American origin of such a word is obvious, it appears in inverted commas, which are dropped when it is accepted as a fully-fledged member of the British vocabulary. An example is *set-up* meaning "the structure or arrangement of an organisation." In the thirties of the present century it was an American intruder into the spoken language of Britain. In the forties it appeared in writing in inverted commas, but these have now disappeared and it is virtually a British word. The final stage in this evolution is reached when heated Englishmen indignantly deny that the word could ever be considered as anything but a native term. Hence, in a review of the *Langenscheidt Pocket Dictionary of the English and German languages* appearing in the journal *Modern Language* a protest is registered to the effect that "It is nonsense to describe *hitch-hike* as American" (March, 1954)¹. This, of course, is partly a subjective matter, for it is doubtless felt to be vaguely American by those who remember its introduction into Britain, together with the practice it denotes, some twenty years ago. The age of the commentator is all-important in such matters. In this connection it is odd nowadays to read what Horwill wrote in 1936; "Everyone recognises, of course, that such terms as *blizzard*, *bogus*, *bunkum* came to us from across the Atlantic."²)

It must not be thought, moreover, that Americanisms introduced into Britain do not meet with opposition from individuals. Sometimes this is mixed with grudging admiration. In 1951 a member of Parliament said in the House "I hate some of these American expressions, but in this case manufacturing 'know-how' explains best what I mean."³) (This word is, in fact, in constant use now. Though an Americanism, it was first made known on a large scale in Britain by a famous speech made by a South African, the late Field-marshal Smuts, who said in the middle nineteen-forties "You have the *know-how*.") *Teen-ager* is not always felt to be a particularly beautiful word, and a contributor to the *Daily Mail* voiced the opinion of some when he wrote "our daughter is what is hideously termed a

¹) The *Concise Oxford Dictionary* does not agree.

²) *S. P. E. Tract* No. 45, p. 197.

³) Hansard 1951, vol. 490, 1764. Quoted by Paul C. Berg.

teen-ager" (March 25th, 1954)¹). And Sir Compton Mackenzie, in the *Spectator*, describes the *British way of life* as "that ridiculous phrase." (November 7th, 1954). This, however, is but an eternal feature of linguistic change; innovations are frowned upon by the mature, but taken for granted by the rising generation.

All commentators on linguistic history tend to overlook phrases, in their absorption with individual words, so it may be as well to stress the importance of this aspect of borrowings from the American. Many of these pass into standard usage by way of journalese. *In the red*, meaning "insolvent, in difficulties" came into British use in the middle nineteen-forties, but is perhaps still somewhat colloquial. *To hold down* is often used of a post, or situation, in the sense of retaining it, and performing correctly the duties attached to it "... our self-respect and our sense of being of use in the world are closely bound up with the ability to hold down a job."²) *In a big way* for "on a large scale" will seem colloquial to some, but it is now used in quite serious contexts: "The Soviet Union is to follow the example of America and go in for maize growing in a big way."³) Thomas Pyles cites the use of *begin to* (*with a negative*) as an Americanism⁴). It is gaining ground in British writing, and in a letter to the *Daily Telegraph* Lord Vansittart writes "That would not even begin to contain the Soviet menace" (February 16th, 1955). Although the *bandwagon* is unknown in Britain⁵), *to jump on the bandwagon* is increasingly used, and means "to follow the prevailing trend in politics or elsewhere." In a leading article in the *Times Literary Supplement* we read that "Civil servants and university teachers jumped on the bandwagon moved by a mixture of opportunism and fear" (February 18th, 1955).

1) The adoption of this word in Britain possibly reflects increased consciousness of the existence of teen-agers as a social group.

2) *The Economics of Everyday Life* (1950), Gertrude Williams, p. 216.

3) *Sunday Times* (February 20th, 1955).

4) *op. cit.* p. 163.

5) This did not prevent the use of *Bandwagon* as the title of a B.B.C. weekly entertainment (circa 1939).

So far we have considered questions of vocabulary without taking functional changes into consideration, though American, even more than British, readily uses nouns as verbs. This has had some repercussions on British usage, for in 1936 Horwill wrote "we still regard as alien the verbs *accession*, *clerk*, and *contact*."¹) This latter is now a useful member of the British vocabulary, as a variant of the lengthier "to get into touch with."

Some transitive verbs now readily become intransitive, following American usage. Thus it is no longer essential to use a direct object with "to warn" e.g. "to warn someone that ..." and it suffices *to warn that* ..., though this is perhaps a written or discursive, rather than a conversational use. The verb "to blame" sometimes undergoes a changed use which is due to American idiom, when the traditional "to blame someone for something" becomes "to blame something on someone." So "Mr Horner blames the shortage of coal on the shortage of miners" (*Time and Tide*, July 10th, 1954).

On the whole, however this syntactical sphere has been but little affected by outside influence, though it is worth mentioning that one of the most successful and rapid innovations from America concerned a verbal construction, namely that with "to help." The British tradition in the nineteen-thirties was to use a construction such as "to help to do" whereas American invariably uses *to help do*. This began to appear in Britain in the early forties, when the seal was set upon its admission into standard British by its use in a government poster. It is probably true to say that both forms are equally frequent at the present day. B.B.C. news bulletins seem to use both. As an actual example of the new usage, one might cite the following sentence from an article in *Time and Tide*. "I had been invited ... to help university students consider the vital relevance of the Christian Faith to life" (February 12th, 1955).

The verb "to belong" is currently being influenced in Britain by American idiom. In the United States this verb has the added sense of "being in one's true environment, belonging to one's rightful group," a concept to which much importance is apparently attached in the United States. This use is spread-

¹) *S. P. E. Tract* No. 45, p. 186.

ing in Britain, presumably for similar reasons to those which occasioned its birth on the other side of the Atlantic. In an obituary notice we read "Westminster gave him ... the chance to mix, the feeling of belonging."¹) Similarly, from the *Times Literary Supplement*: "They are found here where they belong, side by side" (October 29th, 1954)²). In British the preposition used with this verb is traditionally "to," but "to belong to" is now having to face competition from the American form *to belong in*, e.g. in the *Observer* "There is little doubt that Michael Tippett belongs in the second category" (January 23rd, 1955)³). It seems evident that the American uses of *belong* owe something to the influence of German "gehören," either by way of German-Americans or those numerous American scholars who were educated at German universities in the nineteenth century. Indeed when in the N.E.D. one reads Sir William Craigie's editorial comment "It is not certain that these belong here," it is impossible to say whether this early example of this construction is due to Sir William's knowledge of German (in which case it would be a loan-translation of his own) or whether it springs from his long residence in the United States⁴).

An expression in which "in" replaces "for" in American usage is such a one as "I haven't seen him *in* ten years" where the true British equivalent is "I haven't seen him *for* ten years." Here again the American construction has been frequent in standard British for some years, and bids fair to oust the old use.

In his *Making of English* Bradley commented on the peculiarity of such American sentences as *Does she have blue eyes?*, where the construction with "do," ought, according to the British view, be used only for restricted or temporary possession, e.g. "Do you have a book?." ⁵) Bradley also pointed out

¹) *Spectator* (January 14th, 1955).

²) An earlier example is found in an article by Eric Partridge in the *Quarterly Review* (January 1947). "Nevertheless, they do belong here where I've put them".

³) American influence on the British use of prepositions is a study in itself (cf. Horwill, *S. P. E.* 45, pp. 195—196) e.g. *on* the train, an investigation *into*, a similarity *with*, etc.

⁴) *N. E. D.* under "rooter" ¹) 3.

⁵) p. 71, footnote 1.

that some British writers were following the American usage, and half-a-century later it must be conceded that this tendency is very marked. To take one example out of many, a B.B.C. talk reported in the *Listener* included the following judgment of Pekin. "It does not have the direct appeal of Paris or New York" (December 2nd, 1954).

In its spoken form, American does not seem to make a great use of "must" to express obligation, and shows a distinct preference for the "have to" construction. Of course, this latter is old-established in British, but here, in traditional usage, this form is not frequent in the interrogative, so that to the American *Do you have to do that?* corresponds British "Must you do that?" But here again, American influence is having its effect on British spoken practice of the present day and the former type is on the increase. "To have to" also tends to replace "to need;" *I don't have to do it* as against "I needn't do it." In her recent novel *Mother and Son*, Miss Compton-Burnett puts into the mouth of a child living in an 1890 setting the sentence "Do we have to be ashamed of it?" This produces an effect of anachronism of which the novelist was presumably unconscious.

The above remarks do not touch at all such questions as the extent of American influence on British spelling and pronunciation, though this is by no means negligible. Thus "transparent" frequently rhymes with "arrant," in the American manner, rather than with "parent." It may be objected that here it is merely a question of a British spelling-pronunciation which has evolved quite separately from American, which has not affected it at all (The same fate overtook "apparent" at an earlier date, so that "apparent" rhyming with "parent" is now relatively rare, and somewhat old-fashioned). But even if such tendencies *are* latent in British speakers, it can scarcely be doubted that American speech (heard from films or radio) gives them, in the minds of many linguistically unstable members of the audience, an authority they would not otherwise possess. Similarly, it is increasingly common to hear "secretary" pronounced with four syllables, instead of the older "secret'ry." This pronunciation, rhyming with "wary," is now to be heard from some excellent British speakers.

Contrary to popular belief, however, it is difficult to make a hard and fast line between American and British pronunciation of individual words¹⁾, apart from glaring examples like "schedule," and so it is difficult to speak with much certainty here of American influence on British. More obviously due to American example are changed habits in the stressing of words. The typical American tendency is to bring the stress forward; *White House*, with stress on the first word, as compared with British equal stress on both words. This is copied to some extent in Britain, particularly by the younger generation, initial stress being frequently heard in 'mágageine, résearch, cigárette, áfter all' (this is very common, as against British "after áll" with stress on the second word).

On the other hand American usage generally stresses family names ending in *-ell*, unlike traditional British usage (is the American practice the result of a vague analogy with French? cf. "Bernard" and "Maurice," both given final stress by Americans)²⁾. This is now very fashionable in England, doubtless by imitation of American, and one hears Liddéll, Purcéll (but always with initial stress in official B.B.C. pronunciation), though Russell is an exception to this general tendency (as also in America, according to Pyles). The present writer has heard individual speakers use final stress with O'Donnéll and Mitchéll. Since these are normally pronounced in the U.S.A. with non-final stress, such British pronunciations might justly be described as "plus américain que le président." One acquaintance of the present writer, known at school as Ríddell, now insists on being called Riddéll, so it is evident that some people regard the final stress as having greater aesthetic appeal.

In conclusion, it is emphasised that this account is anything but exhaustive, but it is hoped that it may serve to show that the impact of American has affected not merely the sphere of slang, to which little or no reference³⁾ has been made, but also the standard language, written and spoken.

¹⁾ See Th. Pyles, *op. cit.* p. 175.

²⁾ cf. Thomas Pyles, *op. cit.* p. 185. Clark calls this "an un-historical development." *British and American English since 1900* (1951), p. 329.

³⁾ Except insofar as slang frequently becomes standard usage.

Needless to say, not all Englishmen will agree as to the correctness of all the foregoing observations, for language is a living and evolving entity, so that what may seem good usage to the younger generation may appear colloquial or even slangy to the elderly purist. However an attempt has been made to supply examples of new usage from reputable newspapers and periodicals. For the most part, only the period of the last fifteen or twenty years has been taken into account, so that most of the developments have been studied at first hand.

The most striking lesson to be drawn from this investigation is not even the multiplicity of Americanisms in good British use, but rather the fact that these borrowings take place largely on the unconscious plane. Only the possessor of a good linguistic memory, or better still, a conscientious note-taker, can fully realise the truth of this statement. It is confirmed by the experience of Horwill, who, speaking of some expressions borrowed into British, "expressed doubt whether he would have thought of them as originally American had he trusted to his memory alone."¹) The reason for this is possibly that American words are not usually exotic from the British point of view — they have not the outlandish appearance of the Japanese "hara-kiri" or the South African "apartheid." American *sidewalk* looks rather as though it might be a British word; French "trottoir" does not. The average person accepts a useful neologism without worrying overmuch as to how and where he first came across it. Moreover the very nature of American usage makes its vocabulary striking, forceful and irresistibly practical. Naturalisation of useful Americanisms in British usage is so painless, and often so rapid, that even so careful an observer as Eric Partridge is misled.

Speculation as to the desirability of this process is an unprofitable pastime. What is certain is that the interaction between American and British is largely from west to east at the present day, and it is in full spate. As a result, the forebodings of those who once prophesied a radical split between the two linguistic forms were wide of the mark, and the contrary opinion of Otto Jespersen, expressed a quarter of a century ago,

¹) Th. Pyles. *op. cit.* p. 164.

that everything pointed to increased intercourse between the two English-speaking nations, has been justified. Meanwhile there seems no reason why it should be assumed that American and British usage will ever become identical, for there is still a wide field of differences distinguishing the two greatest representatives of the English language.

The word-list set out below incorporates the remarks of the *Concise Oxford Dictionary* (1951 edition) in the following manner. Words in italics are noted by the dictionary but not in the American sense. An asterisk (*) shows that the word is listed by the dictionary as being of American origin, while a cross (+) means that though the word appears in the American sense it is not marked in the dictionary as being borrowed from the United States. If no distinguishing mark qualifies a word, this means that it is not in the dictionary. All words and phrases appearing in this list are mentioned in the above article as being original Americanisms. The information given applies only to a particular part of speech; thus 'accession' does not appear in the dictionary as a verb, though it is listed as a noun.

| | |
|------------------|-----------------------------|
| accession (vb.) | <i>build up</i> (vb.) |
| aficionado | *bulldoze (vb.) |
| *alibi | *bulldozer |
| +allergic | *bunkum |
| <i>angle</i> | +cash in on (vb.) |
| *assignment | check up on |
| away back | *chore |
| +baby-sitter | clerk (vb.) |
| +backlog | *commute (vb.) |
| *ballyhoo | *commuter |
| bandwagon | *contact (vb.) |
| *bazooka | <i>convention</i> |
| *be around (vb.) | co-star |
| *beat up (vb.) | <i>crash</i> (vb. and noun) |
| +begin to (vb.) | +cut (vb. and noun) |
| *belong (vb.) | *disk-jockey |
| blame on (vb.) | +doodle (vb.) |
| *blizzard | double-talk |
| +block-buster | drum-majorette |
| *blurb | +editorial |
| *bobby-soxer | *executive |
| *bogus | *fall for (vb.) |
| +boost (vb.) | +fan |
| +boy-friend | +feature |
| <i>breakdown</i> | *feature (vb.) |
| break down (vb.) | <i>forum</i> |

- +foxhole
- get across (vb.)
- get around to (vb.)
- +getaway
- +get away with (vb.)
- get by with (vb.)
- ghost-writer
- ghost (vb.)
- girl-friend
- +go back on
- high-ranking
- hindsight
- *hitch-hike
- *hold down (vb.)
- ice-jam
- in a big way
- in the event that
- *in the red
- *jamboree
- *jeep
- jump on the bandwagon
- just that (etc.)
- +kitchenette
- know-how
- +make a getaway (vb.)
- *make (vb.)
- make out* (vb.)
- *make the grade
- +maybe
- +mayhem (noted as historical)
- movie (noted in the plural)
- natural*
- of all time
- +on the air
- *probe
- +probe (vb.)
- +publicity
- +put over (vb.)
- *quiz (vb. and noun)
- *racket
- *racketeer
- +radar
- *radio
- rate* (vb.)
- rating*
- +real estate
- +release (vb.)
- right away
- right now
- rock*
- +round trip
- routine*
- +sales-resistance
- sales-talk
- *sell (vb.)
- *set-up
- show-business
- *sidewalk
- +slip up (vb.)
- +stand for (vb.)
- +stand up to (vb.)
- +star (vb. and noun)
- *stooge
- *teen-ager
- that way
- this day and age
- top secret
- transportation*
- trigger-happy
- +truck
- T. V.
- +two weeks
- +usherette
- V. I. P.
- warn that (vb.)
- way back (etc.)
- way of life
- World War II

SOUTHAMPTON

BRIAN FOSTER

BUCHBESPRECHUNGEN

Robert M. Estrich und Hans Sperber, *Three Keys to Language*. Rinehart & Co Inc., New York 1932. X + 358 S. \$ 4,00.

Die drei Schlüssel zur Sprache sollen Geschichte, Soziologie und Psychologie sein. 'Language, a function growing out of life, reflecting every phase and aspect of life, and influencing life, cannot be treated as a subject independent of the realities it represents. The alliance of history, sociology, and psychology with linguistics, therefore, may provide the key to any kind of linguistic problem, be it a detail of etymology or the intricate play of language and thought upon each other' (VI). Wenn die Verf. Sprachgeschichte im wesentlichen auch als Kulturgeschichte sehen, so fehlt ihnen doch nicht der Sinn für Sprache als wirkender Kraft. 'Language . . . is not solely a by-product of behavior, but also an element creating new forms of behavior.' (76) Die Verf. behandeln die großen Kapitel der Sprachwissenschaft: Lautwandel (VII), Wortbildung (VIII), Bedeutung und Bedeutungswandel (IX, X), Hüllwörter (I—IV), Wörter und Sachen (XII), Personalstil und Zeitstil (XIII, XIV), Humor in der Sprache (XV), Sprachstandard (XVI). Jedes Kapitel beginnt mit einem konkreten Einzelproblem, es folgen dann allgemeine sprachwissenschaftliche Erörterungen. Diese Methode wird den *general reader* ansprechen; der Fachmann empfindet die Behandlung der einzelnen Probleme, die oft sehr interessant sind, als zu skizzenhaft und daher als unbefriedigend, während auf ihn die sprachwissenschaftlichen Einsichten nicht gerade umstürzend wirken. Das anregende Buch ist besonders geeignet, den Studenten in einige Fragen der Sprachwissenschaft einzuführen.

BONN

WOLFGANG SCHMIDT-HIDDING

T. H. Savory, *The Language of Science, Its Growth, Character and Usage*. [The Language Library, ed. Eric Partridge.] 184 S. London 1953.

Die Naturwissenschaften haben wesentlich den Charakter der Neuzeit bestimmt, ihre Sprache hat aber, wie Verf. einleitend bemerkt, noch kaum die Aufmerksamkeit der Sprachwissenschaft gefunden. Savory ist Naturwissenschaftler und wendet sich mit diesem Werk sowohl an seine Kollegen wie an die Philologen, er muß daher manches bringen, was dem einen oder dem anderen sehr elementar vorkommt. Wie die andern Bände der Reihe ist seine Darstellung in erster Linie für den speziell interessierten Laien bestimmt.

Auf eine einführende Darstellung der Problemstellungen der Sprach- und der Naturwissenschaft folgen Betrachtungen über den Wortschatz der Naturwissenschaften, wobei Etymologie, Wortbildung und Wortgeschichte, von Chaucer bis zum Atomzeitalter besonders eingehend, zum Teil mit Wortlisten aus dem *OED*, herausgestellt werden. Anschließend werden Fragen des Stils naturwissenschaftlicher Arbeiten behandelt. Nach der Darstellung der allen Naturwissenschaften gemeinsamen Sprache werden Besonderheiten der Sprache einzelner Disziplinen untersucht. In einigen Schlußkapiteln wird dann noch versucht, Lobesworte für naturwissenschaftliche Autoren zu finden und eine Skizze der naturwissenschaftlichen Literatur, ihrer Bücher und sogar ihres Buchwesens zu geben.

Der Sprachwissenschaftler wird manches auszusetzen haben, auch wenn er sich nicht zu den lebensfremden ‚armchair philologists‘ (S. 13) zählt, die im Einleitungskapitel als Vertreter der Sprachwissenschaft erscheinen. Der Verzicht auf genaue Quellenangabe bei Zitaten, z. B. *opening a well-known chemistry textbook at random* (S. 87), mag vielleicht noch mit der Absicht entschuldigt werden, auch den Laien anzusprechen. Das Ergebnis einer zu Gunsten des Laien sehr allgemein gehaltenen und unspezifischen Philologie ist dann aber wenig mehr, als daß der Wortschatz der Naturwissenschaften wesentlich aus dem Lateinischen und Griechischen stammt, daß diese Elemente oft völlig sprachwidrig zusammengesetzt und verwandt werden und daß der Stil der naturwissenschaftlichen Sprache sich durch ‚Trockenheit‘ und Genauigkeit auszeichnet, unemotional und übersetzbar ist.

Für die Sprachwissenschaft fruchtbarer sind die Beobachtungen über Bedeutungsverengung im naturwissenschaftlichen Gebrauch (S. 35ff.) und die Tabellen zum Bedeutungswandel der Worte durch den Einfluß der Naturwissenschaften (S. 40/1). Mit den Problemen der Wechselbeziehung zwischen allgemeiner Sprache und naturwissenschaftlicher Fachsprache nähert sich Verf. echter sprachwissenschaftlicher Forschung. Bemerkenswert ist hier, daß die verschiedenen Disziplinen der Naturwissenschaften zu jeweils anderen Zeiten eine Ausweitung und Fixierung ihres Wortschatzes erfuhren. Bis zum 16. Jahrhundert haben wir ein langsames, unorganisches Wachsen, wobei das Bild bestimmt wird von alchimistischer oder astrologischer Welt- und Wunderbetrachtung. Im 17. Jahrhundert zeigt dann der Wortschatz ein lebhaftes, geordnetes Interesse der Wissenschaft vom Menschen als einem Säugetier. Im 18. Jahrhundert wird dieses Interesse aus dem weiteren Gebiet der Zoologie und der Botanik ergänzt, daneben erscheint bereits das Interesse an der Physik und anorganischen Chemie, das dann vor allem das 19. Jahrhundert beherrscht. Gegen Ende dieses Jahrhunderts beginnen sich aber auch schon die subtileren Betrachtungsweisen der Biologie und der Psychologie im Wortschatz abzuzeichnen. Hier ließe sich deutlicher als es geschieht zeigen, daß Wortgeschichte auch Geistesgeschichte sein kann. Seitdem Richard Foster Jones vor mehr als 30 Jahren zuerst nachdrücklich auf den Einfluß der

naturwissenschaftlichen Denk- und Ausdrucksweise auf die Literatur des 17. Jahrhunderts aufmerksam gemacht hat¹⁾, sind so viele Beiträge zu diesem Problem erschienen, daß Dudleys Bibliographie (1949) 647 Einträge verzeichnen konnte. Aber Savory erwähnt nicht einmal den bereits in jeder mittleren Literaturgeschichte verzeichneten, von Bishop Sprat festgehaltenen Beschluß der Royal Society, der eine schlechte und direkte Ausdrucksweise verlangt.

Das Thema von der Sprache der Naturwissenschaften könnte noch zahlreiche andere Möglichkeiten zu fruchtbarer sprachwissenschaftlicher Forschung eröffnen. So wird die Frage der Syntax, zwischen den beiden Endpunkten Wortschatz und Stil, überhaupt nicht berührt. Für Savory heißt Sprache offenbar leider fast ausschließlich Wortschatz. Ein Beispiel möge aber zeigen, daß es hier noch lohnende Untersuchungen gibt. In der Sprache der Mathematik findet sich ein Imperativ („Let *a* be the distance between two points *A* and *B*...“), wo die Umgangssprache entweder einen Indikativ oder einen Irrealis hat („If *a* is the distance...“, „If *a* were the distance...“). Eine solche Untersuchung über deskriptive und spekulative Syntaxformen könnte auch für die einzelnen Disziplinen aufschlußreicher sein als unverbindliche Bemerkungen über „Stil“, ist doch die Sprache das greifbarste Zeugnis für die sich in ihr abspielenden Denkvorgänge. Solche Gedankengänge liegen Savory aber wohl auch deshalb fern, weil er als Biologe eigentlich nur immer an die deskriptiven Naturwissenschaften denkt, während die Sprachformen der abstrakten, etwa der Mathematik und der theoretischen Physik, bei ihm zu kurz kommen.

Ein weiteres viel versprechendes Problem, das Savory zwar anführte, dem er aber nicht gerecht wird, ist das der semantischen Fixiertheit naturwissenschaftlicher Worte (bes. S. 51, 68, 107ff.).

Verf. zeigt, wie dieser Charakterzug der naturwissenschaftlichen Sprache zur Schaffung neuer, eindeutiger Worte führt, eine Beobachtung, die auch schon früher oft gemacht wurde. Darüber hinaus ist bemerkenswert, daß die in die Fachsprache übernommenen Worte erstarren, während die gleichen Worte als Teile der Umgangssprache im Fluß sprachlicher Entwicklung stehen (*force*, *resistance*). Umgekehrt zeigen die aus der Fachsprache in die allgemeine übergehenden Worte eine oft erstaunliche Ausweitung und Verschiebung ihrer Bedeutung (*peroxide*, *atom*). So anregend diese Feststellungen aber auch sind, so übersieht Verf. dabei doch, daß diese Erscheinung keineswegs auf die naturwissenschaftliche Sprache beschränkt ist. Sie ist charakteristisch für jede Fachsprache. Selbst die Philosophie kennt sie, mag sie auch ihren ‚Ideen‘ den Zusatz ‚Plato‘ oder ‚Hegel‘ geben müssen. Außerhalb der Naturwissenschaften zeigt sich diese semantische Fixiertheit am deutlichsten in der Rechtssprache. Und was die natürlich gewachsene Sprache des Rechts und der Naturwissenschaften

¹⁾ Jetzt bequem zugänglich in *The Seventeenth Century*, by R. F. Jones and Others *Writing in his Honour*, Stanford 1951.

begonnen hat, das grenzt unmittelbar an die theoretischen sprachlichen Bemühungen und Erfordernisse der Logistik. Hier wäre also noch ein weites Feld.

Verf. übersieht, daß die naturwissenschaftliche Sprache viele Charakterzüge mit anderen Fachsprachen teilt und kommt daher zu dem irrigen Schluß, sie sei von Natur aus ‚materialistisch‘. Er versucht, dies an einer ‚naturwissenschaftlichen‘ Übersetzung der Eingangsverse der *Aeneis* nachzuweisen. Aber abgesehen von dem Verzicht auf die Versform ist diese Übersetzung nur ‚modern‘, nicht ‚naturwissenschaftlich‘, wie ein Vergleich mit der gleichfalls angeführten Übersetzung von C. D. Lewis zeigt (S. 113/4). Auch die kontrastierten Zitate aus der A. V., Shakespeare und Dr. L. A. Borrodaile (S. 18/9) behandeln keineswegs denselben Gegenstand, wie Verf. meint, sondern machen Aussagen über sehr verschiedene Aspekte dieses Gegenstandes, den Menschen, in sehr verschiedener, aber jeweils dem Gegenstand adäquater Sprache.

Schönheit, meint Verf., sei keine Angelegenheit der naturwissenschaftlichen Darstellung und Sprache und zitiert dazu A. R. Michelson: „These beauties of form and colour... must be resolutely ignored“. Aber Schönheit als Phänomen ist den Naturwissenschaften genau so zugänglich wie jedes andere Phänomen. Dasselbe gilt von der Schönheit des sprachlichen Ausdrucks, von der Verf. die Naturwissenschaften ausgeschlossen sieht. Schönheit des sprachlichen Stils ist keineswegs die *purple passage*. Sie ist auch nicht identisch mit den *devices* wie Metonomie und Satire (S. 85), den *accepted ornaments of literary composition*, die nach Auffassung des Verf. *lead to graciousness in writing* Schlampige Ausdrucksweise (S. 87), die nach Meinung des Verf. für die Naturwissenschaften typisch sei, ist kein Vorrecht.

An positiven Ergebnissen kann der Sprachwissenschaftler aus diesem Essay nur wenig gewinnen. Was er aber über einige gute Beobachtungen hinaus gewinnen kann, ist die Anregung, sich mit diesem viel zu wenig beachteten, bedeutsamen Gebiet der Sprache mehr als bisher zu beschäftigen.

MÜNCHEN

Fritz Wölcken

C. B. van Haeringen, *Netherlandic Language Research*. Leiden, E. J. Brill 1954. VIII + 108 Ss. Brosch. 8,50 Gld.

Frings' *Stellung der Niederlande im Aufbau des Germanischen* hat vor einem Jahrzehnt das Problem des Ingwäon. in neue Beleuchtung gerückt und auf ein folgenschweres Vakuum in der neueren deutschen Germanistik abgehoben, das auch jedem Anglisten deutlich wird, der sich um das Engl. als insulare Kolonie des Wasserkantengermanisch (Kloeke 1932) bemüht. Um so dankbarer wird gerade auch die Anglistik den Versuch einer engl. geschriebenen Überschau des Wichtigsten aus der Geschichte der Erforschung des Nl. bis etwa zum Jahre 1953 begrüßen und Zweifel an der Auswahl sowohl wie an der Bewertung des

einen und anderen Beitrags zurückstellen. Wären wir im Besitz eines ähnlichen geschichtlichen Abrisses der Resultate und Probleme der Wissenschaft vom Friesischen, bestünde begründete Aussicht, wesentliche Gebiete der Anglistik endlich wieder in ihre ursprüngliche Verbundenheit mit Germanistik und auch Romanistik zurückzuführen.

HEIDELBERG

HERMANN M. FLASDIECK

Richard Mummendey, *Die Sprache und Literatur der Angelsachsen im Spiegel der deutschen Universitätschriften 1885—1950* [Bonner Beiträge zur Bibliotheks- und Bücherkunde ed. Mummendey I]. Bonn, H. Bouvier 1954. XVI+200 Ss. Brosch. 25,00 DM.

Daß unsere Wissenschaft sich grundsätzlich über ein jedes neue bibliographische Hilfsmittel freut, versteht sich von selbst, und ein jeder von uns wird immer wieder das Fehlen einer sachlich geordneten Zusammenstellung der Anglistica unter den deutschen Universitätschriften als eine schmerzliche Lücke in seinem Apparat empfunden haben. Endlich unternimmt jetzt M. eine gleichzeitig von der Bibliographischen Gesellschaft der Universität Virginia betreute Darbietung der beinahe 3000 einschlägigen Titel im *Jahresverzeichnis der deutschen Hochschulschriften* (1887ff.) — leider klafft so noch immer eine Lücke zwischen dieser 1885 einsetzenden Erfassung und dem (übrigens im Vorwort nicht genannten) in zweiter Aufl. 1883 von Joh. Martin besorgten, die Romanistik mit umfassenden *Systemat. Verzeichnis der Programmabhandlungen, Dissertationen und Habilitationsschriften* Hermann Varnhagens, das erstmalig 1877 erschien.

Ersten Maßstab der Bewertung eines solchen bibliographischen Unternehmens gibt die Zuverlässigkeit der Sammlung und die Sauberkeit ihrer drucklichen Darbietung ab. Die Unterlassung einer eingehenderen Prüfung unter ersterem Aspekt wird man einem Rezensenten nachsehen, der schon beim Blättern im Namenregister alsbald darauf stößt, daß Georg Weber *Suffixvokal nach kurzer Tonsilbe* (vollständig Pal. 156) ebenso fehlt wie Erwin Reichenbächer *Glossar zum Regius-Psalter* (Diss. Jena 1934), daß zwar Gerhard Dietrichs *Habilitationsschrift* als Nr. 469 erscheint, jedoch etwa *John Brown* (Stud. Engl. Phil. 68) nicht. Nicht minder stört im Druckbild bereits die inkonsequente Interpunktion auf S. X und erst recht die Namensform Ludwig Herrich S. XIII; der Verf. von 4 heißt Sohrauer (nicht Schr.); 921 erfindet eine „bildliche Verneigung“, 1023 ein *Palychronicon*; im Register ist S. 182 der Verweis unter Henry More in 1938 (st. 1838) zu bessern, S. 196 George Villiers (st. Villier) zu lesen.

Ein solcher „Druckfehler“ leitet bereits zu bedenklicheren Beobachtungen hinüber. Ludwig Wolffs *Dreikonsonanz* (101) ist eine germanistische Diss., ebenso Hentschels Studie über die Mythen der as. Genesis (823), und wiederholt haben sich Titel aus der Erforschung des Anglofranz. verirrt (123, 126, 322, 635). So ist man denn kaum erstaunt, daß die ältere Terminologie in der zeitlichen Gliederung der engl.

Sprache üble Schnitzer nach sich gezogen hat: Fälschlich unter Ae. erscheinen etwa Ebisch *Syntax von EN* (498) und Wolff *Syntax des Havelock* (512), und Thüns *Verbum bei Orm* (312) hat offenbar Zenke (314) und Laeseke (318) nach sich gezogen. Aber auch ohne solchen Anlaß rangieren unter den ae. die Studien von Hirst über *EE Ps* (110), von Kühl über *Layamon* (116) und von Kolkwitz über Barber-Wallace (487), während trotz des Titels (!) das *Martyrologium* (883) als me. eingeordnet wird. Falsche Einreihung haben auch erfahren etwa Zickner über Pecock (552) und selbst Albert *Mittelalterlicher* [!] *Jargon* (600) unter Ne. Weit voneinander getrennt findet man die me. Genusstudien von v. Glahn (194) und Ausbüttel (209), und Döll *Me. Kleidernamen* (409) erscheint unter „Me. Wortlehre“, dagegen Kalb *Säugetiere* (456) unter „Namen“.

Ähnliche Zerreißung der Arbeiten von Siefken (716) und Däumling (977) über den Konstanzetypus gehört bereits zur Abteilung „Literaturwissenschaft“, deren neuzeitlicher Teil gegliedert ist in „Renaissance und Reformation“, „Bürgerkrieg und Restauration“, „Vorromantik (1725—85)“, „Hochromantik (1785—1830)“, „Die Viktorianische Zeit (1830—80)“ und „Die neuere Zeit (seit 1880)“ — so erscheint denn etwa Fielding (1852ff.) und Haferkorn *Ruine* (1744) unter „Bürgerkrieg und Restauration“, Erasmus Darwin (2168) und Aken-side (2107) unter „Hochromantik“! Abgesehen von solchen Auswirkungen des eigentümlichen Schemas findet man im letzten Abschnitt etwa nicht nur Schlösser *Aufnahme* (2629), sondern auch Zeiger *Einflüsse* (2628), selbst Weineck *Deutschland* (2630) und endlich gar Buck *Vorgeschichte des histor. Romans* (2641). Schwerlich erwartet man auch den Haupteintrag von Eckerts vergleichender Studie (2089) der Medicäerdramen Tourneurs und Shirleys wegen der Einbeziehung der durch Hazlitt bekannt gewordenen Überarbeitung durch R. L. Sheil (*Evadne* 1819) unter Hochromantik. Unter „1880ff.“ erscheint Ruskin (2797 bis 2804) und gar Christopher Anstey (2677); Vaughan (2068ff.) wird Vorromantiker und Nath. Lee (1419ff.) figuriert unter „Renaissance und Reformation“, während William Browne (2121) zum Hochromantiker und Sylvester (2909) gar zum Amerikaner gestempelt wird!

Sapienti sat. Unwillkürlich sucht man nach dem Eintrag *Mummendey* im Namenregister. Vergeblich — der Anspruch „Engl. Lit.“ im *Kürschner* gründet sich wohl auf eben die vorliegende Publikation. Jedenfalls ist der Bonner Bibliotheksrat, der vermutlich wegen seines Wartestandes 1946—50 im Anschluß an die Leitung der Aachener Bibliothek (1942) erst im *Kürschner* 1954 erscheint, Dr. ing., zunächst theoretisch und praktisch mit der Weinchemie befaßt und erst zehn Jahre nach der Promotion in den Bibliotheksdienst getreten¹⁾. *Ne sutor super crepidam!*

HEIDELBERG

HERMANN M. FLASDIECK

¹⁾ Jahrb. für d. Bibliotheken 35 (1952), S. 231.

The Year's Work in English Studies. Volume XXXIII (1952). Ed. by Frederick S. Boas & Beatrice White. O.U.P. 1954. 307 Ss. Kart.

Der neueste Band des altvertrauten Handbuches der English Association zeigt eine Fülle von Veränderungen im Stab der Mitarbeiter, unter denen das Ausscheiden von Dorothy Everett und die Aufgabe des Kapitels „Renaissance“ durch F. S. Boas besondere Hervorhebung verdienen. Mit Auswahl und Beurteilung des von den einzelnen Referenten Einbezogenen zurechten, überschreitet den der Anzeige gesetzten Raum. Mehr denn je kann man sich jedoch des Eindrucks nicht erwehren, daß das Streben nach Nennung möglichst vieler Titel die Wertung zurücktreten lasse, und auch die manchmal enttäuschend knappen Sätze der Inhaltsandeutung lassen den Benutzer fragen, ob das Unternehmen nicht allmählich und wenigstens streckenweise sich allzusehr einer kommentierenden Bibliographie nähert. Die verantwortlichen Herausgeber werden sich über die grundsätzliche Ausrichtung des Ganzen klar werden müssen, wenn sie ihrem Unternehmen auf die Dauer den Erfolg sichern wollen, den ihm alle Anglisten von Herzen wünschen.

HEIDELBERG

HERMANN M. FLASDIECK

Anglo-Americana hrsg. von Karl Brunner [Wiener Beiträge zur engl. Philologie 62]. Wien, Braumüller 1955. XII + 184 Ss. Brosch. DM 16,80.

Nach fünfzehn Jahren ist 1953 endlich wieder ein Band der von Jakob Schipper 1895 begründeten Serie erschienen (Beer, *T. S. Eliot*). Zu Beginn des Jahres 1955 reiht sich an die Festschrift zum 70. Geburtstag (18. 12. 1954) des 1948 nach Wien zurückgekehrten Leo Hibler-Lebmansport, eine mit einem nicht gerade glücklich gewählten Pressephoto versehene Gabe Karl Brunners an den Freund aus den Innsbrucker Studienjahren, der seit der Grazer Habilitationsschrift über *The Seege of Troye* 1928 sich auf Aufsätze beschränkt hat.

Die in alphabetischer Folge zu Wort kommenden 18 Mitarbeiter rekrutieren sich vornehmlich aus Österreich und Amerika. Als einziger Engländer steuert G. Bullough eine wohlfundierte Studie über die Anfänge des Kavalierspoeten Richard Fanshawe (27—36) bei. Die deutschen Mitarbeiter sind Heinrich Spies und Rudolf Sühnel, letzterer mit einem feinsinnigen Essay über *Huckleberry Finn* (150—156), demgegenüber H. Kühnelt *Humor in 'Moby Dick'* (111—121) erheblich abfällt. J. B. Hubbel (80—91) handelt über amerikanische Magazinumfragen nach den *best American writers*, E. E. Leisy *Of Time and the River in Recent American Fiction* (122—129). Aus dem Gebiet der englischen Literaturgeschichte schreibt den umfänglichsten Beitrag F. Wild über *Dichtungstheorie und Romanform der Viktorianer* (157 bis 172), während W. S. Dowden *Austrian Surveillance of Byron in Greece* (37—41) nur einen Nachtrag zu Brunners Artikel *B. und die österreichische Polizei* (Arch. 148) liefert und die Privatdozenten K. Hammerle *Shakespeares platonische Wende* (62—71) und S. Korninger

Mensch und Natur in der engl. Dichtung des frühen 17. Jhdts. (92 bis 100) sich auf dem Niveau ihres Innsbrucker Kollegen bewegen.

Unter den linguistischen Beiträgern überrascht Spies wieder einmal durch die Fülle seiner Beobachtungen (138—149) über *Engl. Geisteshaltung und sprachliche Formgebung* (*snobbery, swank, cant, innuendo*). H. Koziol deckt „Förderung und Hemmung analoger Wortbildung im Engl.“ (101—110) auf in der Geschichte des *-ese* und der Femininsuffixe von *-en* bis *-ess*, und O. Funke *Zum Problem des Bedeutungswandels* (53—61) setzt sich mit den neueren semasiologischen Werken von Kronasser und Ullmann auseinander. Im romanischen Felde liegt das Schwergewicht des umfänglichen Beitrags des Wiener Kollegen J. Brück (5—26) über amerik. < span. *bronco* „ungezähmtes Pferd“. O. Hietsch (72—79) endlich möchte auf Grund seiner Arbeit für den M. Litt. von Durham über Nominalkomposita in der ae. Poesie sich gegen Cynewulfs Autorschaft des *Phönix* entscheiden.

Ephemeren Charakter tragen die restlichen Beiträge von R. Flatter *Anmerkungen eines Shakespeare-Übersetzers* (42—52), J. Wirl *Erwägungen zum Problem des Übersetzens* (173—184) und K. Baschiera *Anglistik und Englischunterricht* (1—4), aber auch W. Ruth *Miscellanea phonetica* (130—137).

So unterscheidet sich diese jüngste Festschrift des Faches nicht im Geringsten von der Vielzahl ihrer Vorgänger: Gegenüber einigen gehaltvollen Beiträgen steht die Masse der Späne und gutgemeinten Füllsel.

HEIDELBERG

HERMANN M. FLASDIECK

Alarik Rynell, *Parataxis and Hypotaxis as a Criterion of Syntax and Style especially in Old English Poetry*, *Lunds Universitets Årsskrift*, N. F. Avd. 1. Bd. 48. Nr. 3. C. W. K. Gleerup, Lund 1952. 60 S.

Die Klassifizierung von Sätzen mit Hilfe der der Logik entlehnten Begriffe Unter- und Nebenordnung, wie sie heute als fester Bestandteil der Schulgrammatik gelehrt wird, stammt erst aus dem 19. Jahrhundert¹⁾. Die antiken und mittelalterlichen Grammatiker behandelten zwar Konjunktionen, nicht aber Sätze nach den logischen Beziehungen, die sie zum Ausdruck brachten²⁾. Mit *ὑποτακτικὴ ἔγκλισις* bezeichneten sie den Konjunktiv, mit *ὑποτακτικὸν ἄρθρον* das Relativpronomen³⁾. Mit der Entwicklung der Satzdefinition vom Ausdruck des logischen Urteils über die Verknüpfung von Vorstellungen bis zur formal inte-

¹⁾ Vgl. Delbrück, *Idg. Syntax*, III, 406—415.

²⁾ Vgl. Dionysius Thrax, *Ars grammatica*, ed. G. Uhlig, Leipzig 1883, pp. 86—100; Priscian, *Opera* I, ed. A. Krehl, Leipzig 1819, pp. 639—646.

³⁾ Dionysius Thrax, *op. cit.* 47, 61. Für Literaturhinweise auf antike Grammatiker danke ich Mr. R. H. Robins, London.

grierten Einheit¹⁾ schwanken heute auch die Begriffe Parataxe und Hypotaxe zwischen logischem, psychologischem und formalem Inhalt²⁾. Diese Unsicherheit war unvermeidlich, solange man in diesen Kategorien *ante rem* gegebene *generalia* erblickte, die den Bau jeder Sprache schlechthin bestimmten, und sie womöglich noch im Sinne der Fortschrittslehre mit primitivem und hochstehendem Denken gleichsetzte. So weit gehen heute die Standpunkte auseinander, daß man selbst die „einfache Umgangssprache“ bald für überwiegend parataktisch³⁾, bald für rein hypotaktisch erklärt hat⁴⁾. Was wir heute landläufig als Haupt- und Nebensätze einteilen, sind Reihen von empirisch erläuterten Satztypen, deren gemeinsamen Nenner wir nicht kennen. Moderne Lehrbücher pflegen sich mit vagen Hinweisen zu begnügen. Nebensätze ergäben allein „keinen rechten Sinn“ oder wiesen „mindere Bedeutungsfülle“ auf, im übrigen seien die Grenzen flüssig⁵⁾.

In vorliegender Abhandlung durchmustert der Stockholmer Anglist zunächst die fast unübersehbare Anzahl der bisherigen Theorien zur Hypo- und Parataxe zwischen Sätzen (pp. 3—24). Bei knapper und übersichtlicher Anordnung des Stoffes prüft er die verwandten Kriterien — gedachte und vorgestellte Beziehungen, satzeinleitende Partikel, Intonation, Bedeutungsfülle — und weist auf viele ihrer Schwächen hin. Bei strikter Deutung von der Logik oder auch der Stimmführung her gebe es nur Überordnung, und der Nebenordnung bleibe kein Raum (pp. 4f; 9f.). Die Bedeutung psychologischer Momente werde oft übertrieben, und ihr Vorhandensein lasse sich schwer feststellen (p. 6f.). Der Ordnungswert einleitender Wörter sei häufig mehrdeutig⁶⁾ (pp. 18—23). Ihre Verwendung als ausschließliche Kriterien lasse außerdem die sogenannten unbezeichneten Nebensätze außer Betracht (pp. 10—12). Mit Hinweis auf indirekte Rede, notwendige Relativsätze, semantisch gleichwertige Haupt- und Nebensätze und auf Satzgefüge, in denen der Hauptsatz entweder völlig fehlt oder nur aus der Kopula besteht, widerlegt Verf. — wir hoffen, endgültig — die verbreitete Vorstellung, daß in Hauptsätzen stets die wichtigen, in untergeordneten Sätzen die nebensächlichen Inhalte dargestellt würden (pp. 12—18).

Trotz dieser vielen treffenden kritischen Bemerkungen gelangt Verf. selbst zu keiner neuen Definition von Hypotaxe und Parataxe.

1) Letztere Definition bei Bloomfield, *Language*, New York 1933, p. 170.

2) Versuche formaler Definition bei L. Hjelmslev, *Omkring Sprogteoriens Grundlæggelse*, Kopenhagen 1943, p. 65f.; E. A. Nida, *Syntax*, Glendale, Calif. 1946, p. 21f.

3) Havers, *Handbuch der erklärenden Syntax*, Heidelberg 1931, p. 45.

4) L. P. Zindler, *Izv. Ak. Nauk SSSR, Otdel. Lit. i Jaz.* II, 119.

5) Stolz-Schmalz, *Lat. Gr.* 31, 682; Schwyzer, *Griech. Gr.* II, 636.

6) Dies ist nicht nur „in early language“ der Fall, vgl. Schw. *dit gick han* (Hauptsatz), (*platsen*) *dit han gick* (Nebensatz).

Einerseits urteilt er zu scharf, um sich mit der bloßen Vermehrung der schon bestehenden auf unklaren Voraussetzungen beruhenden Theorien um eine weitere zufrieden zu geben, andererseits scheut er die Frage nach diesen Voraussetzungen. Wie die meisten seiner Vorgänger geht er aus von „the¹⁾ two types of sentence structure, parataxis and hypotaxis“ (p. 3), untersucht aber nicht ihren *modus existentiae*. Handelt es sich um in irgendeiner Sprache festgestellte oder lediglich um gedachte Größen? Vage spricht Verf. von logischen, psychologischen und formalen Momenten in der Sprache, ohne sie in ihrer Bedeutung und Rolle voneinander abzugrenzen²⁾. Mit gleicher Unsicherheit bezweifelt er auch selbst sofort jedes seiner Ergebnisse. Ob und wie weit sie trotzdem gelten sollen, gibt er nicht an.

Deshalb entgeht ihm auch der entscheidende Grund für die Vielfalt und bestenfalls begrenzte praktische Verwendbarkeit der von ihm besprochenen Lehrmeinungen. Handelt es sich bei Parataxe und Hypotaxe um außersprachliche Kategorien, so ist eben meines Erachtens nicht von vornherein zu erwarten, daß sie für die Form der Sprache schlechthin oder irgendeiner gegebenen Sprache verbindlich sind, und es ist methodisch fragwürdig, sie von der Struktur einer oder mehrerer Sprachen aus definieren zu wollen³⁾. Der in diesem Zusammenhang übliche Hinweis auf subordinierende Konjunktionen oder Intonationen als Kriterien bewegt sich im Kreise, da diese ihrerseits nur kraft ihrer Verwendung in untergeordneten Sätzen definiert sind. Nennt man dagegen bestimmte, in einer Sprache selbst vorhandene Taxeme⁴⁾ hypo- bzw. parataktisch, z. B. die Stellung des Verbums in den heutigen germanischen Sprachen (außer dem Englischen), so sind diese Termini eben dadurch definiert, ohne notwendig die gleiche Bedeutung zu haben wie in anderen Wissenschaften. Vermengung dieser verschiedenen Betrachtungsweisen — „non ergo grammaticus, sed philosophus... grammaticam invenit“⁵⁾ — führt, wie die vorliegende Arbeit implicite beweist, nicht zur Klarheit, sondern zur Unlösbarkeit der gestellten Aufgabe.

Im zweiten Teil (pp. 24—47) untersucht Verf. die Möglichkeit, Hypotaxe und Parataxe im Hinblick auf das angeblich größere Alter der letzteren als Kriterien zur Datierung ae. Gedichte zu verwenden. Schon die Undefinierbarkeit der vorgeschlagenen Kennzeichen bemißt diesem Versuch meines Erachtens die Aussicht auf Erfolg.

¹⁾ Von mir gesperrt.

²⁾ Vgl. die saubere Trennung von Philosophie, Psychologie, Linguistik und Stilistik und ihrer verschiedenen Aufgaben in der Sprachforschung bei F. Kainz, *Psychologie der Sprache* I, Stuttgart 1941, p. 22f.

³⁾ Vgl. in diesem Sinne F. Kainz, *op. cit.* 112 über den Satz als psychische, nichtsprachliche Größe.

⁴⁾ Terminus nach Bloomfield, *op. cit.* 166.

⁵⁾ Zitiert nach Delbrück, *Idg. Syntax* I, 13f.

Glücklicherweise hegt auch Verf. einige Skepsis gegenüber einer so engen Auslegung der Fortschrittslehre. Die Satzkonstruktion sei eine Frage nicht nur der Zeit, sondern auch des Stils. Man müsse daher mit parataktischer Ausdrucksweise rechnen selbst bei ae. Dichtern, denen andere Darstellungsmittel zu Gebote standen.

Die Einwände des Verf. gegen die Theorie der zeitlichen Aufeinanderfolge von Parataxe und Hypotaxe innerhalb der uns bekannten Geschichte der englischen Sprache, nach der z. B. Gertrude Stein vor Milton zu datieren wäre, sind meines Erachtens überzeugend und sollten der voreiligen Verwendung undefinierter Begriffe als chronologischer Kriterien endgültig den Todesstoß versetzen. Leider kann Verf. sich auch hier zu keiner klaren Stellungnahme durchringen, sondern hält trotz seiner eigenen Gegenbeweise grundsätzlich an der von ihm bekämpften Auffassung fest (p. 29), ohne den Leser darüber aufzuklären, wie er derartig gegensätzliche Standpunkte miteinander versöhnt.

Der Wert der vorliegenden Arbeit liegt meines Erachtens in ihrer Kritik an zahlreichen hergebrachten und vielerorts vorbehaltlos übernommenen, aber auf schwankendem Grund beruhenden Methoden syntaktischer und stilistischer Forschung. Das ausführliche, wenn auch nicht vollständige¹⁾ Literaturverzeichnis, das Verf. abschließend zusammenstellt (p. 48—59), macht die Abhandlung gleichzeitig zu einem wichtigen Nachschlagewerk über die in Rede stehenden Begriffe. Ihre Geschichte weiter zurückzuverfolgen und die sich aus dem vorgelegten Material ergebenden, vom Verf. aber noch gescheuten Schlußfolgerungen zu ziehen, war die Absicht des Rezensenten.

NEW HAVEN

HERBERT PILCH

Rudolf Vleeskruyer, *The Life of St. Chad, an Old English Homily*. North-Holland Publishing Company, Amsterdam, 1953. 247 S. Geh. 15 hfl.

Diese der Universität Amsterdam als Dissertation — also als Habilitationsschrift — vorgelegte Arbeit ist weit mehr als eine Neuausgabe des zuerst von A. Napier 1888 (*Anglia* 10, 131ff.) abgedruckten Textes aus der Handschrift Hatton 116 (früher Junius 24) der Bodleiana. Mit ihrer ausführlichen Einleitung (S. 1—151) wird sich jeder, der sich mit ae. Literatur oder Sprache beschäftigt, auseinander zu setzen haben.

¹⁾ Für das Ae. fehlt V. Jarceva, *Razvitije složno-podčinennogo predloženijsa v anglijskom jazyke* (Entwicklung des zusammengesetzten Nebensatzes im Engl.), Leningrad 1940. Der Titel von V. E. Mourek ist falsch und unvollständig zitiert. Er heißt richtig *Syntaxis složených vět v gotštině*, Rozpravy České Akademie císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění, Třída III, 2, 1, Prague 1893 (čech. *Praha* oder *V Praze*, nicht aber Lok. *Praze* ohne Präp. wie bei Verf.).

Das Interesse an dem Text ist ja dadurch bedingt, daß er, obwohl er in einer Handschrift aus dem 12. Jh. steht, die noch allerlei Predigtliteratur aus späterer ae. Zeit enthält (s. die Beschreibung S. 3—5), sehr viele Sprach- und Schreibformen aufweist, die denen in den Glossen des Vespasian-Psalters (Hs. Vespasian A 1 der Cottoniana) entsprechen, also west-merzisch sind. Da und dort freilich kommen Schreibungen vor, die der spätae. (ws.) Schriftsprache entsprechen, da und dort auch solche, welche zeigen, daß der Schreiber auch diese zwar genau zu schreiben bemüht war, aber seine Sprachformen doch schon anders waren. In den anderen Texten der Handschrift, die auf Grundlagen in dieser spätae. Schriftsprache beruhen, schreibt er deren Formen noch recht genau ab, nur da und dort kommen ihm Entgleisungen vor. Daraus ist abzuleiten, daß die Vorlage der St. Chad-Legende eben westmerzisch war (St. Chad ist ja der Lokalheilige von Lichfield, er war dort Bischof und ist in der Kathedrale begraben) und die Abschrift von einem Schreiber stammt, der möglichst buchstabengetreu koptierte, wie dies z. B. mit ae. Urkunden im 12. Jh. auch noch üblich war. Seine Schriftzüge (vgl. das beigegebene Faksimile) sind freilich die des 12. Jh.

Die zu behandelnden Fragen waren daher das Alter dieser Legende, dann, ob diese merzischen Schreibgewohnheiten weiterverbreitet waren, und endlich eine genaue Darstellung der Schreibformen in der Legende, verglichen einerseits mit denen in den Glossen zum Vespasian-Psalter, andererseits mit denen in den anderen Texten der Handschrift, die zum Teil herausgegeben sind.

Das Alter des Originals ist nicht leicht zu bestimmen. Der Text ist, wie ihn V. richtig betitelt, eine Homilie zum Fest des Heiligen und hat wohl deshalb auch in die Handschrift, die vor allem solche Homilien enthält, gefunden. Die Grundlage ist Bedas Kirchengeschichte unter Benützung der Vita des Hlg. Martinus von Sulpicius Severus. Napier hatte angenommen, der engl. Text sei eine Übersetzung einer lateinischen Vorlage, was V. aus einigen Wendungen auch wahrscheinlich erscheint (S. 15). Das sagt nun für die Entstehungszeit nicht viel. V. versucht daher der Frage mit stilistischen und sprachlichen Merkmalen nahezukommen. Sicher ist, daß die Homilie noch nicht die alliterierende Prosa zeigt, die Aelfric benützte und die sich nach ihm in Westengland so lange erhielt (z. B. *Sawles Warde*). Alliterierende Formeln kommen zwar vor (s. S. 20f.), sie sind aber doch wie V. S. 22 richtig bemerkt, Erinnerungen an alliterierende Dichtung, die dem Prediger eben etwas Alltägliches waren (und manche haben sich ja bei uns bis heute erhalten, wie *mit Worten und mit Werken* = *mid wordum . . . mid weorcum* Z. 142f., vgl. S. 20). Kriterien aus den Sprachformen, die etwa Napier zu finden glaubte (wie *o* statt *a* vor Nasal), lehnt er mit Recht ab (S. 76f.). Geschickt sind aber einige paläographische Hinweise (Form des *a*, das als *o* verlesen werden konnte, Gebrauch von *ð*, S. 69), welche die Vorlage einer bestimmten Zeit zuweisen können. Er schließt daraus auf

etwa 850—900 und nimmt an, daß der Schreiber von Hatton 114 noch diese Vorlage direkt ohne Zwischenstufen, benutzt habe. Sie wäre also etwa 250 Jahre alt gewesen. Das ist natürlich bei einer Predigt über einen Lokalheiligen, die gewiß oft benutzt worden war, nicht recht wahrscheinlich. Es wäre genau so gut möglich, daß sich altertümliche Buchstabenformen und auch altertümliche orthographische Gewohnheiten irgendwo in einem Kloster länger erhalten haben als in einem Zentrum späterer ae. Gelehrsamkeit. Daß man gerade an einem derart konservativen Ort die Homilie des Lokalheiligen länger abschrieb und in ihrer alten Form noch für wertvoll hielt, wäre wohl möglich.

Die Handschrift Hatton 116 selbst stammt, wie Verf. S. 10f. glaubt, aus Worcester. Zumindest wurde sie dort mit einigen lateinischen Glossen versehen, welche die „zitternde Hand“ zeigen, die W. Keller¹⁾ in einer ganzen Reihe von Hss. aus Worcester festgestellt hat (Hatton 116 ist darunter noch als Junius 24 erwähnt).

Die frühe Datierung der Chad-Predigt erscheint V. auch darum begründet, weil er sie so mit einer voralfredischen westmerzischen Literatur in Verbindung bringen kann, deren Entstehung er in der Zeit der größten Ausdehnung der merzischen Macht unter König Offa und seinem Nachfolger Coenwulf annimmt. Damals sei eine „merzische Schriftsprache“ entstanden, die sich über ganz Südengland verbreitet hat und deren Spuren nicht nur in poetischen Texten der späten Sammelhss., sondern auch in einer ganzen Reihe von Übersetzungen und in den fws. Texten der Zeit König Alfreds zu bemerken sei. Er wendet sich daher gegen K. Sisam (*Studies in the History of O. E. Lit.* S. 133, Fußn. 3), welcher eine solche leugnet. Tatsächlich ist es, was die Verbreitung dieser merzischen Schriftsprache anbelangt, alles andere als sicher, daß die Glossen im Vesp. Ps. in Canterbury geschrieben wurden, man also dort merzisch schrieb (Verf. S. 25 oben, nach Sisam, *Cynewulf and his Poetry* S. 25f. und *Studies in the Hist. of O. E. Lit.* S. 4). Sherman M. Kuhn²⁾ hat doch gezeigt, daß es sehr unwahrscheinlich ist, daß die von Thomas of Elmham (frühes 15. Jh.) in der *Historia Monasterii S. Augustini Cantuariensis*³⁾ erwähnte Psalterhandschrift der Codex Vespasian A 1 war. Die Schriftzüge der Glosse weisen außerdem, wie schon W. Keller) gemeint und S. M. Kuhn⁵⁾ erhärtet hat, auch auf Merzien, wo der lat. Kodex ebenfalls entstanden sein wird⁶⁾. Wenn in späten Hss. (etwa den Prosatexten

¹⁾ *Die literarischen Bestrebungen von Worcester*: QF 84 (1900), S. 20.

²⁾ *Speculum* XXIII (1948), S. 604ff.

³⁾ Neudruck von Charles Hardwick in *Rolls Series*, 1858, S. 98.

⁴⁾ *Ags. Palaeographie* I, S. 22.

⁵⁾ *Speculum* XVIII (1943), S. 473f.

⁶⁾ Auch aus der Paläographie erweisbar nach Kuhn *Speculum* XXIII, 610.

im Beowulf-Ms., den Vercelli und Blickling-Predigten) noch merzische Schreibungen (neben denen der spätae. ws. Schriftsprache) vorkommen, so braucht dies auch noch nicht auf eine Vorlage in der „merzischen Schriftsprache“ zu weisen. Die spätae. Schriftsprache hat sich doch erst mit der Reform der Klöster und der Kirche in den letzten Jahrzehnten des 10. Jh.¹⁾ ausgebreitet. Es ist sehr gut möglich, daß Schreiber in merzischen Klöstern die neue Schreibweise noch nicht vollständig beherrschten und gelegentlich in die alten Gewohnheiten zurückfielen — bei einer „Orthographie-Reform“ tut dies jedermann, auch heute noch — und die merzischen Formen dadurch und nicht durch rein merzische Vorlagen zu erklären sind. Die Vordatierung der Blickling-Homilien (bes. der 11.) S. 56 ist daher kaum begründet. Die lange Liste der merzischen Denkmäler S. 51ff. ist also doch wohl einzuschränken und Sisams Ansicht (l. c.) „No doubt prose was used for sermons and other necessary purposes; but the extant Mercian glossaries, and interlinear versions of psalters and Matthew's Gospel, are rather tools for education than prose literature“ wird wohl zu Recht bestehen bleiben. Gewiß gab es in Merzien eine lokale Schreibgewohnheit und Rechtschreibung, und diese hat nachgewirkt und sich vielleicht ziemlich lange erhalten, wie man denn in Merzien auch schön kalligraphisch schrieb²⁾. Damit erklären sich auch die „merzischen“ Eigentümlichkeiten in fws. Texten aus dem Kreis König Alfreds. Er hatte merzische Mitarbeiter, die eben die merzische Orthographie kannten. Das Fws. dieser Texte ist aber doch eine bewußte Darstellung des Englischen Südwestenglands, noch nicht immer ganz systematisch, aber mit einem deutlichen Streben nach einem neuen System. Es ist auch eine Sprachform — soweit man sie aus den Schreibungen rekonstruieren kann —, die ganz gut die Vorstufe der späteren spätae. Schriftsprache gewesen sein kann. Die Behauptung des Verf. S. 44 „that the characteristics of what we are accustomed to call LWS (Late West-Saxon) have no chronological implications, but that they emanate from another type of South-Western Dialect“ erscheint mir daher nicht stichhaltig.

Die sehr genauen und ausführlichen Darlegungen der Schreib- und Sprachformen des Textes (S. 72—151) geben nur Anlaß zu ein paar Bemerkungen. Bezüglich der ziemlich häufigen Schreibungen von *e* für angl. \bar{e} (*i*-Umlaut von \bar{a} = wg. *ai*) glaubt der Verf. S. 75ff. nicht, daß diese vom Schreiber herkommen, der sich im Gebrauch des Zeichens \bar{e} nicht recht auskannte, weil er in seiner merzischen Vorlage so oft *e* für westsächs. \bar{e} (kurz oder lang, dann = wg. \bar{a}) fand. Er glaubt, diese *e* seien in seinem Original gestanden, weil er in den ws. Texten der Handschrift in der Wiedergabe dieser \bar{e} genauer ist. Die Annahme einer Zwischenhandschrift (oder mehrerer) zwischen dem Original der Chad-Predigt und Hatton 116 würde diesen Unterschied ohne weiteres

¹⁾ Vgl. F. M. Stenton, *Anglo-Saxon England*, S. 450f.

²⁾ Siehe W. Keller, *Ags. Palaeographie* I, S. 20f.

erklären können. Ein Schreiber einer solchen wäre eben in der Wiedergabe der *æ* ungenauer gewesen. Aber eine solche lehnt der Verf. ab (S. 9), und so muß er sich denn bemühen, diese *e* aus einem merzischen Lautwandel zu geschlossenem *ē* zu erklären. Man hat einen solchen aus me. Reimen und Schreibungen in gewissen Stellungen abzuleiten versucht¹⁾, doch ist die ganze Sachlage doch sehr unklar. Ob man sich auf Orrms Schreibungen so ganz verlassen kann, weiß man nicht (ganz abgesehen von der oft ungenauen Ausgabe, auf die wir uns stützen), ob die herangezogenen me. Dichter genau reimten (oder ob etwa die Reime in den herausgegebenen Hss. verderbt sind) erst recht nicht. Die von ten Brink genannten Reime Chaucers (die Luick a. a. O. wiederholt), beschränken sich nach den genaueren Untersuchungen von F. Wild²⁾ auf solche von ae. *læran*. Wer weiß, ob da nicht bereits eine offenere Aussprache von me. *ē* vor *r* die Grundlage ist? Ich glaube, dieser Versuch des Verf. ist wenig überzeugend. S. 81: die Formen mit *i* in *gifan* 'geben' aus dem Durham-Ritual sind nach Lindelöf *AB* 39, 148 nicht vorhanden und beruhen auf Fehllesungen. S. 81: in me. *rikenin* hatte ich *AB* 50, 342 die Annahme von R. M. Wilson eines Lautwandels von *e* zu *i* vor *k* abgelehnt. Dieser erscheint mir weiterhin sehr unwahrscheinlich. Wenn man nicht die von Jordan³⁾ für das Adj. *recene*, *ricene* „rasch“ (das allein in unserem Text vorkommt) vorgeschlagene Erklärung durch Suffixablaut, die von Luick § 379, Anm. 2 auch fürs Verbum angeführt wird, annehmen will, so ist doch eher die Stellung nach *r* (vgl. andere Fälle bei Luick § 379) als Erklärung anzunehmen, wofür eben Parallelen vorliegen. S. 108 ist Luick § 287 für eine angebliche spätws. Entrundung von *y* zu *i* ohne Rücksicht auf Nachbarlaute angeführt. Luick spricht aber dort von der bekannten, weit verbreiteten (me. deutlich werdenden) Entrundung, die vielleicht auch in einem kleinen Gebiet des Südwestens (Dev. und Dor.) anzunehmen ist. Allgemein spätws. ist sie sicher nicht. S. 116: E. Björkman *ESt* 48, 115ff. hatte bloß für *onsien* im Vesp. Ps. Zweisilbigkeit als Neubildung nach anderen Verbalabstrakten auf *-en* vorgeschlagen, nie für ws. *onsien* und dazu auch noch erwähnt, daß *onsien* im Vesp. Ps. wie die anderen Verbalabstrakta auf *-en* nach der *jo*-Deklination flektiert, also einen Akk. Sg. *onsiene* hat, der im Ws. unter Beibehaltung der (ursprünglichen) *i*-Deklination anscheinend nicht vorkommt. Spätws. *ansȳn* widerspricht also Björkmans Vorschlag durchaus nicht (über den Akk. Sg. auf *-e* in unserem Text vgl. auch S. 132). S. 139: Die Annahme, daß das Original der Chad-Legende noch die angl. Formen *mec* und *pec* kannte, hängt doch in der Luft. Daß sie in der Hs. T der Beda-Übersetzung noch vorkommen, wäre

¹⁾ Jordan, *Handb. d. me. Gram.* § 48, Anm. 2; Oakden, *Allit. Poetry in ME.* I, S. 24; skeptischer Luick, *Hist. Gram.* § 361, Anm. 2.

²⁾ *Die sprachl. Eigentümlichkeiten der wichtigsten Chaucer-Hss.*, Wien 1915, S. 70.

³⁾ *Eigentümlichkeiten des angl. Wortschatzes* S. 99.

dafür doch nur dann ein Beweis, wenn die Chad-Legende wirklich der gleichen Zeit wie jene angehört. S. 142: Zur Frage der Verbreitung der Synkope in der 2. und 3. Pers. Praes. Ind. wären noch die reichen Zusammenstellungen von Johannes Hedberg¹⁾ zu vergleichen gewesen, wenn sie auch an den Rückschlüssen des Verf. nichts geändert hätten.

Der Textabdruck der Homilie beruht auf einer neuen Transkription der Handschrift, ebenso der der entsprechenden Stelle der Beda-Übersetzung nach der Hs. Tanner 10, die im Paralleldruck gegeben wird. Dieser bringt auch noch die in der Chad-Homilie benutzte Stelle der Vita des Hlg. Martin von Sulpicius Severus (nach Halm, *Corpus Script. Eccl.* I, 1866) und des lat. Beda-Textes nach dem Moore-Ms. nach der Ausgabe von Plummer. Abweichende Lesarten Napiers und Millers (für den Beda-Text) sind in den Fußnoten angegeben. Die Anmerkungen beziehen sich hauptsächlich auf eventuelle Übersetzungsfehler und ähnliches. Ein genaues Glossar aller vorkommenden Wörter samt Belegstellen, ein Verzeichnis der Eigennamen und ein lateinisch-englischer Wortindex beschließen das wertvolle und gewissenhafte Werk.

INNSBRUCK

KARL BRUNNER

Göran Karlberg, *The English Interrogative Pronoun. A Study of their Syntactic History*. [Gothenburg Studies in English III.] Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1954. 353 S. Geh. Kr. 18:—

Die mit dem Gebrauch der einzelnen Fragepronomina zusammenhängenden Probleme im Verlauf der engl. Sprachgeschichte sind bisher noch nicht eingehend untersucht worden. Dies zu unternehmen war gewiss eine dankenswerte Aufgabe, der sich Verf., einer Anregung von Frank Behre folgend, unterzogen hat. Die sorgsam und weit ausgreifend durchgeführte Arbeit konnte 1954 der Universität Gothenburg als Dissertation vorgelegt werden.

Für seine Untersuchung hat er eine lange Reihe von Texten von der ae. Zeit bis gegen das Ende des 18. Jhdts. durchgearbeitet und verwertet, dazu noch die Grammatiken von 1542 bis 1796 und zweisprachige Wörterbücher bis 1890 (s. das lange Verzeichnis S. 302 bis 340), ganz abgesehen von den moderner Wörterbüchern und einer Menge einschlägiger Literatur über den Gegenstand, nicht nur bezüglich des Engl., sondern auch für das Lat., Franz., die nordgerm. Sprachen und das Deutsche, in welchen die Probleme zum Teil gleich oder ähnlich sind (s. Literaturverzeichnis S. 344—353). In der Auswertung des Materials zeigt Verf. ein klares Verständnis für die zu behandelnden Probleme und ein gesundes Urteil, das sich besonders bei der Besprechung von Textstellen zeigt, deren Auslegung nicht leicht ist. Die Sorgsamkeit zeigt sich auch darin, daß er einige Stellen, die von Heraus-

¹⁾ *The Synkope of the O.E. Present Endings*: Lund Studies in English XII, Lund 1945.

gebern nicht einheitlich gelesen wurden, in Faksimiles der Handschriften wiedergibt. Dankbar wird man auch den Abdruck der die Fragepronomina behandelnden Stelle aus Aelfrics Lateingrammatik entgegennehmen (S. 298—301).

Zur Klarlegung der Probleme behandelt er einleitend die Frage der Abgrenzung im heutigen Gebrauch von *who*, *what* und *which*. Sie wird bekanntlich in den Grammatiken nicht ganz klar gegeben, weil eben, wie Verf. richtig sagt, die persönliche Auffassung, ob es sich um eine beschränkte Anzahl von Personen oder Dingen handelt oder um eine unbestimmt gedachte, die Wahl der Pronomina bestimmt (S. 17ff.). Im ersteren Fall gebraucht man *which*, im letzteren *who* oder *what*. Weiter behandelt der Verf. die Frage der Abgrenzung zwischen indirekten Frage- und Relativsätzen. Sie ist für seine Untersuchungen vor allem deshalb wichtig, weil bei „cognitiven“ Nebensätzen bereits ae. die Einführung mit den Fragepronominen vorkommt, ohne daß sie wirklich fragend wären. Sie waren also für die weitere Untersuchung nach der Bedeutung der Fragepronominen nicht zu berücksichtigen. Rein relativ werden sie aber außer in der Verbindung *eall hwaet* vor dem 12. Jhdt. noch nicht verwendet. Ihr Gebrauch in solchen „cognitiven“ Sätzen hat aber jedenfalls zu ihrer Verwendung in rein relativen geführt. Der schematischen Darstellung dieser Berührungspunkte auf S. 36 ist beizupflichten.

Der Hauptteil „The pronouns according to Status and Reference“ ist in 11 Unterabschnitte geteilt, denen dann als 12. die Zusammenfassung der Ergebnisse folgt. Die hauptsächlichsten Probleme sind hier die Abgrenzung von substantivischem *Who* bzw. *what* und *which* (1., 2. und 2. Abschnitt, S. 70—155), der Gebrauch von *what* mit einem partitiven Genitiv bzw. einer *of*-Fügung, der sich mit attributiven *which* berührt (Abschnitt 8, S. 175—192), und die attributive Verwendung des ursprünglich nur selbständigen (substantivischen) *what*, ae. *hwaet* (Abschnitt 10, S. 197—284). Die übrigen behandeln Nebenfragen. Das erste führt dazu, ob man ae. *hwilc* noch als qualitativ-fragend („Was für ein?“, „Wie beschaffen?“) auffassen darf oder schon selektiv („Welcher von mehreren?“). Es übersetzt allerdings oft lat. *qualis* oder *qualiter* (so noch in dem Beispiel aus St. Thomas Mores *Apologie*, s. S. 152), doch kann es fraglich sein, ob in den übersetzten bereits spätlat. Texten *qualis* noch als ‚wie beschaffen‘ aufzufassen ist. Daß man beim Lateinunterricht in ae. Zeit *hwylc* als Übersetzung von *qualis* verwendete, geht aus dem Text von Aelfrics Lateingrammatik (s. S. 299) deutlich hervor. Aber schulmäßige Übersetzungen darf man doch nicht unbedingt als dem tatsächlichen Sprachgebrauch entsprechend auffassen. Ae. *hulic* kommt vor allem in Texten vor, die angl. Einfluß zeigen (s. S. 171), es hat sich nicht erhalten, wenn sich auch me. Spuren davon zeigen, die freilich auch auf ae. *hwylc* zurückgehen könnten (s. S. 174), jedenfalls ist es länger als früh-me. nicht nachweisbar. Heutiges *what like* hat sich erst später entwickelt (s. S. 156). *How* kommt selbständig in diesem Sinn ae. noch kaum vor,

erst in Hss. des 15. Jhdts. und später wird es häufiger (s. S. 155), *how* (ae. *hū*) in Verbindung mit Adjektiven kommt aber ae. schon vor, (s. Bosworth-Toller unter *hū* V.), Verf. hat solche Fälle nicht gesammelt. Die Verwendung von *what* bei Fragen nach unbestimmten Personen (nicht nur bei solchen nach Eigenschaft oder Beschäftigung) kann Verf. S. 123 noch bis ins frühe 18. Jhd. nachweisen, freilich sind einige seiner späteren Beispiele in der Art der Fragestellung nicht ganz deutlich. Wertvoll sind dann noch besonders die Ausführungen über die Entstehung der attributiven Gebrauchs von *what* (S. 197—288). Die Ansicht des Verf., daß dieser Gebrauch mit dem Verfall der Flexionsendungen zusammenhängt, man also die ursprünglichen Gen. Plur. als andere Kasus auffaßte, ist überzeugend und fremder Einfluß wohl abzulehnen.

Die Arbeit klärt also über die wichtigsten Fragen in der Geschichte der Fragepronomen sicher auf. Manchmal würde man eine etwas klarere Darstellung wünschen, und auch ein Wortregister wäre Benutzern sicherlich von Vorteil geworden.

INNSBRUCK

KARL BRUNNER

Early Middle English Texts. Ed. by Bruce Dickins & R. M. Wilson. Cambridge, Bowes & Bowes, 1951. XVI und 335 S. 15 s. net¹).

Das vorliegende Werk stellt ein die Zeit von ca. 1130—1300 umfassendes, kommentiertes, mit literarischen und sprachlichen Einleitungen sowie mit einem Glossar versehenes Lesebuch dar. Dem umfaßten Zeitraum nach erhebt es praktisch den Anspruch, jetzt an Stelle von J. Halls *Selections* (1920) das Gegenstück zu Kenneth Sisams *Fourteenth Century Verse and Prose* zu bilden.

Ein neues Gegenstück zu Sisams Lesebuch hat sicher seine Existenzberechtigung. Einerseits im Hinblick auf die Beliebtheit des *Fourteenth-Century*-Bändchens und andererseits im Hinblick auf gewisse sekundäre Nachteile des — an sich vorzüglichen — Hallschen Werkes, insbesondere dessen Nichtberücksichtigung der letzten Jahrzehnte des 13. Jhs. Es scheint mir auch kaum zweifelhaft, daß das neue Textbuch seinen Weg machen wird, schon wegen seiner im Verhältnis zum erschwinglichen Preis erstaunlich vornehmen und gewinnenden Druckausstattung und wegen der Tatsache, daß hier ein, an den Aufnahmemöglichkeiten des heutigen Studenten gemessen, vollauf ausreichender Stoff in einem einzigen handlichen Band vereinigt ist.

Vergleicht man die Auswahl des neuen Werkes mit der Auswahl seiner Vorgänger, so ergibt sich, daß hinsichtlich der Frage, was an der frühme. Überlieferung von den Hsg. als wichtig betrachtet wird, wohl

¹) Über die inzwischen erschienene 2. Edition des vorliegenden Werkes (1952) vgl. S. 386ff.

niemals revolutionäre Entwicklungen eingetreten sind. Die Ausschnitte, die aus den einzelnen Werken ausgewählt werden, wechseln zwar von Hsg. zu Hsg. in einem gewissen Umfang. Aber der Kanon der Werke, die berücksichtigt werden, ist zumindest schon seit Morris (um 1880) relativ fest, und die Unterschiede in der Auswahl der Einzelpassagen — die zum Teil sogar in urheberrechtlichen Erwägungen mitbegründet sein mögen — bedingen meines Erachtens keinen wirklich markanten Unterschied zwischen den einzelnen Lesebüchern.

An von Dickens-Wilson (=DW) ausgewählten Stücken, die aus Werken entnommen sind, welche ich in den mir vorliegenden anderen, vor DW erschienenen, Lesebüchern nicht als ausgewertet feststellen konnte, sind mir, von der bezüglichen Situation bei den lyrischen Gedichten zunächst abgesehen, nur aufgefallen das Gedicht *The Thrush and the Nightingale*, welches nach der Meinung der Hsg. den konventionellen frz. und lat. Vorbildern der „Debate“ nähersteht als die (gleichfalls mitberücksichtigte) *Eule und Nachtigall*, und die Probe aus dem Bibel-Gedicht *Iacob and Iosep*, welchem vor der etwa gleichzeitigen (in der Anthologie nicht vertretenen) *Genesis-Exodus*-Dichtung hauptsächlich aus geschmacklichen Gründen der Vorzug gegeben wird. Hierzu sind dann allerdings noch mehrere, zum Teil kleinere, lyrische Gedichte, vorwiegend weltlichen Charakters, zu stellen, sinngemäß auch diejenigen, die aus der gleichen Handschrift Harley 2253 stammen, aus der auch schon frühere Lesebuchherausgeber geschöpft haben.

Von den in der neuen Sammlung übergangenen traditionellen Lesebuch-Texten wird man vor allem nur das *Poema Morale* vermissen, welches unabhängig von der Frage, ob es dem modernen Geschmack noch entspricht oder nicht, schon deshalb einen Anspruch auf das Interesse des Literaturhistorikers hat, weil seine zeitgenössische Popularität durch die hohe Zahl der auf uns gekommenen Hss. genügend gesichert ist.

Die Forderung, daß die Hsg. etwa auf noch mehr Stücke hätten verzichten sollen, um andere ausführlicher zu gestalten¹⁾, halte ich nicht für berechtigt.

Die Beigabe erklärender Anmerkungen, die vom Standpunkt der heute noch gebräuchlichen im deutschen Raum entstandenen me. Lesebücher als bemerkenswert erscheint, entspricht einer zumindest schon bis auf Morris zurückzuverfolgenden angelsächsischen Tradition. Diese Anmerkungen konnten deshalb dort, wo traditionelle Lesebuch-Passagen verwendet wurden, weitgehend auf der Vorarbeit der Vorgänger aufbauen. Für das Neugut war aber bei dem Mangel an ausführlicher kommentierten Textausgaben in weitem Umfang Pionierarbeit zu leisten. Wo auf früheren Interpretationen aufgebaut werden konnte, fallen die zahlreichen auf die Weiterentwicklung zum Ne. hin aus-

¹⁾ So ungefähr Brewer, *Medium AEvum* 22 (1953), S. 120. — Im folgenden werde ich mich auf Brewers a. a. O. die Seiten 119—23 umfassende Rezension nur mit „Br.“ (ohne Seitenangabe) beziehen.

gerichteten bedeutungsgeschichtlichen Zufügungen DW.s angenehm auf. Manches Sondergut in den auf Vorarbeiten aufbauenden Anmerkungen und manches in den Anmerkungen zu den bisher (soweit ich sehe) noch nicht kommentierten Stellen wirkt dagegen nicht unbedingt überzeugend. Auch läßt sich kaum abstreiten, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Crux-Stellen mit Stillschweigen übergegangen ist, während sich andererseits teilweise auch Erklärungen elementarer Art finden¹⁾. Doch muß billigerweise festgestellt werden, daß es wohl kaum einen Kommentar gibt, den ähnliche Kritik nicht treffen könnte. Bei mir jedenfalls überwiegt hinsichtlich der Anmerkungen das Gefühl dankbarer Verpflichtung für das gebotene Positive über die kritische Einstellung.

Nicht in gleicher Weise gilt letzteres für das Glossar, in welchem meines Erachtens der Hauptmangel des Buches anzutreffen ist. Diesen erblicke ich in der Tendenz, irgend einer einzelnen Textstelle zuliebe eine dort einen erträglichen Sinn gebende, aber mit der Gesamtbedeutungsgeschichte des Wortes kaum zu vereinbarende Sonderbedeutung anzusetzen. Diese Tendenz ist — leider — auch bei anderen Glossarverfassern anzutreffen. Aber, wenn die Sache hier soweit getrieben wird, daß *reoude* mit ‚cruelty‘ gleichgesetzt wird (s. u.), dann sind die Grenzen des Duldbaren doch wohl deutlich überschritten²⁾.

An Einzelbemerkungen habe ich die folgenden vorzutragen:

Gegenüber Halls *Selections*, wo nur an ziemlich versteckten Stellen des Anmerkungsbandes verraten wird, mit welchen Abschnitten der Gesamtausgaben die ausgewählten Stücke übereinstimmen, bedeutet es einen großen Fortschritt, daß DW jeweils im Textteil an deutlich sichtbarer Stelle bezügliche Angaben bringen. Es sollte aber noch ein Schritt weiter gegangen werden und, wie bei Mossé³⁾, keine andere als die Originalzählung der Standardausgaben verwendet werden. — In der Tatsache, daß bei der Textgestaltung auf Zufügung von Länge- und Kürzezeichen verzichtet wurde, erblicke ich einen Vorteil. — Verse wie die des Orrmulums oder der *Chronicle R.s* von Gl. werden wohl, soweit nicht Preisrücksichten zu äußerster Sparsamkeit zwingen, am besten halbzeilenweise gedruckt. Wird langzeilenweiser Druck gewählt, so sollte wenigstens, wie bei Brandl-Zippel u. a., die Zäsur gekennzeichnet werden. — Hinsichtlich der Frage der Zuverlässigkeit von DW.s Textgestaltung verweise ich in der Hauptsache auf die

¹⁾ Ähnlich Br. (s. vorige Fußnote).

²⁾ Etwas konzilianter und unter Zugrundelegung anderer als der von mir herangezogenen Belege, aber im ganzen ähnlich Br.

³⁾ Mossé (hier und im folgenden) = Fernand Mossé, *Manuel de l'Anglais du Moyen Âge* etc. II (*Moyen Anglais*), 1949. — Die bedeutend vornehmer als das Original gedruckte, durch wertvolle Ergänzungen bereicherte, aber sehr teure englische Übersetzung dieses Werkes (Baltimore 1952) wurde mir erst nach Abschluß der vorliegenden Besprechung bekannt.

bezüglichen Angaben bei Br. und in TLS 1951, S. 518. — Als ein wesentlicher Vorteil Mossés gegenüber DW erscheint es mir, daß dort in weitem Umfang Quellenparallelen beige gedruckt sind. Zumindest sollten DW jeweils einen ausreichenden bibliographischen Hinweis auf die als Quelle in Betracht kommende Parallelstelle einfügen. — Aus verschiedensten Gründen wäre zu fordern, daß zu Beginn eines jeden der mit „Notes“ überschriebenen Abschnitte kurz angedeutet würde, in welchen anderen Lesebüchern oder in welchen Ausgaben die gleichen Stellen gleichfalls kommentiert sind. — Daß die Hsg. einer Anthologie *alle* schwierigen Stellen in den ausgewählten Texten sollten erklären können, wird kein mit der Schwierigkeit der Materie Vertrauter verlangen. Wünschenswert wäre es aber, wenn die (vermutlich) auch den Hsg. unklaren Stellen in späteren Aufl. als solche kenntlich gemacht würden.

Zu S. X. Statt, Funcke‘ lies ‚Funke‘! — Von Morris' *Specimens I* ist 1885 eine „Second Edition, carefully Revised“ erschienen.

S. 2. Der kursiv gedruckte Hinweis auf dem unteren Teil der Seite gehörte an eine weniger versteckte Stelle. — S. 22ff. In den sechs letzten Textstücken aus Layamons *Brut* wirkt die Kennzeichnung des C-Sondergutes durch Anführungszeichen verwirrend, zumal an Stellen wie Vers 83ff. und zumal im Hinblick auf anderweitige Verwendung der gleichen Anführungszeichen in anderen Stücken der Sammlung (wie 13 und 36). Besser wäre die Kennzeichnung durch ' ', noch besser Verbannung der Hinweise in den textkritischen Apparat. — S. 47. Großgeschriebenes *Child* 9/140 paßt nicht zu *children* 9/113. — S. 60 und 305. In 11/47f. lesen DW: ‚And man[i] al-so ðe foxes name/Arn wurði to hauen same‘. Trotz Br. bin ich der Ansicht, daß dieser — konservativere — Text von Best. 345f. dem von Hall (Bd. II) vorgeschlagenen vorzuziehen ist. *name* ist wohl als *s-loser* Gen., abhängig von *wurði*, und *to hauen same* als ein reimbedingter (in der lat. Vorlage¹) nicht begründeter) Zusatz aufzufassen. *Psychologisch* kann die Bevorzugung der endungslosen Form an dieser Stelle durch den Ablativ der Vorlage (*nomine digni*) mitbedingt sein. Doch vgl. auch Best. 558. — Das Glossar (unter *shame*) sollte natürlich keine andere Lesart erklären als die im Text gebrauchte. — Im übrigen dürfte die Konjekturen *mani* durch die Konjekturen *men* zu ersetzen sein. Denn das überlieferte *man* entspricht einem (bloßen) *vir* der Vorstufe und *men* paßt im Gegensatz zu *mani* gut in das Versmaß des handschriftlichen Textes und

¹) Ich benutzte den im Erlanger Inkunabel-Sammelband 1432 enthaltenen Physiologusdruck = Hain 15471. Der dort gebotene Text ist natürlich kaum der Vorlage selbst gleichzusetzen. In meiner Besprechung der 2. Edition von DW (S. 386ff.) werde ich aber nachweisen, daß er zumindest an der vorliegenden Stelle dem vom me. Dichter benutzten Text bedeutend näher steht als der (offenbar auch bei Hall zitierte) Text, den Migne, *Patrologia*, Series Lat., Bd. 171, Spalte 1220 bietet.

macht deshalb auch Halls Vorschlag der Streichung des dem überlieferten *man* vorausgehenden Wortes überflüssig. — Die Fügung *omnes . . . homines*, deren Variante *plures . . . homines* Hall wohl zu seinem *mani* verleitet hat, tritt erst in dem vermutlich die Vorstufe für 11/49-51 bildenden Satz der lateinischen Vorlage auf¹⁾. Sie ist in der me. Übertragung sinngemäß im *wo-so* von 11/49 berücksichtigt). — S. 81. Die Annahme, der Dichter des O. habe sich „indifferently“ *Orrm* und *Orrmin* genannt, ist kaum berechtigt. Ded. 321ff. muß wohl doch so interpretiert werden, daß der offizielle Taufname *Orrmin* war. Ob das sog. Preface, welches allein die Namensform *Orrm* bietet, in der Tat von O. selbst verfaßt oder nur von ihm gebilligten Text enthält, ist unsicher. Aber wie dem auch sei: *Orrm* wird die im Alltag gebrauchte volkstümliche Form gewesen sein, die zu Beginn des sog. *Preface* deshalb eingesetzt wurde, weil die (vielleicht gar nicht von O. selbst geschaffene) Bezeichnung *Orrmulum* zu ihr und nicht zur offiziellen Namensform gebildet war²⁾. — Das wesentlichste literarische Charakteristikum des *Orrmulums* ist, daß die einzelnen Homilien in der Art geordnet sind, daß eine kommentierte Evangelienharmonie (Leben Jesu) entsteht³⁾. Dieser Sachverhalt wäre zu berücksichtigen gewesen. — Darüber, daß O. in seiner Dichtung engsten Anschluß an die kirchlichen Gegebenheiten suchte, kann kein Zweifel sein⁴⁾. Der Gedanke, daß das in Versen geschriebene Werk direkt zum Vorlesen in der Kirche bestimmt gewesen sei, erscheint aber als reichlich kühn und bedürfte der Untermauerung. — S. 118 und 225. Bei A. J. Ellis, *On E. E. Pron.* II (1869), S. 427 endet das Kuckuckslied mit den beiden Zeilen: „*Síng cuccu nu. Síng cuccu. / Síng cuccu. Síng cuccu nu*“. Bei Mossé erscheinen praktisch die gleichen Zeilen am Anfang des Liedchens (im Kursivdruck). Bei DW fehlen sie ganz. Trotz DW, S. VI, Zeile 31 halte ich es für wahrscheinlich, daß die beiden Zeilen in der Hs stehen, daß DW sie aber in falscher Interpretation von Mossés Textgestaltung unter den Tisch fallen ließen. — Ellis' Text enthält vor den beiden oben zitierten Zeilen außerdem noch ein kursiv gedrucktes *Pes*, welches E. als ‚*Burden*‘ übersetzt. Falls *Pes* aus der Hs. stammt, sollte es den Lesebuch-Benutzern nicht vorenthalten werden⁵⁾. — Die DW, S. 225 erwähnten sorgfältigen Anweisungen für den Vortrag des Kanons (vgl. Ellis, a. a. O., S. 426) wären wohl doch besser abgedruckt oder zumindest ihrem Hauptinhalt nach wiedergegeben worden. —

¹⁾ Näheres zur textkritischen Situation vgl. S. 387.

²⁾ Vgl. zum Vorausgehenden Matthes, *Einheitlichkeit des O.* (1933), S. 265. Zu beachten ist, daß das sog. *Preface* in der Tat ein Einschub zwischen Ded. 156 und 157 ist (a. a. O., S. 35).

³⁾ Vgl. ebd. 25ff.

⁴⁾ Vgl. ebd. 27ff., 73f. sowie neuerdings auch JEGP 50 (1951), S. 186, Fn. 16.

⁵⁾ Weiteres hierzu unten S. 390.

S. 119 und 228. Der Benutzer wird sich fragen, ob beim mittelalterlichen Vortrag nach 28/12 und 28/20 jeweils der ganze Refrain eingeschoben wurde oder allenfalls nur seine letzte Zeile. Außerdem wird er im unklaren sein, ob der Refrain auch nach 28/28, 28/36 etc. hinzuzudenken ist oder nicht. Eine aufschlußgebende Anmerkung wäre erwünscht, zumal auch Mossé keine Klarheit gibt. — S. 123. Das mit den Worten „When þe nyhtegale singes“ beginnende Gedicht ist hier mit „Love in Spring“ überschrieben, bei Mossé mit „Douce amie“. Wäre es nicht möglich, daß sich die Hsg. hier und auch anderwärts auf eine einheitliche Titelgebung einigten, — am besten unter weitgehender Verwendung der Anfangszeilen? — S. 132ff. Die Sprecherangaben des „Interlude“ sind großzügig abgeändert. Am auffallendsten ist die durchweg vorgenommene Änderung des augenscheinlich doch überlieferten *Puella* in „MAID.“ = *Maiden*¹⁾. Dieses Verfahren wirkt an sich schon seltsam. Jedenfalls genügte aber die Einfügung der Angabe „The stage directions given below are not in the MS“ nicht, um die Hsg. von der Verpflichtung jedesmaliger Kennzeichnung der Änderung zu entbinden. — Auch die zugefügten wirklichen „stage directions“ wären besser in eckige Klammern gesetzt worden.

S. 185 und 321. Zu 10/72. Trotz Br. scheint mir DW.s *in many respects* relativ gut zu sein. Meiner eigenen Auffassung nach ist *in monie volde* nach seiner Bedeutung am nächsten verwandt mit (heute seltenem) *manifoldly*. Schon im Ae. scheinen neben den Komposita auf *-feald* praktisch bedeutungsgleiche syntaktische Fügungen wie *be twām fealdum* gestanden zu haben, bei denen *feald* kaum anders denn als Subst. aufzufassen ist²⁾. Besonders deutlich liegt ein solcher Gebrauch in der Wendung *bi foldis seuen* in Vers 12 der me. *Towneley Mysteries* vor³⁾, aber auch das *of feole-volde*⁴⁾ in 20/117 (*Luue-Ron*) dürfte hierher zu stellen sein⁵⁾. — Obwohl die Gleichsetzung von *in monie volde* mit ‚in many ways‘ diskutabel wäre, muß gegen die Gleich-

¹⁾ *Puella* bieten jeweils sowohl Heuser, *Anglia* 30, 307 f. als auch Brandl, *Me. Sprach- und Lit. proben*² 1927, S. 203. Ich kann mir nicht denken, daß diese Hsg. stillschweigend von der Hs abgewichen sein sollten.

²⁾ Vgl. Bosworth-Toller, *Suppl.* (1921), S. 206.

³⁾ Zupitza-Schippers Übungsbuch (¹⁴1931), 67/13. Vgl. auch ebda. 28/8.

⁴⁾ Der Bindestrich dürfte kaum im Hs-Befund begründet sein. C. Brown, *English Lyrics of the XIIIth Cent.*, OUP 1932/1953, liest jedenfalls *of feole volde*.

⁵⁾ Anerkennung eines substantivischen Gegenstücks zu *-fold* habe ich bisher höchstens in relativ deutlicher Form gefunden. Vgl. Joseph Hall, *Selections* II (1920), S. 570 sowie (noch weniger durchsichtig) Bosworth-T., *Suppl.* a. a. O. und *The Shorter OED* (1955), S. 726.

setzung *volde* = ‚way‘ in DW.s Glossar Einspruch erhoben werden. — Der ebenda gebrachte Hinweis auf ein altengl. *fáld* erscheint problematisch. — S. 201f. Bei der Niederschrift der ersten über 13000 Orrmulumhalbverse wurden zunächst noch sehr zahlreiche (später radierte) *eo*-Schreibungen verwendet¹⁾. — S. 202. Zu 15/1ff. Wenn „Bruder Wallterr“ im Hinblick auf Philemon 16 nicht als Orrmins leiblicher Bruder im Alltagssinn aufzufassen wäre, hätte der Inhalt von Orrm. Ded. 1ff. doch wohl auch schon für mittelalterliches Empfinden als etwas haarspalterisch gewirkt, und die genannten Verse hätten dann auch für den damaligen Leser kaum eine besonders geeignete *Captatio Benevolentiae* bedeutet. Mir persönlich scheint jedenfalls der Grad der Geschicklichkeit, der sich unter der Voraussetzung *broþerr æftterr þe flæshess kinde* = ‚leiblicher Bruder‘ ergibt, besser zum allgemeinen Niveau der schriftstellerischen Fähigkeiten Orrmins zu passen als der Grad der Geschicklichkeit, der unter der Voraussetzung *broþer* etc. = ‚Bruder in einem relativ weiten Sinn‘ in Erscheinung träte. — Beachte auch Stellen wie 1. Mos. 37, 27. — Zu 15/4. Solange nicht eine Überzahl von Belegen, in denen O. *we* etc. etwa auch schon mit Beziehung auf eine Zweiheit gebrauchte, in die Diskussion gebracht wird, liegt im Hinblick auf Stellen wie Ded. 73, Orrm. 201f. und 12720ff. (*passim*) die Frage nahe, ob es in O.s Dialekt nicht das Normale war, im Falle der Zweiheit in der 1. und 2. Person Dualpron. zu gebrauchen²⁾. — Zu 15/5. ‚just as‘ ist zu stark für *swa summ*. Einem ne. ‚just as‘ entspricht vielmehr im O. *rihht swa summ* (12744) und *all swa summ* (12986). — S. 203. Zu 15/31. Die Anmerkung wäre im Hinblick auf Anglia 55, 10ff. leicht abzuändern. — Zu 15/40ff. Bei dem vagen Hinweis „The editors“ ist offenbar an die White-Holtsche Orrmulumausgabe I (1878), S. LX gedacht, wo allerdings der bezügliche Gedanke vorsichtiger formuliert ist. — Der zweite Satz der Anmerkung wäre im Hinblick auf Matthes, *Einh.*, S. 13–16 umzuformulieren. — Zu 15/69. Zu vergleichen ist nicht me. *att Godd* mit ne. ‚from God‘ sondern me. *to winnenn att Godd* mit ne. ‚to win from God‘. — S. 224ff. Der Benutzer hätte es leichter, wenn anstelle des fünfzehnmaligen „LYRICAL POETRY“ jeweils die Einzeltitel (s. S. IX und S. 118ff.) eingesetzt wären. — S. 237 und 311. Zu 35/18 etc. Wo *stoundes* im Text durch *harde* ergänzt ist, scheint es nicht nötig, eine andere als die normale Bedeutung ‚space of time‘ anzusetzen. Entsprechendes gilt für fast alle der im NED³⁾ unter *stound* sb¹ 2a (= ‚a hard time‘ u. ä.) angeführten Belege. — Die Entwicklungs- und Bedeutungsgeschichte von *stunde/stound* bedürfte wohl überhaupt einer kritischen Nachprüfung. Im

¹⁾ Dazu vgl. Flasdieck, Anglia 47, 316ff.

²⁾ Vgl. hierzu auch M. Lehnert, *Sprachform und Sprachfunktion im „Orrmulum“*. Berlin 1953, S. 187.

³⁾ *NED* (hier und im folgenden) = der 1888–1933 herausgekommene erste Druck des Werkes. Der „Corrected Reissue“ von 1933 (= *OED*) stand nicht zu Gebot.

NED und im *Shorter OED* (1955) wird die Bedeutung von *stound sb*¹ 2b = ‚a sharp pain‘ u. ä. aus der oben erwähnten Bedeutung 2a abgeleitet. Da der *NED*-Erstbeleg für die Bedeutung *stound sb*¹ 2b aber erst aus dem gleichen Jahr und Text stammt, aus dem auch der Erstbeleg für *to stound* = *to stun as with a blow* u. ä. herrührt, muß die Frage gestellt werden, ob die Bedeutung 2b nicht etwa vielmehr kausal von der Entwicklung *to stound* = *to stun* abhängig ist. (Beachte allerdings die bei Bosworth-T. unter *stund* angeführten, im *NED* beiseitegelassenen, zahlreichen Belege für *stundum* ‚with exertions‘ u. ä.). — Soweit der von DW herangezogene Beleg F. Q. I, VIII, 25 nicht etwa zur Gruppe 2b zu rechnen ist, gilt auch für ihn das von mir zu 35/18 Gesagte. — Ist *stunde* 20/158 etwa als Frühbeleg zu *stound sb*¹ 3 (*NED*) zu werten?

S. 243ff. (Glossar). Bei Formen wie *amang* (S. 248), *rewðhe* (S. 301) und *riþt* (S. 301) müßte auf irgend eine Art klargestellt werden, daß die betreffende Schreibung nur in der unmittelbar folgenden Belegstelle, nicht aber auch in allen noch folgenden Belegstellen anzutreffen ist. — S. 256 *bruche* in 13/28 bedeutet kaum ‚Sünde‘, sondern wohl einfach ‚Bruch‘. — S. 292. Mangels Möglichkeit der Einsichtnahme in das *OED* muß ich mich mit der Feststellung begnügen, daß die Gleichsetzung *mome* = ‚mother‘ von der des *NED* abweicht. — S. 301 (*reuþe*). Gegen Gleichsetzung von *reoude* 6/102 mit ‚cruelty‘ muß energischster Einspruch erhoben werden. In der Tat liegt an der Stelle offensichtlich wie bei 20/75 die Bedeutung ‚occasion for pity‘ vor. — Die im gleichen Eintrag folgende Angabe „as⁴“ stellt an die Findigkeit des Benutzers hohe Anforderungen. Sie soll wohl bedeuten: „Das gleiche Wort als Adverb gebraucht“. Falls diese Auffassung von as⁴ richtig ist, muß ich allerdings auch sachlich Bedenken vortragen. Denn mir scheint *reuþe* auch an der einzigen für as⁴ angezogenen Stelle, 5/70, als Subst. (mit der Bedeutung ‚occasion for pity‘) gebraucht zu sein. Vgl. nhd. ‚Das ist Sünde getan‘. — S. 317. (*þe*). Das *þeo* in 17/57 ist eindeutig Plural. — S. 321 (*unneðe*). Die Bedeutung für 6/59 wird wohl am besten mit ‚uneasy‘ wiedergegeben. — Erklärung für die hier außerhalb des Orrmulums wiederholt belegte Schreibung des Wortes mit *nn* wäre erwünscht. — S. 326 (*wiþ*). Br. hat den Eintrag nicht ganz richtig verstanden. —

Einige meiner vorstehenden Bemerkungen verfolgen zwar die Absicht, die neue Anthologie gegen meines Erachtens nicht berechnigte Einzelbeanstandungen von anderer Seite zu verteidigen. Im ganzen enthalten aber auch sie mehr neue Kritik als Verteidigung und Lob. Relativ ausführliche Kritik schien mir gerade im Hinblick auf die zu erwartenden — und zu wünschenden — zahlreichen (hoffentlich allerdings sorgfältig verbesserten) Neuauflagen der Publikation wesentlicher als ein Streben nach detaillierter Erfassung aller lobenswerten Charakteristika der Veröffentlichung. Über das bereits zwischendurch Bemerkte hinaus möchte ich mich in letzterer Hinsicht auf die Feststellung beschränken, daß ich trotz aller oben gekennzeichneten kriti-

schen Einzelbeobachtungen das Empfinden habe, daß der Verf. der sehr günstigen TLS-Anzeige des Buches (1951, S. 518) in weitem Umfang das Richtige getroffen haben dürfte.

ERLANGEN

HEINRICH CHRISTOPH MATTHES

Early Middle English Texts. Ed. by Bruce Dickins & R. W. Wilson. Cambridge, Bowes & Bowes. Second (revised) impression, 1952. XVI und 335 S. 15 s. net.

Aus dem „revised“, welches den Verlegerangaben des mir Ende 1954 zugänglich gewordenen Neudrucks beigelegt ist, leitete ich schon beim Korrekturlesen für meine Besprechung der ersten Fassung (vgl. oben S. 378 ff.) die Verpflichtung ab, genau nachzuprüfen, ob nicht etwa ein großer Teil meiner noch ohne die Möglichkeit der Einsichtnahme in den Neudruck verfaßten Bemerkungen durch die *Revised Impression* überholt sei. Nachschlagen wohl aller bezüglichen Stellen ergab aber, daß das, was a. a. O. von der ersten Fassung gesagt ist, fast ohne Einschränkung¹⁾ auch für den Neudruck gilt. Die „Revisionen“ scheinen überhaupt unbedeutend zu sein. Brewer²⁾ scheint lediglich vier orthographische bzw. Seitenzahlangaben berichtigende Verbesserungen festgestellt zu haben, und das einzige, was ich selbst zusätzlich zu Brewers Angaben feststellen konnte, ist, von der soeben in der Fußnote vermerkten einzelnen Druckfehlerberichtigung abgesehen, die Zufügung von sechs bibliographischen Hinweisen größtenteils kulturhistorischen Charakters auf S. XII f.³⁾

Wenngleich die mit dem eifrigen Durchstöbern des Neudrucks verbundene Mühe so nicht zur erhofften Möglichkeit einer Kürzung meiner damals zur Korrektur anstehenden Besprechung führte, so führte die erneute Beschäftigung mit den durch das Lesebuch ins Blickfeld gerückten Problemen doch zu verschiedenen Beobachtungen, die ich für der Mitteilung wert halte.

Die wohl wichtigste dieser Beobachtungen betrifft die Quellenfrage des me. Bestiarium.

Da Dickins-Wilson (= DW) keinen Hinweis auf eine bestimmte zur *Bestiary*-Probe zu vergleichende *Physiologus*-Ausgabe geben, ist jedenfalls der anglistische Benutzer praktisch auch heute noch auf die bezüglichen Angaben bei Hall⁴⁾ angewiesen. Diese Angaben laufen darauf hinaus, daß der bei Migne, *Patrologia*, Series lat. 171, Spalte 1217 ff. unter der Quellenangabe „E ms. Regio 274, olim Elnonensi“ gedruckte Text als Hauptvergleichsbasis in Erscheinung tritt. Als ich zur Klärung

1) Der Name „Funke“ (S. X) ist jetzt richtig geschrieben.

2) *Medium Ævum* 22 (1953), S. 119 ff., speziell S. 123.

3) Wichtig ist der Hinweis auf D. M. Stenton, *English Society in the Early Middle Ages* (1066—1307). London (Pelican) 1951.

4) Vgl. *Selections from Early Middle English* (1130—1250). Ed. by Joseph Hall, OUP, II (1920), S. 580 f. und 595 ff.

der Frage, wie die in DW.s Text aufgenommene Emendation *mani* 11/47 (= Best. 345) vom Aspekt der Quellenverhältnisse zu beurteilen ist, den Hain 15471 entsprechenden Teil der Erlanger Inkunabel 1432 heranzog¹⁾, ergab sich aber das folgende Bild.

A. **Bestiary** 345—349.

ȝ man²⁾ al so ðe foxes name. / arn wurði to hauen same.
for wo so seieð oðer god. / ȝ ðenkeð iuel on his mod.
fox he is ȝ fend iwis.

B. Parallele hierzu aus **Hain 15471** (Seite bIII *verso*).

Et cum fraude viri sunt vulpis nomine digni
Quales hoc omnes tempore sunt homines
Fantes ore bona. sed e mala orde gerunt

C. Parallele aus **Migne** (S. L. 171, Spalte 1220).

Sic cum fraude viri sunt vulpis nomine digni,
Quales hoc plures tempore sunt homines.

(Ohne den mit *Fantes* beginnenden Vers von Hain 15471).

Es ist deutlich, daß der bei Hain 15471 zusätzliche Vers trotz seiner offensichtlichen Verderbnis³⁾ gewichtige Anzeichen enger Übereinstimmung mit dem Hauptinhalt von Best. 347f. aufweist, während andererseits der Migne-Text nichts enthält, was dem handschrift-

1) Hinsichtlich der Gleichsetzung des *Physiologus*-Textes des Erlanger Inkunabel-Sammelbandes 1432 mit Hain 15471 verlasse ich mich weitgehend auf die bezüglichen (anonymen) handschriftlichen Einträge wohl früherer Erlanger Bibliothekare. Zur genaueren Nachprüfung der Richtigkeit dieser Einträge fühle ich mich nicht kompetent. Einer „groben“ Nachprüfung der Merkmale hielt die Gleichsetzung jedoch stand.

2) Für *man* schlug ich (oben S. 381) die Emendation *men* vor.

3) Rückschließend von me. Text wird man ursprüngliches
sed mala corde gerunt

in Betracht ziehen. Aber auch über die anzusetzende Wortverstümmelung hinaus bietet der mit *Fantes* beginnende Vers ein textkritisches Problem. Während der bezügliche *Physiologus*-Passus im übrigen in Verspaaren geschrieben ist, steht der *Fantes*-Vers, zumindest scheinbar, für sich allein. Man ist deshalb zunächst geneigt, an die beiden Möglichkeiten zu denken, daß er nicht vom Tneobaldus-Dichter selbst stammt (jedoch schon vor der Zeit der Entstehung des me. *Bestiary* zugefügt war) oder daß gegenüber dem ursprünglichen Tneobaldus-Text auch in Hain 15471 zwischen *homines* und *Fantes* noch eine weitere Verszeile fehlt. Im Hinblick darauf, daß der mit *Quales* beginnende Vers erstens dem Sinne nach eher störend als unentbehrlich ist und zweitens im mittelalterlichen me. *Bestiary* keine Widerspiegelung hinterlassen hat, scheint es mir aber notwendig, auch die weitere Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß der *Fantes*-Vers ursprünglichen und vielmehr der *Quales*-Vers als spätere Zutat aufzufassen sein könnte. (Ist er etwa aus einer Interlinearglosse erwachsen?)

lich überlieferten Text¹⁾ von Best. 345—49 näherstünde als das bei Hain 15471 Gebotene. Jedenfalls für den Bereich von Best. 345—349 ist demnach festzustellen, daß Hain 15471 dem me. Gedicht entschieden nähersteht als der bezügliche Migne-Text²⁾.

Mit dieser Feststellung ist nun natürlich noch lange nicht gesagt, daß die Handschrift, auf welcher der in Hain 15471 gebotene Text — vermutlich indirekt — basiert, etwa nun die wahre direkte Vorstufe für das me. *Bestiary* gewesen sein müsse. Klargestellt ist aber die Tatsache, daß der Text von Hain 15471 dazu geeignet ist, als Ausgangspunkt oder gewichtiger Mit-Ausgangspunkt für eine — bisher anscheinend noch nicht durchgeführte — systematische Suche nach dieser direkten Vorstufe zu dienen³⁾.

Die Möglichkeit der Heranziehung von Hain 15471 als (Mit-) Ausgangspunkt für die Suche nach der direkten Vorlage des me. *Bestiarii* läßt noch eine weitere Idee ins Auge fassen.

Aus seinen bezüglichen Angaben ist zu schließen, daß Hall im me. *Bestiarii* eine mehr oder weniger große Anzahl von Stellen gefunden hat, an denen der me. Text dem Text eines älteren lat. Prosa-*Physiologus* näherzustehen schien als dem Text des metrischen „Theobaldus⁴⁾“. Dementsprechend setzt H. zusätzliche Bekanntschaft des me. Dichters mit einer älteren lat. Prosa-Version des *Physiologus* an⁵⁾. Der Vergleich mit Hain 15471 läßt aber nun die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß es nicht nötig ist, dem me. Dichter Bekanntschaft mit mehr als nur einer *Physiologus*-Handschrift zuzuschreiben. Denn Hain 15471 enthält außer dem metrischen „Theobaldus“-Text auch noch Interlinearglossen dazu und einen Prosakommentar, welcher derart ausführlich ist, daß ich mir gut vorstellen könnte, daß alles, was an nicht bei „Theobaldus“ enthaltenem Gedankengut in einem älteren lateinischen reinen Prosa-*Physiologus* nachweisbar ist, auch in diesem Prosakommentar — allenfalls einschließlich der Interlinearglossen — nachzuweisen wäre. Es zeichnet sich deshalb die Möglichkeit ab, daß es auch schon im 13. Jhdt. einen — sei es mit Hain 15471 textlich in

1) Zum Verhältnis *plures*: „*mani*“ vgl. unten S. 389f.

2) Nur am Rande vermerkt sei der Umstand, daß auch das *Et* zu Beginn des Zitats aus Hain 15471 dem *Bestiary*-Text näher steht als das *Sic* des Migne-Textes.

3) E. Voulliéme, *Der Buchdruck Kölns bis zum Ende des 15. Jhds.*, Bonn 1903, S. 486, setzt die Entstehungszeit für Hain 15471 mit „c. 1490“ an. Falls diese Ansetzung stimmt, ist zu erwarten, daß die mit der Herkunftsangabe „Antverpia 1487“ versehene Inkunabel Hain 15472 als Ausgangspunkt vielleicht noch geeigneter wäre denn Hain 15471.

4) Vgl. Hall, a. a. O. II, 581.

5) Vgl. a. a. O. — Es ist mir nicht bekannt, daß der heutige Forschungsstand in der vorliegenden Frage etwa über Hall (1920) hinaus vorgedrungen wäre.

etwa identischen, sei es vom genannten Druck wesentlich verschiedenen — kommentierten „Theobaldus“ gegeben haben könnte und daß der me. *Bestiary*-Dichter diesen kommentierten „Theobaldus“ benutzt haben könnte¹⁾ — ähnlich wie Orrmin eine kommentierte Bibel benutzte²⁾.

Neben der im Vorausgehenden diskutierten, meines Erachtens wichtigsten meiner neuen Beobachtungen scheinen mir noch die folgenden fünf weiteren Beobachtungen der Mitteilung wert, von denen die beiden ersten ebenfalls zum *Bestiary*-Problemkreis gehören.

Zu S. 58. Dickins-Wilson setzen als Quelle für den Tauben-Abschnitt des me. *Bestiarius* Alexander Neckams *De Naturis Rerum* an, ohne eine Begründung dafür zu geben, weshalb sie in diesem Punkt von Hall (ii, 624) abweichen, der feststellte, daß Hugo von St. Victor, *De Bestiis et aliis Rebus*, lib. I, c. 11 den Versen 650ff. des me. *Bestiary* näherstehe als Neckam. — Die Möglichkeit, daß bereits die dem me. *Bestiary*-Dichter als Hauptbasis vorliegende *Physiologus*-Hs. einen Eintrag über die Tauben enthalten haben könnte, wird man bei aller gebotenen Vorsicht immerhin mit in Betracht ziehen müssen.

Zu S. 60 bzw. 11/47. Wie ähnlich schon angedeutet³⁾, ist DW.s von mir a. a. O. abgelehnte Emendation *man* > *mani* (Best. 345) augenscheinlich aus Hall übernommen, der seinerseits offenbar von der Fügung *plures ... homines* des Migne-Textes⁴⁾ beeinflußt war. Obwohl es als so gut wie sicher erscheint, daß die unmittelbare *Physiologus*-Vorlage des me. *Bestiary*-Dichters den in Hain 15471 überlieferten oben zitierten *Fantes*-Vers enthalten haben muß, ist aus methodischen Gründen die Frage zu stellen, ob die genannte Vorlage nicht

¹⁾ Da ich mich hinsichtlich des Standes der allgemeinen *Physiologus*-Forschung nur mittelmäßig gut orientiert fühle, und dementsprechend auch nur schlecht beurteilen kann, wie der Gedanke der möglichen frühen Ansetzung eines kommentierten „Theobaldus“ in das Gesamtbild paßt, kann ich die im Text vorgetragene Idee natürlich nur unter Inanspruchnahme aller notwendigen Vorbehalte vortragen. — *Korrekturzusatz.* Nach B. E. Perry (in Pauly-Wissowa, RE, 39. Halbbd., 1941, Sp. 1121) wurde der „Theobaldus“ schon „bald“ nach seiner Entstehung kommentiert. — Zum gesamten *Physiologus*-Problemkreis vgl. neuerdings K. Stackmann in *Die deutsche Literatur des Mittelalters (Verfasserlexikon)*, hg. von K. Langosch, V (1955), Sp. 901ff. (Gegenüber a. a. O., Sp. 903 ist klarzustellen, daß der von R. Morris gebotene Text nicht auf der gleichen Grundlage aufbaut wie der Mignettext, sondern, in der Hauptsache, auf Harlei an Ms. 3093.)

²⁾ Zu letzterem vgl. Anglia-Beiblatt 46 (1935), S. 125 sowie auch Anglia 59 (1935), S. 303ff.

³⁾ Anglia vgl. S. 381f.

⁴⁾ Hierzu und zum Folgenden vgl. die oben S. 387 gebotene Textgegenüberstellung.

trotzdem in der vorausgehenden Zeile anstelle der in Hain 15471 gebotenen Lesart *omnes ... homines* die heute bei Migne gebotene Lesart aufgewiesen haben könnte. Diese Frage kann nicht gänzlich verneint werden. Doch muß eine Verbindung der Lesart *plures* mit der Lesart *Fantes* usw. aus inhaltlichen Gründen als reichlich unwahrscheinlich bezeichnet werden. Soweit der *Quales*-Vers nicht etwa überhaupt als später Zusatz anzusehen ist, muß deshalb vielmehr mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die Vorlage des me. Dichters ebenso wie Hain 15471 an der fraglichen Stelle *omnes ... homines* bot¹⁾.

Zu S. 118 und 225. Im englischen Mossé²⁾ ist zwischen S. 200 und 201 erfreulicherweise ein Faksimile des Kuckucksliedes beigelegt. Daraus ist ersichtlich, daß sowohl die beiden bei DW gänzlich unter den Tisch gefallenen Zeilen des Kuckucksliedes

Sing cuccu nu. Sing cuccu. / Sing cuccu. Sing cuccu nu³⁾

als auch das bei DW ebenfalls fehlende *Pes* in der Tat in der Hs. überliefert sind. Die aus dem Faksimile ersichtliche besondere Art der Einfügung des *Pes* ist zu beachten⁴⁾.

Zu S. 123. Zu dem früher Gesagten kann jetzt ergänzend auf das im MMED durchgeführte, soweit ich sehe, vernünftige Verfahren bei der Betitelung me. Gedichte verwiesen werden. Vgl. H. Kurath und S. M. Kuhn, *Middle English Dictionary*, Lieferung: *Plan and Bibliography*, Ann Arbor und London 1954, S. 15ff.

Zu S. 185⁵⁾. Wegen mit dem Suffix *-fold* verwandtem substantivischem *fold* ist jetzt auch der 1955 erschienene Part F 3 des MMED zu vergleichen⁶⁾. (Allerdings fordert der bezügliche MMED-Eintrag in mehrfacher Hinsicht zur Kritik heraus: Gänzlicher Verzicht auf jegliche Hereinnahme der endungslosen Form *fold* in die Stichwortangabe scheint schon im Hinblick auf das dann im Eintrag selbst gebotene Belegmaterial kaum angängig. Auch wäre nachzuprüfen, wieviele Belege für eine hierhergehörige Nennform *folde* (*sic*) dann

¹⁾ Teilweise ähnlich schon Anglia a. a. O. — —Hereinbringen der Ähnlichkeit zwischen der Migne-Lesart *plures* und der Hall-DW.schen Konjekturen *mani* in den Zusammenhang der oben S. 381 besprochenen Frage des relativen Grades der Verwandtschaft von Best. 345—349 einerseits und Hain 15471 bzw. Migne andererseits würde zu einem *Circulus Vitiosus* führen.

²⁾ Fernand Mossé, *A Handbook of Middle English*. Transl. by James A. Walker. Baltimore (The Johns Hopkins Press), 1952.

³⁾ Die Frage, ob die Akzente über den *i* berechtigt sind, kann ich von der Grundlage des Faksimiles aus nicht entscheiden.

⁴⁾ Weiteres vgl. S. 382.

⁵⁾ Zum folgenden Eintrag, der aus einleuchtenden Gründen erst bei der Korrektur der vorliegenden Rezension eingefügt werden konnte, vgl. S. 383.

⁶⁾ MMED, Part F 3, S. 676a, Zeile 13ff.

verbleiben, wenn 1. die Fälle mit möglicherweise flexivischem *e* und 2. die Fälle mit möglicherweise nur noch graphischem *e* beiseite gelassen werden. — Auf die Belege für *of feole volde* und *by fele folde*¹⁾ hätte trotz der Problematik dieser Fügungen a. a. O. zumindest durch einen Querverweis hingewiesen werden sollen).

ERLANGEN

HEINRICH CHRISTOPH MATTHES

Torsten Dahl: *Linguistic Studies in some Elizabethan Writings, I. An Inquiry into Aspects of the Language of Thomas Deloney*. Acta Jutlandica (Publications of the University of Aarhus) XXIII, 2. København 1951. 215 S.

Untersuchungen der Sprache und des Stils elisabethanischer Autoren sind seit langem ein dringendes Anliegen der anglistischen Forschung. Geistige Lebendigkeit, Freiheit des Ausdrucks und die Bereitschaft, Anregungen von außen aufzugreifen, haben die englische Sprache im ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jh. nicht nur in ihrer lautlichen und syntaktischen Struktur aufgelockert und in ihrem Wortschatz bereichert; auch die Fülle der oft bei dem gleichen Autor zu beobachtenden Stilströmungen ist noch kaum systematisch untersucht, wie das bemerkenswerte Buch von A. H. King über Ben Jonson²⁾ gezeigt hat. Thomas Deloney als Vertreter des Handwerks jener Zeit läßt in seinen Schriften einen so unverbildeten und urwüchsigen sprachlichen Typ erkennen, daß eine systematische sprachsoziologische Untersuchung seines literarischen Werkes zweifellos begrüßt zu werden verdient.

Die vorliegende Arbeit hat freilich mehr skizzenhaften Charakter, wobei dem Autor zuzubilligen ist, daß er sie unter besonders schwierigen äußeren Umständen (während der deutschen Besetzung Dänemarks) geschrieben hat. Sie erhebt daher auch nicht den Anspruch, eine systematische Darstellung der Sprache und des Stils Thomas Deloneys zu bieten, sondern will lediglich als ein erster Versuch gewertet sein, den Verf. durch weitere Arbeiten zu ergänzen verspricht (S. 10 u. 11). Dadurch wird eine gerechte Kritik des Buches erschwert, dessen Aufbau und Methode zu mancherlei Bedenken Anlaß geben.

In den 9 Kapiteln der Untersuchung sind die Akzente sehr ungleich verteilt. Auf eine knappe Einleitung (*Deloney the Elizabethan* S. 13—33) folgt zunächst ein Kapitel über Deloneys Stil (S. 34—65). Der methodische Ansatz, Stilunterschiede dadurch zu ermitteln, daß man den Charakter und Stand der angesprochenen Person zu Grunde legt (S. 34), ist sicher förderlich; aber die begrenzte Zahl der mehr oder minder willkürlich gewählten Beispiele erlaubt keine sicheren Schlußfolgerungen. Das ganze Kapitel besteht im Grunde nur aus einer Auf-

¹⁾ MMED, Part F 1, S. 468 a, Zeile 9 ff.

²⁾ A. H. King: *The Language of Satirized Characters in Poëtaſter, a socio-stylistic analysis 1597—1602*, Lund 1941.

zählung stilistischer Eigentümlichkeiten, die Verf. aus Deloney zusammengestellt hat (Alliteration, Vergleich, Wiederholung, Parallelismus, Tautologie u. dgl.), aber ohne den Versuch, diese Züge genauer zu analysieren oder in größere Zusammenhänge der Zeit einzuordnen.

Ausführlicher hat sich Verf. mit gewissen syntaktischen Erscheinungen befaßt (Case and Number 66—83; Number (continued) 84—114; Pronouns of Address 115—136; Other Pronouns 137—151; Articles, Adjectives and Adverbs 152—158; *Shall* and *Will* 159—175; *Should* and *Would* 176—212). Aber auch diese den Hauptteil des Buches ausmachenden Kapitel krankten an der Unvollständigkeit des vorgeführten Materials, das für eine verlässliche Auswertung nicht genügt. Verf. hat diesen Mangel selbst empfunden und mehrfach betont (S. 79, 95, 98, 102, 106 Anm. 26, 131, 172, 173, 203). Nur ganz vereinzelt (S. 104, 109) bietet er statistische Gegenüberstellungen. Er bekennt sich zu den Methoden Jespersens und bezeichnet seine eigene Einstellung zu sprachlichen Erscheinungen als altmodisch (*my approach . . . is an old-fashioned one*, S. 10); aber man hätte doch Aufklärung darüber gewünscht, aus welchen Gründen er gerade die behandelten syntaktischen Züge bevorzugt und welche methodischen Grundsätze ihn bei der Auswahl und Anordnung seines Materials geleitet haben. Gelegentlich werden die Meinungen anderer unkritisch übernommen; vgl. das Zitat aus E. A. Baker, *The History of the English Novel* II, XI, 175 (S. 43, Anm. 8), in dem Deloney als der vermutlich erste englische Schriftsteller bezeichnet wird, der seine Gestalten aus künstlerischer Absicht Dialekt sprechen läßt. Dabei ist dies ein Kunstgriff, den schon Chaucer (*The Reeve's Tale*) mit Erfolg anwendet. Schließlich sei auf die vom Verf. selbst (S. 11) zugestandene Unvollkommenheit im Bibliographischen und das Fehlen eines Wortindex verwiesen.

Bei aller Würdigung der äußeren Schwierigkeiten, unter denen die vorliegende Untersuchung entstanden ist, wird man schwer über so grundsätzliche Mängel hinwegsehen können. Das hier gesammelte Material ist zweifellos brauchbar, aber es bedarf der Ergänzung, Überarbeitung und Auswertung.

NEW YORK

BOGISLAV VON LINDHEIM.

Bertil Sundby, *Christopher Cooper's "English Teacher"* (1687). [Lund Studies in English. XXII.] Lund (Gleerup), 1953, 245 Seiten, Preis Kr. 24.—

Nachdem Sundby in derselben von Prof. O. Arngart herausgegebenen Text- und Untersuchungsreihe als Band XVIII (1950) eine linguistische Studie über "The Dialect and Provenance of the Middle English Poem *The Owl and the Nightingale*" veröffentlicht hat¹⁾, legt er nunmehr eine Ausgabe von C. Coopers "English Teacher" (1687) vor.

Auf den Seiten V—XVIII gibt er eine Einführung in das Werk des bekannten fne. Sprachmeisters. Diese handelt über das Verhältnis des in englischer Sprache abgefaßten Werkes von 1687 zu der zwei Jahre vorher in lat. Sprache erschienenen „Grammatica Linguae Anglicanae“ (1685) desselben Autors, über sein Ziel und seine Absichten, seine Orthographie, Quellen und seine Stellung zum Dialekt. Als Überleitung zu den folgenden Abschnitten werden erklärende Bemerkungen zu der Untersuchung des englischen Lautstandes auf Grund dieses späteren englischen Lehrbuches Coopers sowie zu der Einrichtung des Neudrucks desselben gegeben.

Die Seiten XIX—LXXVII untersuchen Coopers Lautlehre, die in herkömmlicher Weise aufgegliedert wird nach den einzelnen Vokalen und Diphthongen in starktoniger und in schwachtoniger Stellung sowie den einzelnen phonetisch zusammengehörigen Konsonantengruppen. Eingerahmt wird diese erneute Untersuchung des Cooperschen Lautstandes durch zwei vorangeschickte Kapitel über Coopers Terminologie und Betonungsweise sowie durch zwei abschließende Kapitel über mehrfache Aussprachen für einen Laut und eine kurze, willkommene Zusammenfassung.

Die Seiten 1*—10* und 1—120b bringen dann einen ganz getreuen Abdruck von „The English Teacher“ — selbst unter Beibehaltung offensichtlicher Druckfehler, die am Ende des Buches zusammengestellt werden.

Den Rest der Untersuchung bildet eine sehr nützliche und sorgfältige Kollation des englischen Buches von 1687 mit dem lateinischen Buch von 1685 auf S. LXXXI—LXXXVIII, eine Zusammenstellung der Druckfehler in der Originalausgabe auf S. LXXXIX—XC, ein umfangreicher Wortindex auf S. XCI—CX sowie eine Bibliographie auf S. CXI—CXVI.

Diese Übersicht über den Inhalt soll einen Eindruck von der Reichhaltigkeit und Gründlichkeit dieser in vieler Hinsicht willkommenen sauberen Textedition nebst kritischer Bearbeitung vermitteln. Sundbys Buch setzt die große anglistische Tradition Schwedens würdig fort. Von der Gewissenhaftigkeit des Autors bei dem Neudruck des Cooperschen Werkes konnte ich mich durch einen Vergleich mit der in meinen Händen befindlichen Photokopie des ganzen Werkes überzeugen. Dieser hat nur zwei unwesentliche Unstimmigkeiten ergeben: statt zweier Trennungsstriche auf S. 1, Z. 6 und S. 27, Z. 2 steht im Original nur ein Trennungsstrich; auf S. 33, Z. 36 steht in meiner Vorlage „And“ statt „But“. Während Sundby also nur das von Anna Paues in der Cambridger Universitätsbibliothek vor 30—40 Jahren entdeckte Exemplar kennt (vgl. S. V: 'Other copies may exist, but this is the only one I know of') und abgedruckt hat, trägt meine Photo-

¹⁾ Vgl. die Besprechungen von Fr. Schubel, *Studia Neophilologica* XXV (1953), S. 196—199 und von H. Ch. Matthes, *Anglia* Band 71 (1953), S. 242—244.

kopie (aus dem Nachlaß W. Horns) den Stempel 'Bodleian Library, 10 May 1929'. Mit Hilfe meines Exemplars läßt sich auch die einzige kleine durch . . . bezeichnete Lücke in Sundbys Abdruck auf S. 3* ausfüllen. Es ist dort zu ergänzen: "heap of words, that lye scattered up". Zu Sundbys Äußerung "Yet Dr. Paues cannot have been the only person in this century to set eyes on it (= the copy)" sei uns gestattet, mit aller Bescheidenheit die folgenden Stellen aus unserem soeben erschienenen Buch zu zitieren: „Er (Cooper) veröffentlichte sein Buch, der gelehrten Tradition folgend, in lateinischer Sprache 1685; aber schon 1687 ließ er eine Ausgabe in englischer Sprache erscheinen, offenbar weil er mit der lateinischen Fassung damals weitere Kreise nicht mehr erreichen konnte . . . In dem vorliegenden Buch ist auch diese Ausgabe benutzt worden“¹⁾. Ich brauche wohl nicht zu unterstreichen, daß diese Stellen ohne Kenntnis des Sundbyschen Buches geschrieben worden sind, das erst vor wenigen Wochen in unsere Hände gelangt ist. Augenscheinlich entstammen sowohl Sundbys Cambridge Exemplar als auch unser Oxford der demselben Drucksatz, da auch in dem letzteren sämtliche auf S. LXXXIX—XC von Sundby zusammengestellten Druckfehler vorkommen.

Dieselbe Gewissenhaftigkeit wie der Neudruck zeigt auch der übrige Druck, in dem uns nur ein Fehler aufgefallen ist: S. CXI, Z. 5 v. u. lies 1907 statt 1807.

Mit dem Neudruck und der Untersuchung von Coopers englischem Sprachbuch ist eine weitere wesentliche Lücke in der systematischen Erforschung des fne. Lautstandes auf Grund der für die damalige Zeit recht beachtlichen Einsichten und Kenntnisse eines gelehrten und bedeutenden Sprachmeisters geschlossen. Bisher war allgemein nur die in vielen Punkten durch die Forschung überholte Untersuchung sowie der Neudruck von Coopers *Grammatica Linguae Anglicanae* (1685), die John D. Jones besorgte und in den *Neudrucken* 1911 als Band 5 herausgab, allgemein bekannt und zugänglich.

Sundbys eingehende Untersuchung bestätigt erneut, daß den Lautdarstellungen des gelehrten Schulleiters aus Bishop's Stortford in Ost Hertfordshire, der in Cambridge studierte, mit gutem Recht große Bedeutung beigemessen wird. Seine wissenschaftliche Haltung kann wie die seiner großen Vorbilder Wallis, den er als 'doctissimus' und 'acutissimus' besonders lobt, und Wilkins, die beide den von der 1662 gegründeten Royal Society ausgehenden neuen wissenschaftlichen Geist auch auf die Erkenntnis der Sprache anwandten, als modern bezeichnet werden. Drei Vorzüge zeichnen ihn besonders aus: 1. Er ist sich über seinen eigenen Stand- und Ausgangspunkt im klaren: hoc tamen dicam, educatus fui meridianâ regione, quâ partem vitae occupatae plurimam, primis in annis, Scholae praefui grammaticae, ubi etiam purissima et emendata loquendi consuetudo norma est (J. D. Jones, S.

¹⁾ Horn-Lehnert, *Laut und Leben: Englische Lautgeschichte der neueren Zeit, 1400—1950*. Berlin 1954, I, S. 90.

XXII). 2. Er baut in seiner *Grammatica* bewußt und kritisch auf den Arbeiten seiner Vorgänger auf, z.B. Gataker, Smith, Hart, Bullokar, Gill, Wallis und Wilkins unter Ausschaltung von Butler und Jonson ('Butlerum, Jonsonum omitam'), und spricht in *The English Teacher* darüber hinaus von 'Schoolmasters, Tutors, Spelling Books, or such like', die er ihrer Unwissenschaftlichkeit wegen mit scharfen Worten verurteilt. 3. Er versucht auf der Grundlage der Erkenntnisse seiner Vorgänger durch eigene Beobachtungen und Analysen zu neuen selbständigen Lautbestimmungen zu gelangen. So kommt Sundby (S. XII) zu dem Ergebnis: "I have found nothing that could shake our belief in him as an independent observer".

Daß Coopers fortschrittliche Einsichten und Erkenntnisse andererseits durch herkömmliche, überholte und daher falsche Ansichten beeinträchtigt wurden, zeigt etwa die Äußerung, daß die Wörter "should be written as they are pronounced, or pronounce'd as they are written" (Sundby S. 93, Z. 27 f.). Diese Vorstellung steht ausgesprochen oder unausgesprochen, bewußt oder unbewußt, hinter allen Sprachmeisterangaben des 17. Jahrhunderts wie auch der Folgezeit. Selbst Dr. Samuel Johnson huldigt im Vorwort zu seinem *Dictionary* noch ausdrücklich einer solchen Auffassung, die sich sowohl bei den Sprachlehrern¹⁾ als auch in den zahlreichen Schriftausdrücken bis in die neueste Zeit im Englischen behauptet²⁾. Doch war sich Cooper schon durchaus über den Unterschied von Buchstaben und Laut im klaren, so daß er gleich zu Beginn seiner Ausführungen der Bezeichnung *Letter* einen doppelten Sinn zuerkennt (s. Sundby, S. XIX).

Auf die Ergebnisse der Lautuntersuchungen Sundbys im einzelnen einzugehen, würde den Rahmen einer Besprechung und Würdigung des Buches sprengen. Der interessierte Leser kann ja leicht unsere auf größerem Felde geernteten Ergebnisse im I. Band von *Laut und Leben* zum Vergleich heranziehen, dem in Kürze der bereits gesetzte II. Band über die Geschichte der Konsonanten sowie über die allgemeinen Züge der Lautgeschichte mit ausführlichem Schrifttumsnachweis und Index folgen soll. Nur auf die Frage von Coopers Verhältnis zum Dialekt, die Sundbys ganze Untersuchung beherrscht, wollen wir noch eingehen. Sundby schreibt (S. LXXIV): "His usage, even when it differs from ModE, is mostly borne out by contemporary evidence. But it was argued above (p. XIV) — and here we come round to the problem outlined in the *Introduction* (*Cooper and Regional Dialect*) and discussed by instalments under *Phonology* — that exceptions from this rule point to a regional influence. It remains for us to gauge this influence, if there is any, by piecing together the shreds of evidence found in Cp's printed material." Nach unserer Ansicht verfällt Sundby hier wie viele andere Forscher vor ihm auf dem Gebiete der fne. Laut-

¹⁾ Horn-Lehnert, a. a. O., S. 306 u. ö.

²⁾ E. Buchmann, *Der Einfluß des Schriftbildes auf die Aussprache im Neuenglischen*, Berlin-Breslau 1940.

geschichte in den Fehler, alle vom normalen Lautstand der Hochsprache jener Zeit abweichenden Angaben als dialektisch erklären zu wollen. Allerdings fühlt er sich bei diesem Vorhaben doch nicht ganz sicher, denn "It should be borne in mind that Cp is a spokesman for educated people of the south of England and that he had been head of a grammar school 'ubi etiam purissima et emendata loquendi consuetudo norma est'" (S. LXXVI). So gelangt er ganz zum Schluß seiner Untersuchung zu dem vorsichtigen Ergebnis: "These important facts do not preclude a slight bias of dialect".

Nach unserer Auffassung hätte Sundby doch besser getan, der auf S. XIII von ihm keineswegs überzeugend kritisierten Meinung Zachrissons zu folgen ("Cooper does not teach any dialectal pronunciations") statt "piecing together the shreds of evidence (for a regional influence)" (s. oben). Wir können in der Zeit Coopers tatsächlich nicht mehr mit einem Einfluß mundartlicher Lautungen auf die gesamte Hochsprache rechnen ebensowenig wie mit einem Einfluß mundartlicher Wörter, die in den allgemeinen täglichen Wortschatz eingedrungen wären. Es müssen hier andere Erklärungen gesucht werden. Daß die 'Variant Pronunciations' sowohl bei Cooper, denen Sundby ein eigenes Kapitel widmet, wie in der Schrift- und Hochsprache jener Zeit aus den in ihr wirkenden Tendenzen und nicht durch äußere (mundartliche oder fremdländische) Einflüsse zu erklären sind, glauben wir in unserem Buch *Laut und Leben* hinlänglich gezeigt zu haben. Schließlich besteht ja die von Cooper unter dem Einfluß der aufblühenden Wissenschaften in seinem Jahrhundert aufgezeichnete Vielfalt in der Lautgestaltung auch noch heute, wenn das in den normierenden Büchern über die englische Phonetik auch nicht immer klar zum Ausdruck kommt. Neben vielen anderen Momenten, die fördernd oder hemmend auf die Lautentwicklung einwirken können, ist vor allem der „Akzent“ an der Vielgestaltigkeit der einzelnen Lautungen schuld. Wir verstehen dabei unter Akzent drei Grundeigenschaften der Sprache: 1. die Tonhöhe, 2. das Sprechtempo, 3. die Stärke des Luftdrucks und die Spannung, mit der die Sprechwerkzeuge eingestellt werden. Cooper weist als aufmerksamer Beobachter selber auf solche Faktoren bei seinen verschiedenen Lautungen für eine Schreibung hin, etwa bei me. *ai*: "For the most part in common Discourse we speak *ai* as *a* simple in *cane*" (s. Sundby S. 15, Z. 12f.); vgl. "plerunque autem in colloquio familiari, negligenter loquentes ..." (J. D. Jones S. 17); "*Ai* more gently sounded is like *a* in *cane*: more strongly, it receives the full sound of the Diphthong *ai*, as *brain*, *frail*" (Sundby S. 46, Z. 6f.). Bei den verschiedenen Lautungen für die geschriebenen Diphthonge müssen wir natürlich auch den oben erwähnten Schriftbildeinfluß auf Cooper stark in Rechnung stellen. Die von Cooper angegebene merkwürdige Lautung *eu* für heutiges *au* (aus me. *ū*), die nach seiner Angabe von affektiert sprechenden Engländern gebraucht wurde ("not commonly heard amongst us unless by some who too much affect a fine way of speaking", Sundby S. 16, Z. 13f.), dürfte eine noch heute zu

allerlei merkwürdigen Lautungen führende Gegenbewegung gegen eine vulgär klingende Aussprache darstellen (vgl. *Laut und Leben* S. 220). Auf seiner Suche nach dialektischen Einsprengseln hätte Sundby ebenso gut auch das von ihm auf S. LXI verzeichnete *lenkth* für *length* als Dialektform, die sie heute tatsächlich ist, erklären können. Die Konsonantengruppe *ngth* in *length* und *strength*, die früher in der Hochsprache teils zu *nth*, teils zu *nkth* assimiliert wurde (*Laut und Leben* II, § 405), lebt heute mit diesen Assimilationen in den englischen Mundarten weiter. Das zeigt uns, wie der Weg der Lautungen von der Hochsprache in die Vulgärsprache und in die Mundarten führt, nicht aber umgekehrt (oder nur in ganz bestimmten, seltenen Fällen).

Wir können abschließend nur bedauern, daß uns Sundbys fleißige, eindringende und gehaltvolle Untersuchung nicht vor Abschluß des Druckes unseres eigenen Buches erreicht hat, so daß wir uns mit seiner Aufnahme in die Bibliographie begnügen mußten.

BERLIN

MARTIN LEHNERT

Englisches Handwörterbuch von M. M. Arnold Schröer, herausgegeben von L. P. Jaeger. Lieferung 10. Heidelberg, C. Winter. Brosch. DM 7,20.

Nach mehr als zwei Jahren, seit August 1954, liegt wieder eine Lieferung von fünf Bogen (S. 721—800: *indulge* — *lanceprisado*) dieses Werkes vor, so daß nunmehr genau die Hälfte der geplanten insges. 100 Bogen erschienen ist. Schritte die Veröffentlichung in dem gleichen Tempo fort, so würde die Abschlußlieferung etwa im Frühjahr 1976, rund 4 Jahrzehnte nach Beginn des Erscheinens (1937), zu erwarten sein. Hoffnungsvoller stimmt die Mitteilung des Verlags, daß Lieferung 11 etwa Mitte Februar 1955 vorliegen soll: In diesem Fall errechnet man eine Vollendung schon im Jahre 1960¹⁾.

Beim Blättern in diesen Bogen drängen sich vornehmlich wiederum phonetische Bemerkungen auf: In den Wörtern mit der Vorsilbe *in-* vor folgendem *g* wie *inglorious*, *ingratiate*, *ingredient* wird lediglich die Aussprache [n] verzeichnet, während daneben doch weit verbreitet [ŋ] steht; vgl. auch etwa Jones 1948 betr. *ingredient* gegenüber *Outline* § 653. Um so eigentümlicher ist, daß bei *inquest* dieselbe Doppelheit wie bei Jones und bei *inquire* gar abweichend von diesem auch famil. [ŋ] erscheint. Für *-ism* müßte heute unbedingt neben *iz'm* auch die vokalische Spaltung *izəm* angegeben werden. *Italian* lediglich mit *lj* entspricht zwar Jones 1924 = 1948, erscheint gleichwohl fragwürdig. *-itory* = *itəri*, *itori* übergeht die dritte Form mit Synkope, vgl. *dormitory*, *desultory*, *territory*, und ist falsch hinsichtlich der Qualität des *o*-Lautes, dessen auf me. Länge beruhende Geschlossenheit ja in der gerade gegenüber brit. [tɹ] charakteristischen amerik. Aussprache deutlich wird. Auch bei *-ium* sollte neben *iəm* die Lautung *jəm* (außer nach *r*) stehen, vgl. bei Jones Wörter wie *lithium*, *sodium*, jedoch *aquarium*. Das letztlich

1) Vgl. *Anglia* 69, 288; 70, 313; 71, 247.

dem Span. (*ijada* < **iliāta*) entstammende frz. Lehnwort der Popezeit *jade* „Bitterstein usw.“ ist neuerlich auch in das Deutsche gedungen, wenigleich bei Schulz-Basler (1913) und A. B. Stiven (*Englands Einfluß* Diss. Marburg 1936) noch nicht verbucht. Über *jam* 1) *æ*, *æ̃* „zwängen“, aber 2) *æ̃*, *æ* „Marmelade“ macht Jones andere Angaben: 1948 scheidet *æ̃* (*æ*) im Subst. von *æ* im Vb. (soweit bereits 1924) und kennt auch den individuellen Gegensatz *æ̃* s.: *æ* v. Für *jewel* werden lediglich *ūi*, *ūo* angegeben, während Jones neben [u:ə] und [u:i] auch [uə, ui] und selbst [u:] bucht. Genau genommen handelt es sich sogar um drei zweilautige Aussprachen, [u:-ə/u:-i], [u-ə/u-i], [uə/ui], von denen nur die letzte einsilbig ist, vgl. bereits *Velarvokale* § 117; [dʒu:l] hingegen steht für sich, weil auf bereits alter Synkope beruhend, die ähnlich auch vorliegt in den *Outline* §§ 418, 435 behandelten *trial* [ail] und *towel*, *vowel* [aul] sowie in den bereits *Velarvok.* § 119 verglichenen *royal*, *loyal* [əil]: Die Existenz dieser Altlautungen verhindert die neuerliche Entwicklung der einsilbigen Konkurrenten mit [a:]. Zu *jordan* „Nachtopf“ ≤ *Jordan* vgl. *Velarvok.* § 226. Auch bei *joyial* fehlt neben *vial* die Lautung *vjæl*, die Jones sogar an die erste Stelle rückt; ähnlich *Junius*. Bei *jug* „Krug“ führt ein Fragezeichen das Urteil des *NED* (*possibly*) über Wedgwoods Gleichsetzung mit der Namensform *Jug* = *Joan* fort; doch bereits Baist ZrPh 33, 64 bemerkte aus Anlaß von frz. *dame-jeanne* > *demijohn*, „daß die Sprache mit der Personifizierung der Flaschenart gespielt hat und zwar weil sie neben der Korpulenz Rock und Arme aufwies“. Bei *kerchief* scheint in der Tat neben *if/iʃs* die in *hand*~ neuerlich auftretende Lautung *if/iʃs* und selbst *ivz* noch zu fehlen. Für die Gründlichkeit der Sammlungen Schröers zeugt der Eintrag *knort* auf Grund von Lloyd *Northern English* 86, ein Wort, für das *NED* und *EDD* versagen. Der Eintrag *lagoon*, *lagune* [frz. *lagune*, it., sp. *laguna*] leitet irre: Die alte Form *laguna* des 17. Jhdts. läßt den sachgegebenen venez. Ursprung erkennen, und erst in der Restoration gesellt sich die franz. Anbildung des 16. Jhdts. (*FEW*; anders Gamillscheg) hinzu, die jedoch in vikt. Zeit der in der Frühromantik aufkommenden Anglisierung -oon (vgl. *Anglia* 72, 238) der Erstentlehnung unterliegt.

HEIDELBERG

HERMANN M. FLASDIECK

The Scottish National Dictionary. Designed partly on regional lines and partly on historical principles, and containing all the Scottish words known to be in use or to have been in use since c. 1700. Edited by William Grant †, M. A., LL. D. (1929–46) and David D. Murison, M. A., B. A. (1946–). Edinburgh, The Scottish National Dictionary Association Ltd.¹⁾, 1929ff., Royal 4°. Nur für Subskribenten, £ 20, auch in 5 Jahresraten zu £ 4 (neuen Subskribenten werden erschienene Teile nachgeliefert). Beschränkte Auflage von 2000 Exemplaren. Volume IV, Part II, *Flet-Galltags*, 128 S. (S. 113–240 von Band IV). 1954.

¹⁾ Anfängliche Teile: (King's College), Aberdeen.

Die neue Lieferung des *Scottish National Dictionary*¹⁾ erweist sich wieder als eine unschätzbare Fundgrube und legt erneut Zeugnis ab für die äußerst gediegene und sorgfältige Arbeit. Den Rezensenten erfüllt es mit Genugtuung, zu sehen, wie einzelne Aussetzungen, die in früheren Rezensionen zu machen waren, jetzt gegenstandslos geworden sind: die Abgrenzung gegen allgemein-englischen Gebrauch ist eindeutig durchgeführt; im Falle einer lediglich schottischen Variante eines gemeinenglischen Wortes wird das Verhältnis sofort und eindeutig klargestellt (*gairden*, *fortoun*, *forder* usw.); die Aussprache ist bei lebenden Wörtern reichlicher angegeben, soweit sie nicht aus den Grundregeln zu erschließen ist wie bei *frae* [fre:]; etymologische Angaben sind vollständiger usw. Letztere fehlen z. B. bei *fum* n.¹ (wegen des Verweises auf E. D. D.?), *gadde* v.¹ („nonce formation“ Ramsays?), oder bei „*flitter*“ n. Also *fluther*“; *fluther* n.¹, v. wird als schottische Form von engl. *flutter* angegeben: zumindest vermißt man historische Belege für *flitter*, *fluther* aus der älteren Zeit, womit ein Vergleich mit den bedeutungsverwandten *flinder* (*flinter*) aus dem Skandinavischen und *flichter* n., v., *flicht* n.¹, v.¹, n.², v.² möglich würde. Wenn bei *Gael* die Herkunft nicht eigens angegeben ist, so wohl, weil sie selbstverständlich ist; und doch wäre eine Anführung der gälischen und alt-schottischen Formen wünschenswert im Hinblick auf den Aussprachevermerk unter *Gaelic* (... original Gael. pron. . . . 'ga:lɪk The pronunciation 'ge : lɪk . . . probably under the influence of *Gael* and the spelling *Gaelic*. . .); unter *Gaelic* finden sich die alten Formen.

Eine Durchsicht des Materials des *SND* zeigt, wie nötig dieses Unternehmen war. Denn Jamiesons *Dictionary of the Scottish Language* (1808—25) ist nicht nur hoffnungslos veraltet, sondern, wie zahlreiche Eintragungen im vorliegenden Werk dartun, in vielen Fällen recht unkritisch und unzuverlässig: nicht wenige Wörter, die aus Jamieson übernommen sind, tragen den Vermerk „of doubtful authenticity“, „nonce formation“ oder ein sonstiges Fragezeichen. Dazu kommt die stark enzyklopädische Ausrichtung: wieder erfahren wir wertvolle Tatsachen über die Geschichte des Landes (z. B. *freedom*, *freeholder*) und auch Norwegens (*foud*), der Kirchen- und Rechtsgeschichte (*foud*, *forest*, *fugitate*, *furious*, *fungible* usw.), Kulturgeschichte und Volksbräuche (*Gaelic*, *fork*) usw. Auch sprichwörtliche Redewendungen, die z. T. über Schottlands Grenzen hinaus Gültigkeit erlangt haben, aber in den entsprechenden Nachschlagewerken oft nicht aufgeführt sind, finden hier ihre Erklärung (so *flowers of the forest* nach einer beliebten schottischen Melodie, deren Text am bekanntesten in der Version von Jane Elliot ist, auf die Gefallenen von Ettrick Forest in der Schlacht von Flodden — vgl. den Titel des gleichnamigen Weltkriegsdramas von John van Druten!).

¹⁾ Vgl. *Anglia* 69, S. 447; *Anglia* 70, S. 114; *Anglia* 71, S. 478 *Anglia* 73, S. 107.

Auch in mancher anderen Hinsicht geht *SND* über den üblichen Rahmen eines Wörterbuches oder gar eines Dialektwörterbuches hinaus. Die unter den einzelnen Buchstaben gegebenen Erklärungen — hier *G 1* — *G 11* — sind eine treffliche Einführung in die historische Grammatik und Phonetik des Schottischen. Darüber hinaus gewinnen wir an vielen Stellen einen tieferen Einblick in das Werden der schottischen Sprache und erkennen, wie nicht nur der Wort- und Lautstand des Gälischen oder Norwegischen, sondern auch deren Vorstellungswelt, Wortgebrauch, Wortbildung, Konstruktion, Syntax das heutige Schottische geformt haben. Im Gäl. bedeutet *gobhar* sowohl „Ziege“ wie „Garbe“, und den Getreidegeist stellt man sich als Ziege vor; daraus ergibt sich, daß das schott. Wort *gait* n.¹ = engl. *goat* zugleich „Garbe“ bedeuten kann (n.²). Das braucht gar nicht erneut — wie das *SND* an erster Stelle ausführt — auf die Ähnlichkeit im Aussehen und die Vorstellung des Korngeistes zurückzugehen, sondern präsentiert sich als wörtliche Übersetzung aus der Zeit, als das Gäl. noch die Muttersprache eines großen Teiles des Landes, das Engl. dort eine Fremdsprache war; der älteste Beleg für „Garbe“ stammt aus dem Jahre 1644. Interessant ist, daß *gait* n.¹ „Ziege“ auch einen endungslosen Plural nach dem An. bilden kann (oder etwa aus Analogie zu den Neutra wie *sheep*?). — Eine ähnliche Übersetzung ist *fowerern* „Boot mit vier Rudern“ aus an. **feræringr*, Isl. *feræringur*. — Das von den Dänen übernommene *fram* „forward, outward“ hat die für die Herkunft bezeichnende Spezialisierung „seaward, far out at sea“ als Adj. (und Adv.). — Auf kelt. Syntax wird bei (*to have the*) *Gaelic* als Übersetzung von *bith an Gàidhlig aig* verwiesen.

Solche ungemein aufschlußreichen Streiflichter steigern die Wißbegier, und man ist versucht, noch mehr Fragen solcher Art zu stellen, selbst wenn ein Wörterbuch eigentlich nicht darauf Auskunft geben kann. Wenn im Schott. sich ein Wort oder ein bestimmter Wortgebrauch gehalten hat (so *fraucht*), der im Engl. untergegangen ist, liegt da vielleicht eine Stützung vom Gäl. oder Nord. her vor? Desgleichen bei einem Bedeutungswandel? Finden spezifisch schott. Wortbildungen oder Zusammensetzungen (wie *forby*, *forfamish*) eine Parallele im Gäl. oder Nord.? Im Falle von *forfamish* ist auf die schott. häufige Vorsilbe *for-* verwiesen; sie ist doch sicher in skand. Wörtern verbreitet? Läßt sich in Fällen von Wortverbildung und falscher Etymologie (*fortig* statt *fatigue*: *for-* wie in *forfamish* oder „verlieren“?) eine (engl., gäl., skand.) Quelle erschließen? Läßt sich der abweichende Gebrauch von Präpositionen (*for*) oder die abweichende Konstruktion von Verben (*gae*) auf eine Wurzel oder Analogie zurückverfolgen? Besonders für die Fälle, wo solche Konstruktionen landschaftlich beschränkt sind!

Mir ist klar, daß namentlich die letzteren, schon ins Syntaktische gehenden Fragen von einem Wörterbuch nicht oder jedenfalls nicht erschöpfend beantwortet werden können, zumal sichere Grundlagen wohl noch nicht erarbeitet sind. Wo aber mit geringem Aufwand solche

Erklärungen gegeben werden können — und in einzelnen Fällen geschieht das im *SND* —, fallen solche Erläuterungen sicher auf fruchtbaren Boden. Mir fiel bei dem vom Engl. abweichenden Gebrauch von *for* eine weitgehende Übereinstimmung mit dem Deutschen auf („vor“ und „für“): I, 2 „daft for sleep“; 3 „what are ye for?“ „was möchtest Du?“; 4 „to die for cold“ „vor Kälte“; 5 „fear for“ „Furcht vor“; 11 „for ordinary“ „für gewöhnlich“; 12 (1b) „for aa“ „für immer“; 12 (5) „what for“ „für was, wofür, warum“, „what for (a)“ „was für (ein)“ als Frage und Ausruf; II, 2 als Konjunktion „bevor“. Manche solcher Übereinstimmungen mögen sich von selbst aus der Grundbedeutung ergeben haben, bei anderen besteht möglicherweise eine Brücke, vielleicht über das Ae. (so wo sich der Gebrauch auch in engl. Dialekten findet) oder das Skand. wie in 12 (5), wo die entsprechende Angabe auch in *SND* gemacht ist: ließen sich auch noch andere dieser Konstruktionen zurückverfolgen? Nicht alle diese Fragen werden beantwortet werden können, aber das Wertvolle ist die starke Anregung, die von *SND* ausgeht, das nun zuverlässig dargebotene Material in all seinen weitverzweigten Implikationen auszuwerten.

Das gilt auch für den Wortstand, dessen ungemein dichte Besetzung zu interessanten Untersuchungen anregen könnte. So fällt unter *fl*- die Häufung von sinnverwandten Wörtern auf, die etymologisch gar nicht unmittelbar oder erkennbar verbunden sind (so zahlreiche Wörter für „Splitter“, „Fetzen“ (s. o. *flitter*), „flattern“, „flirten“, „schnelle Bewegung“, „aufgeblasen“). Hier müssen im tiefsten Schoß der Sprache gewisse, teils lautmalerische Vorstellungen formend gewirkt haben. Dies gilt auch für Parallelen zwischen den einzelnen Reibelauten, besonders *f* — *th*, *f* — *s*: z. T. liegt hier ein greifbarer und phonetisch leicht erklärlicher Lautwandel vor (*Fuirsdag* = *Thursday*, vgl. *F* 1), z. T. liegt die Klangähnlichkeit bei ursprünglich imitativen Wörtern zu Grunde (*fob* und *sob*, vielleicht *flush* und *slush*). Möglicherweise liegt auch bei *fly* 2 „astutenes“ oder II, 2 „a quick cup of tea“ eine Beeinflussung von *sly* aus vor; gerade für die Berührung *fl* — *sl* bietet die vorliegende Lieferung genug Belege.

Die enge Besetzung des Vokabulars hat mit ihre Ursache in den zahlreichen aus dem Skand., Gäl., Franz. übernommenen Wörtern. Die dem Schott. eigenen Wörter franz. Herkunft sind vielleicht die kleinste Gruppe, aber doch beachtlich an Zahl und genau wie die lat. Ursprungs völlig eigenen Gesetzen folgend (*foussie* < *fossé*, *foy* < *voie*, *frone* < *fronde*, *fundy* < *enfondre*). Für die Untersuchung des Bedeutungs- und Geltungsbereichs des gäl. und skand. Wortgutes im Schott. wird im *SND* eine treffliche Grundlage geschaffen. Aus dem Gäl. kommende Wörter, die diesmal wohl zufällig nicht so zahlreich sind, tauchen besonders bei Begriffen der Gefühlswelt (*fruich*, *fuich*, *galat* „lieb“ usw.), des Pflanzenreichs und der (Land)Tierwelt (*fowd*, *fulmar*, *gabbock*), der Weberei und Bekleidung (*fooch*, *freuchan*), der Landschaft und jahreszeitlicher Abschnitte (*gaig*, *fuilleach* — wobei man gern die Zusammensetzung und ursprüngliche Bedeutung des

kelt. Wortes erfahren hätte), des Hausbaus, der Speisen und Getränke (einschließlich Whisky, s. *foedan*) und der Volksbräuche (*fovd*, *foal*, *foorach*), und schließlich der Grundbegriffe des täglichen Lebens auf (*furroch* „anhalten, bleiben“, *fyown* „schwach“, *galore* „sehr viel“). Erstaunlich ist aber die Tiefe des nord. Einflusses; daß auf den Orkneys und Shetlands sich skand. Wortgut bis in die Dinge des Haus- und Ackerbaus und der Viehzucht findet (*foregill*, *forehelma* usw.), überrascht an sich genau so wenig wie die ganze überwiegende Beherrschung der Fischersprache seitens des Nord., besonders in den „Tabu-Namen“ (*follin*, *fün* usw.), über deren Gebrauch und Bedeutung man gern etwas Allgemeines im Supplement hören würde. Darüber hinaus sind aber, teils örtlich beschränkt, skand. Wörter in weite Gebiete des täglichen Lebens eingedrungen: von der Fischerei her (*gaa-knot* „fester Knoten“) auf Flußfische (*fossak*), das Wetter (*gaa* „Hof der Sonne“, *fyak* „Schauer“ und dann „Mehlstaub“) oder ursprünglich bei Fischen beobachtete Eigenschaften (*furkin* „gierig“). Wir finden Begriffe des Handels (*frist* „Aufschub, A. geben“), von Körperteilen (*fud*), aber auch aus Land- und Viehwirtschaft (*fog*, [*fussy*]-*punds*, *forebroads* „erste Milch“, *furn* „gerinnen“, *gaisling* „Gänschen“, *forrow* n.¹ „Fuhre“), sogar des Gemütslebens (*fryne* „murren“, *forsmo* „beleidigen“, *fyarm* „schmeicheln“, *fyog*) und des Aberglaubens (*freit*); manche Tätigkeits- und Eigenschaftswörter des Alltags sind nord. Herkunft: *gaan* „starren“, *gain* v., adj. „genügen, gerade“, *gafs* „(ver)schlingen“, *frush* „zischen, sprudeln“, *gaivaless* „schleppend, schwerfällig“, *forrow* adv. „zur Hand, in Reserve“. Offensichtlich sind auch skand. und gäl. Wurzeln gemeinsam für einige Wörter verantwortlich: *gair* adj., n.² „Gier usw.“, *fulmar* s. o. Bisweilen wird allerdings infolge der für ein Wörterbuch nötigen straffen Kürze der oberflächliche Eindruck erweckt, als sei das Wortgut stärker spezifisch nord. als es tatsächlich ist: *Thursday* ist wohl skand. Ursprungs, doch schon ae. übernommen (*Fuirsdag*); *frist* hat gemeingerm. die Grundbedeutung „festgesetzter Zeitraum von bestimmter Länge“, und schon im Ae. heißt es auch „die für eine Handlung gewährte Zeit“. Hierin liegt bereits die auch im Deutschen gegebene Begriffsverengung auf „Aufschub“, „Frist geben“, und zumindest für das Nomen „Aufschub“ wäre eine direkte Herleitung vom an. *frest* nicht nötig¹).

Dies führt uns zu einer Reihe von Einzelpunkten. Die in der vorigen Besprechung gewagte, natürlich sehr problematische Theorie über *fl*-, *fly*-, *fy*-, *f*- usw. (sub. vb. *fae*) könnte hier durch ein oder zwei Beispiele eine Stützung erfahren: das unsichere *flewach* [fluæx]

¹) Siehe auch *Gnadenfrist*, *Galgenfrist*. Die Bedeutung „Aufschub“ ist im Deutschen sehr alt, und darauf geht das ahd. Verbum *frist(j)an* zurück; Walther von der Vogelweide verwendet *vrîsten* im Sinne von „aufschieben“. *Das Leben fristen* ist nur noch ein letzter Rest dieses früher weit verbreiteten Gebrauchs. (Vgl. Trübners *Deutsches Wörterbuch*, Wörterbücher der Deutschen Akademie).

wird mit dem in seiner Herkunft ebenfalls unbekannten *feuach* [fjueç] zusammengebracht. *Fyantich* [fjantiç] wird ohne etymologische Angaben aufgeführt; in der Bedeutung 3 „excited, stirred in one's feelings“ könnte man an *frantic* denken: sollte hier doch Labialisierung bei *fr-* vorliegen, wenn auch das *r* schottisch stark gerollt wird?¹⁾ (Doch vgl. Eugen Dieth, *Buchan Dialect* §§ 114f.); daß *fl* und *fr* etwas problematische Gruppen sind, wird auch die Verweise von *flow* auf *frow*, *flower* auf *frower* deutlich). — Es seien einige Anregungen oder Fragen zu etymologischen Angaben gewagt: *gag* n. „... a porridge-like mass, esp. of too thick gruel or spoon-meat“ könnte von engl. *gag* „Knebel“ im humorvollen Sinne berührt sein. Die zur Eile antreibende Interjektion *fy* könnte mit dem ganzen Stamm *fyke*, *ficher* usw. (s. letzte Besprechung unter *ficher*) zusammenhängen, in der zweiten Bedeutung der emphatischen Bestätigung oder Verstärkung hätte *why* in der lautlich durchaus möglichen Form **fy* einwirken können; ob das Wort mit *fie* „pfui“ identisch ist, ist nicht ersichtlich, und „pfui“ erscheint in der gerundeten Form *foy* und dem gäl. *fuich*; so verblüffend auch die Übereinstimmung im Gebrauch von schottisch *fy* und südostdeutsch *fei* (< *fein*?) ist, so wird wohl ein Zusammenhang kaum bestehen. — Das unsichere *furrochie* „alt, gebrechlich“ wäre in der vorliegenden Form als von *furroch* „stehen bleiben, zögern“ beeinflusst denkbar. *The Fud Court* „the Kirk Session, as the court for dealing with cases of fornication“ ist vielleicht eher zur Bedeutung *fud* I, 3 „the female pubes or pudendum“ als zu I, 1 „the human posteriors“ zu ziehen, trotz „buttock-hire“; was bedeutet dabei der Verweis auf „Ger. -*fut*“? *Flor(r)y* n.² könnte Kreuzung von *flit* mit *ferry* unter Rundung des Vokals sein, wie sie sich im Schott. oft finden. *Fot* „footless stockings“ usw. mit der Ableitung *fottie* „1 of a hen: having feathery legs“ berührt sich eng mit isl. *fættlingar* (vgl. *fotlin*), „the wool on the legs of an animal or animal's hide“: damit ist doch sowohl die Vorstellung der Henne mit ihren gefiederten Beinen wie der Beinlinge gegeben. Bei *frush* adj. fällt die enge Sinnverwandtschaft mit d. *rösch*, engl. dial. *rash*, d. *rasch*, ae. *raesc* „Schauer“, *raescan* „zucken“ usw. auf, selbst wenn eine etymologische Verbindung sich wegen des *f* nicht herstellen läßt. *Fosset* „a mat . . . laid on a horse, to prevent his skin from being fretted . . .“ könnte denselben Ursprung haben wie *forsel* „an implement . . . used for defending the back of a horse when loaded“; daß das sonst so stark gerollte *r* hier an *s* assimiliert ist, ist keine Schwierigkeit, vgl. schott. *fossing-band* und *forcing-band* oder die Kreuzung von *furl*, *furlie* (*fa*), *whillywha*. Zu *forehammer* würde neben der niederländischen Entsprechung noch d. *Vorschlaghammer* passen.

Ein besonderes Lob gebührt neben der wissenschaftlichen Gründlichkeit noch der ungemeinen Sorgfalt, mit der das *SND* gedruckt ist. Nur verschwindend wenige Schönheitsfehler lassen sich entdecken: in

¹⁾ Im Gäl. wird aber das *r* meist als deutlicher Reibelaut gesprochen, und viele im *Gaelic fringe* „cannot roll their r's“.

der Aussprachebezeichnung von *Galatian* sollte es wohl [-'loʃən] heißen; in der Wiedergabe der zwei Aussprachen von *gallant* sollte „'galant (adj., n.)“ stehen. Erneute ausgedehnte Leseproben haben in dem vorliegenden Teil nicht die geringste Lücke oder Ungenauigkeit erkennen lassen; einige Fragen — nicht mehr — ergeben sich zu früheren Teilen: hätte unter *ff* oder *F* nicht die *ff*-Schreibung wie in *fforest* kurz erwähnt werden sollen? Ist der Gebrauch von *fill* in Maclaren, *Beside the Bonnie Brier Bush* p. 16 „they're fillin' no that bad“ (vom Hafer) eine feste Konstruktion im Schott? Denn NED *fill* I, 3 ist demgegenüber zu blaß. Ist das engl. ja höchst seltene *evangel* im Schott. ein häufiger gebrauchtes Wort (*ibid.* p. 37, 162)? In der Bedeutung „gospel“, wie das Wort hier gebraucht wird, nennt NED es „now archaic or rhetorical“.

Solche Leseproben erweisen so recht die Nützlichkeit und Notwendigkeit des *SND*, zumal das Werk über das rein Philologische zum Enzyklopädischen die Brücke schlägt. Genau so wertvoll erscheint es mir aber durch die stark anregende Wirkung, wie sie für einzelne Fragen in dieser Rezension angedeutet wurde, da hier ein verlässliches Wortmaterial für eingehendere Untersuchungen über Einzelfragen der schott. Sprache zusammengetragen ist.

ERLANGEN

KURT WITTIG

Hans Galinsky, *Die Sprache des Amerikaners. Eine Einführung in die Hauptunterschiede zwischen amerikanischem und britischem Englisch der Gegenwart*. Band II. F. H. Kerle Verlag, Heidelberg, 1952, 522 S. Geb. 26 DM.

Galinskys Werk über das amerikanische Englisch liegt seit einiger Zeit abgeschlossen vor uns. Der 2. Band, der mit seinen 522 Seiten bedeutend umfangreicher ist als der 1., der „Klangbild“ und „Schriftbild“ behandelte, gliedert sich in die vier Kapitel „Wortschatz“, „Wortbildung“, „Syntax“ und „Flexion“. Es fehlen Gegenstände wie Bedeutungswandel, Idiomatik, Stilistik und Strukturanalyse. Das allermeiste Material entstammt den in einer umfangreichen Bibliographie aufgeführten wichtigsten bisherigen Arbeiten über das amerikanische Englisch. Galinsky hat die hieraus zu gewinnenden Tatbestände in einer teils pädagogisch-praktischen und teils linguistisch-systematischen Ordnung dargeboten, sie in einer historischen und dialekt-geographischen Perspektive betrachtet und mit Hilfe einer psychologisch-soziologischen Methode zu deuten gesucht.

Der Verf. kommt zu dem Ergebnis, daß das amerikanische Englisch zwar ein „eigentümliches, eigenwüchsiges Sprachgebilde eigenen Rechts“ (S. 489) genannt werden kann, daß dabei aber der Oberbegriff „Englisch“ deutlich betont werden muß. Die Unterschiede zwischen dem amerikanischen Englisch (AE) und dem britischen Englisch (BE)

erscheinen Galinsky längst nicht so groß, wie die durch Mencken popularisierte Bezeichnung *American language* nahelegt. Die auf ältere englische Wörter und Sprachmuster zurückführbaren Amerikanismen („Amerikanismen kraft Bewahrung“) treten mehr in den Vordergrund als die amerikanischen Neubildungen und neuen Gebrauchsweisen („Amerikanismen kraft Entstehung“). Man fühlt sich ein klein wenig an den Titel des Buches von John Pickering *Vocabulary of Words and Phrases which have been Supposed to be Peculiar to the United States of America* (1816) erinnert, oder sogar an Captain Marryat, der 1839 schrieb: „With the exception of a few words coined for local uses... I do not recollect a word which I have not traced to be either a provincialism of some English county, or else to be obsolete English“. Sicherlich wollte Galinsky einen solchen Eindureck nicht erwecken, zitiert er doch selber in seinem *Forschungsbericht* (Tübingen 1952) das bekannte Wort von Bernard Shaw: „England and America are two countries separated by the same language“. Es ist schade, daß der Verf. es sich versagen mußte, auf den Bedeutungswandel einzugehen und dabei eventuell zu zeigen, wie zahlreiche emotiv gefärbte Wörter mit nationalen Wertakzenten die Verständigung zwischen den beiden englisch sprechenden Völkern erschweren. Man denkt an Wörter wie *empire*, *colony*, *subject* und *citizen*, aber auch an *gentleman*, *servant* und *other ranks*. Viele der sehr wesentlichen Unterschiede sind zu fein, um in Wortlisten eingefangen zu werden, womit nichts gegen den praktischen Wert gesagt werden soll, den die neuen von Galinsky nach Sachgruppen aufgegliederten Listen für Lehrer und Studenten, Dolmetscher und Auslandskaufleute haben können. Aus ihnen kann man z. B. erfahren, daß einem AE *apartment* ein BE *flat*, einem AE *porch* ein BE *verandah*, einem AE *sick* ein BE *ill*, einem AE *hobo* ein BE *tramp*, einem AE *saloon* ein BE *pub*, einem AE *automobile* ein BE *motor-car* entspricht, wobei allerdings hinzuzusetzen wäre, daß AE *apartment* etc. auch in England und BE *flat* auch in Amerika meist im gewünschten Sinne richtig „verstanden“ werden. *Whodunit*, *Oscar* und *comic strip* (*comics*) sind in England bereits angekommen, ein amerikanisches *closet* konsterniert nicht mehr, *I guess* bürgert sich auch in England wieder ein, *the cars* (Eisenbahnzug) wird nicht mehr gesprochen. Die Ansicht des Verf., daß die Unterschiede im Wortschatz — infolge anti-britischer Bewegungen in Amerika und infolge anti-amerikanischer Tendenzen in England — eher größer als kleiner werden, dürfte schwer zu beweisen sein. Man sollte glauben, daß das starke Anwachsen der Kommunikation zwischen den beiden Ländern den „Prozeß des Auseinanderwachsens“ mehr als ausgleicht. Barnharts *American College Dictionary* (1947), das die Unterschiede zwischen dem amerikanischen und englischen Wortgebrauch sehr gut kennzeichnet, hat sich bei den allermeisten der aus dem vierbändigen *Dictionary of American English on Historical Principles* (Craigie) übernommenen Amerikanismen den Zusatz *US* ersparen können, weil diese Wörter inzwischen auch in die Sprache des Engländers eingegangen sind.

Von den „auffälligeren“ Unterschieden im Wortschatz kommt Galinsky zu den weniger auffälligen Unterschieden in der Grammatik, in deren Bereich weit mehr Gemeinsamkeiten als Abweichungen festgestellt werden. Im Kapitel „Wortbildung“ stellt der Verf. fest, daß die Amerikaner in einigen Nachsilben wie *-bund* (*plunderbund*), *-heimer* (*weisenheimer*), *-fest* (*talkfest*) und *-sky* (*buttinsky*) neue, meist pejorativ gebrauchte Mittel des Ausdrucks entwickelt haben, daß aber die meisten Ableitungsmuster auf ältere englische Muster zurückgehen, die sich in Amerika als lebensfähiger und entwicklungskräftiger erwiesen und sich rascher auf der Skala der Sprachgebrauchsebenen emporarbeiteten. Besonders hervorgehoben wird die „elisabethanisch“ anmutende Freiheit, Wörter in mehreren Wortklassen zu verwenden (Conversion), wobei auch solch seltene Wörter wie *to jeep*, *to propaganda*, *to press-agent* und *the assist* zum Beleg herangezogen werden. Vielleicht hätte man in diesem Kapitel auch die häufig aufgeworfene Frage untersuchen sollen, ob die Amerikaner auf eine neue Situation rascher als die Engländer mit einer Neubildung reagieren und den Bedarf mit mehr Wörtern decken als nötig sind, mit dem Erfolg, daß einige davon rasch wieder verschwinden oder sich der Frequenz Null nähern. Das für das AE besonders wichtige Mittel der „Substitution“ der sogenannten „schweren“ Verben, die sich aus griechischen und lateinischen Wörtern entwickelt haben, durch „einfache“ angelsächsische Verben unter Zusatz einer Präposition wird leider nicht besonders untersucht. Kirchners Arbeit über die zehn Hauptverben des Englischen regt zu der Frage an, wieviele der Verb-Präposition-Kombinationen, die das BASIC ermöglicht, vom AE bereits realisiert worden sind.

In den Kapiteln über Syntax und Flexion geht Galinsky am weitesten über das von anderen Forschern wie Mencken, Krapp, Fries, Robertson, Clark und Kirchner Geleistete hinaus. Die strikte Anwendung des Prinzips, bei jeder sprachlichen Erscheinung danach zu fragen, ob sie zu einer anderen Zeit, auf einer anderen Sprachebene und mit einer anderen Gebrauchshäufigkeit nicht auch im BE vorkommt, führt zu einer bedeutenden Verringerung der von Mencken für das AE in Anspruch genommenen Eigentümlichkeiten. Die allerwenigsten Unterschiede sind „doppelseitig absolut“: eine Form wie *to be deprived something* wird zwar in England kaum verwandt, aber die Form *to be deprived of something* ist in Amerika neben der kürzeren Form, die einer anderen Stilebene angehört, durchaus geläufig; *out the window* ist AE, aber *out of the window* existiert in beiden Sprachen; *teacher guidance* und *child guidance* sind vorwiegend AE, aber *teacher placement* hört man auch in England; *to operate a patient* ist in England fast auf die Fachsprache beschränkt, während es in Amerika bereits zur Umgangssprache und zur Hochsprache gehört; *off of* ist in England nur volkssprachlich und mundartlich, in Amerika dagegen auch umgangssprachlich. Es erweist sich hier wieder, daß das AE stärker als das BE von der Umgangssprache, Volkssprache und Fachsprache geformt wird.

Nach der Herausarbeitung der Unterschiede und Gemeinsamkeiten versucht Galinsky in jedem Abschnitt und Kapitel eine psychologische und soziologische Erklärung der Tatbestände zu geben, wobei er sich des hypothetischen Charakters dieses Versuches bewußt bleibt und gegen vorschnelle Rückschlüsse auf Kultur und Volkscharakter auf der Hut ist. Bei Benutzung der von Wilhelm Havers (*Handbuch der erklärenden Syntax*, 1931) entwickelten Methode stellt der Verf. fest, daß von den in allen Sprachen wirksamen „Triebkräften“ im AE einige stärker, andere weniger stark gewirkt haben. Unter den stärker wirksamen Triebkräften stehe an erster Stelle der Drang nach Einfachheit, Kürze, Vereinheitlichung und Einordnung, der sich häufig mit dem Hang zur Bequemlichkeit, mit dem Spieltrieb und mit dem Drang nach emotionaler Entladung verbinde. Der Drang nach Deutlichkeit sei dagegen im BE stärker wirksam. Sofern dieser Drang auch im AE wirksam sei, äußere er sich nicht so sehr als Streben nach Differenzierung, sondern mehr als Streben nach bildhafter, sinnlicher Anschaulichkeit und eindringlicher Verstärkung. Weil der Drang nach Kürze im AE stärker als der Drang nach Deutlichkeit sei, könne z. B. das aktiv gemeinte *teacher guidance* mit dem passiv gemeinten *child guidance* und das eine Gleichartigkeit meinende *desk-type fan* mit dem eine bloße Ähnlichkeit meinenden *French-type Vermouth* in dasselbe Muster gesperrt werden, während sich das BE gegen eine solche „Disharmonie von Gehalt und Gestalt“ sträube. Weil das BE stärker als das AE nach einer differenzierenden Deutlichkeit strebe, lasse es sich nicht durch die kürzere Form *to be deprived something* verlocken, sondern bleibe bei dem deutlicheren *to be deprived of something*, wobei der „Tätigkeitskreis des Nehmens mittels Präposition klarer geschieden wird“ (S. 195). Aus ähnlichem Grunde stehe AE *barbershop* einem BE *barber's shop*, ein AE *ice water* einem BE *iced water*, ein AE *cook-book* einem BE *cooking book* gegenüber. Bei der Entstehung von AE *cook-book* wird die Möglichkeit des Einflusses von deutsch *Kochbuch* eingeräumt, aber bei dem volkssprachlichen *I want in* (*I want out*, etc.), wobei das Verbum der Bewegung ähnlich wie im Deutschen ausgelassen wird, unterstreicht Galinsky die von Markwardt herausgearbeitete Einwirkung eines regionalen Musters irisch-schottischer Herkunft.

Man mag sich bei diesen Erklärungen fragen, ob sie die Dinge nicht allzu sehr vereinfachen und ob man nicht auch von anderen theoretischen Konzeptionen ausgehen müßte, um die Starrheit der Schemen wieder aufzulösen und der Lebendigkeit der Sprache mehr gerecht zu werden. Der Verf. stellt sich deshalb in jedem Abschnitt die Frage — wobei er wieder von Havers ausgeht —, unter welchen besonderen Bedingungen der betreffenden Gesellschaft und Kultur sich der eine Trieb stärker auswirkte als der andere. Da werden zuerst die siedlungsgeschichtlichen Bedingungen genannt. Einwanderer aus East Anglia, London, aus dem Süden und aus Ulster siedelten sich oft zusammen an, so daß reichlich Gelegenheit vorhanden war, die mundartlichen Unterschiede abzuschleifen. Die Einwanderer mit nicht-

englischer Muttersprache verstärkten im allgemeinen die Tendenz zur Vereinfachung und Einordnung, so sehr sie sich auch bemühten, bei ihrem gesellschaftlichen Aufstieg die Nuancen und Unregelmäßigkeiten zu erlernen und möglichst „korrekt“ zu sprechen. Auf diese Weise wurde neben dem sich allgemein durchsetzenden *it is me* auch *it is I* bewahrt und von manch einem Arrivierten dazu benutzt, sich besser „von der Masse der ‚Ungebildeten‘ abzuheben“ (S. 277). Im allgemeinen aber siegten bei dem Fehlen einer aristokratischen Standesgesellschaft die von unten kommenden Bestrebungen nach Vereinfachung und Gleichförmigkeit. Die demokratische Tendenz tat ein übriges, um die Klassensprachen einzuebnen. Zum Unterschied etwa von John Clark geht Galinsky in diesem Zusammenhang nicht auf die *mucker-pose* ein, die viele Amerikaner der gehobenen Stände veranlaßt, sich im sprachlichen und übrigen Verhalten bewußt nach unten hin zu orientieren, um den Eindruck ihrer Überlegenheit zu vermeiden und sich bei der Masse keine Sympathien zu verschmerzen (Sprache der Politiker!). Galinsky betont dagegen den Einfluß des amerikanischen Strebens nach kultureller Unabhängigkeit vom englischen Mutterlande, die „schwächere Einwirkung des Korrektheitsideals“ der englischen Grammatiker der Aufklärungszeit und den „schwächeren Widerhall von speziell nach etymologischen Gesichtspunkten verfahrenen Sprachregelungen.“ Bei präpositionslosen Fügungen wie *to operate a patient* und *what type person* macht er neben einem Einfluß der wissenschaftlichen (deutschen) Fachsprache den Einfluß der modernen Sachlichkeit mit ihrer Tendenz zur Entpersönlichung geltend.

Neben den soziologischen und kulturgeschichtlichen Bedingungen kommen die „innersprachlichen“ Bedingungen ziemlich schlecht weg. Und das entspricht der Tendenz des Buches, Sprache im Zusammenhang mit Kultur und Geschichte zu betrachten. Wenn z. B. die Ausbreitung der sekundären Passivumwandlungen bei Verben wie *to accredit*, *to appoint* und *to adjudge* (*can these views be adjudged finality?*) untersucht wird, stellt der Verf. bei einer solchen Gelegenheit fest, daß das AE infolge besonderer kultureller Bedingungen „einen fortschrittlichen Zug des elisabethanischen Zeitalters gerade in seinem Fortschrittsgeist zäher bewahrt hat“ (S. 147). Am Schluß des Kapitels über die Wortbildung heißt es, daß die Art, in der der Amerikaner „überkommene Bildweisen in anderem Grade gebraucht als der Brite, nicht-englische Bildweisen entlehnt oder eigene Bildweisen aus fremden Sprachstoff, vielleicht auch aus einheimischen (*ker-*) schafft“, den Beobachter deutlich „Zusammenhänge mit der Geschichte und dem Wesen der amerikanischen Nation“ spüren läßt (S. 119). In der Einleitung (S. 1) und am Schluß (S. 488) verwendet Galinsky sogar die sehr umstrittene Metapher vom „Spiegel“ der Sprache, womit er sich eindeutig auf die Seite der „Mentalisten“ stellt, die von der Autonomie sprachlichen Lebens wenig halten. Gerade bei der gegenwärtigen Stärke der „Antimentalisten“ in der amerikanischen Sprachwissenschaft muß deshalb dieser konsequent durchgeführte, wenn auch um-

strittene, Versuch einer Verbindung von beschreibender Linguistik mit der Sprach- und Kulturgeschichte einerseits und der allgemeinen Psychologie andererseits ein sehr wertvoller deutscher Beitrag zur Erkenntnis des amerikanischen Englisch genannt werden.

MÜNSTER

GUSTAV H. BLANKE

Thomas Pyles, *Words and Ways of American English*. New York: Random House, 1952. Pp. ix, 310. \$ 3.50.

Several years ago an English critic of American scholarship made the following comment:

Writing in academic jargon with the determination that every sentence shall say neither more nor less than the truth, the [American] scholar creates a forest of abstract nouns intersected by critical approaches in which the reader for utter weariness lays himself down and dies.

There is justice in this remark, as every reader of American scholarly works knows, but now and again a book appears which is not merely sound in content but is also written in so effective a style that those on both sides of the Atlantic who lament the 'dull, dry, tedious, over-precise, and halting' English of the Americans are brought up with a start. Such a volume is *Words and Ways of American English* by Thomas Pyles, who is Professor of English at the University of Florida and Secretary-Treasurer of the American Dialect Society.

The lack of daring, of boldness, of independence in American English that Pyles describes can be related to the American love for authority in all matters of language, and in three chapters of this book the origin and growth of this attitude are described. Chapter 4, 'Linguistic Nationalism and the Schoolmaster', traces the rise of the prescriptive grammarians in the eighteenth century, points out the connection between their linguistic beliefs and their social, moral, and economic backgrounds, and recounts the earliest attempts to establish an American academy. Chapter 5, 'Noah Webster, Man and Symbol', is an informative and witty account of the great lexicographer, first famous as the author of a spelling-book, who 'supplied us with the schoolmaster's authority which we needed for linguistic self-confidence.' And the last chapter, called 'Purity by Prescription', reveals the extensive influence that Webster has had during the century since his death, primarily through the schoolmasters and schoolmistresses who replaced him as the authority on language and led to the creation of the American tradition of linguistic authoritarianism. It will perhaps surprise Europeans to learn that in most American colleges and universities, where first-year students usually take courses in English grammar and composition for one or two semesters, many textbooks and many teachers refuse to admit the validity of usage as the means of determining correctness and, instead, appeal to some vague but higher authori-

ty, 'the rules', thus scorning an objective and scientific approach to language. Pyles is, of course, on the side of the liberals, that is, those who look to usage for guidance, and a reading of his book might well be recommended to all those who have a hand in the moulding of the English style of their students.

There is, however, another side to American English—its vocabulary, which has a richness that has long attracted attention. To it, six chapters of the book are devoted. The first two treat 'Early American Speech'—its 'coinages, adaptations, and survivals' and its 'adoptions from foreign tongues.' Chapters 7 and 8 are concerned with the 'coinages and adaptations' and the 'adoptions from foreign tongues' of 'Later American Speech.' Chapter 6 considers 'Some Stylistic Characteristics: Tall Talk, Turgidity, and Taboo', and chapter 9 takes up 'American and British Word Usages'. To comment on the material imbedded in these chapters is all but impossible, so crammed is each page with example, illustration, and comment. Not only is there here a rich store of information about the American language, but also much light is cast on the history of the United States, the life and characteristics of its people. 'Such terms as *blue laws*, *sunbonnet*, *lightning rod*, *log cabin*, *almighty dollar*, *forty-niner*, *abolitionist*, *War between the States*, *dime novel*, *hash house*, *charley horse*, *linotype*, *Gideon Bible*, *Noble Experiment*, *G-man*, *hoodlum*, *New Deal*, *jeep*, *motel*, *ghost writer*, *baby sitter*, and *cybernetics*,' Pyles points out, 'cannot fail to tell us something of the "American way of life" in all its fascinating and infinite variety, past and present.' Further, such tendencies of the language as the functional change of words (*to park*, *combine*), the creation of new words by the addition of prefixes and suffixes (*de-* and *-ette*), by the use of compounding elements (*-happy*, *-buster*) and word elements (*para-*, *-burger*), and the growing fondness for acronyms (*radar*, *Unesco*) are fully discussed. Then too, the widespread borrowing of words from other languages, long characteristic of English, is carefully detailed, as the following brief list of Americanisms reveals: *avocado*, *boss*, *canyon*, *chow*, *coleslaw*, *delicatessen*, *dunk*, *gumbo*, *hex*, *hooch*, *hoodoo*, *kibitzer*, *lagniappe*, *levee*, *moccasin*, *patio*, *phony*, *prairie*, *pretzel*, *ranch*, *sequoia*, *smorgasbord*, *terrapin*, and *ukulele*. There is, incidentally, an eighteen-page index of words and phrases discussed in the book.

To conclude this survey, there remain chapters 3 and 10. The former, 'Some Characteristics of American English and their Backgrounds', relates the British dialects spoken by the early settlers to those that subsequently arose in the United States and suggests the historical, sociological, and geographical influences that led to the development of the three major American dialects. The latter, 'American Pronunciation', includes a number of illuminating remarks on many aspects of American pronunciation (the treatment of English place-names transferred to America, for example, and the pronunciation of foreign words like *dilettante* and *alumni*), contains a detailed

discussion of the differences between British and American usage, and further explores the distinctions between the chief American dialects, Northern, Midland, and Southern.

But enough has been written to suggest the nature and scope of the book. It is, of course, far below Mencken's studies in bulk, but it is the product of a discriminating scholar who is admirably up-to-date in his awareness of the latest research by other workers in the field. Here and there, perhaps, one might question one or another of Pyles' observations, but there can be no doubt that his purpose—to provide for the lay reader a brief yet adequate treatment of the English language as it has been and is spoken and written by Americans—has been splendidly fulfilled. Even more, no professional student of language can read it without coming away a wiser man.

LOUISIANA STATE UNIVERSITY

HENRY BOSLEY WOOLF

Personalnachrichten

Der ordentliche Professor für Anglistik und Amerikanistik an der Universität Marburg Dr. Walther Fischer, Herausgeber des „Beiblattes zur Anglia“ in den Jahren 1932—1945, wurde auf eigenen Wunsch zum 1. Oktober 1955 emeritiert.

Am 7. Oktober 1955 verschied völlig unerwartet im Alter von 60 Jahren an einem Herzanfall Prof. Dr. C. A. Weber, Tübingen.

Am 9. Januar 1956 beging der apl. Prof. em. Dr. Otto Ritter in Halle seinen 80. Geburtstag in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit.

Am 13. März 1956 besteht der ordentliche anglistische Lehrstuhl an der Universität Halle 80 Jahre. Sein erster Inhaber war Dr. Karl Elze, der nach seiner Tätigkeit als Gymnasialprofessor in Dessau das Gebiet der engl. Sprache und Literatur zunächst ein Jahr als Extraordinarius vertreten hatte.

OLD ENGLISH POETIC DICTION AND THE INTERPRETATION OF *THE WANDERER*, *THE SEAFARER* AND *THE PENITENT'S PRAYER*

The Wanderer and *The Seafarer* deal with the miseries of exile, and if the Christian moral ending is ignored they provide stirring evidence for a view of Germanic heroes as men who willingly bore the hardships that were their lot, and exulted in them. The endings of the poems are not now looked upon as 'spurious,' but rather as the culmination of the poems. The exiles no longer exult in their miseries but are miserable. The OE. "wrecca" is no longer the cognate "Recke" but the "wretch" of which he was the etymon. The Wanderer and the Seafarer are no longer Teutonic heroes hedged about with pietistic innovations but a part of mediæval Christian literature. That was the view of Ehrismann in 1909 and of Dr. Dorothy Whitelock quite recently¹). Ehrismann took *The Seafarer* to be allegorical, and Dr. Whitelock takes him to be a voluntary exile, who has laid upon himself the hardships of exile as a penitential discipline.

The connexion of *The Seafarer* with penitential discipline has been placed beyond doubt by Dr. Whitelock's study. It seems possible to extend this connexion to *The Wanderer*, though not if her very literal interpretation of the poems is maintained. In support of the view that both poems

¹) G. Ehrismann, *Religionsgeschichtliche Beiträge zum germanischen Frühchristentum*, Beitr., vol. XXXV, pp. 213—18; D. Whitelock, *The Interpretation of 'The Seafarer'*, in *The Early Cultures of North-West Europe* (H. M. Chadwick Memorial Studies), edited by Sir Cyril Fox and Bruce Dickins, 1950, pp. 259—72. No attempt will be made in this article to discuss the various interpretations of the poems.

are connected with penitential discipline a third poem in the *Exeter Book* may be adduced. It has been called *The Exile's Prayer*, *Klage eines Vertriebenen*, and *Resignation*. Wülker simply called it *Gebet*, and since the long opening is without doubt penitential it may be called *The Penitent's Prayer*¹).

Three things relevant to the interpretation of *The Wanderer* and *The Seafarer* are to be found in *The Penitent's Prayer*, and all three have a direct bearing on OE. poetic diction and rhetorical devices. First, there is mention of a journey or journeys, perhaps an example of OE. symbolic poetic diction; secondly, it shows confusion of the first and third person singular, perhaps the result of the rhetorical device of *ethopoeia*; and thirdly it is penitential, and therefore perhaps governed by the traditions of penitential prayer. The first point is the most controversial and will be dealt with at some length.

I

SOME ASPECTS OF OLD ENGLISH POETIC DICTION

With some OE. figurative diction to be discussed later it is not possible to be sure if the figure was not as real to the Anglo-Saxons as the reality that gave rise to the figure. Since similes consist in acknowledged comparison no such doubt arises with them; though both sides of the comparison may have been felt as having existence, only one side of the comparison is part of the discourse, the other merely explains, illustrates, or adorns the discourse at that point; and it is acknowledged formally by the syntax that that is the function of the simile. It is, therefore, in the nature of the device of simile that it prevents the intermingling of the symbol and the thing symbolized which, as Wyld says, is characteristic of OE. poetry [*Diction and Imagery in Anglo-Saxon Poetry*, Essays and Studies by Members of the English Association, vol. xi (1925) p. 83]. Comparison is a mode of thought which

¹) Each of these names sums up an editor's or commentator's interpretation of the poem; and I am well aware that in giving the poem a new title I too am assuming at the outset what I set out to show. But to call it merely *Prayer* is too vague, and none of the other titles fits.

in simile becomes acknowledged as an explicit literary mode of expression. The extensive use of simile shows the Anglo-Saxons to have been accustomed to figurative thought, and this gives some justification to the belief that much of what might appear realistic in their poems was capable of figurative interpretation. The following brief survey aims at an appraisal of the range and nature of OE. similes¹).

There are the brief comparisons of one thing with another: the boat moving like the foamy-necked bird (*Beowulf* 217—18, *Andreas* 496—8); the sword melting like battle-icicles when the Father unleashes the fetters of frost (*Beowulf* 1605—11); the weapons melting like wax (*Andreas* 1145—8); blood shall flow like water (*Andreas* 952—4); the Whale's form is like a rough stone, like a floating reed-bed surrounded by sand-dunes (*The Whale* 8—10); the wicked stand like stone (*Judgment Day II* 174—5).

Some similes are more complicated, depicting whole scenes, and relying considerably on the device of variation: the Panther's coat is like Joseph's tunic (*The Panther* 19—30); the dying Saint's breath is like the smell of honey-flowing herbs in summer (*Guthlac* 1271—8); the Israelites are to multiply so that they shall be as numerous as stars and ocean-sands (*Daniel* 315—24; cf. *Azarias* 32—41); the three holy children and the angel in the furnace meet with weather like a mild summer's day (*Daniel* 273—7; 345—51; cf. *Azarias* 61—6).

Some of the OE. similes involve long comparisons, in which the whole as well as the part is compared: the earth firmly established with seas, stars and air in movement about it is like the yolk within the egg (*The Metres of Boethius* 20, 161—75); the flesh of the Phoenix is renewed as fruit gathered in at harvest-time produces, through the nature of the seed, the new life in spring (*The Phoenix* 240—59).

Some of the similes have abstract themes. They may be simple: Satan's words flying in sparks are like poison (*Christ and Satan* 161—2); good deeds shine like the sun (*The Phoenix*

¹) The survey is not complete. Among the similes omitted are some where the interpretation of the text, or the text itself, is in dispute, and some which, though formally similes, are of little interest as regards poetic imagery.

598—601); life useless and without wisdom is like cattle roaming without sense (*Solomon and Saturn* 21—4). Others are more complex, either in expression or in thought: the soul is purged by fire as gold is purified (*Elene* 1308—14); alms disperse the wounds of sin and heal the soul as water puts out fire (*Alms-Giving* 5—9); life is like a perilous journey upon the seas with salvation the haven (*Christ* 847—66); the ornaments of life pass away as does the wind which roars and then grows calm, the old days, the joys of life, are departed as water glides away (*Elene* 1266—81); the Day of Judgment comes like a thief in the night (*Christ* 867—77); the sinful mind that speaks fair words is like the bee bearing sweet sustenance and a poisonous tail behind (*Homiletic Fragment I* 15—30).

In addition to these similes there is the allegory of *The Phoenix* culminating in the long simile towards the end of the poem. In it the allegory of the Phoenix is explained.

Some of the similes are obviously not original. Thus the Day of Judgment coming like a thief in the night goes back to 1 *Thessalonians* 5,2; 2 *Peter* 3,10; *Revelation* 3,3 and 16,15. The comparison of the soul being purged by fire, as gold is refined, is a common-place. The three holy children and the angel in the furnace meet with gentle weather in *Daniel* 3,50 (= A. V. *The Song of the Three Children* 27): “et [angelus] fecit medium fornacis quasi ventum roris flantem, et non tetigit eos omnino ignis, neque contristavit, nec quidquam molestiae intulit.” In the context God’s promise to make the Israelites as innumerable as the stars of heaven and as the sand that lieth upon the sea-shore is derived from *Daniel* 3,36 (= *The Song of the Three Children* 13): “Quibus locutus es, pollicens quod multiplicares semen eorum sicut stellas coeli, et sicut arenam quae est in littore maris.”

On the other hand, even in verse which has on the whole the character of a free translation the OE. version may at times contain similes not found in the original. Thus the appearance of the Whale like a reed-bed surrounded by sand-dunes is not in any known Latin version, though the comparison of the coat of the Panther with Joseph’s tunic is¹).

¹) Cf. A. Ebert, *Der angelsächsische Physiologus*, Anglia, vol. vi (1883), pp. 243—5.

Similarly the comparison of the earth with the yolk of an egg is an addition to *The Metres of Boethius*¹).

These similes show that the Anglo-Saxons understood the meaning and function of the device of simile, so that they could take over similes found in their source. They could amplify the similes of the original (as the poet of *Daniel* does, for example) in exactly the same manner as they amplified their source elsewhere; they could adorn it, as they adorned all poetry, by the device of variation. They understood the device of simile so well that they could invent similes of their own, and all the more complex similes referred to appear to owe little, if anything, to a source. They could superimpose on the device of simile the device of the kenning, as Cynewulf does in the second part of *Christ* (847—66). In short, the OE. poets knew how to handle similes with ease, and in doing so they show that they were accustomed to figurative thought as well as to figurative diction.

Allegory was probably not indigenous with the Anglo-Saxons, but the extent of originality is irrelevant here. Many of the allegories were borrowed. *The Phoenix*, the longest example of sustained allegory in OE. poetry, is based on *De ave Phoenix* ascribed to Lactantius. The whole poem is, of course, allegorical, though it is only at the end that the allegory is resolved. The poet fully understood the allegory of the original and skilfully amplified it. So did Cynewulf when in the second section of *Christ* he amplified Gregory's homily on the Ascension²).

The literary techniques of amplification and variation are not relevant to the present discussion: the nature of OE. figurative thought is. The modern reader attempts to segregate the factual from the allegorical, and finds it difficult. In the Middle Ages the attempt would not have been made with didactic writings, and almost all OE. poetry is didactic.

¹) Cf. G. P. Krapp, *The Anglo-Saxon Poetic Records*, vol. v, p. xlviii.

²) Cf. O. F. Emerson, *Originality in Old English Poetry*, RES, vol. ii (1926), pp. 18—31; A. S. Cook, *The Christ of Cynewulf*, 1909, pp. xliii—xlv; C. Schaar, *Critical Studies in the Cynewulf Group*, Lund Studies in English, vol. xvii (1949), pp. 31—4, 42—3.

The Scriptures recorded historical facts which are the means of Christian teaching through the method of allegorically analogical, and tropological exegesis¹). The OE. biblicas poems are for the most part little more than the biblical narrative, paraphrased and amplified to fit the requirement, of metre, alliteration and variation. No attempt is made to provide, as Otfrid did for example, formal exegesis. Like an unglossed bible the OE. biblical paraphrases supply the text only: they are factual. In the non-biblical didactic poems, however, the didactic purpose comes first and bodies forth the fact: suitable facts must be introduced to enshroud the doctrine, as the body does the soul. Of the two sides, fact and allegory it is not possible to say which is the obverse and which the reverse. The Phoenix, the Bee, the Panther, and Fastitocalon, the Whale, in short all observable nature is what it is so that and because it enables that which is taught by it to be taught by it. The created universe is the work of a master rhetorician.

A very common image is that of the castle of the soul, the wounds of sin, and the arrows of the devil. The three are related.

The wounds of sin are referred to in the second section of *Christ*:

- Forþon we a sculon idle lustas,
 synwunde forseon, ond þæs sellran gefeon.
 Habbað we us to frofre fæder on roderum
 ælmeahtigne. He his aras þonan,
 760 halig of heahðu, hider onsendeð,
 þa us gescildað wið sceppendra
 eglum earfharum, þi læs unholdan
 wunde gewyrce, þonne wrohtbora
 in folc godes forð onsendeð
 765 of his brægtbogan biterne stræl.
 Forþon we fæste sculon wið þam færeseyte
 symle wærlice wearde healdan,
 þy læs se attres ord in gebuge,
 biter bordgelac, under banlocan,

¹) Cf. C. Spicq, *Esquisse d'une histoire de l'exégèse latine au Moyen Age*, *Bibliothèque Thomiste*, vol. xxvi (1944), pp. 98—9.

- 770 feonda færesearo. Þæt bið frēne wund,
 blatast benna. Utan us beorgan þa,
 þenden we on eorðan eard weardien;
 utan us to fæder freoþa wilnian,
 biddan bearn godes ond þone bliðan gæst
 775 þæt he us gescilde wið sceapan wæpnum,
 laþra lygesearwum.

The passage is related to another by Cynewulf:

Ic [*the devil*] þe, ead mæg, yfla gehwylces
 or gecyðe oð ende forð
 þara þe ic gefremede, nalæs feam siðum,
 synna wundum.

[*Juliana* 352—5]

The devil then goes on to say how he had hoped to turn Juliana from salvation, and how he leads astray the righteous by sweet temptations; but he does not always succeed:

- Gif ic ænigne ellenrofne
 gemete modigne metodes cempa
 wið flanþræce, nele feor þonan
 385 bugan from beaduwe, ac he bord ongean
 hefeð hygesnottor, haligne scyld,
 gæstlic guðreaf, nele gode swican,
 ac he beald in gebede bidsteal gifeð
 fæste on feðan, ic sceal feor þonan
 390 heanmod hweorfan, hroþra biðæled,
 in gleda gripe, gehðu mænan,
 þæt ic ne meahte mægnes cræfte
 guðe wiðgongan, ac ic geomor sceal
 secan oþerne ellenleasran,
 395 under cumbolhagan, cempa sænran,
 þe ic onbryrdan mæge beorman mine,
 agælan æt gupe. Deah he godes hwæt
 onginne gæstlice, ic beo gearo sona,
 þæt ic ingehygd eal geondwite,
 400 hu gefæsnad sy ferð innanweard,
 wiðsteall geworht. Ic þæs wealles geat
 ontyne þurh teonan; bið se torr pyrel,
 ingong geopenad, þonne ic ærest him
 þurh eargfare in onsende
 405 in breostsefan bitre geþoncas
 þurh mislice modes willan,
 þæt him sylfum selle þynceð
 leahtras to fremman ofer lof godes,
 lices lustas.

In the poem *Vainglory* in the *Exeter Book* the devil's arrows are associated with Envy:

- Bið þæt æfþonca eal gefyllad
feondes fligepilum, facensearwum;
breodað he ond hælceð, boð his sylfes
swiþor micle þonne se sella mon,
30 þenceð þæt his wise welhwam þince
eal unforcup. Biþ þæs oþer swice,
þonne he þæs facnes fintan sceawað.
Wrenceþ he ond blenceþ, worn gepenceþ
hinderhoca, hygegar leteð,
35 scurum sceoteþ. He þa scylde ne wat
fæhþe gefremede, feoþ his betran
eorl fore æfstum, læteð inwitflan
brecan þone burgweal, þe him bebead meotud
þæt he þæt wigsteal wergan sceolde.

Part of Hrothgar's sermon in *Beowulf* is on the same theme:

- 1735 Wunað he on wiste; no hine wiht dweleð
adl ne yldo, ne him inwitsorh
on sefan sweorceð, ne gesacu ohwær
ecghete eoweð, ac him eal worold
wendeð on willan (he þæt wyrse ne con),
1740 oðþæt him on innan oferhygda dæl
weaxeð ond wridað. Þonne se weard swefeð,
sawele hyrde; bið se slæp to fæst,
bisgum gebunden, bona swiðe neah,
se þe of flanbogan fyrenum sceoteð;
1745 þonne bið on hreþre under helm drepn
biteran stræle (him bebeorgan ne con),
worn wundorbebodum wergan gastes.

There are two further references in *Juliana* to the devil's arrows and the figure of the castle of the soul:

Oft ic [*the devil*] syne ofteah,
ablende bealopuncum beorna unrim
monna cynnes, misthelme forbrægd
þurh attres ord eagna leoman
swearum scurum. [468—72]

Forþon ic [*Juliana*], leof weorud, læran wille,
æfremmende, þæt ge eower hus
gefæstnige, þy læs hit ferblædum

| | |
|-------------------|------------------------|
| windas toweorpan. | Weal sceal þy trumra |
| strong wiþstondan | storma scurum, |
| leahtra gehygdum. | [647—52] ¹⁾ |

To understand the figure of the castle of the soul and the wounds of sin it is essential to understand the nature of the devil's arrows that cause the wounds of sin to break open the castle of the soul. The arrows of the devil are at once allegorical and real; they form part of the Anglo-Saxon theory of disease, for the devil afflicts mankind by means of his shafts with sinful thoughts and physical illness. In the source the devil strikes his victims with blindness, in Cynewulf's *Juliana* the devil's weapons are stated in expansion of the source: the venomous point and black showers. The belief that diseases are the work of demons is, of course, not peculiar to the Germanic tribes, but it seems that the belief in the demonic origin of diseases coalesced with the particularly Germanic doctrine of elf-shot²⁾. In the charm against "ælsogoða" ('hiccough or heartburn due to elves'? or perhaps less precisely 'elf-disease'), extant in the tenth century *Leechbook*, it is stated that if a man has "ælsogoða" his eyes are yellow where they should be red³⁾. The charm is entirely Christian

¹⁾ It should be noted that though Cynewulf follows his source, *Acta Julianae Virginis Martyris*, quite closely at times, the use of the figure of the devil's arrows is his addition. [O. Glöde, *Cynewulf's Juliana und ihre Quelle*, Anglia, vol. xi (1889), pp. 146—58, gives an excellent account of Cynewulf's use of the source.] The last quotation renders the injunction, "aedificate domos vestras super firmam petram, ne venientibus ventris validis disrumpamini" [quoted from W. Strunk, *The Juliana of Cynewulf*, 1904, p. 48]. It seems likely that the connecting link between the two aspects of this figure represented by these two passages is to be found in the word "scur," which means in the first place 'a shower, a storm of rain, snow or hail', and secondly 'a shower of missiles'. The phrase "flana scuras" is found in *Judith* 221 and *Elene* 117; a similar use has been quoted above from *Vainglory* 35.

²⁾ Cf. J. H. G. Grattan and C. Singer, *Anglo-Saxon Magic and Medicine*, 1952, p. 60; and C. Singer, *Early English Magic and Medicine*, *Proceeding of the British Academy*, vol. ix (for 1919—20), pp. 353—60.

³⁾ The charm is reprinted (as Charm 17D) in G. Storms, *Anglo-Saxon Magic*, 1948, pp. 224—33.

and sufficiently learned to require the leech to be able to write as well as to sing Latin. It involves the brewing of a potion containing a multitude of herbs as well as baptismal water, and the oil of extreme unction is used for writing three crosses. As regards the present discussion the most important statement in the charm is the last: "þes cræft mæg wip ælcere feondes costunge." A Christian charm against an elvish disease, the first symptom of which is that the eyes grow yellow, has power against every temptation of the devil. How elves send diseases is well-known through the metrical charm *Wip Færstice*¹): they shoot their victims with spears or arrows.

There is, therefore, a close, factual connexion in practical medicine between disease shot by elves and the temptations of the devil. The powers of darkness of whatever origin, Christian or pagan, use the same weapons to afflict mankind; the skill that has virtue against the elvish sickness will banish the temptations of the devil too.

But poems are not written as manuals of therapeutics. Except in the devil's speech in *Juliana* where Cynewulf (like his source) dwells on bodily afflictions, the emphasis is on the trials of the mind and of the body through sin. The wounds that are to be despised in *Christ* 757—8 are the wounds of sin, vain lusts. The weapons of the devil are "lygesearo." In *Beowulf* 1746—7 it is with "wom wunderbebodum" (which are his bitter arrows) that the devil afflicts mankind. The diseases of the body are directly related to the sins of the flesh. In the medical allegory by which the arrows of the devil can blind the eye, pierce the body, and torment the spirit, there is no scientific neatness; and the modern reader accustomed to scientific precision is in danger of importing the neat distinction of fact and figure into an age that did not know it or need it.

The devil's arrows, the wounds of sin, and the castle of the soul are at once fact and figure. The emblem of the cup of

¹) G. Storm, op. cit., pp. 140—51 (Charm 2); cf. W. Horn, Der altenglische Zauberspruch gegen den Hexenschuß, *Probleme der englischen Sprache und Kultur* (Festschrift for J. Hoops), edited by W. Keller, 1925, pp. 88—104.

death starts as an allegory¹). There is no need to reprint here the various passages where the image occurs in OE. verse, for the Anglo-Saxon poetic treatment of the theme is best illustrated by the fullest example, from *Guthlac B*:²)

- Ða wæs Guðlace on þa geocran tid
 mægen gemeoðgad, mod swiþe heard,
 elnes anhydig. Wæs seo adl þearl,
 hat ond heorogrim. Hreþer innan weol,
 980 born banloca. Bryþen wæs ongunnen
 þætte Adame Eue gebyrmdo
 æt fruman worulde. Feond byrlade
 ærest þære idese, ond heo Adame,
 hyre swæsum were, siþþan scencte
 985 bitter bædeweg. Ðæs þa byre siþþan
 grimme onguldon gafulrædenne
 þurh ærgewyrht, þætte ænig ne wæs
 fyrn cynnes from fruman siððan
 mon on moldan, þætte meahte him
 990 gebeorgan ond bibugan þone bleatan drync,
 deopan deaðweges, ac him duru sylfa
 on þa sliðnan tid sona ontyneð,
 ingong geopenað.

The poet of *Guthlac B* must have understood that the emblem of the drink of death, of which he makes such full use, was not to be taken literally; the same is presumably true of the poet of *Andreas*, yet in the long passage that includes the word "meoduscerwen" (1522—54) he extends the emblem of the drink of death, allowing it to merge with the

¹) Carleton Brown, *Poculum Mortis in Old English*, Speculum, vol. xv (1940), pp. 389—99, has discussed the emblem with great learning, and more recently G. V. Smithers, Engl. & Gmc. Stud., vol. iv (1952), pp. 67—75, has presented an even wider survey of the use of the emblem in medieval literature. They have established beyond all doubt that the Anglo-Saxons were fully conversant with it. Among the poetic uses of the emblem are *Guthlac* 863—71 (as well as 976—93 quoted above), *Juliana* 483—90, and as C. Brown convincingly suggests, *Maxims I* 78 (emending "deada" to "deaða" and translating 'the deep cup of death is the secret longest hidden'). [In *Genesis B* 717—23 the fruit which Eve gave to Adam is hell and death, but it is not called 'drink'.]

²) The source, Felix's *Vita S. Guthlaci* [edited by P. Gonser, *Das angelsächsische Prosa-Leben des hl. Guthlac*, Angl. Forsch., vol. xxvii (1909)] does not contain this figure.

description of the actual death by drowning. In the context it is quite clear [as Lumiansky (JEGermPh., vol. xlviii (1949), pp. 116—26) and Smithers have shown] that “meoduscerwen” is ironical, and has some such meaning as ‘the dispensing of mead;’ this is amplified by the passage that follows (1532—46), in which is described the bitter draught, the mighty flood that brought death to the Mermedonians. Few passages show more clearly how concretely the Anglo-Saxons interpreted allegory at times. The poet of *Andreas* admits of no dividing line between allegory and reality.

This merging of fact and figure must be considered in relation to the examples of allegorical writing in which there is no doubt that the poet was quite clear that he was writing allegory. The following are such examples:

Ðu eart se weallstan þe ða wyrhtan iu
 wiðwurpon to weorce. Wel þe geriseð
 þæt þu heafod sie healle mærrē,
 5 ond gesomnige side weallas
 fæste gefoge, flint unbræcne,
 þæt geond eorðb[yr]g eall eagna gesihþe
 wundrien to worlde wuldres ealdor.

[*Christ*]

Bi þon se witga cwæð
 þæt ahæfen wæren halge gimmas,
 hædre heofontungel, healice upp,
 sunne ond mona. Hwæt sindan þa
 695 gimmas swa scyne buton god sylfa?
 He is se soðfæsta sunnan leoma,
 englum ond eorðwarum æpele scima.
 Ofer middangeard mona lixeð,
 gæstlic tungol, swa seo godes circe
 700 þurh gesomninga soðes ond ryhtes
 beorhte bliceð.

[*Christ*]

Gylden is se godes cwide, gimumm astæned,
 hafað sylfren leaf; sundor mæg æghwyle
 65 ðurh gastes gife godspel secgan.
 He bið seofan snytro and saule hunig
 [and modes meole, mærpā gesælgost].

 Lamena he is læce, leoht wincendra,
 swilcre he is deafrā duru, dumbra tunge,
 scyldigra scyld, scyppendes seld,

80 flodes ferigend, folces nerigend,
 yða yrfeweard, earmra fisca
 and wyrma welm, wildeora holt,
 on westenne weard, weorðmynta geard.
 [Solomon and Saturn]

A further reference to God as physician is to be found in *Judgment Day II* 43—81, ending with the words:

Hwi ne bidst þu þe bepunga and plaster,
 lifes læcedomes æt lifes frean?

God as physician is the counterpart to the devil as origin of disease.

The purpose in quoting these passages is not to demonstrate the degree of originality to be found in them. They form part of the varied allegory in which religious teaching was expressed; their originality is of no importance, but the range of allegorical thought and the means of expression is. *Christ* 699 contains the word "swa" giving proof that the poet knew that the imagery he was using was in the nature of a simile. In *Vainglory* 34 (quoted on p. 8 above) the allegory is (as far as it is not factual) resolved by the use of the word "hygegar". "Gæstlic guðreaf" in *Jubiana* 387 (quoted on p. 7 above) is used similarly, and in the same passage (line 400) it is made clear that the castle is the mind. In most cases, however, the allegory is not explicit, and in some cases it is possible that what seems figure to us was fact to the Anglo-Saxons. In other cases, particularly in the last examples quoted, the assumption must have been made by the poet that the audience was familiar with allegory, and he need not explain it.

Similarly there is no explanation by the poet in the following example of a different type of parabolical diction, though there are no grounds for believing that this type of imagery was common with the Anglo-Saxons:

"Hu mæg þæm geweorðan þe on westenne
 meðe ond metealas morland trydeð,
 hungre gehæfted, ond him hlaƿ ond stan
 on gesihðe bu [samod] geweorðað,
 streac ond hnesce, þæt he þone stan nime
 wið hungres hleo, hlaƿes ne gime,
 gewende to wædle, ond þa wiste wiðsæce,

beteran wiðhygge, þonne he bega beneah?"
[*Elene* 611—8¹]

In the symbolic parallelism of the bread and the stone the audience, steeped like the poet in biblical imagery, especially of the Psalms and the Gospels, may be assumed to have caught the biblical echo, and the same is true of the figure of the corner-stone of the church. There is no such echo in the case of the parallelism of the *Exeter Book Maxims* 25—9:

Beam sceal on eorðan
leafum liþan, leomu gnornian:
fus sceal feran, fæge sweltan
ond dogra gehwam ymb gedal sacan
middangeardes.²

¹ Judas's reply to Elene. The source has: "[Helena] dixit ad illum, 'Vita et mors propositae sunt tibi: elige tibi quod vis, vitam an mortem.' Judas dixit, 'Et quis in solitudine constitutus, panibus sibi apposis, lapides manducat?'" [Quoted from C. W. Kent's edition of the poem, 1889, p. 41.]

² This type of parallelism may well be indigenous with the Anglo-Saxons. A similar figure occurs in the *Hávamál* 50:

Hrœrnar þoll,
sús stendr þorpi á,
hlýrat henni þörkr ne barr;
svá 's maðr,
sás mangi ann,
hvæt skal hann lengi lifa.

[edited F. Jónsson, 1924, pp. 56—7]

Wülker, Krapp-Dobbie and Mackie (in his translation) all begin a fresh sentence with "fus" (*Maxims I* 27). This might be interpreted as indicating that the two statements are not connected. It is, however, in the nature of the *Maxims* to combine things in contrast: lines 39—44 connect the innocent at heart in his happiness with the misery of the blind man punished by God; lines 45—9 juxtapose the infirm man in need of the physician with the young man who must be taught. More commonly comparison and contrast join things customarily compared and contrasted, frost und fire (71), the man of shame and the man pure in heart (66). In the Cotton *Maxims* similarly, the thief must go about in murky weather, the demon must dwell alone in the fenland (42—3); cattle must procreate and teem on earth, in heaven the star must shine bright as the Lord commanded (47—9); good must strive with evil, light with darkness, hostile armies must fight each other, foe against foe contesting about land, and sins must be laid to the sinners charge (50—4). It is possible that the compiler of the Cotton *Maxims* thought of some of them as no more than disjointed truths.

OE. verse, balancing phrase against phrase, varying noun with noun in parallel sentence structure, lends an air of continuity and junction to what is often discontinuous and disjunct in sense. The *Maxims* in particular exploit this balance, so that the juxtaposition of the tree and the dying man was probably symbolic by design. This interpretation receives further support from the use of the same symbolism in *The Penitent's Prayer*:

Nū ic me sylf ne mæg
fore minum wonæhtum willan adreogan.
105 Wudu mot him weaxan, wyrde bidan,
tanum lædan; ic for tæle ne mæg
ænigne monecynnes mode gelufian
eorl on eple. Eala dryhten min,
meahtig mundbora, þæt ic eom mode [s]eoc,
110 bittre abolgen. Is seo bot æt þe
gelong æfter [l]ife.

Here the tree and the forest are symbolic of divine law irrevocable, by which the new life of spring must give way to the decay of autumn.

Possibly because there still lingered on in the present century the notion that the OE. poets were 'sons of nature,' a part of the 'Gothick' conception of the Dark Ages, some philologists singled out symbolism such as this, though they failed to realize the degree of poetic art to be found in a multitude of figurative devices which they largely ignored. As a result there emerge generalizations such as that of H. C. Wyld's (*Essays and Studies*, vol. xi, p. 69):

The old poets are fond of using the processes of nature as symbols of moods; it might indeed almost be said that for them

the meanest flower that blows can give
Thoughts that do often lie too deep for tears.

Few will deny that with the old poets the processes of nature may be symbols of their moods: but it is not the flower that gives the thought; with the OE. poets it is the thought that gives the flower. And the flower that is born of the mood may take on sufficient concreteness to appear capable of existence without and outside the mood.

In some examples of OE. allegory it has proved difficult to be sure if what seems allegory to us was not fact to the Anglo-Saxons. In others, what may have been both fact and figure to them seems only fact to us. The only certainty is that the OE. poets could take over figures of speech from their sources: they understood the nature of the imagery of the source, and could rely on their audience to understand their adaptation and amplification.

It is the purpose of the present section of this article to show how much in OE. verse was part of a wide and elaborate poetic diction, the expression of a mode of complex, figurative thought. Metaphors have an important place in poetic diction. Again it is difficult to be sure of the division between figure and fact. There is the further difficulty that it is not always possible to distinguish the living from the dead metaphor, alive only to the philologist, at all times conscious of the origins. Dead metaphors can have no place in this discussion of the living mode of OE. figurative thought. It must begin with the literalness of devices like the very common poetic circumlocution describing advancing warriors as bearing forward their arms or armour¹). This circumlocution is not so much the result of figurative thought as of the requirements of the metre; for the metre depends on nouns rather than verbs for stress. The lack of directness based on heavily stressed nouns gives great dignity to the advance of the warriors. The circumlocution produces such kennings as "garberend", "helmberend", and "lindhæbbend" for 'warrior.'

Somewhat less literal are the very common phrases at the beginning of speeches of which the following are some examples: "wordhord onleac" (*Andreas* 601); "hordlocan onspeon" (*Andreas* 671); "modhord onleac" (*Andreas* 172); "hreðerlocan onspeon" (*Elene* 86); "wordhord onwreah" (*Vainglory* 3). Again, these phrases were introduced partly to fulfil the requirements of the metre, based on nouns. They do, however, retain some of their figurative nature in spite of their frequent use, and they must be considered as a part of the general figure that thought is secure in the mind, a figure

¹) Cf. R. Heinzel, QF., vol. x (1875), p. 24, who refers to *Beowulf* 291—2, 333—5, 2539—40.

underlying the idea of binding fast a man's thought within his mind:

Heald hordlocan, hyge fæste bind
mid modsefan.

[Homiletic Fragment II 3—4]

Ic to soþe wat
þæt biþ in eorle indryhten þeaw,
þæt he his ferðlocan fæste binde,
healle his hordcofan, hycge swa he wille.
15 Ne mæg werig mod wyrde wiðstondan,
ne se hreo hyge helpe gefremman.
Forðon domgeorne dreorigne oft
in hyra breostecofan bindað fæste;
swa ic modsefan minne sceolde,
20 oft earmcearig, eðle biðæled,
freomægum feor feterum sælan.

[*The Wanderer*¹⁾]

In such phrases as "wroht webbian" (cf. *Andreas* 672, *Elene* 309), and in the kennings for women [cf. Marquardt, p. 265] "freoðuwebbe" (*Beowulf* 1942, *Widsith* 6), the use of 'weaving' may well no longer have been felt as a metaphor. *Andreas* 63—4, "elpeodige inwitwrasne searonet seowað" (MS. *seoðað*), seems, however, to have preserved all the original liveliness of the image.

"Weallan" is often used figuratively. *Beowulf* alone contains five examples: "weallað wælniðas" (2065), "hreðer inne weoll" (2113), "breost innan weoll" (2331), "heortan sorge weallinde wæg" (2463—4), "weoll sefa wið sorgum" (2599f.). Among the numerous instances in the rest of OE. poetry *Andreas* 767—70 is particularly instructive in showing the associations invoked by the figure:

Mán wridode
geond beorna breost, brandhata nið
weoll on gewitte, weorm blædum fag,
attor ælfæle²⁾.

¹⁾ An excellent account of the kennings describing thought and speech is to be found in H. Marquardt, *Die altenglischen Kenningar*, Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft (Geisteswissenschaftliche Klasse), 14th Year (1938), pp. 199—200.

²⁾ OS. "wallan" is also used figuratively in much the same way. [Cf. E. Siever's *Heliand*, p. 407, s. v. 'erregt' and footnote 9.] Cf. *Genesis B* 353—4 and 589—90.

The figurative use of "weallan" is closely related to the figurative use of "wylm", its derivative noun:

oððæt deaðes wylm
[*Beowulf* 2269—70]

hran æt heortan.

Yrre ne læt þe æfre gewældan,
heah in hreþre, heoroworda grund,
wylme bismitan. [Precepts 83—5]

Ponne hi gebolgene weorðað, him wyrð on breostum inne
beswungen sefa on hraðre mid ðæm swiðan welme
hatheortnesse. [The Metres of Boethius 25, 45—71]

Mostly when "wylm" is used figuratively it is compounded:

Wæs him se man to þon leof
þæt he þone breostwylm forberan ne mehte,
æc him on hreþre hygebendum fæst
æfter deorum men dyrne langað
beorn wið blode. [Beowulf 1876—80]

ond þa cearwylmas colran wurðap.
[Beowulf 282]

ond him wiflufan
æfter cearwælmum colran weorðað.
[Beowulf 2065—6]

"cnyssed cearwælmum" (*Elene* 1257); "wæron heaðowylmas heortan getenge" (*Exodus* 148); "hat heafodwylm" (*Elene* 1132); "soden sarwylmum"²) (*Guthlac* 1150). Except in *Beowulf* 904—5, "hine sorhwylmas lemede to lange", the compound "sorhwylm" is always found together with the verb "seopan", as in *Beowulf* 1993, *Guthlac* 1073 and 1262.

The word "weallan" and the related "wylm" usefully illustrate the nature of some OE. metaphorical diction. The words used literally can refer to either water or fire, the surge of the ocean or the surge of flames. Both meanings can be

¹ In this particular case it is possible that the source suggested the image: "Hinc flagellat ira mentem fluctus turbida tollens" (*Philosophiae Consolationis*, Lib. iv, Met. ii, 7).

² The meaning is 'tormented by surging wounds,' the metaphor being directly related to that in such phrases as "benne weallað" (*Andreas* 1405); "weollon wælbenna" (*Exodus* 492); "sarbennum soden" (*Andreas* 1239).

used figuratively, and they are often combined. "Weallan" and "seopan" are very similar in meaning and usage. Since the surging blood of wounds or flood of tears are literal, it is not always possible to estimate the extent of fact and figure in what may at first sight appear a figurative use; often, however, the device of variation makes it certain that the OE. poet felt that he was using an image.

A very vivid metaphor seems to underlie "morpored stred" (*Beowulf* 2436), and, assuming it to be a corruption of the same phrase, "hildbedd styred" (*Andreas* 1092). The metaphor seems to be related to the common figure of the sleep of death, as for example in *Beowulf* 1007—8:

pær his lichoma legerbedde fæst
swefep æfter symle.

A striking figure of speech often used in OE. verse gives life to expressions of feelings: "gryreleoð galan" (*Beowulf* 786); "fusleoð galan" (*Christ* 623, *Andreas* 1549, *Guthlac* 1346); "hearmleoð galan" (*Andreas* 1127, 1342); "sigeleoð galen" (*Elene* 124); "sorhleoð gæled" (*Beowulf* 2460), etc. Closely related to this figure is: "forþon wæs in wicum wop up ahafen, atol æfenleoð" (*Exodus* 200—1). It was still a living figure, capable of some originality of treatment, as in "horn stundum song fuslic f[yrð]leoð" (*Beowulf* 1423—4); "hringmæl agol grædig guðleoð" (*Beowulf* 1521—2). Here the figure is combined with the device of personification.

Most of the remaining metaphors occur once only in OE. verse. Some of them are found also in prose, and not a few have parallels in mediæval Latin. Once again, the present article is intended to show how much OE. poetry required more than literal understanding. The source of the figures is irrelevant.

Among the simplest metaphors is the use of "goldhord" and "earcnanstan" (*Christ* 787 and 1195) to describe Christ. *Christ* 328—9 says of the Virgin:

Ƣu eart þæs wealldor, þurh þe wealdend frea
æne on þas eorðan ut siððade.

The Kentish Hymn 19 speaks of the joys "on ðære upplican æðelan ceastre."

In a number of cases a basically simple figure is expanded into a more elaborate conceit: in *The Rune Poem* (66) it is said of a ship on the high seas, "se brimhengest bridles ne gymeð"; i. e. the simple metaphor of 'ocean steed', so common in OE.¹⁾, is expanded into a steed that fails to respond to the bridle.

A passage which is obviously metaphorical, in that the sun moving across the heavens is called a 'sail,' is the much disputed *Exodus* 80—90²⁾. The OE. poet is imagining the pillar of cloud and fire as a veil or cloud of the sun by day, and sunlike by night. The importance of the metaphor lies in the elaboration: the sail is provided with invisible riggings.

A good example of the difficulty the modern reader has in evaluating the extent of OE. poetic diction is provided by 'the fetters of frost'. He has no means of establishing if, what seems to him so imaginative an example of imagery, was not a scientific fact to the Anglo-Saxons; for how else is the solidifying of water to be explained? *Maxims I* 74—5 has "An sceal inbindan forstes fetre felameahtig god." *Beowulf* 1132—3 has "winter ype beleac isgebinde," and in 1607—10 it is said of the melting sword:

Ðæt wæs wundra sum,
 þæt hit eal gemealt ise gelicost,
 ðonne forstes bend fæder onlæteð,
 onwindeð wælrapas.

The idea of the fetters of ice almost certainly gave rise to the kenning "wæpema gebind" (*The Wanderer* 24 and 57; cf. H. Marquardt, *op. cit.*, pp. 176—7).

At the centre of the present discussion lie the metaphors for moods and abstract ideas. But before these can be discussed the smallest units of OE. poetic diction, the poetic compounds, must be considered. They will illustrate further how much of what appears factual in OE. verse is not truly factual.

The reason why it was possible for the Germanic compounds to contain a first element which was not given the full

¹⁾ Cf. H. Marquardt, *op. cit.*, p. 228.

²⁾ The metaphor "segl" may well have been inspired by the fact that in OE. the word could mean either 'sail' or 'sun.' The gender of "segl" = 'sail' was masc. or neut., that of "segl" = 'sun' probably neut.

extent of its individual meaning, but was used rather to give colour to the second, the more important element, is probably to be found in the grammatical nature of the compound. The second element was the more important because it determined the gender of the compound as a whole and took the inflexional ending. The second element, therefore, determined the function of the compound within the sentence. In OE. verse (as in the Gmc. alliterative verse in general) the first element, being formally dependant on the second, added to the meaning of the second element and gave weight to it in the metrical system, thus resulting in the substantival solidity which is a marked feature of the alliterative metre, and the direct consequence of its rules.

OE. poetic diction was particularly rich in compounds the first element of which gives colour to the second. Hoops (*Beowulfstudien*, pp. 20—4) has discussed in some detail the fact that in such compounds as “ærgod” (*Beowulf* 130, 989, 1329, 2342, 2586) and “ærglæd” (*Exodus* 293), though “ær-” preserves some of its temporal force, the principal meaning is one endowing the second element of the compound with the noble qualities that were associated with a glorious past. Similarly, in the case of nominal compounds with a first element meaning ‘war, battle, sword,’ etc., the second element is merely coloured by the first, which imparts to it a strong martial flavour. This is too obvious to need amplification at length. Examples are “heorugrim”, “heorogifre” (probably “heorogeong,” *The Battle of Finnsburh* 2), “æscrof,” and the host of “beadu-” and “heapo-” compounds. With this type might be compared such words as “gealmod”.

Dr. B. M. White (*Essays by Divers Hands*, N. S. vol. xxv (1950), p. 13) says, “The finest nature poetry in OE. was incidental, the setting for an action, or the symbol of a state of mind or moral concept.” She might have gone further and added that even where it provides the setting for an action the so-called OE. nature poetry seems to provide the symbol of a state of mind. The view advanced in this article requires the opposite statement, a statement not so much at variance with Dr. White’s analysis of the nature of OE. nature poetry as at variance with the view implicit in her statement, viz. that the

natural phenomenon came before the mood. This opposite statement is: the finest OE. figurative diction is that in which a state of mind or moral concept evokes in the poem the description of a natural phenomenon, associated by the Anglo-Saxons with that mood or moral concept; once again, it is the thought that gives the flower, not the flower that gives the thought.

Thus it appears that with the Anglo-Saxons morning was a time of special misery; at that time of day battles began, and the warriors stirred with difficulty from the heavy sleep in the mead-hall. It is a far cry from the time of day when Emilie or Corinna go a-Maying. In *Beowulf* (3022) warriors must grip the morning-cold spear: in ME. the Franklin's girdle and the soft skin of the Fair Maid of Ribblesdale are as white, or whiter even than the morning-milk, not because cows yield particularly white milk in the morning, but because to the thirteenth and fourteenth centuries the morning was the time when all things were at their freshest, whitest, purest.

The exact time of day or night which the Anglo-Saxons described as "uht(a)" is not easily determined¹). But the mood is clear. The early morning is a time of terror without solace. It

¹) F. Tupper, [*Anglo-Saxon Dæg-Mæl*, PMLA., vol. x (1895), pp. 111—241] has shown that "uhtsang" or 'nocturns,' formerly only 'vigils,' became a separate canonical hour in the Anglo-Saxon Church, and "uhta" might include both 'nocturns' and 'matins'. "Uht(a)" and its compounds usually glosses 'tempus matutinum,' but at times it stands for 'the middle of the night;' Bosworth-Toller quote from *De Officiis Diurnalium et Nocturnalium Horarum*: "De nocturna celebratione. On uhtan we sculon God herian, ealswa Dæd cwæð: 'Media nocte surgebam ad confitendum tibi.'" The matter is further complicated by seasonal changes, as the *Ancran Riwe* says [EETS., vol. cccxxv (1952), p. 9]: "vhtsong bi nihte ine winter, ine sumer ipe dawunge." In *Beowulf* 2271—3 the dragon is called "eald uhtsceaða . . . se ðe . . . nihtes fleogeð;" "uthfloga" (2760); and the time is stated with greater precision as "middelnihhtum" (2782, 2833). The general impression given by the account of the fight with Grendel (702ff.) is that it took place when darkness fell, and this is confirmed by the description of Grendel as "eatol æfengrom" (2074), yet this last account of the battle describes it as "uhtlem" (2007). It is "on uhtan ær dægrede" that the Harrowing of Hell takes place according to *Christ and Satan* 402, 404, and 463—4.

is the time when the Wife in her *Lament* (7) feels all the poignancy of sorrow, "uhtcearu":

þonne ic on uhtan ana gonge
under actreo geond þas eorðscrafu. [35—6]

In *Beowulf* 2450 the Father calls to mind "morna gehwylce" his son that rides the gallows; and the Wanderer says:

Oft ic sceolde ana uhtna gehwylce
mine ceare cwipan. [8—9]

Usages such as these may help to explain the phrase "morgenlong dæg" (*Beowulf* 2894). It is a phrase that cannot be taken literally: the parallel "sumorlang dæg" (*The Wife's Lament* 37) can. The mood implied by the word "morgenlong" is that of "morgenceald" (*Beowulf* 3022), "morgencolla" (*Judith* 245), and especially "ond him bið a sefa geomor, mod morgenseoc" (*The Penitent's Prayer* 95—6). The words "morgenlong dæg" form an illogical combination that conveys with great economy how the lonely fear of early morning is extended into the day as the band of nobles sat, grieving in their hearts, waiting for news of Beowulf, his death or safe return.

The cold misery of the morning is a continuation of the "nearwe gepancas þe on niht becumað" (*An Exhortation to Cristian Living* 53). The OE. poets had developed an efficient vocabulary for describing night-fall and shadow, and they made use of it for factual descriptions, as night falling on Heorot before the attacks by Grendel and his dam, or Andreas returning to prison after a day of torment (1245—50, 1303 to 1310). Night and shadow is also used with obvious symbolism. *The Kentish Hymn* (28) speaks of 'dark sins,' and in *The Judgment Day II* (135—40) all the evil done by man on bystrum scræfum on eorðan" is made manifest by day; *Beowulf* (119—20) equates sorrow with "wonsceaft wera;" Grendel (as an aspect of the devil¹) is described by the demonic "deorc deapscua" (160), the battle with him is "nihtbealwa mæst" (193); he is a "sceadugenga" (703) who, like the dragon in the second half of the poem, shows his

¹) Cf. J. R. R. Tolkien, *Beowulf: The Monsters and the Critics*, Proceedings of the British Academy, vol. xxii (1936), pp. 278—80.

hatred in the dark of night. Christ is endowed with all the attributes of light and glory to contrast with the dark surroundings of man, and in *Christ* 113—18 he is asked in prayer:

þæt þu þa beorhtan us
sunnan onsende, ond þe sylf cyme
þæt ðu inleohte þa þe longe ær
þrosme beþeahte ond in þeostrum her,
sæton sinneahtes; synnum bifealdne
deorc deapes sceadu dreogan sceoldan.

Such obvious figurative uses show the Anglo-Saxons to be familiar with the interpretation of darkness as an aspect of evil, gloom and terror.

The OE. poets treated cold similarly. As was 'morning,' so 'cold, frost and winter' are used for their associations with misery. They too, often lack factual precision. The alliterative phrase 'cold care' survives into late ME., and has often been commented on¹). Darkness and winter are frequently combined in OE. poetry, for they combine to assail man in his misery²). The idea of 'cold care' leads to the compound "wintercearig" (*The Wanderer* 24), which therefore cannot mean 'sad with old age', a translation given in the glossary of Sweet's *Reader* as an alternative to 'sad with the gloom of winter.' Guthlac, though pierced with hot, feverish arrows (1143), is "freorig ond ferðwerig" (1157). In the Vercelli *Soul and Body* (15—16) the spirit speaks to the dust "swa cearful, cealdan reorde." In *Andreas* (138) the Mermedonians are described as "caldheorte." In *Deor* (4) Welund endured "wintercealde wræce," in *Beowulf* (3022) the spear is described as "morgenceald"; and Beowulf supports the son of Ohthere over the wide sea with warfare and weapons: "he gewræc syððan cealdum cearsiðum, cyning ealdre bineat" (2395—6).

Cold and misery are especially associated with the sea. Examples are to be found in *Beowulf*, "cealde streamas" (of

¹) Especially by L. Whitbread, *Phil. Quart.*, vol. xvii (1938), pp. 365—70; and cf. L. L. Schücking, *Untersuchungen zur Bedeutungslehre der ags. Dichtersprache*, 1915, p. 10.

²) Winter and darkness can also be used as the basis for moralizing. An example is to be found in *Solomon and Saturn* 302—22 [= R. J. Menner's edition for the MLA. 293—313]. The imagery is far from original [cf. Menner, pp. 130—1], but it is used effectively, as far as one can tell from a difficult and incomplete text.

the dwelling of Grendel's race, 1261); in *Andreas*, "cald wæter" (201, 222, 253), and transferred to the cliffs, "caldeleofu" (310); cf. *Christ* 847—66 referred to on p. 4 above. Whatever the interpretation of *The Wanderer* and *The Seafarer*, it is certain that much of the feeling of misery and desolation that gives them their peculiar effectiveness is due to such passages as:

Ond þas stanhleopu stormas cnyssað,
hrið hreosende hrusan bindeð,
wintres woma, þonne won cymeð,
nipeð nihtscua, norþan onsendeð
hreo hæglfare hæleþum on andan.

[*The Wanderer* 101—5]

Ðær mec oft bigeat
nearo nihtwaco æt nacan stefnan,
þonne he be clifum cnossað. Calde geþrunge
wæron mine fet, forste gebunden,
caldum clommum, þær þa ceare seofedun
hat ymb heortan.

[*The Seafarer* 6—11]

Fetters are described as cold on earth and in hell¹). In both prisoners are held bound, and are described in similar terms. The cold fetters of hell are mentioned in *Christ* 1629, and in *Christ and Satan* 635 we hear of "clom and carcern and þone caldan grund" as a description of hell. Imprisonment on earth is described similarly in *Andreas* 1212. The Seafarer is held prisoner by the fetters of frost (8—10).

In the description of hell in *Genesis B* 313—17 many of the poetic devices that have been discussed are to be found together:

Ðær hæbbað heo on æfyn ungemet lange
ealra feonda gehwile fyr edneowe;
þonne cymð on uhtan easterne wind,
forst fyrnum cald, symble fyr oððe gar:²)
sum heard geswinc habban sceoldon.

¹) That the Anglo-Saxons visualized hell with hot and cold alternating has often been commented on. The idea goes back i. a. to *The Book of Enoch*. Cf. E. J. Becker, *The Medieval Visions of Heaven and Hell* (1899), pp. 58—60.

²) Klaeber [*The Later Genesis* (1931), p. 50] relates "fyr oððe gar" to *Genesis A* (43) where "fyre ond færcyle" describes the torments of hell. B. J. Timmer [in his edition of the poem (1948), p. 102] refers to the charm *Against a Sudden Stit'h* [cf. pp. 9—10 above], where "spere" is used of a sudden pain. Similarly "gar" may well refer to the elvish nature of devilish torments.

In this description of hell, besides frost and early morning, there is the eastern wind. The wind-swept headlands and wind-swept halls were the scenes of exile and misery: in *Beowulf* (2455—7) the Father lamenting for his son sees with sorrow in his son's dwelling the deserted winehall, "windge reste reote berofene." A scene of cold fear is imagined by Adam in that part of *Genesis B* which corresponds to Fragment I of the OS. *Genesis* (here quoted):

Hu sculun uuit nu libbian, efto hu sculun uuit an
 thesum liatha uuesan,
 nu hier huuilum uuind kumit uuestan efto ostan,
 suðan efto norðan, gisuuerék upp dribit,
 kumit haglas skion himile bitengi,
 ferið forð an gimang (that is frinum kald).

[Fragment I 14—18 = *Genesis B* 805—9]

In *Christ and Satan* 384—5 the devils lament full of fear "wide geond windsele" and speak of the Harrowing as a 'storm.' In *Andreas* the Saint knew the land of the Mermedonians when he saw before the city gates:

 Beorgas steape,
 hleoðu hlifodon, ymbe harne stan
 tigelfagan trafu, torras stodon,
 windige weallas.

[840—3]

The Wife in her *Lament* thinks of her disconsolate lord sitting in a scene of sorrow:

under stanhlipe storme behrimed,
 wine werigmod, wætre befloweren
 on dreorsele.

[48—50]

In all these examples of desolate scenes the effect of misery seems to be foremost in the poet's mind, not realism. Similar descriptions are, of course, used factually, e.g. to describe the storm at sea in *Andreas* 369—76, or the Breca episode in *Beowulf* (especially 544—8).

On the other hand there are occasions when the situation seems to demand a scene of sorrow, and all the poet supplies is factual discourse. Though sad at heart and bereft of courage the messenger in *Guthlac* 1326—47 crosses the sea, the scene is described by the poet without any attempt at portraying the

messenger's state of mind in terms of the factual description: it was not in his source¹).

In a number of cases the symbolic is so closely interwoven with the factual element in the description that it is not possible to say which is foremost in the poet's mind: the narrative calls for a description of scenery, and the conventions of OE. poetic diction enable the poet to advance out of it and by means of it the symbolic description of a state of mind. An example of this type of extension of a factual description is that of darkness descending on the eve of the saint's death in *Guthlac*:

- Ða se æpela glæm
setlgong sohte, swearc norðrodor
- 1280 won under wolcnum, woruld miste oferteah,
bystrum biþeahte, þrong niht ofer tiht
londes frætwa. Ða cwom leohta mæst,
halig of heofonum hædre scinan,
beorhte ofer burgsalu. Ða se þe sceolde
- 1285 eadig on elne endedogor,
awrecen wælstrælum. Wuldres scima,
æpele ymb æpelne, ondlonge niht
scan scirwered. Scadu sweþredon,
tolysed under lyfte. Wæs se leohta glæm
- 1290 ymb þæt halge hus, heofonlic condel,
from æfenglome oppæt eastan cwom
ofer deop gelad dægredwoma,
wedertacen wearm²).

Another example of extension of the factual description required by the narrative, into a symbolic description (mirroring Hengest's mood) is perhaps to found in *Beowulf* 1131—7:

Holm storme weol,
won wið winde, winter yþe beleac
isgebinde, oppæt oper com
gear in geardas, swa nu gyt deð,
þa ðe syngales sele bewitiað,
wuldortorhtan weder. Ða wæs winter scacen,
fæger foldan bearm.

¹) Cf. P. Gonser, *Das angelsächsische Prosa-Leben des hl. Guthlac*, Angl. Forsch., vol. xxvii (1909), p. 167.

²) Felix's *Vita* merely has a factual reference to the night [cf. Gonser, op. cit., p. 166].

In one case symbolism is so strong that a poet forgets that the description he is producing conflicts factually with the narrative. The poet of *Andreas* writes:

- Ða se halga wæs under heolstorscuwan,
 eorl ellenheard, ondlange niht
 1255 searþancum beseted. Snaw eorðan band
 wintergeworpum. Weder coledon
 heardum hægelscurum, swylce him ond forst,
 hare hildstapan, hæleða eðel
 lucon, leoda gesetu. Land wæron freorig
 1260 cealdum cylegicelum, clang wæteres þrym
 ofer eastreamas, is brycgade
 blæce brimrade. Bliðheort wunode
 eorl unforcuð, elnes gemyndig,
 þrist ond þrohheard in þreanedum
 1265 wintercealdan niht. No on gewitte blon,
 acol for þy egesan, þæs þe he ær ongann,
 þæt he a domlicost dryhten herede,
 weorðade wordum, oððæt wuldres gim
 heofontorht onhlad.

The OE. prose legend of St. Andreas and the known Latin and Greek sources provide no indication of this wintry scene, which is no more than anticipatory variation and expansion of the word "winterceald" in line 1265. To the poet steeped in the traditions of OE. poetic diction and technique, "snaw eorðan band wintergeworpum" merely amplifies the night of winter-cold torments, and the rest follows naturally. That there is no indication of winter otherwise, and that snow is rare in Asia Minor is quite irrelevant.

It is perhaps permissible to see a means of explaining "isig ond utfus" (*Beowulf* 33) along similar lines. The current explanation is that "isig" means 'icy' which, because it does not fit, is weakened to 'gleaming like ice,' though no parallel semantic development is adduced. W. Krogmann [*Anglia*, vol. lvi (1932), pp. 438—9] rightly suggests that the wintry scene is factually at variance with the context. But if it is possible for an OE. poet to use warmth and cold as expressions of solace and misery¹) the word "isig" may mean no more than

¹) In the Exeter Book *Judgment Day* 106—7 'hot and cold' are used in variation of 'good and evil,' i. e. still metaphorically though quite differently from the usual metaphor.

“winterceald”, a word evocative of sorrow: the factual meaning does not matter. The word “hrimgeat” (*The Ruin* 4¹) may be the result of a similar symbolism. Hoar-frost is mentioned later in the line, and it seems to have been introduced there only to evoke regret. There is nothing in the context to indicate that the season is winter.

Winter is the season of cold terror. To wander alone in a scene of wintry desolation is to feel all the misery there can be on earth. Whoever finds himself there, cold and without shelter against the blasts of wind, may well remember the joyous feasting in the wine-hall and the king, the gold-giving friend of men, sharing out treasure by the hearth, while he must dwell in the grove, an “earn anhaga,” the companion of the wolf in the Cotton *Maxims* (18—19): “wulf sceal on bearowe, earn anhaga;” for the wolf infests the slopes where only the powers of darkness go gladly. The wolf-infested slopes and the hart pursued by hounds distinguish the famous description of the way to Grendel’s lair from the sources and analogues. Nowhere else are the standard OE. poetic phrases combined to such effect. It is a scene of moors, of paths of exile, wolf-infested slopes, wind-swept headlands, perilous tracts of fenland where the mountain-stream goes down under the gloom of mountain-sides, a flood under the earth; the pool stands overhung by groves covered with hoar-frost, a wood held by its roots overhangs the water (*Beowulf* 1351—76). Factually the scenery could hardly exist. The combination of fenland and mountains, of wind-swept headlands and woods overhanging the pool is not possible: it is a gallimaufry of devices, each of which is horrific in its associations.

One of these devices must be discussed further, the wolf, the symbol of slaughter. Once again the compounds provide some of the evidence. The warriors in *Exodus* 181 are described as “hare heoruwulfas” [MS. *heora wulfas*]; in Daniel “wulf-heort” is three times used to describe the enemies; the Mermedonians are called “wælwulfas” in *Andreas* 149, as are the

¹) In so difficult a context it is impossible to be certain. With “hrim on lime” later in the line it may well be that the first “hrim” is merely written in anticipation of the second, as the emendators suggest. Cf. J. Nenninger, *Die ae. „Ruine“*, 1938, pp. 10—11.

Vikings in *The Battle of Maldon* 96. The poet of *Deor* (21—2) speaks of "Eormanrices wylfenne gepoht." Whatever the background of *Wulf and Eadwacer*, it is certain that neither the word "wulf" nor "hwelp" refers to animals. "Wulf" may refer to an outlaw, or it may be a name simply, and his son is punningly described as "hwelp." The clearest indication of what the associations of the word "wulf" were, is to be found in the Exeter *Maxims* 146—51:

Wineleas, wonsaelig mon genimeð him wulfas to geferan,
 felafæene deor. Ful oft hine se gefera sliteð;
 gryre sceal for greggum, græf deadum men;
 hungre heofeð, nales þæt heafe bewindeð,
 ne huru wæl wepeð wulf se græga,
 morporcwealm mæcga, ac hit a mare wille.

Here the cruelty of the wolf seems to be combined with the associations of the cry of wolf's head¹). It is possible that the reference to the wolf in the Cotton *Maxims* 18—19, "wulf sceal on bearowe, earm anhaga" is primarily associated with the symbol of outlaws. That is certainly the aspect of "wulf" which underlies the reference to the devil in *Christ* 256 as "se awyrgda wulf."

Most frequently the wolf is found in the company of the eagle and the raven as satellites of battle. There is little point in quoting at length the passages where the beasts of battle are to be found²). The theme, which admits of some variation in treatment, is obviously a part of traditional descriptions of battle. In *Beowulf* 3024—7 the treatment of the theme is perhaps the most striking, but it is, as far as one can tell, within the traditional pattern, unlike the treatment in *The Wanderer* 80—84 which is only slightly related to a scene of

¹) Cf. The Laws of Edward the Confessor VI, "Lupinum enim gerit caput a die utlagationis sue, quod ab Anglis 'uulfesheued' nominatur." F. Liebermann, *Die Gesetze der Angelsachsen*, vol. i (1903), p. 631. Also cf. Oðel. "vargr" = (1) 'wolf,' (2) 'outlaw.'

²) They are referred to individually or together in: *Genesis* 1983—5, 2157—61; *Exodus* 161—9; *Elene* 27—30, 52—3, 110—16; *Judith* 205—12, 292—6; *The Wanderer* 80—4; *The Battle of Maldon* 106—7; *The Battle of Brunanburh* 60—5; *The Battle of Finnsburh* 5—6, 34—5; *Beowulf* 3024—7; *The Fortunes of Men* 10—14, 33—42.

battle, and *The Fortunes of Men* 10—14, where there is no explicit connexion with battle, and the beasts are merely a means of disposing of corpses. The original audience may, of course, have supplied the connexion with battle, seeing that the association was so common.

Originally the beasts may well have been factual, but in OE. verse they are called in by the poets when they describe carnage, because they feel such descriptions to be incomplete without them. Together they circle about the dead: the gray wolf has his fill, the dark raven croaks, and the eagle greedily feasts on the carrion, in competition with the wolf. To mention any one of the beasts is like speaking of worms and epitaphs in Modern English, to speak of more than one is to call up all that is most abhorrent to warriors.

The raven on the battle-field is closely related to the raven feeding on gallows [e. g. *The Fortunes of Men* 33—42; *Beowulf* 2448, and (if the emendation is correct) 2941]. Unconnected with these is the description of the raven announcing the new day (*Beowulf* 1801—2), which is similar to the cuckoo as harbinger of spring and the new year in *The Seafarer* 53—5, *The Husband's Message* 20—3, and *Guthlac* 744. These examples are part fact and part symbol. They are more closely related to the type of symbolism of the decay of autumn for the dying man (discussed on pp. 14 f. above) than to the symbolism of the wolf's head for outlaws.

This survey of OE. poetic diction has shown that the Anglo-Saxons were not reluctant to introduce figurative diction in their poetry. Many of the devices they used may not have been indigenous; but they used them, and understood that what was expressed as a figure was not necessarily capable of factual interpretation too. That is made explicit in *Christ* (1327—31):

Nu we sceolon georne gleawlice þurhseon
 usse hreþercofan heortan eagum,
 innan uncyste. We mid þam oðrum ne magun,
 heafodgimmum, hygeponces ferð
 eagum þurhwitan ænge þinga.

The eyes of the mind may achieve what the eyes of the head will not.

The OE. poets here and there introduce similes and allegories of their own in poems based on Latin sources. The author of the OE. *Phoenix* adds much to his source and thus proves that he has understood the nature of the allegory. And yet the distinction between factual and figurative speech cannot always be maintained. The allegory of the devil's arrows merges and coalesces with diseases sent like wicked thoughts by poisonous darts of elves and demons. In other cases, as so often in verse of all ages, the facts only exist as symbols of moods. The Anglo-Saxons have no difficulty in expressing abstract thought in their language; they do so often enough in prose. But in verse they achieve their effects by concrete imagery. An excellent example, in which the figurative nature of the diction is explicit, is the description of the strong mind in terms of tempestuous seas (*Exeter Maxims* 50—8):

Styran sceal mon strongum mode. Storm oft holm gebringep,
geofen in grimmum sælum; onginnað grome fundian
fealwe on feorran to londe, hwæper he fæste stonde.
Weallas him wipre healdað, him biþ wind gemæne.
Swa biþ sæ smilte,
þonne hy wind ne weceð:
swa beoþ peoda gepwære, þonne hy geþingad habbað,
gesittað him on gesundum þingum, and þonne mid gesiþum
healdap
cene men gecynde rice.

This passage has a close bearing on the interpretation of *The Wanderer* and *The Seafarer*. The first four lines show exactly the same kind of parallel symbolism found in these *Maxims* 25—9 (discussed on pp. 14f.). It is an example of the processes of nature being used as the symbols of moods, and the simile contained in the passage makes it certain that the processes of nature are to be interpreted symbolically.

In their concrete imagery the OE. poets are helped by the nature of their language, in which it was possible to compound words in such a way that the literal meaning of the elements of the compound might be fused, and the full force of the first element lost. Much has been made of the originality of the compounds in the so-called *Elegies* of the *Exeter Book*, and this originality has been used as evidence for the dating of the

poems. Many of them occur once only, and their precise suitability seems to indicate that they are nonce-formations. Yet if more poetry on the themes of the 'elegies' had survived many of these compounds might be found more than once. There is no evidence to suggest that late OE. verse was less fertile in imaginative compounds than the verse of any other period¹).

One theme, that of mutability, deserves special mention, first, on account of the prominent place it holds in the 'elegies', and secondly, because its treatment provides an excellent instance of the difficulty of establishing which comes first, the symbol or the mood. The theme of mutability and the hope in the stability of the life to come shapes much of the poetry of the Anglo-Saxons, not only the 'elegies' of the *Exeter Book*, but also poems as diverse as *Beowulf*, *Widsith*, *The Fortunes of Men*, and the *Vercelli Homiletic Fragment*. The manner of treating the theme is also diverse. Some poems stress the hope more than the regret, others single out one aspect of muta-

¹) E. D. Grubl in her *Studien zu den angelsächsischen Elegien*, 1948, p. 29, says: „Es ist allgemein bekannt, daß in der späteren Epoche der angelsächsischen Literatur die sprachschöpferische Kraft nachließ, während sie in der frühangelsächsischen Zeit stark an den Tag trat. Wir können also auf Grund des häufigen Auftretens von Hapaxlegomena in den Elegien sagen, daß diese Gedichte früh entstanden sein müssen.“ It is difficult to establish what is „allgemein bekannt“ in OE. studies: that Dr. Grubl's statement is wrong is easily demonstrated. The datable late poems, i. e. the *Chronicle Poems* and *The Battle of Maldon*, show much originality in their compounds, and even when A. Campbell's reservation (in his edition of *The Battle of Brunanburh*, 1938, p. 41) is heeded, that "No doubt, if more OE. poetry were preserved, many of these words would be found to be common," the list remains impressively long: "ealdorlang," "heaþolind," "scipflota," "hereflema," "mylenscearp," "bilgesleht," "cumbolgehnast," "garmitting," "wælfeld," "hasewanpada," "guðhafoc," "arhwæt" from *The Battle of Brunanburh*; "hæfteclomm" from *The Capture of the Five Barroughs*; "wintergetel" (cf. OS. "wintargital"), "nīpweorc" from *The Coronation of Edgar*; "cræftgleaw" from *The Death of Edgar*; "æschere" (cf. the proper name in *Beowulf*), "beaduræs", "brigweard", "færsecaða", "fealohilte", "feolheard", "feorhus", "forþgeorn", "garraes", "gryreleoð", "hringlocan", "wihaga", "woruldgesælig" from *The Battle of Maldon*. Obviously the compounds in these poems convey a sentiment different from that of the compounds in the Exeter 'elegies'. This difference is not a matter of date but of poetic 'genre.'

bility, as for example the mutability of royal grandeur in Hrothgar's sermon in *Beowulf*; in some of the 'elegies', however, the theme of mutability encompasses all things on earth. In part of *The Wanderer* and the whole of *The Ruin* the mutability of worldly glory is symbolized by a city once glorious and now seen crumbling in decay¹):

- Ongietan sceal gleaw hæle hu gæstlic bið,
 þonne ealre þisse worulde wela weste stondeð,
 75 swa nu missenlice geond þisne middangeard
 winde biwaune weallas stondaþ,
 hrime bihrorene, hryðge þa eðeras.
 Woriað þa winsalo, waldend licgað
 dreame biðrorene, duguþ eal georong,
 80 wlonc bi wealle. Sume wig fornóm,
 ferede in forðwege, sumne fugel oþbær
 ofer heanne holm, sumne se hara wulf
 deaðe gedælde, sumne dreorighleor
 in eorðscræfe eorl gehydde.
 85 Yþde swa þisne eardgeard ælda scyppend
 oþþæt burgwara breahmta lease
 eald enta geweorc idlu stodon.

[*The Wanderer*]

What came first, the sight of the ruin or the mood of regret at the passing of worldly glory? Only a subjective answer can be given; in the case of *The Ruin* it may well be that the sight of decay came before the mood; in *The Wanderer*, however, the description of the ruin seems only one strand in the composite of concrete instances of mutability. As in *The Ruin*, the treatment of the buildings leads to the treatment of its erstwhile inhabitants. In *The Wanderer* the transition from the ruin to the inhabitants is made by way of a catalogue of the fates of men. These catalogues are common in OE. verse. In them the method of providing concrete instances to make palpable a doctrine is employed with the greatest economy; the instances are shorn of all that is not essential to the doctrine. Examples of such catalogues are: *Christ* 664—81 (how God has given to each of mankind his particular skill); *Juliana* 472—94 (how the devil sends sinners to death); *Elene* 131—7 (of various deaths); *The Gifts of Men* 30—96, 106—9

¹ Cf. J. Nenniger, *Die æ. „Ruine“*, 1938, pp. 34—41, where the theme is discussed.

Riddles, though there are exceptions. The frequency with which the first person was introduced without any personal feeling, and the occasional interchange of the first and third person singular indicate that the convention of the first person could be used without the poet's feeling personal attachment to the first person in his poems. It is, however, difficult to assess the degree of this personal attachment in individual cases, especially in the 'elegies.'

F. Tupper in his edition of the *Riddles* [1910, pp. lxxxix to xci] has discussed how in the English, as well as in the Latin *Riddles* of the Anglo-Saxons the themes are brought to life by making their subjects speak in the first person. There are two kinds of uses of the first person: first, the poet may relate what strange wonder he saw or overheard¹); secondly, the subject of the *Riddle* speaks, usually relating its history or attributes, asking the audience at the end to name it, "Saga hwæt ic hatte!"²) This use is relevant to the interpretation of *The Wanderer* and *The Seafarer* in that it exemplifies a non-literal, conventional use of the first person.

Two of the *Riddles* of this type are of slightly more interest because of their unusual treatment of the first person. *Riddle* 33 combines a description of its subject (ice, iceberg) in the third person with an autobiographical account spoken by the ice or iceberg in the first person. The words linking the two halves are:

sægde searocraftig ymb hyre sylfre gesceaft:
 "Is min modor etc. etc." [8-9]

No doubt the reason for this combination of two distinct methods of telling a riddle was to give variety; it is an example of the combination of passages describing one particular thing from the slightly differing point of view of varied

¹) *Riddles* 13, 19, 29, 31, 32, 34, 36, 37, 38, 42, 43, 45, 47, 48, 49, 51, 52, 53, 55, 56, 58, 59, 64, 67, 68, 75, 76, 87, and the Latin *Riddle* 90. This use of the first person is autobiographical only in the sense in which a 'chanson d'aventure' is autobiographical. It is hardly related to the use of the first person in the 'elegies.'

²) *Riddles* 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 14, 15, 16, 17, 18, 20, 21, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 33, 35, 40, 60, 61, 62, 63, 65, 66, 71, 72, 73, 74, 77, 78, 79, 80, 81, 83, 85, 86, 88, 91, 92, 93, 95.

grammatical persons. The use of the first person in this poem, like that in the 'elegies', results in a more direct effect.

Riddle 86 also combines the third with the first person, yet it does so by what to modern ears appears to be merely an end-formula that has been added anacoluthically. Again there is a descriptive passage in the third person, and only at the end (instead of asking for the solution with the words "Saga hwæt hio [seo wiht] hatte!") the subject itself speaks in the first person, saying, "Saga hwæt ic hatte!" We may assume that the scribe merely blundered, that he still has *Riddle* 83 in his mind which has this particular ending; or we may feel that the blunder arose because of the greater frequency of the formula in the first person. In either case we may feel justified in emending to establish, or perhaps to reestablish, concord. On the other hand, in view of the common mixture of grammatical person in the 'elegies' and elsewhere, we may feel less certain about our ability to detect with the ears of the twentieth the solecisms of the eighth or ninth or tenth centuries. To the Anglo-Saxons the passage may have seemed to contain nothing that was disturbing. It is alogical rather than illogical, and may be justified by reference to such examples of similar constructions as that of the opening of Alfred's "Preface" to the *Pastoral Care*, in which the opening formula of a royal writ continues anacoluthically with the king's personal statement: "Ælfred kyning hateð gretan Wærferð biscep his wordum luflice and freondlice; ond ðe cyðan hate ðæt me com swiðe oft on gemynd . . .¹⁾."

As Professor Margaret Schlauch has shown, the treatment of the first person in the *Riddles* is closely related to the Cross speaking in *The Dream of the Rood*²⁾. It is possible that in *The Husband's Message* the message itself, and not a living messenger, is speaking, though the MS. is too damaged to allow of certainty. The device is prosopopoeia, by which an object is made to feel and speak like a person. As Dr. Schlauch says, prosopopoeia was usually discussed in conjunction with

¹⁾ Cf. F. E. Harmer, *Anglo-Saxon Writs*, 1952, p. 11.

²⁾ The 'Dream of the Rood' as Prosopopoeia, *Essays and Studies in Honor of Carleton Brown*, 1940, p. 30.

ethopoeia, by which an imaginary monologue is attributed to a human but fictitious character.

B. F. Huppé [*JEGermPh.*, vol. xlii (1943), pp. 517—18] is right when he says that it seems likely that the use of the first person in the 'elegies' was ethopoeic. *The Wife's Lament* is a straight forward example of ethopoeia. It begins by emphasizing that the Wife is speaking about her own misfortune:

Ic þis giedd wrece bi me ful geomorre,
minre sylfre sið.

The ethopoeic opening formula is almost the same as that of *The Seafarer*:

Mæg ic be me sylfum soðgied wrecan,
siþas secgan.

III

THE PENITENTIAL TRADITION

The Seafarer is a Christian poem: *The Wife's Lament* is not¹). The *Seafarer* is a penitent; his theme is, as Dr. Whitelock says²), "me hatran sind dryhtnes dreamas, þonne þis deade lif, læne on londe" (64—6). In *The Seafarer* the use of ethopoeia is part of the conventions of penitential literature, especially of the informal confessional. Ethopoeia is similarly used in conjunction with the conventions of informal confessionals in *The Wanderer* and *The Penitent's Prayer*, poems with which *The Seafarer* is, therefore, closely related. In *The Wanderer* and *The Seafarer* the theme of the mutability of this dead life is emphasized, so that these poems are related to *The Ruin* and *The Rhyming Poem*.

The conventions of informal confessional verse must be discussed, as far as they are relevant, before the interpretation of the poems as a whole is attempted. No direct Latin source

¹) It is not impossible that *The Wife's Lament* (like the other non-Christian 'elegies') is to some extent inspired by the example of Ovid; cf. H. Reuschel, *Ovid und die ags. Elegien*, Beitr., vol. lxii (1938), pp. 132—42. [The Ovidian echoes Dr. Reuschel hears in *The Wanderer* and *The Seafarer* are altogether too vague.]

²) *The Early Cultures of North-West Europe* (H. M. Chadwick Memorial Studies), p. 266.

has been found for any of the ME. informal penitential hymns¹), and similarly there appears to be no direct source for *The Penitent's Prayer*, and that in spite of the great number of Latin penitential hymns extant. The vernacular informal penitential hymns, and their Latin counterpart, go back to the same liturgical traditions. Prayers of the type underlying them are to be found, for example, in *The Book of Cerne* (edited by A. B. Kuypers, 1902) prayers Nos. 8 and 10, of which Kuypers says (p. xxiv), "In both there is a minute enumeration of all possible sins, even of crimes the most heinous and unlikely. The penitent speaks as though he had been guilty of them all." In confessions such as these the penitent lays upon himself a load of sins no one man, though the worst of sinners, can have committed²). Although they cannot be the true confessions of an individual sinner these prayers are in the first person singular, so that, when they are read by another or to another sinner, he may feel his sins to be included in the prayer he is saying or hearing, and he will thus feel himself directly implicated in the prayer.

These prayers gave rise to an English tradition of informal confessionals of which one example of a later period is of interest on account of the acknowledgment it makes that the imaginary situation, though it is recounted in the first person singular, is not to be interpreted autobiographically:

To mete murþes ich wes wel fous,
 ant comely mon ta calle ———
 y sugge by oper ase bi ous ———
 also ys hirmon halt in hous,
 ase heued-hount in halle.

[*Heze Louerd, þou here my bone* (MS. Harley 2253), lines 81—5]³)

Line 83 states clearly that the poet is speaking of others as well as of himself. Confessions tell in the first person singular

¹) Cf. F. A. Patterson, *The Middle English Penitential Lyric*, 1911, p. 25.

²) Similar confessions are to be found, for example, in *Precum Libelli Quattuor Evi Karolini*, edited by A. Wilmart, 1940, pp. 21—4, 56—7, 73—5, 89—90.

³) "I was very ready to meet pleasures, and to be called a handsome man—I speak of others as well as of ourselves—as is the retainer of high rank in the house, as [is] the chief huntsman in the hall."

of sins committed by others as well as by the speaker. They lead to the looser, informal penitential verse in which the speaker assumes, ethopoeically, various roles of typical sinners.

IV

THE INTERPRETATION OF *THE WANDERER*, *THE SEAFARER* AND *THE PENITENT'S PRAYER*.

The results of the three preceding sections lead to an interpretation of *The Wanderer*, *The Seafarer* and *The Penitent's Prayer* largely different from existing interpretations, yet based on conventions found elsewhere in OE. poetry. The survey of OE. poetic diction has shown that the Anglo-Saxons were fully conversant with figurative thought and diction. They treated allegory in a manner revealing a relationship of fact to figure so close that the figure was only an aspect of the fact, and not separable from it. They used metaphor at times so vividly that its use may seem illogical. With them the processes of nature do not, as a rule, lead to thoughts, but rather they use the processes as symbols of moods: a concrete scene may be little more than a description of a mood. The nature of their language allowed them to compound in such a way that the elements that form the compounds may have a meaning individually different from the meaning which the element contributes to the total meaning of the compound.

To understand the OE. poets we must give up the attempt to distinguish precisely between fact and figure; levels of meaning have no place in interpreting OE. poetry, for the word "levels" assumes a definite relationship of higher and lower meanings of a word or figure. OE. verse has no levels of meaning, words and figures are more like nodes of meaning.

A literal interpretation of these poems must fail, for they are not exercises in realism. Those who seek to find in the pious Wanderer or Seafarer heroes of old, contending with the fretful elements, do not usually succeed without lopping and polling the received text—a method of criticism which is, as Dr. Whitelock reminds us, less fashionable than it used to be.

Dr. Whitelock herself has advanced a solution which explains *The Seafarer* within the firm framework of what is known of Anglo-Saxon society. If, however, the poem is looked upon as poetic embroidery of biographical facts it seems doubtful if one important contradiction within these facts can be explained. The poet describes a winter journey on the sea such as he has often experienced (lines 1—33). Then we find him at home, waiting for the cuckoo's song to harbin-ger a milder season, more favourable to seafaring. It seems that he has returned at the very time when he would have been best able to prove his willingness to embrace the hardships of wintery exile. If he has returned he cannot be a true penitent, who must for the love of God leave all he holds dear, and "on ælpeodignysse far[an], & þær hys lif geendige[an]¹)." Dr. Whitelock suggests that the description of wintery seafaring that opens the poem is a factual account of the experiences the man often had, before he decided to go into exile. If this view is accepted, the poem is the "soðgied" of the intending exile.

Dr. Whitelock rejects the allegorical interpretation (in the manner of Ehrismann and Anderson) because the allegory is not explicit. In this, I think, she is right. Dr. Whitelock as well as Ehrismann and Anderson ask the question: Is the description and situation in *The Seafarer* factual or figurative? Her interpretation is entirely factual, theirs figurative. But it is a question to which no satisfactory answer can be found: the poem is neither realism nor allegory. It is an imagined situation, invented to give force to the doctrine which forms the end of the poem and is its purpose.

The poem opens:

Mæg ic be me sylfum soðgied wrecan,
 siþas seggan hu ic geswincdagum
 earfoðhwile oft prowade,
 bitre breostceare gebiden hæbbe.

When a speaker assumes a role, and wishes to convey clearly that he is no longer what we know him to be, he stresses his role by insistent use of the first person. The insistent use of the

¹) Quoted by Dr. Whitelock [p. 263 note 3] from a tenth-century penitential fragment.

first person in the opening line of *The Seafarer* has the ring of Costard's "I Pompey am;" and we should do him wrong to cry, "You lie, you are not he."

The Seafarer's opening words of identification are followed by a long speech, also in the first person, giving the experiences and feelings of a man in the typical situation of seafaring, an example of ethopoeia. The contention of the present article is that exile combines within its natural situation all the misery which OE. poetry expressed by the anguish of solitude, darkness, cold. The nature of OE. poetry is such that there is no means of separating fact from figure. Factually or figuratively, it is miseries such as these that a man must flee to, if he sees no lasting hope in this dead life of worldly joys. For that reason voluntary exile was a penitential discipline in Anglo-Saxon society; and in Anglo-Saxon poetry the most effective way of inducing contempt of the world is to tell ethopoeically of the miseries that are in this world, and how much more gladly and readily they are to be embraced than the false joys of this dead life.

O. S. Anderson says of the dialogue theory which assumes that there are two speakers in *The Seafarer*, both using the first person singular, that "it may now safely be left out of the discussion¹)." Perhaps it may be resurrected in a modified form: there are two speakers speaking in the first person, the ethopoeic exile (lines 1—33a), and the wise, pious man eager to go on pilgrimage (33b—end). The break comes (as it does in all the various dialogue theories) in line 33; for the speaker who says (33b—35b) that he himself is now eager to make trial of seafaring cannot be the man who has just told of the hardships he has experienced in seafaring. The dialogue theories were advanced in the first place to overcome this difficulty, which is not explained satisfactorily by any of the later theories. The ethopoeic opening is the speech of a man whose imaginary exploits have led to a true view of this world; the poet has chosen this manner of conveying his message because it is the most vivid method of conveying it. The poet then

¹) '*The Seafarer*', *an Interpretation*, Kungl. Humanistiska Vetenskapssamfundets i Lund Årsberättelse 1937—8, p.1.

expresses his wish to follow a way of life as contemptuous of the world as that of the ethopoeic Seafarer; he is speaking of himself, but he hopes to urge others to follow the same way of life, for his poem is didactic.

Within the wise man's speech in the first person there is a long passage in the third person (39—57) in which is painted a picture of false happiness, such as one may imagine to be the happiness enjoyed by the intended audience. Others (in the third person) have joy in vanities; the poet (speaking in the first person) has seen through these false joys, and urges them to abandon the world, telling them how he himself now is eager to depart over the seas. The proud man in the hall lives in vanity, the wise man follows the Seafarer, however hard his lot. The change of person underlines the didacticism: "y sugge by oper ase bi ous".

From line 58 the intending exile speaks again in the first person, applying to himself what he has said: because he loves the joys of the Lord more dearly than this dead life, transitory on earth, he is filled with longing to make his pilgrimage¹). The rest of the poem expresses in the form of a homily (ending in a prayer) the teaching that underlies the whole poem: how recognition of the vanity of worldly wealth and worldly aspirations leads to more lasting gain²).

¹) Dr. Whitelock's punctuation (p. 266) of this passage provides the only satisfactory interpretation.

²⁾ After the analysis of the nature of OE. rhythmic prose and its relationship to verse made by Angus McIntosh in his lecture on Wulfstan's Prose [*Proc. Brit. Acad.* vol. xxxv, (1949)] modern critics will no longer feel inclined to hack off lines 109—end from the supposedly heroic beginning, merely on account of irregularities in the metre, however violent and inconsonant with the beginning it may appear. Lines 109—15a have always been marked with dots, stars, and obelisks, or heavily supplied with words and phrases. Thorpe's emendation of "mod" to "mon" is probably essential:

Stieran mon sceal strongum mode ond þæt on stapelum healdan;
ond gewis werum wisum clæne
sceyle monna gehwyle mid gemete healdan
wip leofne, ond wip lapne bealo. [109—12]

“One must restrain a headstrong mind and hold it within bounds; and in pure ways constant towards men everyone shall bear himself with moderation towards a friend, and keep malice in moderation

The Penitent's Prayer is closely related to *The Seafarer* both in manner of expression and in subject-matter. The greater part of the poem is in the form of a penitential prayer,

towards a foe." The emendation [Holthausen, *Angl. Bblatt.* vol. xix (1908), p. 248], "wiþ leofne [lufan] ond wiþ laþne bealo", provides a smoother reading, though it is perhaps not strictly necessary.

The interpretation of lines 133—16 becomes clear if it is considered in conjunction with the parallel passage of lines 97—102:

Deah þe græf wille golde stregan
broþor his geborenum, byrgan be deadum,
maþmum mislicum þæt hine mid wille,
ne mæg þære sawle þe biþ synna ful
gold to geoce for godes egсан,
þonne he hit ær hydeð þenden he her leofað
[97—102]

Deah þe he hine wille fyres fulne
opþe on bæle forbærnedne,
his geworhtne wine, wyrd biþ swiþre,
meotud meahtriga þonne ænges monnes gehygd.
[113—16]

"Though a brother desires to strew with gold his brother's grave, to bury him among the dead with divers treasures which he (the survivor) wishes to go with him (the dead), before the terror of God gold cannot be of avail to the soul that is full of sin, when he had been keeping it in a hiding-place during his lifetime here."

"Though a man wishes the friend whom he has gained to be full of fire [i. e. fully consumed by fire] lies or burnt up on the pyre, fate is stronger (than his wish), the Lord more mighty than any man's thought."

Both passages refer to traditional Anglo-Saxon last rites, either burial with treasure in a grave, or cremation on a pyre. It may well be that some significance attaches to the fact that the brother buries, the friend cremates the dead. What the significance is I do not know. The poet stresses in these two passages that, though a man is buried with his kin, though the rites of burial are performed in accordance with ancient custom, God determines the fate of the soul, and the funeral rites are ineffectual. Line 102 reinforces this meaning by stressing the antithesis of burying the treasure of the man who has hoarded it all his life. Dr. Sisam has drawn attention to the connexion between lines 97—102 and *Psalm* 48 (A. V. 49) [*RES.*, vol. xxi (1945), pp. 316—17]. It seems possible that the indifference to burial and crematory rites shown by the poet is partly based on the injunction to leave the dead to bury their own dead, and partly on a Christian's dislike of what may have originated in pagan practices.

beginning with an informal confession. Then it introduces the theme of exile, and finally there is a message of resignation. Unlike *The Seafarer*, the manner of exposition in *The Penitent's Prayer* is confused.

The long prayer which begins the poem contains some features which seem to foreshadow the more specifically personal second half of the poem. Immediately after the opening invocation the subject of the poem is stated:

- 5 Ic þe, mære god,
 mine sawle bebeode ond mines sylfes lic,
 ond min word ond min weorc, witig dryhten,
 ond eal min leoþo, leohtes hyrde,
 ond þa manigfealdan mine geþohtas.
 10 Getacna me, tungla hyrde,
 þær selast sy sawle minre
 to gemearcenne meotudes willan,
 þæt ic þe geþeo þinga gehwylce,
 ond on me sylfum, soðfæst cyning,
 15 ræd arære.

The Penitent is here not merely asking, as he did in line 1, to be taken into the presence of God. He is asking to be shown where, i.e. in what manner of life, it is best for him to observe the will of God. The rest of the poem is about this life. The Penitent is aware that change in his manner of life is required of him if he is to be saved:

- Hæbbe ic þonne þearfe þæt ic þine sepeah,
 30 halges heofoncyninges, hyldo getilge
 leorendum dagum, lif æfter oþrum
 geseo ond gesece, þæt me siþþan þær
 unne arfæst god ecan dreames,
 lif alyfe, þeah þe lætlicor
 35 bette bealodæde þonne bibodu wæron
 halgan heofonmægnes.

“Lif æfter oþrum” means ‘a new way of life on earth after the former way of life’, rather than ‘life eternal’. Only thus is the full significance of “siþþan”, ‘the life hereafter’, brought out: it stands in opposition to the new way of life on earth. (This interpretation is also implicit in Mackie’s translation, *EETS.*, vol. cxciv, p. 165). A somewhat similar ambiguity arises with the phrase “frætwan mec on ferðweg” (72). Thorpe followed

by Grein's *Bibliothek* emended to "forðweg," so that neither Bosworth-Toller nor Grein-Köhler records "ferðweg" at all. Wülker [following Grein in *Germania*, vol. x (1865), p. 427] restored the MS. reading, translating it 'lebensweg'—„ein wort, das allerdings sonst nicht belegt ist, aber in bildung richtig und leicht verständlich ist“. In the context (cf. especially "gæst gearwian" 74), however, 'via animae' seems a more likely rendering, and that is, no doubt, what Mackie intended to convey by 'my pilgrimage' in his translation.

With "Huru me frea witeð" (76b) a new part of the poem begins. Up to this point the prayer was very general. The next seven lines, though still not absolutely specific, contain a less general revelation of the Penitent's guilt and of his punishment, the suffering he has endured for the sins he has committed without always understanding them. Among these sufferings is the wretchedness of exile. Thus is introduced an account in the third person of the state of exile of a "wineleas wræcca," an account very similar to that given by the Seafarer 39—57. The Penitent tells of the miseries of exile, ending his account in the third person with the words:

Ic bi me tylgust
 secge þis sarspel ond ymb siþ spræce,
 longunge fus, ond on lagu þence. [96—8]

"Bi" in "bi me tylgust" is ambiguous. It might mean 'about,' i. e. he is telling a tale from experience of exiles in general, though for the most part he draws on his own experience. The device of litotes is so common in OE. verse (not, however, in the 'elegies') that it might be possible for "tylgust" to have the force of 'entirely.' This interpretation makes "Ic bi me tylgust secge þis sarspel" exactly parallel to the opening words of *The Seafarer*: "Mæg ic be me sylfum soðgied wrecan." The context, however, is not exactly parallel. The Seafarer continues his story in the first person, a straightforward example of ethopoeia, while in *The Penitent's Prayer* these words conclude an account of exile given in the third person. This change of person might be an example of the anacoluthic use of the ethopoeic formula, similar to the examples quoted on pp. 36 f. above. A more likely explanation is that "bi" does not mean 'about,' but 'for my sake, in connexion

with me.' This meaning is rare. It is found in *Beowulf*, where Hrothgar after telling his tale about Heremod says to Beowulf, "Ic þis gid be þe awræc" (1723—4), and "be" is recognized by the editors as having that meaning, and not the normal meaning. Another instance is quoted by Bosworth-Toller, *Supplement*, s. v. "be" III (17)¹).

If "bi" in line 96 b of *The Penitent's Prayer* means 'for the sake of' the change of person presents no difficulty. The account (given in the third person) of the exile is connected with the Penitent's own plight by the words, 'I tell this tale of misery mainly for my own sake, and urged on by longing I speak of a journey and think of the sea.' The phrase "longunge fus" (98) echoes the last words before the "sarspel": "forþon ic afysed eom earm of minum eple" (88—9)²).

Line 99 is obviously incomplete both in sense and metre. The editors rightly supply a word meaning 'mind', e. g. "Nat min [sefa] hwy ic gehyge." From what follows it becomes clear that the Penitent, eager to go on pilgrimage, has not the

¹) "Nis þis gewrit be anum men awriten ac ys be eallum" follows the AMEN at the end of the Anglo-Saxon *Heptateuch*, MS. Laud Misc. 509, fol. 115^{vo} in the Bodleian Library. E. Thwaites in his edition of 1698, p. 163, printed the words at the end of the *Heptateuch*; B. Assmann is, however, undoubtedly right in taking the words as the heading of the *Epistle to Wulfget* [Grein-Wülker, *Bibl. der ags. Prosa*, vol. iii (1889), p. 1]. The meaning of "be" is 'concerning', i. e. Ælfric's *Epistle* concerns not only Wulfget, to whom it is written, but all other men also. This is borne out by the 'Incipit' of the *Epistle to Sigefyrð* which immediately follows that to *Wulfget* (fol. 120^{vo}):

"Incipit libellus de ueteri testamento et nouo. Ðis gewrit wæs to anum men gediht, ac hit mæg swa ðeah manegum fremian. Ælfric abbod gret freondlice Sigferd", etc. [cf. Assmann, p. 13].

²) It seems unlikely that "ic afysed eom" means 'I have been driven' (thus Mackie); the meaning is probably 'I am inspired with longing.' Bosworth-Toller, *Suppl.*, s. v. "afysan," cites another example which combines "afysan" and "longung" from the *Blickling Homilies* [EETS., vol. lviii (1874), p. 131]; Toller translates "afysan" here 'to make eager, to inspire with longing': "þonne hwyleum men gelimpeþ þæt his ful leof fæder gefærþ, ne mæg þæt na beon þæt þa bearn þe unbliþran ne syn, & langunga nabban æfter þæm freondum? Swa gemunde & wiste ure se heofonlica Fæder his þa leofan & þa gestreonfullan bearn afysed & on myclum ymbhygdum wæron æfter him."

The sense of guilt makes the Penitent seek another way of life on earth, so that God may hereafter allow him to share in the eternal bliss. The thought of the life to come makes death seem imminent: the penitential journey away from the joys of the world is as the first step towards the bliss he hopes to enjoy:

Nu ic fundige to þe, fæder moncynnes,
of þisse worulde, nu ic wat þæt ic sceal,
ful unfyr faca; feorma me þonne,
wyrda waldend, in þinne wuldordream,
ond mec geleoran læt, leofra dryhten,
geoca mines gæstes. [41—6]

He must prepare his soul for its pilgrimage (70—4). Endurance of hardships here is the best preparation for the journey the soul is to undertake. He must

gæst gearwian, ond me þæt eal for gode polian
blipe mode, nu ic gebunden eom
fæste in minum ferþe. [74—6]

These hardships are best endured in penitential exile. In this poem it is once again impossible to say what is allegory, what is fact. The division is too precise; the “ferðweg,” the journey of the soul towards God, begins as a penitential journey away from the joys of the world. Three times the Penitent repeats that he is eager to depart, “fus on ferþe” (84), “ic afysed eom” (88), and “longunge fus” (98). The Penitent tells for his own sake chiefly the tale of the friendless exile, who must bear, as must all penitents, the anger of the Lord, and then goes on, autobiographically as it seems, to speak of his own poverty which prevents him from becoming an exile.

The value of *The Penitent's Prayer* for the interpretation of *The Seafarer* lies in the combination of confession and exile. The Penitent is not himself able to go on pilgrimage, he is too poor; but he introduces the subject of exile for his instruction and example in words reminiscent of *The Wanderer* and *The Seafarer*:

Ne mæg þæs anhoga,
90 leodwynna leas, leng drohtian,
wineleas wræcca, (is him wrað meotud),
gnornað on his geoguþe,
ond him ælce mæle men fullestað,
yeað his yrmþu, ond he þæt eal polað,

95 sarewide secga, ond him bið a sefa geomor,
mod morgenseoc.

The central theme of *The Wanderer* is:

Ongietan sceal gleaw hæle hu gæstlic bið,
þonne ealre þisse worulde wela weste stondeð.
[73—4]

The poem is not merely about the mutability of all things on earth, but transcends the mutability of this world to state the permanence of what is spiritual, "gæstlic." B. T. Huppé¹) has emphasized the formal and thematic importance of the beginning and end of the poem; the poet starts from and returns to the hope of God's Grace and Mercy, and he contrasts the security, "fæstnung" (line 115), of heaven with the mutability of the world.

That is the theme of the poem. Of the two sides of this theme, the hope of heaven and the misery and mutability of this world, only one is treated fully, for the poet refers only briefly to the hope of heaven, expending the whole of his art on the description of misery and mutability, making full use of the resources of OE. poetic diction.

The Wanderer is directly related to informal penitential poetry, though, of course, not as closely as *The Penitent's Prayer*, and probably not even quite as closely as *The Seafarer*. The poet imparts directness to his teaching by the use of 'oratio recta' in the speech of the Wanderer and the speech of the Wise Man, who may be the same as the Wanderer. With this poem, as with *The Seafarer*, much energy has been spent in the attempt to determine where to place the inverted commas required by modern editors. Syntactic justification may be found for looking upon the first five lines of the poem as either a part of the Wanderer's speech or as outside the Wanderer's speech²). The Wise Man who speaks towards the

¹) *JEGermPh.*, vol. xlii (1943), pp. 516—38. His critics [led by S. B. Greenfield, *JEGermPh.*, vol. I (1950), pp. 451—65] are probably right when they suggest that some of his structural analysis represents too refined a reading of the poem; even so, his article marks the most significant recent advance in the interpretation of the poem, and the present contribution is heavily indebted to it, especially as regards the ethopoetic use of the first person.

²) Cf. Sir William Craigie, *Philologica*, vol. ii (1923), p. 9; W. S. Mackie, *Mod. Lang. Notes*, vol. xl (1925), p. 92.

end of the poem may or may not be the same as the Wanderer who speaks at the beginning. The second may even be a speech within the first. All this is too precise. The poet is writing on the subjects of mutability and misery, and there are two ways open to him: direct moralizing or the use of imagery. He uses both in this poem, and he uses them in such a way that monotony is avoided. The Wanderer and the Wise Man are introduced because they suitably embody aspects of his teaching, so that much of the direct moralizing is made part of their speeches, especially of the speech of the Wise Man. Since these fictitious characters were introduced by the poet as a variation in the means of expression, so that what they say is not their own speech as living individuals but remains the poet's teaching, it is not easy to tell where the fictitious characters take over from the poet, where they take over from each other, and where the poet takes over from them; and that in spite of the use of the "swa cwæð" formula. It is the poet's teaching, whoever may be speaking.

Like the Seafarer, the Wanderer is introduced because his experiences as an exile call for the very phrases which form the OE. stock poetic expressions of misery: the loneliness of the morning, the icy sea, frost, snow and hail, all the ingredients of cold care [cf. pp. 24-6 above¹]. More clearly even than the Seafarer, the Wanderer remembers his former joys, the memory of which seems all the more bitter to him in his present misery. But the way in which they remember their former happiness is different. The Seafarer left the joys of the world and knew them to be false joys; the Wanderer, however, relates how he buried his lord (lines 22-3a) and how he then sought another court, to regain his former happiness. The fall of princes may bring about the dispersal and exile of retainers, but that is not the voluntary exile of penitence. The fall of princes, the ruin of courts and the dispersal of the comitatus, these are the most potent symbols of the mutability of worldly glory; they taught the Wanderer a truer sense of values:

¹) Cf. S. B. Greenfield's excellent article, *Speculum* vol. xxx (1955), pp. 2.0-6, which appeared when the present contribution was at press.

- Forþon ic geþencan ne mæg geond þas woruld
 for hwan modesfa min ne gesweorce,
 60 þonne ic eorla lif eal geondþence,
 hu hi færlice flet ofgeafon,
 modge maguþegnas. Swa þes middangeard
 ealra dogra gehwam dreoseð ond fealleþ:
 forþon ne mæg wearþan wis wer, ær he age
 65 wintra dæl in worlðrice.

It is difficult to relate the preceding passage, telling in the third person of the miseries of exile, to the speech of the Wanderer who tells his own experiences in the first person. It is the same type of change of grammatical person as is found in *The Seafarer*. In *The Wanderer* the change is introduced by:

Wat se þe cunnað,
 hu sliþen bið sorg to geferan,
 þam þe him lyt hafað leofra geholena. [29—31]

This seems very similar to two passages in *The Seafarer*:

Ðæt se mon ne wat
 þe him on foldan fægrost limpeð,
 hu ic earmcearig etc. [12—14]

and:

Forþon him gelyfeð lyt, se þe ah lifes wyn
 gebiden in burgum, bealosipa hwon,
 wlone ond wingal, hu ic werig oft
 in brimlade bidan sceolde. [27—30]

The Wanderer differs from *The Seafarer* in these similar constructions in that the positive "wat se þe cunnað" introduces experiences related in the third person, whereas in *The Seafarer* the negative "þæt se mon ne wat" and "him gelyfeð lyt" introduce the Seafarer's own experiences told in the first person. The Seafarer tells of his own particular experiences which are beyond the knowledge and belief of the prosperous man. The Wanderer in his speech seems concerned to establish as fact experiences of exile, such as are known to all seafaring men. The account of the events at sea, told in the third person, are the Wanderer's tale of a typical wanderer. Looked at from the point of view of the poet, who is using various means of expressing his teaching poetically, the situation is this: to give force to the teaching of how mutable and miserable this world is a Wanderer is introduced who has memories of hardships, battles, and the fall of kinsmen and of

princes; he relates his miseries in the first person and then stresses the universality of his experiences by saying that they are such as all seafarers know; the Wanderer, who had been introduced by the poet as best exemplifying typical miseries, tells now of typical miseries of wanderers. The Wanderer uses this technique not only to lend universality to his experiences at sea, but also to lend universality to his experience as a lordless retainer:

Forþon wat se þe sceal his winedryhtnes
 leofes larewidum longe forþolian,
 ðonne sorg ond slæp somod ætgædre
 earmne anhogan oft gebindað:
etc.

[37—40]

Such miseries as the Wanderer has experienced are known to all men who have had a similar fate, and such miseries lead to wisdom.

Among the passages of direct moral instruction expressed in gnomes are two definitions, the Wanderer in lines 11b—18 defines reticence as the practice of nobles and then applies his definition to himself, and in lines 62b—72 a wise man is defined. This definition introduces the statement of the theme of the poem in lines 73—4, and what follows makes it clear that only a wise man can draw the lesson from the ruins around him. The ruin is the stock figure expressing mutability in OE. poetic diction [cf. p. 34 above]. The way in which the poet of *The Ruin* gives directness to the teaching of mutability is to begin with the sight of a real ruin and to give the appearance of drawing the moral from the sight of that ruin. The poet of *The Wanderer* cannot do that, there is no ruin for him to begin with. Yet he too has found a method of endowing the stock image with life, by associating it closely with his definition of a wise man. The argument is this: wisdom is founded on experience; no one can be wise before he is old; an old man will live to see ravaged the scenes of his youthful happiness; in the contemplation of these ruins he shows his wisdom by moralizing "ubi sunt qui ante nos fuerunt." It is a wise man who understands how spiritual all things shall be when the prosperity of all this world stands deserted as now here and there ruins stand, wind-swept and rime-covered, throughout

this earth; for he has drawn the full lesson from the scattered ruins around him, and that lesson is the theme of the poem:

Ongietan sceal gleaw hæle hu gæstlic bið,
 þonne ealre þisse worulde wela weste stondeð,
 75 swa nu missenlice geond þisne middangeard
 winde biwaune weallas stondaþ,
 hrime bihrorene, hryðge þa ederas;
 woriað þa winsalo, waldend liegað
 dreame bidrorene, duguþ eal gecrong
 80 wlonc bi wealle.

Then follows the "sum" catalogue on the manner of dying, which includes birds—not necessarily the eagle and the raven [cf. pp. 30—1 above]—and the gray wolf, as well as a brief allusion to burial rites. This leads to the introduction of the Wise Man's speech which begins with 'ubi sunt,' followed by regret and sorrow as he beholds the sad remnants of former pomp and glory; but on earth all things are transitory. The entire speech is gnomic. The Wise Man was created by the poet because it is typical for wise men to speak in gnomes, and gnomes express moral teaching with the greatest directness and force. The end of the poem seems to stand outside the direct speech. In it the poet once more sums up the teaching of the whole.

Figures of a Wanderer and a Seafarer are created by the poets because they best embody contempt of the world, for by their way of life they have experience of miseries gladly endured in preference to vanities and false joys. When they speak of these experiences they teach the poets' theme. The Wanderer and the Seafarer themselves are not the theme of the poems, but the best means of expressing it. OE. poetic diction provides the key to an understanding of OE. didactic poetry.

BIRMINGHAM

E. G. STANLEY¹⁾

¹⁾ I wish to thank Mr. D. S. Brewer of Birmingham, Mr. R. W. Burchfield of Christ Church, Oxford, and Mr. G. T. Shepherd of Birmingham for a multitude of valuable suggestions in connexion with this article. Many of them I have silently accepted; some I rejected at my peril. I also wish to thank Mr. K. W. Humphreys, the University Librarian, and his staff for their help at all times, and finally I wish to thank Professor and Mrs. Roy Pascal in whose hospitable house parts of this article were read in November 1954 to the Literary Circle in the University of Birmingham.

AMERIKA — VISION UND WIRKLICHKEIT

I.

„Dort (an der iberischen Küste) begegneten ihnen Seeleute, die eben von den Atlantischen Inseln gekommen waren. Über diesen Inseln wehten — so berichteten sie — meist sanfte, taufeuchte Winde, die Früchte in solcher Fülle und Süßigkeit von selbst reifen ließen, daß sie das Volk in Muße ohne alle Mühe und Sorgen ernährten; weshalb sich selbst bei den Barbaren der feste Glaube verbreitet habe, dort lägen die elysischen Auen und die Inseln der Seligen. Als Sertorius diese Dinge hörte, ergriff ihn ein wundersames Verlangen, auf jenen Inseln zu wohnen und friedvoll zu leben, befreit von Tyrannei und endlosen Kriegen“¹⁾. Was Plutarch fabelte, das erzählten mit verschiedenartigen Ausschmückungen auch Horaz und Strabo, Plinius, Isidor und Lukian²⁾. Bei allem Zauber, den der Orient auf den Geist der Griechen und Römer ausübte, suchte doch ihre sehnsüchtige Phantasie die ‘beata arva’, von denen schon Homer gesungen hatte, nicht unter indischem Himmel sondern nach Sonnenuntergang zu, jenseits der Säulen des Herkules, in Plutarchs Schätzung zehntausend Stadien westlich von Lybien, als ein vom Ozean umschlungenes Inselreich. Kein Schiff trug Sertorius oder sonst einen römischen Soldaten an das ersehnte Gestade.

Als aber in einem anderen Zeitalter Columbus seinen Fuß auf transatlantischen Boden gesetzt hatte, schrieb er an seinen König: „Ich habe das irdische Paradies entdeckt“. Amerika, so zeigte sich bald, war so wenig Paradies wie irgendein Land dieser Erde. Der Traum aber, der seine Entdecker leitete, hat an dem Geschick Amerikas mitgewirkt, und ein Abglanz davon

¹⁾ Sertorius: Vitae. VIII—IX, S. 571—572.

²⁾ Vgl.: A Documentary History of Primitivism and Related Ideas, ed. A. O. Lovejoy Baltimore, 1935, Bd. 1, S. 290—303.

liegt noch heute auf ihm. Darin, daß es geistig eine Traumgeburt des alten Kontinents ist und an diesem Traum weiter spinnt und daß zugleich das Geistgebilde Nahrung, Leben und Wirklichkeit aus einem fernen Erdteil zieht — in dieser Zwielfalt liegt seine abendländisch-uneuropäische Eigenart begründet. Unsere Betrachtungen, die ein paar Streiflichter auf diesen Sachverhalt werfen, wollen zugleich einen Kommentar liefern zu dem *Aperçu* Emersons: „Das Klassische entfaltet sich, das Romantische addiert. Die Entdeckung von Amerika ist ein antikes oder klassisches Werk“¹⁾.

II.

Wie das Kind im Mutterleib, so ist im Traum die Vision verborgen. Der sehnstüchtige Traum ist dem Märchen verwandt, das die Wirklichkeit umspielt. Die Vision trifft die Wirklichkeit ins Herz. Von allen Griechen der kühnste Träumer, Platon, verachtete die träumende Sehnsucht seines Volkes nicht: als sokratischer Geburtshelfer entband er sie von der Vision des „besten Staatswesens“. Die alte Mär von der vor Urzeiten blühenden Atlantis erzählt und nutzt er als ein mythisches Vorspiel zu dem dialogischen Drama von der Errichtung der seligen Stadt, die von Gerechtigkeit erbaut und von Weisheit gelenkt, von Maß durchwaltet und von Tapferkeit verteidigt wird. „Befreit von Tyrannei und von endlosen Kriegen“ — selbst in dem plutarchischen Schiffermärchen wetterleuchtet noch die platonische Vision. So war das irdische Paradies, das den späteren Entdeckern vorschwebte, nicht nur ein Garten sondern auch eine hochgebaute Stadt.

Sir Humphery Gilbert, Halbbruder von Sir Walter Raleigh, segelte im Jahre 1583 aus dem Hafen von Plymouth, um in Neufundland die erste britische Kolonie auf dem nordamerikanischen Kontinent zu gründen. Auf der Heimreise erlitt er Schiffbruch und ging unter, so wird uns berichtet, mit einem jubelnden Zuruf an seine Mannschaft auf den Lippen: „Auf See oder zu Land — dem Himmel sind wir überall gleich nahe!“ *‘Undique ad superos tantundem esse viae’* — dieser

¹⁾ The Journals, The Portable Emerson, ed. Mark Van Doren, 1946, S. 619.

Satz findet sich in dem „wahrhaft goldenen Büchlein von der besten Staatsverfassung und der neuen Insel“, der ‘Utopia’ des Sir Thomas More (1516)¹⁾, des Wiedererweckers und humanistischen Interpreten der platonischen Vision. Getreu der Tradition ist die glückselige ‘Utopia’ auf einer ozeanischen Insel in der Neuen Welt angesiedelt. Aber in den literarischen Phantasieraum weht eine Brise hinein, die das wirkliche Trans-ozeanien bestrichen hat. Die Reiseberichte des ‘mayster Americke’ (Amerigo Vespucci) haben im Geist des Humanisten der platonischen Republik zu neuer Wirklichkeit verholfen. Ähnlich wie bei Platon besteht in ‘Utopia’ die Gesellschaft aus zwei Klassen, den Gelehrten (*literati*), aus deren Mitte die Beamten und Priester hervorgehen, und den Werkleuten (*mechanici*). Es gilt der platonische Grundsatz des *τὰ ἑαυτοῦ πράττειν*. Doch obwohl Morus sich unter Aussparung des Christlichen auf die Schilderung einer nach humanistisch-platonischem Vorbild konzipierten weltlichen Ordnung beschränkt, kann er nicht verleugnen, daß er auch von dem Apostel Paulus und von Augustin, dem Verfasser von ‘De civitate Dei’ (XIX, 14) gelernt hat. Während Platon, trotz der Versicherung, das Glück der ganzen Polis im Auge zu haben, sich ausschließlich mit der Bildung der oberen Klasse, der Wächter, beschäftigt, macht sich Morus, für den sich der Begriff der Gerechtigkeit augustini-
nisch zur ‘*providendi misericordia*’ vertieft hat, darüber Gedanken, wie sich das Los der Handarbeiter menschenwürdig gestalten, wie sich ihre Mühe erleichtern, ihre Muße veredeln läßt und wie man den Würdigen und Begabten den Aufstieg in die Klasse der ‘*literati*’ sichern kann.

Auch darin ähnelt ‘Utopia’ den platonischen Entwürfen im „Staat“ und in den „Gesetzen“, daß sie auf religiös-philosophischen Grundlagen ruht: auf der allen Bürgern zugemuteten Gottesliebe und auf deren Glauben an eine göttliche, über das Ende des irdischen Lebens hinaus wirksame Gerechtigkeit. Im übrigen aber, und hierin erweist sich Morus als modern und zugleich als Christ, gönnt der Staat seinen Bürgern Freiheit des Glaubens und der Religionsübung. Die transatlanti-

¹⁾ Vgl. die Ausgabe von J. H. Lupton, Oxford 1895, S. 28; ferner S. E. Morison und H. S. Commager: *The Growth of the American Republic*, 1942, I, S. 35.

sche 'Utopia' ist ein Asyl für die in der alten Welt bedrängte Freiheit des Gewissens, als deren Märtyrer Morus sein Leben lassen sollte. Zugleich ist sie mit ihrer Gütergemeinschaft die Antithese zu der englischen Heimat, in der große Herren durch Landeinhegung den Ackerbauer zum Bettler machen dürfen. Als heimliches Motto steht 'in tyra nnos' über der utopischen Vision (*τυραννίδος ἀπαλλαγείς*, hatte Plutarch geschrieben).

Mit einem solchen Buch war Sir Humphrey beschäftigt, als man ihn zum letzten Mal auf dem Kommandodeck der 'Golden Hind' sah. Nicht nur Erdkarten mit neu eingetragenen Küstenlinien leiteten die Entdecker der transozeanischen Welt, sondern auch der Entwurf einer noch unverwirklichten menschlich-gesellschaftlichen Vollkommenheit — eine Vision platonischen Ursprungs.

III.

Die Sehnsucht, die Märchenländer träumt und der Wille, der durch die Vision der Vollkommenheit erleuchtet wird — beide bedürfen einer weiteren Kraft, um sich in kolonisatorischen Gründungen zu verwirklichen — der Begier.

Die 'Virginia Company', eine von Kaufleuten in London und Bristol gebildete Aktiengesellschaft und zugleich Instrument einer großen nationalen kolonisatorischen Unternehmung, hatte mehr und Größeres im Sinn als sich zunächst verwirklichen ließ. Sie wollte die Indianer bekehren (der an die Spitze gestellte und am meisten vernachlässigte Punkt ihres Programms), sie hoffte, bekanntlich umsonst, Goldminen zu finden, sie wollte die Nordwestpassage entdecken, sie wollte „alle Waren Europas, Afrikas und Asiens produzieren und die Bedürfnisse aller bei uns darnieder liegenden Handelszweige befriedigen“¹⁾. Die Zähigkeit, mit der die Gesellschaft unerachtet furchtbarer Gefahren und fast vernichtender Rückschläge ihre Ziele verfolgte, zeugte von der Dynamik der jungen kapitalistischen Gesellschaft, deren Interessen sie vertrat. Wenn wir von dem frommen aber unwirksamen Bekehrungswunsch absehen und die Entdeckerleidenschaft bei-

¹⁾ Morison und Commager a. a. O. S. 38.

seite setzen, bleibt als Motiv die Begier nach Gold, nach Waren, nach Besitz.

Viele Nationen wurden in dieser Zeit von Begier zu überseeischen Unternehmungen angestachelt. Wenn die Engländer, trotz der Verspätung, mit der sie antraten, schließlich den großen Preis des nordamerikanischen Kontinents für sich gewannen, so verdankten sie ihren Erfolg nicht zuletzt der Tatsache, daß ihr Begehren sich vor allem auf das Gut richtete, das sich nicht fortragen und verzehren läßt, sondern das den Besitzer festhält, verpflichtet und bildet: auf den Boden, der sich bewohnen, bepflanzen und pflügen läßt. Davon, von der guten Erde, wirksamer als von Gold und Waren, sangen die Werbe-Balladen, die in den englischen Dörfern und Städten die Armen und die Mutigen anlockten. Wie der Hungrige nach Brot, so verlangten die Auswanderer nach dem neuen Land. Aber das irdische Brot befriedigt nur, wenn es nach dem himmlischen schmeckt. Nicht nur besitzen und essen wollten die Westfahrer, sondern in Freiheit besitzen. Damit sind wir bei dem zweiten, geistigen Motiv, das sich mit dem ökonomischen innig verbindet. Das Begehren wird vom Traum beflügelt, von der Vision erleuchtet.

Freiheit — das bedeutete für viele Freiheit von Schuldenlast und hoffnungsloser Lebensnot. Wiederum für andere — und sie werden als die Pilgerväter und Gründer geehrt — ging es um Freiheit von Verfolgung und um Freiheit zur Ausübung ihrer Religion. Auswanderung war für sie Gewissenssache, ein „heiliges Experiment“ (William Penn). In ihren Augen wurde das Volk der bedrängten Gläubigen zum neuen Israel, der Atlantische Ozean zum Roten Meer, Amerika zu Kanaan, dem Land, da Milch und Honig fließt, den Pilgern zugeeignet durch einen ungeschriebenen Vertrag, dem göttlichen Vorbild jener Verträge, mit denen sich die Auswanderer miteinander zu Gemeinschaften verbanden. Homers Insel der Seligen, auch sie umwittert von religiösen Hoffnungen, wird, christianisiert und historisiert, zum Gelobten Land. Vor allem aber: die geträumte Wirklichkeit wird zu erfahrener Wirklichkeit.

Zwischen Traum und Wirklichkeit klafft ein Abgrund. Der Traum gaukelt sanfte Winde, Fülle der Früchte und

Leichtigkeit des Daseins vor. Die Wirklichkeit läßt das Schiff der frommen und entschlossenen Pilger im Spätherbst den unwirtlichen, von kahlen Dünen eingefassten Hafen von Cape Cod anlaufen, und läßt nur die Hälfte der Gelandeten den ersten Winter überleben. Aber nicht nur das große Unternehmen, auch der Traum, der es leitete, überstand die grausamen Proben des Anfangs. Doch er erlitt einen Formwandel. Aus einem Versprechen wurde er zum Versprechen eines Versprechens, zur Vorstufe eines kommenden, erst zu schaffenden Paradieses. In dieser verwandelten Form wurde er am Anfang des 18. Jahrhunderts (1726) von Bischof Berkeley dichterisch ausgesprochen:

In happy climes, the seat of Innocence,
Where *nature* guides and *virtue* rules,
Where men shall not impose, for truth and sense,
The pedantry of courts and schools;
There shall be sung another *golden age*,
The rise of empire and of arts,
The good and great inspiring epic rage,
The wisest heads and noblest hearts¹⁾.

Raumferne und Zeitferne sind schon bei dem platonischen Mythos von Atlantis verschmolzen. Hier aber, bei Berkeley, ist die Zeitferne der 'aetas aurea' aus der Vergangenheit in die Zukunft verlegt und zugleich in einen historischen Rahmen gestellt. Das Reich, so sagen die Schlußstrophen, lenkt seinen Lauf westwärts. Amerika wird, was das greise Europa einst in seiner Jugend war. Das Erblühen der westlichen Welt, der fünfte Akt des Geschichtsdramas, ist ein Akt der Wiedergeburt und mit ihm schließt sich der Zirkel des Weltlaufs.

IV.

Traum und Vision, nach der glücklich überstandenen Probe des Anfangs, gestalten sich im 18. Jahrhundert zu einer politischen Philosophie, in deren Licht sich die Bewohner der dreizehn Kolonien an der atlantischen Küste Nordamerikas zu einer Republik und einer Nation, will sagen, einem Staatsvolk zusammenschließen. Die beiden großen Begriffe dieser Philosophie sind Natur und Tugend. Auf der Natur beruhen die un-

¹⁾ Verses on the Prospect of planting Arts and Learning in America.

veräußerlichen Rechte: das Recht der Nation zu staatlicher Unabhängigkeit, und das Recht der Individuen auf Leben, Freiheit und 'pursuit of happiness', das Erbauen des eigenen Lebensglückes. In der Natur ist die wesentliche Gleichheit aller begründet. Und Tugend ist die Frucht der Seelenstärke, die Versuchungen gegenüber an den Normen der Natur festhält. Beide Begriffe sind vom Mark der abendländischen Tradition. Ein Satz wie 'omnes homines natura aequales genuit' klingt für den modernen, von der metaphysischen Tradition abgeschnittenen Leser nach „Revolutionsphilosophie des 18. Jahrhunderts“, während er in Wirklichkeit aus der Früh-scholastik stammt¹⁾. Aber in diesen klassischen Begriffen schwingen jetzt die Obertöne der Sprache Utopiens. Natur gewinnt einen sentimentalischen, Tugend einen römischen Klang. Natur ist nicht nur 'natura rerum' sondern auch die alte Unverdorbenheit im Gegensatz zur verderbten Verfeinerung, und Tugend, statt zu glänzen wie die griechische 'Arete', schreitet in rauher, ländlicher Tracht einher. Man höre etwa Jefferson sich bald nach seiner Ankunft in Frankreich über seine Pariser Eindrücke aussprechen. Statt des sehnsüchtig westwärts schauenden Europäers vernehmen wir den Bürger der Wirklichkeit gewordenen Utopiens, den 'savage of the mountains of America', der mitleidig auf Europa blickt. Nachdem er sich mit Entsetzen von dem Leiden der unterdrückten Menge abgewandt hat, vergleicht er das Los der Großen Frankreichs mit dem Maße von Glück, das in Amerika von Menschen aller Klassen genossen wird. Hier, in der alten Welt, Liebesintrigen und Ehrgeiz, herzlose Ehen und statt des Familienglücks ein Schwelgen in leidenschaftlichen Unternehmungen, die den Menschen zwischen Augenblicken der Ekstase und Tagen und Wochen von Ruhelosigkeit und Qual taumeln lassen. Dort: 'the tranquil, permanent felicity with which domestic society in America blesses most of its inhabitants; leaving them to follow steadily those pursuits which health and reason approve, and rendering truly delicious the intervals of these pursuits'²⁾. Die Worte sind ein weltlich-

¹⁾ Bernhard von Clairvaux: In Cantica Cant. sermo XXIII, 6. P. L. 183, c. 887 A.

²⁾ To Mr. Bellini, 30. Sept. 1785.

realistisches Gegenstück zu dem amerikanischen Paradiesesbild wie der Quaker Edward Hicks es gemalt hat¹⁾: dort sieht man, getreu nach der Vision des Jesaias, das Lamm, das sich bei dem Wolf niederlegt, während im Hintergrund Penn seinen Vertrag mit den Indianern schließt. Europa streckt sich sehnsüchtig nach der westlichen Utopia aus. Die verwirklichte Utopia ihrerseits muß sich vor Europas Versuchungen hüten. So schreibt Jefferson an einen holländischen Kaufmann: „Sie fragen mich, ob ich die Ermutigung des Handels in den Staaten für wünschenswert halte. Würde ich meiner eigenen Theorie folgen, dann wünschte ich, wir pflegten weder Handel noch Schifffahrt, sondern verhielten uns Europa gegenüber genau nach dem Vorbilde Chinas. So würden wir Kriege vermeiden und alle unsere Bürger würden Ackerbauern sein“²⁾. Jefferson weiß, daß dies agrarische Idyll der Wirklichkeit gegenüber nicht standhalten kann. Dennoch ist es ein Stück amerikanischer Wirklichkeit geworden. Man erinnere sich etwa an die Rede, mit der George Washington am 17. September 1796 nach zweimaliger Präsidentschaft von dem amerikanischen Volk Abschied nahm und ihm sein politisches Testament ans Herz legte. Seine Mahnung, künstliche Bindungen mit Europa zu meiden, der Gedanke, Amerika sei dazu bestimmt, der Welt die Wahrheit des Satzes vorzuleben, daß die dauerhafte Glückseligkeit eines Volkes von seiner Tugend abhängt — Wortlaut und Geist der Rede legen Zeugnis ab von der gleichen Philosophie, die Jefferson in die Unabhängigkeitserklärung hineinschrieb und von der er, in Verteidigung seiner Autorschaft an diesem Dokument, sagen konnte: ‘The sentiments were of all America’³⁾. Wer könnte zweifeln, daß diese Philosophie die Wirklichkeit mitbestimmt hat?

V.

Man hat die Bedeutung der liberalen Revolutionsphilosophie — des Abkömmlings antiker Utopik und metaphysischer Tradition — für die amerikanische Revolution und

¹⁾ The Peaceable Kingdom (Brooklyn Museum).

²⁾ An Hogendorp, 13. Oktober 1785.

³⁾ An Joseph Delapleine, 12. April 1817.

Staatsbildung zu verkleinern gesucht. Nicht um die natürlichen Rechte des Menschen, sondern um die vererbten Rechte des Engländers sei es den Führern der 13 Kolonien bei ihrer Losreißung von dem englischen Mutterlande zu tun gewesen. Ihre Denkweise sei historisch-rechtlich, nicht philosophisch-naturrechtlich gewesen — und das gälte auch von Jefferson als dem Verfasser der Unabhängigkeitserklärung. Erst danach, als Gesandter in Paris, sei er zum philosophisch-utopischen Doktrinär geworden. Die angeblich autochthon-amerikanische Staatsphilosophie habe in den Pariser Salons das Licht der Welt erblickt¹⁾.

Richtig ist, daß die Anrufung des Naturrechts in England und Amerika häufiger und enger verknüpft ist mit historisch-rechtlichen Erwägungen als in Frankreich. Aber auch dort fehlen sie bekanntlich nicht, und die Differenz der Nuance bedeutet keine Verschiedenheit der Prinzipien. Richtig ist auch, daß Ausländer, Engländer mehr als Franzosen, einen beträchtlichen Anteil an der Formulierung der frühamerikanischen Ideale haben. Die großen tönenden Sätze, die in der neuen Welt den Zufluchtsort der Freiheit und die Wiedergeburt der versklavten Menschen feiern und die in Amerika ein tausendfältiges Echo fanden, sind von Thomas Paine geprägt worden. Und ein anderer Engländer, Richard Price, der enthusiastische Verkünder eines durch Gott und die menschliche Vernunft heraufgeführten irdischen Paradieses, pries Amerika als den Vorhof dieses Paradieses mit Worten, die das Vokabular der künftigen Festredner zur Feier des 4. Juli vorwegnahmen. Aber all das beweist nichts weniger als eine nachträgliche Bekehrung der amerikanischen Freiheitskämpfer zu einer ihnen ursprünglich fremden Philosophie — es zeigt vielmehr die wesentliche Einheit des amerikanisch-europäischen Denkens. Das Idealbild der Europäer von Amerika stimmte mit dem Idealbild der Amerikaner aufs beste überein. Europa verstand Amerika als seine verwirklichte Hoffnung, und Amerika eignete sich dieses Verständnis an. Die Benjamin Franklin von den Parisern entgegengebrachte stürmische Verehrung — sie

¹⁾ Vgl. Otto Vossler: Die amerikanischen Revolutionsideale in ihrem Verhältnis zu den europäischen. München und Berlin, 1929. (Beiheft 17 der Histor. Zeitschr.)

sahen in dem Abgesandten der neuen Welt die schlichte Weisheit und Würde der Natur selbst verkörpert — war wohl in Ausdrucksform und Temperatur ein unverkennbar cisatlantisches Produkt, gesättigt mit Rokokosehnsucht nach Natürlichkeit. Aber des Transatlantikers Selbstverständnis war, soweit seine echte Demut dies zuließ, durchaus mit dieser Deutung im Einklang. Man vernehme das Lob Amerikas aus dem Munde von Price, der zunächst einen glücklichen Zustand als ein Mittleres zwischen Wildheit und Verfeinerung malt, um fortzufahren: „Das ist der Zustand der Gesellschaft in Connecticut und in manchen anderen amerikanischen Provinzen. Dort . . . sind alle auf etwa gleicher Stufe, in Waffen geübt, ihrer Rechte bewußt, von schlichten Sitten, von Luxus unberührt, in Fülle von dem Boden genährt, und diese Fülle wird leicht erworben von fleißiger Hand“¹⁾. Wohl hat dieses Lob den Klang der Distanz. Aber wir haben gesehen, daß Jefferson als frischer Ankömmling in Paris mit ähnlich enthusiastischer Distanzierung über sein Vaterland schreiben kann. Amerika war und blieb Europas Traumland. Und so tief begründet war dies Verhältnis, daß im folgenden Jahrhundert Amerika sich sein eigenes Amerika schuf. Der neue Westen wurde für die alten Staaten der atlantischen Küste, was Amerika als ganzes für Europa geworden war.

VI.

Wenn wir einen Seitenblick auf Deutschland oder, besser noch, auf seinen größten und wachsten Geist werfen, zeigt sich, daß die Ereignisse, die London und Paris bewegten, damals, in den Geburtsjahren der amerikanischen Republik, Zeit brauchten, um den Rheinübergang wirksam zu bewerkstelligen. Was Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ von dem phantastischen Plan einer Flucht mit Lili Schönemann nach Amerika (IV, 19) oder von seinem frühen Interesse an der amerikanischen Revolution und ihren Führern zu berichten weiß, ist durch keine aus jener Zeit stammenden Zeugnisse belegt und dürfte dem dichtend Sich-erinnernden, nicht dem Er-

¹⁾ Two Tracts on Civil Liberty, London 1778, S. 57—58.

innerten zugehören¹⁾. Die Entdeckung Amerikas durch Goethe fand, so scheint es, sehr spät, etwa im Jahre 1807 statt, und den Anstoß gab ein ihm vom Verfasser übersandter Sonderdruck von Alexander von Humboldts „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse“²⁾. Von da an steigerte sich sein Interesse, durch ausgiebige Lektüre und durch Gespräche mit Amerikafahrern und amerikanischen Besuchern genährt. Amerika wurde einer der Brennpunkte seiner Beschäftigung mit der zeitgenössischen Welt. Die Entdeckung begann in echt Goethescher Weise „von unten“. Er ging aus von den geologisch-mineralogischen Tatsachen, der Flora und Fauna, um zu den Menschen, ihren wirtschaftlichen und politischen Lebensbedingungen und ihren Werken zu gelangen. Dieser Entdeckungsgang spiegelt sich in jenem berühmten, auf eine frühere Notiz (vom 18. September 1819) zurückgehenden „Xenion“ von 1827 wieder:

Amerika, du hast es besser
 Als unser Kontinent, das alte,
 Hast keine verfallenen Schlösser
 Und keine Basalte.
 Dich stört nicht im Innern
 Zu lebendiger Zeit
 Unnützes Erinnern
 Und vergeblicher Streit.

Goethe, als Neptunist 'in geologicis' in die Defensive gedrängt durch die großen „vulkanistischen“ Autoritäten, schaut sich ironisch-verzweifelt nach einer Zuflucht, oder wenigstens Ausflucht, in der Neuen Welt um. Dort endlich sei, so meinte er, jenes kantige Beweisstück für die „vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung“³⁾, der Basalt, nicht aufzufinden. Der Geologenstreit, auf den hier angespielt wird, liegt weit ab von der großen Menschheitshoffnung, die sich in Amerika verwirklichen wollte — so scheint es wenigstens. Aber die innere Nähe des scheinbar Entfernten tiefsinnig spielend auf-

¹⁾ Vgl. Ernst Beutler: *Essays um Goethe*, Wiesbaden, 1947, Bd. 2. Lili, Wiederholte Spiegelungen, S. 69—71; Walter Wabepuhl: *Goethe's Interest in the New World*, Jena 1934, S. 14—15.

²⁾ Wabepuhl, a. a. O. S. 18.

³⁾ Jub. Ausgabe, Bd. 40, S. XII.

zuzeigen — das ist die Alterskunst Goethes. So läßt er mit unfehlbarem Zugriff die beiden Grundmotive der Utopik anklingen wie wir sie bei Plutarch gefunden haben. Das Land im Westen, das es besser hat, kennt keine Tyrannei; wobei nun aber, in Goethes Version, für die alte Tyrannei eingesetzt wird: die Tyrannei des Alten. Die „verfallenen Schlößer“ symbolisieren nicht ritterliche Unterdrücker — Raubritter gibt es nicht mehr und ihre Burgen sind verödet — sondern die Last der Vergangenheit als solcher, die Zwingherrschaft der erstorbenen Tradition. *Ἀπαλλαγείς . . . πολέμων ἀπαύστων* — auch dies plutarchische Motiv ist wieder da — ebenfalls verallgemeinert, vergeistigt. Aus den „endlosen Kriegen“ ist der innere Zwist geworden, der Kriege hervorruft, der „vergebliche Streit“. Sehr deutsch ist diese leichte Geste der Begegnung mit Amerika. Aus dem politischen Eldorado des Westens ist das erträumte Land freier Menschenbildung geworden, das Land Benjamin Franklins, dessen Autobiographie Goethe wieder und wieder las und von dem Herder ein literarisches Porträt an die Spitze seiner „Briefe zur Beförderung der Humanität“ stellte.

Die leichte Geste rührt an das Wesentliche. Es geht darum, die „Narrenspassen der allgemeinen Bildung“ (Jarno) loszuwerden, die Idee der Humanität einer erstarrten und verbildeten Gesellschaft zu entreißen und sie durch Versetzung in die gegenwärtige Arbeitswelt und Gesellschaft zur Wirklichkeit zu machen. So bildet sich in dem Geist des greisen Goethe jene durch „Faust“, Zweiter Teil, und vor allem durch die „Wanderjahre“ bezeugte Utopik aus: die Arbeit des Menschen soll, entweder in Amerika durch Bezwingung der „unberührt und eingewildert“ daliegenden Natur, oder in der alten Welt, durch eine Art von innerer Kolonisation, eine neue Welt aufbauen¹⁾. Und, wiederum ganz im Geiste der okzidentalen Amerika-Vision, wird diese Schau im Schlußkapitel der Wanderjahre mit dem Gedanken der Wiedergeburt verknüpft²⁾. Amerika ist zur Idee geworden. „Benutzt die Gegenwart mit Glück“, so lautet die sich dem „Amerika-Xenion“ anschließ-

¹⁾ Wanderjahre III, 12.

²⁾ A. Bergstraesser: Goethe's Image of Man and Society. Chicago 1949, bes. S. 297—318.

ende Mahnung. Ein Hauch der Neuen Welt hat die Weisheit des deutschen Humanisten berührt¹⁾.

VII.

Jefferson, auch darin der echte Sohn seines Jahrhunderts, glaubte an Fortschritt. Aber er glaubte auch an die Gegenwart, vor allem an die amerikanische Gegenwart, und darum war sein Fortschrittsglaube von vernünftiger Mäßigkeit. Er wärmte, aber er war kein verzehrendes Feuer. In den Gedanken und Gesichtern von Thomas Paine und Richard Price hingegen entzündete sich beim Anblick Amerikas eschatologische Glut. Nicht umsonst entstammten sie dem non-konformistischen Protestantismus, Kreisen also, in deren religiösem Empfinden das „Kommen des Reiches“ eine lebendigere Bedeutung hatte als in der Staatskirche. So verschieden nun die religiösen Erweckungsbewegungen im Amerika des frühen 19. Jahrhunderts von dem Puritanismus des 17. und frühen 18. Jahrhunderts waren, sie ähnelten einander durch ihre milleniale Hoffnungsfreudigkeit. Jonathan Edwards sah zur Zeit des „Großen Erwachens“ (1734) das Neue Jerusalem vom Himmel in das Connecticut-Tal steigen und, 100 Jahre später entboten wiederum begeisterte Prediger dem herannahenden Tausendjährigen Reich ein amerikanisches Willkommen²⁾. Die aus der Sphäre religiöser Hoffnungsfülle überfließenden Empfindungen, so un-Jeffersonisch sie auch waren, berieselten die politische Sprech- und Denkweise der Jeffersonischen Demokratie und vermischten sich mit der „klassischen“ Philosophie des 18. Jahrhunderts. Es erregte keinen Anstoß, wenn von dem „amerikanischen Israel“ oder dem „Neuen Jerusalem“ gesprochen wurde, als wären die unveräußerlichen Menschenrechte nicht in der alten Natur zuhause, sondern in der neuen Stadt, deren Licht „gleich ist dem alleredelsten Stein, einem hellen Jaspis“ (Offenb. 21, 11). Dies übernatür-

¹⁾ Vgl. Erich Franzen: Europa blickt auf Amerika, „Der Monat“ Nov. 1952, S. 129—141; Melvin J. Lasky: Amerika blickt auf Europa, *ibid.* S. 180—194.

²⁾ R. H. Gabriel: *The Course of American Democratic Thought. An Intellectual History since 1815*, N. Y. 1940, S. 34.

liche, mit fortschreitender Klarheit einströmende Licht brach sich für die Augen der gläubigen Seher in dem dreigeschliffenen Kristall Christentum, vernünftige Philosophie, konstitutionelle Freiheit. „Die Vision der durch die Demokratie erlösten Welt war die säkularisierte Form der millenären Hoffnung des Protestantismus“¹⁾, und als die Hoffnung beim Auseinanderbrechen der Nation durch Verzweiflung bedroht war, da erschien, von Walt Whitman hymnisch begrüßt, der Erlöser-Präsident (Redeemer President) in der Person von Abraham Lincoln.

Der Glaube, daß die Neue Welt, als die Zufluchtsstätte der Freiheit, dazu bestimmt ist, die Erneuerung der ganzen Welt heraufzuführen, hat sich seitdem gewandelt, aber er hat nicht aufgehört, das amerikanische Denken zu beseelen. Die endzeitliche Überhöhung der amerikanischen Selbstbejahung im Stil Jeffersons verbindet sich im 19. Jahrhundert mit dem Bewußtsein der inzwischen vervielfachten Größe und Macht. An die Stelle der „Tugend“, des Lieblingswortes der Generation der Staatsgründer, tritt „Kraft“, das Lieblingswort der Grenzkämpfer und Pioniere. Wie in Europa, so materialisieren sich auch in Amerika die Ideale, und das Bild von dem jungen, kraftgeschwellten Riesen kommt in Gebrauch. „Wir müssen marschieren . . . wir die jugendlich sehnigen Rassen, alle anderen hängen von uns ab, Pioniere! O Pioniere! Alles Vergangene lassen wir zurück, wir münden in eine neue und mächtigere Welt. Frisch und stark ergreifen wir die Welt, Welt der Arbeit und des Marsches. Pioniere! O Pioniere!“ Diese Verse von Whitman lassen die Verbindung von demokratischem Fortschrittsglauben, Kreuzzugseifer und Realpolitik vorausahnen, die sich dann in der Ära Theodor Roosevelts breitmachte. „Utopia“ ist zur Weltmacht erwachsen und spürt die Versuchungen der Macht. Während die Selbstbejahung lauter wurde und sich die Zuversicht mehr als früher auf Menge, Macht und Reichtum stützte, meldete sich deutlich die Stimme des Zweifels. Gegen die überlichtete Vision Emersons stellte Herman Melville seine dunkle Vision von den ‘Dark Ages of Democracy’: als Columbus das westliche Traum-

¹⁾ Gabriel, a. a. O. S. 36.

land in einen wirklichen Erdteil verwandelte, setzte er allem Träumen ein Ende. Für die Menge freilich übertönte der Triumphschrei des Entdeckers den Klagelaut, der das Ohr des Spätergeborenen erreicht:

Columbus ended earth's romance:
No New World to mankind remains¹⁾!

Melville blieb einsam, Whitmans Stimme fand ein tausend- und abertausendfaches Echo. Aber hat nicht bei ihm die Bejahung die Tonstärke und -höhe erreicht, die an der Grenze des Umschlagens liegt?

Jeder Akt der amerikanischen Selbstaffirmation war verbunden mit dem Entschluß, das politische Faktum der Unabhängigkeitserklärung zum Rang einer geistigen Realität zu erheben. „Zu lange haben wir den höfischen Musen Europas gelauscht“, sagt Emerson in seiner „Phi Beta Kappa Ansprache“ in Harvard (1837). „Nun wollen wir auf unseren eigenen Füßen gehen, wir wollen mit unseren eigenen Händen arbeiten, wir wollen unsere eigenen Gedanken aussprechen“. Als dann, an der Schwelle des 20. Jahrhunderts, John Dewey seinen Instrumentalismus als die philosophische Emanzipation Amerikas verstanden wissen wollte, erneuerte er nur einen vielfach erhobenen Anspruch. Und doch zeigte gerade die Geschichte des 19. Jahrhunderts mit seinem triumphalen Kraftgefühl und seinen Anwandlungen von Verzweiflung die Gleichheit des Lebensrhythmus diesseits und jenseits des Ozeans. Freilich bleibt der Unterschied. Der Zweifel sitzt Europa im Herzen. In Amerika wirft er seinen von nur wenigen bemerkten Schatten auf die ungebrochene Freudigkeit, mit der eine Nation ihre Bestimmung bejaht.

VIII.

Amerika ist für sich selbst und für Europa die verwirklichte Hoffnung Europas. Zugleich — und dieser zweite Aspekt verdeutlicht sich mit dem Machtgewinn Amerikas — ist Europa die Erinnerung Amerikas. Amerika wuchs, und es dämmerte

¹⁾ Clarel, zitiert nach: The Oxford Book of American Verse, N. Y. 1950, S. 405.

den europäischen Beobachtern, daß es eines Tages sinnvoller sein könnte, Europa auf Amerika statt Amerika auf Europa zu beziehen. Die verwirklichte Hoffnung Europas mochte auch eine enttäuschte Hoffnung sein. Aber ob Amerika das eine oder das andere zu werden bestimmt war — es begann in die Rolle des Geschicks Europas hineinzuwachsen. Alexis de Tocqueville, der die Vereinigten Staaten in den Jahren 1831 bis 1832 bereiste, war unter den ersten, denen diese uns geläufig gewordene Wahrheit aufleuchtete:

Es wird eine Zeit kommen, schrieb er, wo man in Nordamerika 150 Millionen unter sich gleiche Menschen antreffen wird, in welchen der nämliche Gedanke mit gleicher Form und Farbe umlaufen wird. Alles übrige ist zweifelhaft, aber dies ist gewiß, obgleich es eine ganz neue Tatsache in der Welt sein mag, welche mit ihren Folgen die Einbildungskraft sich nicht klar vorstellen kann.

Es gibt jetzt auf der Erde zwei große Völker, die von verschiedenen Punkten ausgehen und zum nämlichen Ziele vorrücken, die Russen und die Amerikaner. Beide sind unbemerkt herangewachsen, und während die Aufmerksamkeit der Welt anderen Gegenständen zugewandt war, haben sie plötzlich einen überragenden Platz unter den Nationen eingenommen, so daß die Welt fast gleichzeitig ihre Existenz und ihre Größe erfuhr.

Alle anderen Nationen scheinen schon ihre natürlichen Grenzen erreicht zu haben und es bleibt ihnen nur die Verpflichtung zur Erhaltung ihrer Macht. Aber die beiden befinden sich noch im Wachstum. Alle anderen sind zu einem Stillstand gekommen, oder rücken doch nur mühsam voran. Jene allein marschieren leichten und geschwinden Schritts auf einer Bahn, deren Ziel sich menschlichen Blicken entzieht. Der Amerikaner kämpft mit Hindernissen der Natur, der Russe mit Menschen. Der erstere bekämpft die Wüsten und die Barbarei, der andere die Zivilisation mit den Waffen und Künsten der Zivilisation. So erobert der Amerikaner mit dem Pflug, der Russe mit dem Schwert. Der Anglo-Amerikaner verläßt sich zur Erreichung seiner Zwecke auf persönliches Interesse und gibt der Initiative und dem gesunden Menschenverstand seiner Bürger freie Bahn. Der Russe überträgt auf einen einzelnen Mann alle gesellschaftliche Macht. Das Hauptwerkzeug des einen ist Freiheit, des anderen Sklaverei. Ihre Ausgangspunkte und Bahnen sind verschieden. Beide aber scheinen durch die Vorsehung dazu bestimmt zu sein, die Geschicke einer Erdhälfte zu beherrschen¹⁾.

¹⁾ De la Democratie en Amerique, Schlußsätze des ersten, 1835 veröffentlichten Teils.

Mit dem von Tocqueville prophetisch geschauten, im 20. Jahrhundert zur Wirklichkeit gewordenen Herrschafts-rang Amerikas ist der Traum, der sich in ihm verkörpert, zu einer Weltmacht geworden. Ist er eine Macht zum Guten oder zum Bösen? Jedenfalls ist er nichts weniger als ein Hirnge-spinst, sondern eine große wirkende Kraft, und wie alles irdi-sche Große ist er mit Zweideutigkeit behaftet. Er ist eine Ver-suchung zu nationaler Selbstgerechtigkeit, die das Ersehnte für das Verwirklichte nimmt, zum politischen Utopismus, der stets das Gute zu wollen vermeint, weil er sein eigenes ver-borgenes Wollen nicht kennt, zum Kreuzzugswahn, der nur zur Plünderung von Byzanz, aber nicht zur Eroberung des Heiligen Landes Kräfte verleiht. Aber er ist auch die Quelle helfender Großmut, teilnehmender Duldsamkeit und echter Friedfertigkeit.

MÜNCHEN

HELMUT KUHN

EINE AMERIKANISCHE SEINSDEUTUNG FAULKNERS ROMAN 'A FABLE'

I

Für den europäischen Leser ist William Faulkners Roman 'A Fable' (1954) das wichtigste Werk, das der amerikanische Erzähler verfaßt hat. Es ist zugleich die bedeutendste Leistung der angelsächsischen Epik seit dem Zweiten Weltkrieg und gehört zu jenen seltenen Fällen, an die man unbedingt den Maßstab eines Jahrhunderts legen darf.

Das sind entschiedene Aussagen, und es gehört sich, daß sie näher begründet werden. Zunächst sei festgestellt, daß Ausdrücke wie „ansprechend“, „harmonisch“, „schön“ nicht verwendet worden sind. Als 'Robinson Crusoe' veröffentlicht wurde, dachte kein Kritiker daran, das Werk überhaupt als Literatur zu betrachten, geschweige denn, es mit solchen Attributen zu versehen. Faulkners Roman ist ein ergreifendes und starkes Buch in dem Sinne, wie Tolstojs „Krieg und Frieden“ ergreifend und stark ist; es ist ein gedanklich schwer befrachtetes Buch, schwerer wohl als 'Moby Dick', und es verwirrt den Leser, weil Gedanke und Geschehen auf den verschiedenen Ebenen symbolischer, allegorischer und mimetischer Darstellung bald getrennt, bald eng ineinander verzahnt erscheinen. Ja, man darf sagen, daß wohl gerade deshalb die Aufnahme in der amerikanischen Kritik keineswegs einheitlich war, wobei jedoch auch die skeptischen Stimmen aus ihrer Unsicherheit in der Interpretation kein Hehl machten¹⁾.

¹⁾ Eine der bisher verständnisvollsten Rezensionen stammt von Philip Blair Rice und findet sich unter dem Titel 'Faulkner's Crucifixion' in der 'Kenyon Review', Herbst 1954, p. 660ff. Darin wird u. a. von entfernten Anklängen an die Theologie Reinhold Niebuhrs und Paul Tillichs gesprochen. Brillant, aber der Sache kaum gerecht werdend, ist die Besprechung von R. W. Flint in der 'Hudson Review', Winter 1955, p. 602ff.

Dies ist bei Faulkner allerdings keine neue Erscheinung, und sie ist auch ohne weiteres erklärlich. Man braucht nur etwa die Anthologie kritischer Stimmen über Faulkners Werk, die F. J. Hoffman und Olga W. Vickery unter dem Titel 'William Faulkner. Two decades of criticism' (Michigan State College Press, 1951) herausgegeben haben, zur Hand zu nehmen, um sich über die erstaunlich weit auseinandergehenden Interpretationen und Bewertungen des Erzählers ins Bild zu setzen. Dies trifft besonders auf die Zwischenkriegszeit zu, während in den letzten zehn Jahren, besonders seit der Verleihung des Nobelpreises im Jahre 1950 eine zwar nicht einheitlichere, aber doch wesentlich respektvollere Haltung der Kritik zu verzeichnen ist. Die auffällige Zunahme von Publikationen über Faulkner in den letzten Jahren bezeugt den immer stärker werdenden Drang nach Auseinandersetzung mit seinem Werk. Mehrere Bücher und Dutzende von zum Teil sehr bedeutenden Aufsätzen sind in Amerika über ihn erschienen¹⁾, aber auch Europa, besonders Frankreich²⁾, beschäftigt sich in steigendem Maße mit ihm.

Nach Abschluß der vorliegenden Arbeit erschien der Aufsatz des bekannten amerikanischen Lyrikers Delmore Schwartz in: 'Perspectives', Nr. 10, Winter 1955, p. 126ff. Er enthält eine tiefeschürfende Auseinandersetzung mit dem Roman, der als 'masterpiece, a unique fulfillment of Faulkner's genius' bezeichnet wird. Schwartz nimmt auf auf mehrere Punkte Bezug, die auch im vorliegenden Aufsatz als entscheidend betrachtet werden, verlegt aber das Gewicht seiner Argumentation auf das Problem eines (monistisch gesehenen) Menschheitsglaubens und der Überwindung der Furcht.

¹⁾ Es seien hier nur folgende Bücher erwähnt, die allerdings noch keinen Bezug auf 'A Fable' nehmen: H. M. Campbell and R. E. Foster: W. F., a critical appraisal, Norman, Oklahoma 1951. Irving Howe: W. F., a critical study, N. Y. 1953. Ward L. Miner: The World of W. F. Durham, NC 1952. William van O'Connor: The Tangled Fire of W. F., Minneapolis 1954. Robert Coughlan: The Private World of W. F., N.Y. 1954. Ferner befinden sich in dem Band 'English Institute Essays' 1952, ed. by Alan S. Downer, N. Y. 1954 vier wichtige Aufsätze über Faulkners Frühwerk 'The Sound and the Fury' von Cleanth Brooks, Carvel Collins, Perrin Lowry und Lawrance Thompson.

²⁾ Vgl. hierüber Maurice Edgar Coindreau: W. F. in France, Yale French Studies Nr. 10 (1953), p. 85ff. sowie Thelma M. Smith and Ward L. Miner: Transatlantic Migration; The Contemporary American Novel in France, Durham, NC 1955.

Dies kann nur heißen, daß in der Problematik Faulkners etwas steckt, das erst in jüngsten Jahren als besonders relevant empfunden worden ist, mit andern Worten: der frühe Faulkner eilte dem Verständnis seiner Zeit gerade so viel voraus, daß er von der Kritik jetzt erfasst werden kann, während der jetzige Faulkner wieder eine beträchtliche Strecke weiter ist. So ging es in der Diskussion um 'Light in August' (1932) vor 20 Jahren vor allem um das unmittelbar Greifbare der Erzählung: um die Rassenfrage im amerikanischen Süden, um die Problematik des Vagabunden, um die moralische Verwirrung bestimmter Charaktere, um die „Lebenswahrheit“ des Dargestellten. Seither hat sich die kritische Fragestellung gegenüber demselben Buch entscheidend verschoben. Die realistischen, die psychologischen, die soziologischen Gegebenheiten werden nicht mehr oder nur beiläufig erwähnt. Statt dessen wird das Problem der inneren Entfremdung des Einzelnen von der Gemeinschaft als wesentlich betrachtet; es werden die Stellung des zunächst unerkannten Mischlings als Symbol für die Einsamkeit des Menschen überhaupt gedeutet, die ethische Frage auf die Grenzen menschlichen Erduldens gerichtet, die Komplexität des Erzählungsablaufs als notwendige Formgebung diskutiert¹⁾. Kurzum die Interpretation hat sich vom Äußeren aufs Innere verschoben und ist damit zweifellos dem Buch und überhaupt Faulkners früheren Werken gerechter geworden.

Nun liegt es vielleicht gerade an dieser Akzentverschiebung, daß der Roman 'A Fable' die Kritik neuerdings verwirren konnte. Denn weder eine ausgesprochene Strukturanalyse noch eine streng symbolistisch gerichtete Interpretation können zum Zentrum des Werkes vorstoßen, obwohl sie beide für die Erkenntnis wesentlicher Aspekte unerlässlich sein dürften. Es ergeben sich vielmehr Probleme der Mimetik, der Allegorie, des Tons, bzw. der Höhenlage²⁾, und vor allem

¹⁾ Vgl. dazu Cleanth Brooks: Notes on Faulkner's 'Light in August' in: 'Harvard Advocate' CXXXV, Nov. 1951, eine Nummer, die übrigens mehrere bemerkenswerte Aufsätze über Faulkner enthält, ferner Richard Chase: The Stone and the Crucifixion: Faulkner's 'Light in August' in: 'Kenyon Review', Herbst 1948.

²⁾ Die Ausdrücke Mimetik und Höhenlage sind, wie ich hoffe, sinngemäß aus Erich Auerbach: Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur. Bern 1946 übernommen worden.

einer bestimmten Weltanschauung in einer Weise, wie sie vordem bei Faulkner kaum in derselben Dichte zusammen erschienen waren, und jeder Versuch, das Ganze erfassen zu wollen, wird um die Frage nach der Wesensart all dieser Werkelemente und ihrer gegenseitigen Verflechtung nicht herumkommen.

II

Es ist sonst üblich, bei der Betrachtung eines Romans mit dem Inhaltlichen zu beginnen. In unserem Fall wären das die Ereignisse, die sich um die Meuterei einer französischen und einer britischen Einheit an der Westfront im Ersten Weltkrieg gruppieren und eine allerdings nur ganz entfernte Ähnlichkeit mit dem historischen Vorgang der Offensive von General Nivelle im Frühjahr 1917 aufweisen. Allein gerade diese Ausgangslage, so sehr sie die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nimmt und nehmen soll, wird von etwas anderem überschattet, und zwar von der Auseinandersetzung zwischen denjenigen, die über das Schicksal der Meuterer zu entscheiden haben. In dieser Auseinandersetzung liegt das gedankliche Zentrum des Werks beschlossen, und von da aus führt auch der Weg zu allen andern Aspekten mit Einschluß der Handlungsabläufe, Charaktere und Tonlagen. Gerade deshalb ist sie etwas Neuartiges bei Faulkner — ja, man kann sagen, daß der Erzähler noch nie so deutlich Stellung zum Problem des menschlichen Seins bezogen hat wie gerade hier. Es ist eine ausgesprochen tragische Weltordnung, die uns vorgelegt wird, tragisch deshalb, weil sie sich in einer Reihe von Gegensatzpaaren darstellt, von denen jedes einzelne schlechterdings unlösbar ist, und das Ganze somit weder Raum für den Gedanken der Vollendung noch der Aussöhnung läßt.

Das erste und wichtigste Gegensatzpaar sind der Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte und der Korporal, der die Meuterei auslöst. Wenn ihre Stellung zueinander und im Gesamtverlauf richtig erkannt wird, löst sich die übrige Problematik beinahe von selbst. Der Oberbefehlshaber ist ein Charakter, von dessen Wesensart die Kritik mit zunächst scheinbarem Recht behaupten konnte, er sei als Mensch nahezu unvorstellbar. Er ist eine einzigartige Verdichtung her-

vorragendster menschlicher Charaktereigenschaften: gerecht, weise, abgeklärt, freundlich, ja liebevoll, von höchster Intelligenz und Selbstbeherrschung und von letzter Einsicht in die Zusammenhänge des Geschehens, dazu der Herkunft nach mit den einflußreichsten, den mächtigsten und wohlhabendsten französischen Familien verbunden. Seine Laufbahn bringt ihn nach der Militärakademie zunächst an einen abgelegenen Posten in Marokko, hierauf nach Kleinasien, wo ihm in einer nur kurz angedeuteten Verbindung mit einer Einheimischen ein Sohn geboren wird, von dem er zwar weiß, den er aber bis zum entscheidenden Augenblick nie sieht. Der Sohn ist kein anderer als der Korporal, der die Meuterei im französischen Regiment auslöst, gefangen genommen wird und vor der Exekution steht. Genau wie dem Vater sind auch dem Sohn Eigenschaften in übermenschlichem Maße gegeben, nur sind es diesmal die Eigenschaften dessen, der in der sozialen Hierarchie zutiefst steht: unendliche Geduld, unfaßbare Kraft zum Erdulden und zum Ertragenkönnen, Güte, Nachsicht und Gelassenheit. Der Sohn ist durch seine Halbschwestern Marya und Marthe zunächst an die kleinasiatische Küste und von da durch die Heirat der Marthe mit einem französischen Kolonialsoldaten nach Frankreich gelangt, wo die vier zusammen ein Bauerngut bei St. Mihiel bewirtschaften, bis der Krieg ausbricht und der Sohn nach einer Verbindung mit einem Bordellmädchen (Magdalena) in Marseille als Korporal an die Front kommt. In seiner letzten Einfachheit — er kann nicht einmal lesen — und Namenlosigkeit scheint er in der Armee allgegenwärtig zu sein: Vorgesetzte identifizieren ihn wiederholt mit Soldaten, die als gefallen und bestattet erklärt worden sind.

Man sieht schon aus diesen kurzen Angaben, daß eine rein realistische Interpretation der beiden Hauptfiguren der Sache nicht gerecht werden könnte. Weder die Häufung der genannten Eigenschaften noch die Lage, in der sich die Antagonisten befinden, ist nach menschlichem Ermessen wahrscheinlich. Aber auch eine rein figürliche Auffassung würde nicht zum Ziel führen, obwohl die allegorische Parallele mit den Ereignissen der Karwoche deutlich genug gemacht wird. So hat der Korporal im Regiment seine zwölf Anhänger, von

denen einer namens Polchek ihn verrät, ein anderer, Pierre Bouc, ihn verleugnet, ein dritter, Paul, ihn während vorübergehender Abwesenheit vertritt. Er wird gleichzeitig mit einem Mörder und einem Dieb hingerichtet, er hat seine Krone aus Stacheldraht, und sein Leichnam wird von den drei Frauen Marya, Marthe und Magdalena geborgen. Aber so wenig wie der Oberbefehlshaber dem historischen Marschall Foch oder trotz gewisser Ähnlichkeiten etwa Pontius Pilatus entspricht, so wenig darf man im Korporal eine unmittelbare Gleichung mit Christus sehen. Diese Ähnlichkeiten sind vielmehr dazu da, um einerseits die Intensität des grundsätzlichen Anliegens zur Geltung zu bringen, andererseits um die Gültigkeit des Ausgesagten sowohl mit unserer eigenen schrecklichen Wirklichkeit wie auch unserer eigenen höchsten Wertordnung in Beziehung zu setzen.

Und dies geschieht nun eben auf der dialektischen Ebene. Zunächst hat der Oberbefehlshaber mit den Generälen der Verbündeten und den deutschen Abgesandten über die Ereignisse zu beraten. Was während vier Jahren Krieg nicht möglich war, ist durch die Meuterei eines französischen Regiments möglich geworden: eine Konferenz zwischen feindlichen Truppenführern, die sich auf der Stelle klar sind, daß der Krieg unter keinen Umständen so aufhören darf, weil sonst der ganze Sinn der militärischen Hierarchie und Ehrbegriffe zusammenbrechen würde. Am kompromißlosesten verfährt dabei der französische Divisionskommandant, in dessen Einheit die Meuterei geschehen ist: er verlangt die Hinrichtung des gesamten Regiments und konsequenterweise seiner selbst. Dies ist die grauerregende und gleichzeitig ins Groteske spielende Folge einer an sich durchaus vertretbaren, aber in letzte Starrheit gepreßten Haltung. Eine der schauerlichsten Episoden ist denn auch die Erschießung des Divisionskommandanten, die von drei amerikanischen Freiwilligen vorgenommen werden muß, weil sie keinem französischen Soldaten zugemutet werden kann: die Umkehrung des Ehrbegriffs ins Untermenschliche.

Im Gespräch zwischen den alliierten Generälen und den deutschen Abgesandten wird der Gegensatz soziologisch ausgespielt. Die Entscheidung als solche wird kaum erwähnt,

dafür umso mehr vom britischen Dilettantismus gegenüber dem deutschen Professionalismus in der Kriegsführung gesprochen. Der deutsche General erweist überdies dem Ehrbegriff dadurch seine Reverenz, daß er den deutschen Piloten, der ihn hinter den feindlichen Linien absetzen und damit seine Maschine preisgeben muß, mit einem Pistolenschuß tötet. Weiter wird die menschliche Seite der Angelegenheit in dem Gegensatz zwischen dem Oberbefehlshaber und dem Generalquartiermeister, die seit ihrer gemeinsamen Zeit in der Militärakademie Freunde geblieben sind, ausgetragen und gleichzeitig mit der metaphysischen verbunden. Dem Generalquartiermeister ist es unerträglich zu wissen, daß man mit dem Feind gemeinsame Sache machen muß, um einer Gruppe an sich recht denkender Landsleute den Garaus zu machen. Aber er kann sich den Argumenten des Oberbefehlshabers nicht entziehen, der darauf hinweist, daß sich unter den Meutern selbst wiederum ein Verräter befindet, d. h., daß sich in die „guten“ Absichten etwas „Böses“ eingeschlichen hat, daß ferner das Zusammengehen mit dem Feind die einzige Alternative zum sicheren Chaos bedeute und daß gerade durch die Hinrichtung des Korporals bezeugt werde, daß er weder umsonst gelebt habe noch umsonst sterbe. Hier wird die dualistische Natur der Dinge so verdeutlicht, daß sie gleichzeitig zum Kommentar schon geschehener und erzählter Ereignisse wird und auf die noch höhere Ebene des Kommenden vorbereitet.

Dies ist die Begegnung zwischen dem Oberbefehlshaber und dem Korporal, zwischen Richter und zu Richtendem, zwischen Vater und Sohn. In ihrem langen Gespräch äußert sich fast nur der Oberbefehlshaber, den wir bisher nur als schweigsamen Menschen kennengelernt haben: es ist der großangelegte Versuch, den Korporal zur Preisgabe seiner Haltung zu bewegen. Er wirft alle Werte in die Waagschale, um sie zu seinen Gunsten sich senken zu sehen; er verspricht dem Korporal die Freiheit, d. h. die Möglichkeit, sich auf der ganzen Erde ungehindert bewegen zu können; er bietet ihm die ganze Welt im Sinne einer einzigartigen Machtfülle an, und schließlich legt er ihm ganz einfach die Schönheit des Lebens an sich als Lockung vor. Alle diese Angebote sind von eindringlichen Begründungen begleitet, in denen die Feststellung, daß sie beide,

Oberbefehlshaber und Korporal, Äußerungen zweier sich gegenüberstehender Seinsbedingungen sind, die wichtigste ist. Sie findet ihren knappsten Ausdruck darin, daß der Oberbefehlshaber sich selber als „Kämpfer für das Irdische“ (champion of this mundane earth', p. 348¹) bezeichnet, den Korporal dagegen als Kämpfer für „das esoterische Reich der grundlosen Hoffnungen des Menschen und seiner unbegrenzten Fähigkeit, ja Leidenschaft für das Irreale“ ('champion of an esoteric realm of man's baseless hopes and his infinite capacity — no: passion — for unact', p. 348). Der Korporal lehnt alle diese Angebote ab und zwar mit der einzigen kaum artikulierten Begründung, daß damit dem Leiden der andern noch nicht geholfen sei. Obwohl somit ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen der Welt des Oberbefehlshabers und der des Korporals besteht, treffen sie sich doch in einem wichtigen Punkt, nämlich in der Überzeugung, daß die Menschheit in ihrem Wahn bei allem Schrecklichen, das die Zukunft bringen kann, weiter existieren wird. Für diese Weiterexistenz braucht der Oberbefehlshaber das Wort 'prevail' und der Korporal 'endure', womit der Abstand zwischen Herrschen und Dulden innerhalb desselben Seins verdeutlicht wird²).

Auch in der Interpretation dieser Begegnung ist man zunächst geneigt, die Parallele mit der Versuchung Christi durch Satan zu sehen, und sie soll auch keineswegs von der Hand gewiesen werden. Aber für das Verständnis des Ganzen wäre dies wiederum eine unzulässige Vereinfachung, denn neben der Ähnlichkeit sind die Unterschiede nicht außer acht zu lassen, von denen nur an den auffälligsten, nämlich, daß der General sowohl der Vater wie der höchste Vorgesetzte des Korporals ist, erinnert werden soll. Tatsächlich ist gerade dieser Zusammenhang für die weitere Abklärung der zugrunde liegenden Gesamtkonzeption von besonderer Bedeutung. Es handelt sich um ein im Tiefsten verankertes dualistisches Weltbild von geradezu manichäischem Ausmaß. Ein helles und ein

¹) Die Seitenzahlen beziehen sich auf die amerikanische Originalausgabe des Random House, New York 1954.

²) Dieselben Ausdrücke beschließen die bekannte Rede, die Faulkner am 10. Dezember 1950 anlässlich der Annahme des Nobelpreises hielt.

dunkles Prinzip ist allem Seienden in seinen Ordnungen und Werten immanent. Der Oberbefehlshaber ist nichts anderes als der Anfang und Ursprung dieses Doppelprinzips. Er vereinigt in sich Eigenschaften, die zum Besten wie zum Bösesten führen können. Er hat sowohl göttliche wie satanische Züge. Er verfügt über die höchste Macht, die einerseits Ordnung bedeutet und das Chaos in Bann hält, andererseits das Leben von Hunderttausenden zerstören kann. Er ist das Gesetz, das Recht will und gleichzeitig Leid erzeugt. Er hat die Weisheit, die sowohl Wissen wie Versuchung bedeutet. Ja, ihm entspringen auch jene Kräfte, die ihn und sein Prinzip geradezu in Frage stellen: die Kräfte der reinen Güte, Liebe und Hoffnung, die sich aber nur in der Rebellion gegen seine Herrschaft ausdrücken können und somit ebenfalls doppelgesichtig wirken. Wesentlich ist dabei, daß diese Kräfte weder etwas an der ursprünglichen Ordnung ändern noch eine irgendwie geartete Erlösung vom Bösen herbeiführen können. Es wird gelitten und erduldet und vielleicht gehofft — aber von einer Heilsgewißheit ist keine Rede. Das ist ein entscheidender Unterschied zur christlichen Denkweise, und es ist zu wünschen, daß man sich dies bei jeder Auseinandersetzung mit Faulkners Gedankenwelt vor Augen halte. Eher darf von einer geistigen Verwandtschaft mit der Stoa¹⁾ gesprochen werden — denn gerade das Phänomen des Leidens und Ertragenkönnens, das so vielen Werken Faulkners Profil gibt, ist auch hier der Vordergrund alles Geschehens und findet im letzten Wort des Korporals 'endure' seine Sinndeutung.

Es kommt auch nicht von ungefähr, daß die beiden andern wichtigsten Personen im Buch das Ertragenkönnen als höchsten Wert einsetzen, nämlich der Oberbefehlshaber in einem innern Monolog unmittelbar vor den ausschlaggebenden Beschlüssen (p. 239 und 242), sowie der britische Meldegänger, von dem noch die Rede sein wird, in seiner Unterredung mit dem Neger (p. 203). Schon deshalb kann man andererseits auch nicht von einer eigentlich pessimistischen Weltanschauung sprechen, so schrecklich die einzelnen Vorkommnisse sein mögen. Dazu kommt jene eigentümliche, oft an Humor grenzende Tonlage,

¹⁾ Hierauf hat schon vor der Veröffentlichung der 'Fable' Charles Anderson in seinem Aufsatz: Faulkner's Moral Center in 'Etudes anglaises', Januar 1954, p. 48ff. hingewiesen.

die auch bei andern Werken Faulkners festzustellen ist. Sie ist die direkte Begleiterscheinung einer ironischen Grundstimmung, die ihrerseits eben auf der Erkenntnis von der Unabänderlichkeit des Leidens und der Überzeugung, daß der Mensch die Kräfte hat, es zu ertragen, beruht. Diese Spielformen sind für viele, besonders amerikanische Leser die ansprechendste Seite des Dichters, und ihr geradezu gesetzhafter Zusammenhang mit dem Prinzip der zweiheitlichen Sinngebung aller Dinge liegt auf der Hand. Tatsächlich ergeben sich aus dieser Grundhaltung die meisten übrigen Aspekte des Werkes mit zwingender Folgerichtigkeit.

III

Für den Ablauf der Ereignisse ist dabei das Prinzip der Zweiheitlichkeit sowohl im Sinne der Parallelität und Doppelung wie auch der Gegensätzlichkeit der Personen, Motive und Handlungen das stärkste formbildende Element. Abgesehen von den schon erwähnten Gegensatzpaaren Oberbefehlshaber — Korporal, Oberbefehlshaber — Quartiermeister, deutscher General — alliierte Generäle, fällt vor allem die eigentümliche Doppelung des Hauptmotivs, der Meuterei, auf. Neben dem französischen Regiment, dessen Weigerung, zum Angriff anzutreten, vom Korporal und seinen zwölf Anhängern verantwortet wird, gibt es eine britische Einheit, in der sich zwei Tage später etwas Ähnliches abspielt. Die Unterschiede sind jedoch bedeutsam, Während wir von der Vorgeschichte der französischen Meuterei fast keine Einzelheiten erfahren und außer der Kriegsmüdigkeit von den Gründen nichts wissen, liegt bei der britischen Einheit eine ganz bestimmte Situation vor, deren Komplexität einer gewissen Entwirrung bedarf.

Zunächst ist der entscheidende Vorgang der, daß die britischen Soldaten unter Zurücklassung der Waffen aus den Gräben herausklettern und im Begriff sind, sich mit den gegenüberliegenden deutschen Truppen, die dasselbe tun, zu vereinigen. In diesem Augenblick werden Briten und Deutsche von den weiter zurückliegenden Batterien unter konzentrisches Feuer genommen, das von den Truppenführern für

diesen Fall verabredet worden ist, wobei die meuternden Truppen völlig vernichtet werden. Während also die Meuterei bei den Franzosen ein bloßes „Lassen“ bleibt, wird sie bei den Briten und Deutschen ein ausgeprägtes „Tun“.

Unter den Briten spielen dabei wiederum zwei gegensätzliche Charaktere eine besondere Rolle: ein Meldegänger ('runner') und ein Späher ('sentry')¹⁾. Der Meldegänger ist ein ehemaliger Offizier, der sich zum Gemeinen degradieren läßt, weil er den Jammer des Kriegs nur im Mitleiden mit der anonymen Masse ertragen zu können glaubt. Die Degradierung erzwingt er sich mit einem Vergehen gegen den öffentlichen Anstand, d. h., um einer menschlich hochwertigen Einstellung willen muß er eine sittlich minderwertige Tat begehen: ein Beispiel für die Zweieitlichkeit (und hier Ironie) der Sinngebung. — Als Meldegänger hört er nicht nur vom passiven Widerstand des französischen Regiments und der Zusammenkunft der feindlichen Heerführer, sondern er ist auch Zeuge der eigenartigen Gewalt, die der Späher über seine Kameraden in der britischen Einheit ausübt. Sie besteht darin, daß der Späher durch etwas, das man üblicherweise als Versicherungsschwindel bezeichnen würde, sich seine Kameraden nahezu hörig macht: er schießt ihnen kleine Summen Geldes vor, die die Soldaten jeweils in Raten zurückzahlen, wobei sie den Geldgeber während dieser Frist zum Erben ihrer Militärversicherungspolice einsetzen. Der Späher spekuliert somit kaltblütig auf eine möglichst große Verlustliste seiner Einheit. Dies ist das genaue Gegenstück zum Einfluß, den der französische Korporal auf seine eigenen Kameraden ausübt: auf der einen Seite brüderliche Güte, auf der andern Seite nackter Egoismus — und dabei die unheimliche Ironie derselben Auswirkung! Denn es ist wesentlich dieses irrsinnige Spiel, das nun den Meldegänger veranlaßt, die Soldaten zur Meuterei zu überreden. Daß er dabei auch verzweifelt aber erfolglos, auf die Idee eines Geheimbundes abzustellen versucht, ist wiederum eine Umkehrung des Vorganges bei den Franzosen, wo bei den

¹⁾ Der Ausdruck 'sentry' wird hier frei mit „Späher“ wiedergegeben, da die herkömmliche Übersetzung „Schildwache“ oder „Wachposten“ wegen ihres unpersönlichen Charakters im deutschen Satzzusammenhang zu schwerfälligen Wendungen führen müßte.

Meuterern die innere Übereinstimmung an sich schon zu bestehen scheint. Er befindet sich ferner in natürlichem Gegensatz zum Späher, der von Anfang an für die Überlegungen des Meldegängers nur Flüche übrig hat, und wieder werden wir an eine Inversion der ethischen Werte herangeführt, indem der menschlich ansprechende, aber gesetzlich unverantwortliche Akt des Meldegängers dem menschlich abstoßenden, aber gesetzlich zulässigen des Spähers gegenübersteht.

Von den zahlreichen weiteren Beispielen der Zweieitlichkeit als Formprinzip sei nur noch das folgende angeführt, das gleichzeitig mit dem Problem der persönlichen oder beruflichen Ehre verknüpft ist. In der Frühzeit seiner Karriere in Marokko opfert der Oberbefehlshaber einen Fremdenlegionär, um einen bewaffneten Konflikt mit einem Araberstamm zu verhüten. Obwohl der Verfasser ausdrücklich feststellt, daß der Fremdenlegionär ein gewöhnlicher Verbrecher, ja ein Mörder ist, wird dem Leser gleichwohl verdeutlicht, daß das Vorgehen des Oberbefehlshabers zwar klug und weitsichtig ist, da damit Ordnung und Friede erhalten werden können, aber vom Standpunkt der strengen Ehrenhaftigkeit nicht gutgeheißen werden kann. Was der Oberbefehlshaber hier im Kleinen unternimmt, wiederholt sich später in der Behandlung der Meuterei im Großen.

Auch die Konzeption des Ertragenkönnens erfährt in Verbindung mit dem Problem der Ehre an wichtigen Stellen ihre Umkehrung. Das eine Beispiel ist die Episode mit dem jungen amerikanischen Fliegeroffizier, der aus tiefster Überzeugung der britischen Luftwaffe als Freiwilliger beigetreten ist. Er wird Zeuge, wie ein deutsches Flugzeug auf dem britischen Flugplatz landet. Seine Aufgabe wäre es, dieses Flugzeug anzugreifen, und er versucht es auch, muß aber zu seiner Verwirrung bemerken, daß er mit blinder Munition schießt. Andere ungewöhnliche Vorgänge bestätigen ihm, daß dies von höherer Stelle so angeordnet worden ist. Seine Verwirrung wächst, als er erfahren muß, weshalb dem feindlichen Flugzeug die Landung gestattet wird und zu welchem Zweck sich die Truppenführer getroffen haben; er hört von der Meuterei des britischen Bataillons, das unter Sperrfeuer genommen worden ist; alles wird ihm bloßer Schein; der Sinn seiner Exi-

stenz, die auf einen Glauben an Ehre und Sauberkeit des Handelns aufgebaut ist, bricht zusammen: es gibt die Werte nicht, die ihm allein Richtung bedeuteten: er greift zur Pistole, um seinem Leben ein Ende zu machen. Auch hier eine bedeutsame Einzelheit: sein Fliegeranzug wird an einer Stelle von Leuchtpurmunition versengt. Es ist nur ein kleiner Schaden, aber er frißt langsam und ständig im Gewebe weiter und verursacht einen unerträglichen Gestank: ein kleines Leitsymbol für langsame Zersetzung und Zerstörung.

Ganz ähnlich ergeht es dem Priester, dessen Aufgabe es wäre, den französischen Korporal vor seiner Hinrichtung zum Abfall von der Idee seines persönlichen Leidens zu bringen, wobei der Hinweis auf die Notwendigkeit einer Ordnung, verkörpert in der Institution der Kirche, bedeutsam ist. Nur spielt sich hier der Vorgang des Zusammenbruchs in der kurzen Zeit einer persönlichen Unterredung ab. Nachdem der Priester in seiner Argumentation mit Einschluß der Lockung auf das Leben an sich scheitert, wird sein Glaubensgebäude in in den Grundfesten erschüttert. Sein ganzes Sein ist sinnlos und untragbar geworden, und so wählt auch er den Freitod.

In der Tatsache, daß beste, wohlmeinende Menschen diesen Sinnzusammenbruch erleben und unfähig sind, ihn zu ertragen, liegt jene Ironie beschlossen, die der Faulknerschen Welt das Zweigesichtige verleiht, und von der noch die Rede sein wird. Zunächst muß aber ein weiteres wesentliches Bauelement des Romans betrachtet werden: das Motiv vom „Fremdling in der Masse“.

IV

Faulkners Roman beginnt und endet mit Massenszenen, aus denen sich einzelne Menschen als irregegangene Fremdlinge abheben, und auch während des Gesamtablaufs wiederholt sich das Motiv zweimal, so daß es in vierfacher Abwandlung erscheint, zu der eine fünfte, die allerdings auf ganz anderer Ebene spielt, hinzukommt. Die Erzählung hebt an mit der Beschreibung der Menschenmenge, die sich in der französischen Stadt, wo das alliierte Hauptquartier liegt, sammelt, um die Ankunft der gefangen genommenen fran-

zösischen Meuterer, sowie der über ihr Schicksal entscheidenden Truppenführer zu sehen. Eine dumpfe, amorphe, anonyme Masse wartet auf ein Ereignis, ohne dessen Tragweite mehr als gerade ahnen zu können: 'one vast tongueless brotherhood of dread and anxiety' (p. 3) — ein gigantisches Sinnbild für eine passive Menschheit, die Heil oder Unheil in sprachloser Angst entgegenzunehmen hat.

In dieser Menge befindet sich eine junge Frau, deren fremdartige Individualität nur deshalb bemerkt wird, weil sie vor Erschöpfung beinahe zusammenbricht. Sie ist, wie sich später herausstellt, die Verlobte des Korporals, der seinerseits als Fremder unter Fremden erscheint, als er gefesselt auf dem Lastwagen an der Menge vorbeifährt. Die Frau wird von einem weiteren Unbekannten gestützt, der ihr etwas Brot gibt und das Mißtrauen eines diensttuenden Sergeanten erweckt, weil er um die Meuterei Bescheid weiß. Namen werden keine genannt. Am Schluß der Szene, nachdem sich die Menge verlaufen hat, bleibt die junge Frau in schweigender Verzweiflung allein zurück.

Diese wenigen Angaben setzen uns schon ins Bild über die in dieser Erzählung so konsequent durchgeführte, dichte Verflechtung der Motive, Stimmungen und Symbole. Die Tatsache, daß keine Namen genannt werden, verstärkt zunächst den Eindruck des Fremdartigen, der von diesen Personen ausgeht, und gibt dem Leser gleichzeitig die Blickrichtung auf das Allgemeingültige. Beide Aspekte sind für die Auffassung des Ganzen von Bedeutung. Vor allem aber wird durch die Geschehnisse, die um diese paar namenlosen Menschen in der namenlosen Masse spielen, ein Gefühl unsäglichster Vereinigung ausgelöst. Es ist vielleicht am stärksten hier am Anfang der Erzählung und gibt die Tonlage für die Thematik des Leidens und Ertragenkönnens, die in den nämlichen Vorgängen zum Ausdruck gelangt.

In wechselnder Stärke erscheint dieselbe Motivgruppe und Stimmung an den übrigen vier Stellen in der Erzählung. Zunächst in der Fortsetzung der Situation (p. 120—139), in der die Menge weiterhin stumm und passiv die Entwicklung der Dinge abwartet und sich nur einmal planlos gegen den Lagerabschnitt wendet, wo die Meuterer gefangen gehalten

sind. Diesmal ist es die Menge, deren unbestimmte Gefühlsregungen verzeichnet werden; die in der ersten Szene angeführten Fremdlinge sind hier nicht erwähnt. Dafür werden einzelne Militärpersonen ins Spiel geschickt — aber wiederum nur so, daß der Eindruck des Unbestimmten aufrechterhalten bleibt: Wachtposten werden ausgewechselt, Kuriere kommen und gehen, die Ankunft des Divisionskommandanten und eines Stabsoffiziers wird vermerkt. Aber auch diesmal fehlt das Fremdartige nicht: das Gefangenenerlager wird von Senegalesen bewacht, die nachlässig, undurchschaubar, fatalistisch ihrer Pflicht obliegen.

Das dritte Mal (p. 212—223) treten aus derselben wartenden Menge die Individuen deutlicher heraus. Es fällt sogar ein Name (Marthe) für die eine der beiden Halbschwestern des Korporals, und wir erfahren von der Beziehung der jungen, namenlos bleibenden Frau zum Korporal — aber diese Verdeutlichung geht Hand in Hand mit der Betonung des fremdländischen Ursprungs der Frauen, die überdies von der feindselig gewordenen Menge tätlich bedroht werden. Die Vereinigung des Einzelnen wird gleichsam abgelöst durch die Ächtung einer Gruppe, wobei das Motiv des Leidens hier ausgesprochen den Sinn des Ertragenkönnens ('endure') erhält.

Die vierte Massenszene spielt in charakteristischer Umkehrung in der völlig anderen Umgebung einer Kleinstadt des amerikanischen Südens im Zusammenhang mit der Geschichte vom gestohlenen Rennpferd. Hiervon später.

In wiederum ganz anderer Tonlage erscheint grundsätzlich die gleiche Motivgruppe wie zu Beginn auch am Ende des Romans. Es ist die fünfte Massenszene. Jahre nach Kriegsende wird der Oberbefehlshaber unter Teilnahme der Vertreter aller Mächte und der ganzen Bevölkerung Frankreichs in Paris zu Grabe getragen. Diesmal ist es eine ehrfurchtsvolle, aber nach wie vor anonyme Menge, die sich in unermesslicher Zahl zu diesem Ereignis eingefunden hat. Im Augenblick, da der Zug das Grab des unbekannten Soldaten erreicht, stürzt ein Fremder aus der Menge heraus, schleudert seine Kriegsmedaille auf den Sarg, bricht in irre Worte über das Schicksal der Menschen und über nationale Wahlsprüche aus, bis er von der Menge niedergeschlagen und von der Polizei festgehalten

wird. Ein zweiter Unbekannter stützt ihn, und dann fallen die entscheidenden Worte vom Gelächter und von den Tränen, mit denen das Buch schließt.

Diese Schlußszene enthält natürlich wesentlich mehr als nur eine Variation über das Thema „Der Fremdling in der Masse“ — aber bezeichnenderweise wird gerade dieses Motiv nochmals benutzt, um die gedanklichen Grundlinien des Werks zusammenzuführen. Da gibt es die charakteristischen kleinen Pinselstriche, die die Symbolbezüge andeuten und von denen noch die Rede sein wird: Säbel, Medaille, Blut an der Mundecke, Narben — Dinge, die alle auf weiter Zurückliegenden in der Erzählung deuten und die Verbindung zu den Ideen Macht, Ehre, Leiden und Erduldenkönnen herstellen. Da erkennen wir langsam und mit einer gewissen Anstrengung an bestimmten Merkmalen, daß die beiden Fremden uns ja bekannt sein sollten: der eine ist der britische Meldegänger, der seine eigene Degradierung erzwang, die Vorgänge an der Front erkannte, seine Einheit zur Niederlegung der Waffen aufzurufen im Begriffe war, auf geheime Bruderschaft hoffte und im Sperrfeuer schwer verwundet wurde. Der andere, der ihn stützt, ist der Generalquartiermeister, der beim Oberbefehlshaber um Verständnis für die Meuterer warb und unterlag. Sie beide haben das letzte Wort im Werk: der ewige, namenlose Rebell, der Mensch, der um unsere Kämpfe weiß, der auf äußere Ehre zu verzichten versteht, der am schrecklichsten gelitten hat, der sich nicht scheut, seiner verworrenen Wahrheit Ausdruck zu geben, der Blut spuckt und gleichzeitig lacht — und der andere, der immer pflichtbewußte, ehrlich besorgte und gewissenhafte, aber stets an zweiter Stelle stehende Helfer, der ewige Adjutant sozusagen, dem es nicht ums Lachen ist.

Dies ist das Zweigesichtige, das hier an entscheidendster Stelle nochmals mit allem Nachdruck erscheint: die Tatsache, daß unser Sein nicht aus Einem, sondern nur aus einer Dualität heraus interpretiert werden kann. Es gibt immer eine Macht, die Ordnung will, und eine, die sich dagegen auflehnt; es gibt immer eine Masse und einen Einzelnen, der von ihr erdrückt zu werden droht; es gibt immer einen, der kämpft und duldet, und einen, der hilft und ausgleicht; es gibt immer ein

Weinen und ein Lachen, so schwer sie ab und zu zu unterscheiden sind, ja das eine tritt manchmal an die Stelle des andern, indem der, der duldet, zu lachen versteht, und der, der hilft, weint. Und hier wird auch in diesem gewaltigen und nie entschiedenen Spiel die Ironie sichtbar, und zwar so, daß nur der Leser davon wissen soll: die Leiche des Oberbefehlshabers wird zum Grab des unbekannten Soldaten, zum Sinnbild der Tapferkeit, Aufopferung und nationalen Ehre geführt. Wer aber liegt in diesem Grab? Kein anderer als der Korporal, der für die Meuterei des französischen Regiments verantwortlich war und auf Befehl eben desselben Menschen hingerichtet wurde, dessen Leichnam nun zur letzten, höchsten Ehrung zu ihm gebracht wird. Sollen wir lachen oder weinen?

V

Tatsächlich gehen in 'A Fable' Schmerz und Gelächter auf fast unmerkliche Art ineinander über; ebenso häufig bleibt dem Leser das beginnende Gelächter plötzlich in der Kehle stecken, oder das Grauen schlägt in Gelächter um. Man kann wohl sagen, daß Faulkners Ironie in diesem Werk vielleicht am subtilsten zur Geltung gelangt und zwar sowohl als ereignisbedingendes Bauelement wie auch als eines, das die Tonlage zahlreicher Episoden bestimmt.

Ironie als ereignisbedingendes Element erscheint am ausgeprägtesten in der Vorgeschichte des Spähers als Jockey und in den Episoden nach dem Tod des Korporals. Die Vorgeschichte des Spähers als Jockey ist für den Nichtamerikaner vielleicht der am schwersten verständliche Teil des Buchs. Zunächst fällt einmal seine Ausführlichkeit auf. Für die Charakterisierung und Erklärung einer bloßen Nebenfigur werden an die sechzig Seiten, d. h. ein volles Siebentel der Gesamtlänge des Buchs aufgewendet. Dabei scheinen die darin erzählten Vorgänge zunächst für das Ganze kaum relevant zu sein. Es wird berichtet, wie der Jockey in den Südstaaten ein berühmtes Rennpferd aus einer Eisenbahnkatastrophe rettet und mit dem wiederhergestellten, aber nur auf drei Beinen laufenden Tier an kleineren Orten zahlreiche Rennen gewinnt, wobei ihm ein Neger und ein Junge helfen. Auf Be-

treiben des rechtmäßigen Besitzers greift schließlich die Rechtspflege ein und stellt den Handel ab.

Man könnte sich denken, es gehe um eine bloße Digression, die vor allem der Komik zu ihrem Recht verhelfen soll. Tatsächlich veröffentlichte Faulkner, wie er in einer Vorbemerkung selber mitteilt, diesen Abschnitt zuerst unabhängig vom Ganzen in einem Sonderdruck. Dies bezeugt, daß die Geschichte ein Eigendasein verträgt. Sie ist aber auch für den Roman als Ganzes von Bedeutung, auch wenn die Bezüge nicht ohne weiteres an der Oberfläche erkennbar sind. Sie sind aber vorhanden, und zwar auf eine ganz besondere Weise, die am besten mit dem musikalischen Ausdruck „Engführung der Hauptthemen in anderer Tonlage und anderer Instrumentation“ umschrieben werden kann — mit dem wesentlichen Unterschied allerdings, daß hier kaum ein bewußtes Kompositionsprinzip vorliegen dürfte.

Der Jockey ist als Engländer mit Cockneyakzent in Amerika ein Fremdling. Dies wird mehrere Male ausdrücklich und mit dem verdeckten Faulknerschen Humor vermerkt: ‘A small bandy-legged foreigner who could barely speak English’ (p. 157, ferner ähnlich p. 162, 189 etc.). Er ist ein Fremdling, der aber auf so ungewöhnliche und gesetzlich fragwürdige Weise erfolgreich handelt, daß die Masse sich ihm gewogen zeigt. So wie er später in der tödlichen Gefahr des Kriegs auf die Verlustliste seiner Einheit spekuliert und damit seine Kameraden an sich bindet, so gewinnt er hier unter dem ständigen Risiko der Verhaftung mit einem gestohlenen Pferd seine Rennen und damit die Bewunderung der Zuschauermengen, wobei sogar Gemeinschaften wie die Baptisten und Freimaurer ihn als einen der Ihrigen aufnehmen. Das Motiv des Fremdlings und der Masse wird hier komisch abgewandelt. Wir sind heiter gestimmt, weil etwas an sich Wichtiges (ein von hohen Idealen getragener Sektor der Menschheit) mit einer geringfügigen und moralisch anrühigen Sache in unmittelbare Verbindung gesetzt wird.

Dasselbe Motiv erscheint ein zweites Mal. Es gelingt der Polizei, den Neger und dessen Jungen, die den Jockey auf seinen Rennfahrten begleitet haben, zu verhaften. Vor dem Gefängnis der amerikanischen Kleinstadt sammelt sich eine

schweigende Menschenmenge an, und es sieht zunächst aus, als ob jene gefährliche und erschreckende Stimmung entstehen könnte, die einem Akt der Lynchjustiz vorausgeht. Es tritt aber gerade das Gegenteil ein. Die Menge verlangt die Freilassung des Negers, allerdings unter der Voraussetzung, daß er die Stadt verlasse, weil „reiche Neger dort unerwünscht seien“ (p. 189). Dies ist eine ausgesprochen paradoxe Spielform unseres Motives vom „Fremdling in der Masse“, und ihre befreiende Wirkung beruht auf dem bekannten Grundsatz der Entspannung einer dramatisch zugespitzten Lage.

Es kommt auch nicht von ungefähr, daß die Masse hier als Helferin erscheint. In Umkehrung der uns bekannten Darstellungsart erfährt das Motiv überdies eine Doppelung. Der Jockey wird von den Freimaurern aufgenommen und zieht den Neger nach, und der Neger, der zu den Baptisten gehört, tauft den Jockey, so daß beide zwei großen Organisationen angehören. Daraus entsteht bei Kriegsausbruch die Verbindung mit der amerikanischen Hilfsorganisation in Frankreich, die von einer Amerikanerin finanziert wird, deren Sohn als Freiwilliger an der Front gefallen ist. Die Hilfsorganisation endlich nennt sich 'Les Amis Myriades et Anonymes à la France de Tout le Monde', und der Neger und sein Junge sind in ihr in Paris tätig: geradezu eine spielerisch gehandhabte Sequenzengruppe des Fremdlings- und Geheimbundmotivs. Technisch ermöglicht es übrigens den Einbau der Episode in die Frontgeschichte.

Aber auch das Problem des Gegensatzes von Ordnung und Auflehnung hat in der Episode des gestohlenen Rennpferdes seine Parallele. Nach dem Verschwinden des Pferdes nach dem Eisenbahnunglück und seinem rätselhaften Wiederauftauchen auf den kleinen Rennplätzen setzt der rechtmäßige Besitzer in New York die Behörden in Bewegung, um seines Eigentums wieder habhaft zu werden. Aber es gelingt nicht. Zwar versucht der beauftragte Beamte der amerikanischen Bundespolizei zunächst sein Möglichstes, kommt aber dann plötzlich zur Einsicht, daß angesichts der Popularität des Pferdediebs die Verfolgung aussichtslos sei. Er bemüht sich, den Eigentümer von der Nutzlosigkeit des Unternehmens zu

überzeugen. Der Eigentümer seinerseits will ihn durch das Angebot einer erhöhten Belohnung bei der Stange halten. Der Beamte aber schlägt sich auf die Seite der „Verfolgten“. Hier wird sogar vom Autor selber auf einen Vergleich mit dem britischen Meldegänger und nachmaligen Meuterer hingewiesen (p. 158), und in der Auseinandersetzung mit dem Eigentümer fehlt auch das Motiv der Versuchung im Anklang an die Szene zwischen Oberbefehlshaber und Korporal nicht. Aber alles hat wegen der Nichtigkeit des umstrittenen Gegenstandes eine Tonlage, die den Leser in lächelnder Verwunderung hält.

Endlich darf sogar ein schwaches Echo auf die Thematik des Leidens und Ertragenkönnens vermerkt werden. Sie erscheint in der Übertragung auf die stumme Kreatur. Das Rennpferd, Ursprung und Anlaß der ganzen Episode, wird vor Beginn seines Siegeszugs in einem Eisenbahnunglück so verletzt, daß es auch nach seiner Wiederherstellung auf einem Bein lahm bleibt. Trotzdem aber rennt es von Sieg zu Sieg. Das Tier leidet, erträgt und setzt sich durch. Die Vorstellung eines gelähmten und gleichzeitig renntüchtigen Tieres hat etwas Verwirrendes, wenn nicht beinahe Irres oder Groteskes an sich — nicht unähnlich dem Eindruck, den am Schluß des Buches der britische Meldegänger mit seiner schauerlichen Narbe und dem abgetragenen Smoking erweckt. Zur Parallele tritt aber auch der Gegensatz: der Jockey tötet das Pferd, als es im Begriff ist, in die Hände des rechtmäßigen Besitzers zurückzugehen — er erträgt den Gedanken nicht, daß es als bloßes Zuchtmaterial gebraucht werden könnte. Was beim Menschen ein dauernder und ewig sich wiederholender Zustand bleibt, ist beim Tier ein einmaliges Vorkommnis.

Im Unterschied zu der Komplexität der Jockey- und Rennpferdepisode ist die Ironie, die sich mit den Ereignissen um die sterbliche Hülle des Korporals verbindet, von unheimlicher Konsequenz der Tonlage. Es handelt sich um drei getrennte, abschließende Episoden, die sich aber alle direkt auf das Ende des Korporals beziehen. — In der ersten Episode wird erzählt, wie Marthe und Marya, die Halbschwester des Korporals, und seine Braut nach der Exekution den Leichnam ausgeliefert bekommen und ihn nun per Fuhrwerk und Eisenbahn

nach ihrem Bauerngut in St. Mihiel unweit von Verdun zurückbringen, um ihn dort unter einer alten Buche zu begraben, Der Transport geht ohne Hindernisse vor sich, da er von höchster Stelle aus angeordnet ist. Noch herrscht die Waffenruhe als Folge der Verabredung zwischen den feindlichen Truppenführern. Aber schon einen Tag nach der Bestattung setzt ein Feuerüberfall von unerhörter Stärke ein; die Buche wird in Stücke zerschmettert; an der Stelle der Grabstätte bildet sich ein gewaltiger Granattrichter; vom Sarge finden sich nur Splitter; der Leichnam ist verschwunden. Wiederum ist die Analogie zum leeren Grab Christi offensichtlich, aber geradeso wichtig ist die Ironie des Kausalzusammenhangs. Dieselbe höchste Stelle, die die letzte Sorgfalt walten läßt, um dem Hingerichteten ordnungsgemäß ein Grab zu sichern, ist auch für dessen Zerstörung verantwortlich: aus ein und demselben Grund kommen Bewahrung und Vernichtung.

Die zweite Episode steht wiederum in einer Art umgekehrter Analogie zur ersten. Nach Abschluß des offiziellen Waffenstillstandes erhalten ein Unteroffizier und zwölf Soldaten den Auftrag, für das geplante Grab des unbekannten Soldaten einen Leichnam aus den Massengräbern von Verdun nach Paris zu schaffen. Den ersten Teil ihres Auftrags führen sie richtig aus. Als aber auf dem Rückweg eine Bäuerin, im Wahne, es handle sich um ihren gefallenen Sohn, ihnen gegen Geld den Leichnam abfordert, gehen sie darauf ein. Den nötig gewordenen Ersatz bietet ihnen ein Bauer an, der eben bei der Bestellung seines Ackers in der Nähe von St. Mihiel die Leiche eines gefallenen Franzosen aufgepflügt hat. Sie nehmen sie mit. Niemand weiß, daß es die sterblichen Überreste des Korporals und Meuterers sind, die nun in der Gruft des unbekannten Soldaten beigesetzt werden.

Wiederum besteht die Ironie des Geschehens zunächst darin, daß eine Anordnung von höchster Stelle aus sich gleichsam selbst durchkreuzt. Was die Menschen in Übereinstimmung mit der staatlichen Macht als Symbol des Widerstands gegen den äußern Feind und des höchsten Opfers für das Vaterland verehren, ist in Wirklichkeit die eben von dieser Macht vernichtete menschgewordene reine brüderliche Liebe. Diese Auswechslung wird möglich, weil der einzelne Mensch in

entscheidenden Momenten irgendeiner Schwäche nachgibt, die an sich keineswegs ein negativer Zug zu sein braucht. In dem doppelten Leichenhandel liegt eine makabre Ungeheuerlichkeit. Wir sind es nicht gewohnt, daß man mit den Überresten einer menschlichen Existenz umgeht, als ob es irgend eine Ware wäre. Aber die Haltung der Soldaten ist in völliger Übereinstimmung mit dem, was vier Jahre eines mörderischen Kriegs in einem Menschen hervorrufen muß: eine Art sachliche Einstellung zum Tod, die beinahe wie Galgenhumor aussieht und mit andern Mitteln zusammen dazu dient, die Angst vom Leibe zu halten. Es ist denn auch kein Zufall, daß die einzige Stelle im ganzen Buche, an der betrunkene Soldaten beschrieben werden, mit dieser Exhumierungsepisode verknüpft ist. Ja, es kommt soweit, daß der erste Handel wesentlich vom Verlangen nach Alkohol bestimmt ist. Geradeso wichtig ist aber, daß die Bäuerin, die die Leiche ausgehändigt haben will, unter der Illusion leidet, es sei ihr Sohn. Ihre Illusion ist für sie Wirklichkeit geworden, was übrigens ein Gegenstück zur Einstellung der Öffentlichkeit zum Grab des unbekannten Soldaten bedeutet. Dadurch daß die Soldaten ihr den Leichnam aushändigen, erfüllen sie einen menschlich begreiflichen, wenn auch völlig sinnlosen Wunsch. Ihr Tun ist unentwirrbar aus besseren und minderen Motiven zusammengesetzt und hat somit wiederum den zweigesichtigen Charakter, der allen entscheidenden Vorgängen in diesem Werk anhaftet.

Die dritte Episode handelt vom Besuch zweier seltsamer Gestalten auf dem Bauernhof der Halbschwestern des Korporals. Der eine verlangt einen Imbiß, versucht mit dreißig Münzen zu bezahlen und steht beim Weggehen für einen Augenblick so unter der Türe, daß es aussieht, als hänge er an einem Strick. Wir wissen, es ist Polchek, der zur Gruppe des Korporals gehörte und ihn verriet. Der andere ist ein schwerkriegsbeschädigter Engländer in einem zerschlissenen Smoking, der zu seinen zwei Medaillen die dritte, die dem Korporal gehörte, mitnimmt. Wir erfahren dabei, daß die junge Braut des Korporals nach Marseille zurückgekehrt ist, um — wie zuvor als Bordellmädchen — das Geld für die Unterstützung ihrer Mutter aufzubringen, und daß Marthes Gatte gestorben ist.

Faulkner nimmt hier nochmals einige Fäden auf, einerseits, um das weitere Schicksal einiger wesentlicher Figuren anzudeuten, andererseits, um die Schlußszene beim Grab des unbekannten Soldaten vorzubereiten. Thematik und Tonlage sind die gleichen. Die Braut des Korporals duldet und erträgt, wie sie vordem erduldet und ertragen hat. Marthe bleibt weiterhin die besorgte, zielbewußte, fähige Frau, begleitet von ihrer einfach gesinnten aber klarsichtigen Schwester Marya. Marya erkennt den Verräter, ohne ihm Gastrecht zu verweigern, weil sie weiß, daß er seinem eigenen Elend und Schicksal nicht entinnen kann. Dies ist eine der ganz wenigen Andeutungen im Werk, die auf eine normative Stellungnahme des Dichters zu einer seiner Figuren schließen läßt. Während Betrug und Blasphemie, Schwindel und Prostitution, Diebstahl und sogar Totschlag eher als Erscheinungsformen einer unabänderlich doppelgesichtigen Weltordnung in Kauf genommen und erduldet werden müssen, ist der Verräter in einer Klasse für sich. Er wird seinem eigenen Leben ein Ende machen, genau so wie am entgegengesetzten Ende der Reihe der Flieger und der Priester ihr Leben nicht mehr ertragen können. In beiden Fällen hängt die Entscheidung von einer bestimmten, hier sich reziprok auswirkenden Auffassung des Ehrbegriffs ab.

Eine seltsame Figur ist der Engländer. Erst nachdem er von seiner Verwundung erzählt und davon, wie er den Weg zu den Schwestern gefunden, wissen wir, daß es der Meldegänger sein muß, derselbe, der sich degradieren ließ, um den Leiden seiner Kameraden näher zu sein, und der für den Ausbruch der Meuterei in der britischen Einheit verantwortlich war. Es ist fast eher eine Vermutung als sicheres Wissen — denn was vordem eine kräftige, athletische Gestalt war, ist jetzt ein zerlumpter Krüppel mit nur einem Auge, einem Ohr, einem Bein und einer Mundecke, die zur Narbe erstarrt ist. Er kann aber noch lachen, und er lacht ohne jeden Anlaß mit der einfältigen und hellstichtigen Marya, die ihm die Medaille des Korporals mitgibt. Und dann macht er sich wieder auf den Weg, mühsam und doch unverdrossen auf seinen Krücken: 'not lonely: just solitary, invincibly single' (p. 431).

Es ist offensichtlich, daß in dieser Darstellung sich mimetische und symbolische Elemente auf eigenartige Weise vermengen. Die Vorgänge selber sind an der Grenze des Erklärbaren und folgen sich sozusagen grundlos aber doch ganz natürlich. Marya weiß, weshalb der Fremde mit den Krücken kommt, obwohl sie ihn nie gesehen hat. Das Gelächter der beiden hat keinen Bezug auf irgend etwas Faßbares; die Medaille wechselt den Besitzer, ohne daß gesagt wird, weshalb. Die Wirkung ist denn auch unfehlbar die, daß wir uns über die Bedeutung dieser Handlungen mehr Gedanken machen, als wenn sie sich in einem Kausalzusammenhang abspielen würden. Es ergeben sich dabei einige wesentliche Züge. Marya hat die Fähigkeit des intuitiven Erkennens. In ihrer Einfachheit versteht sie mehr als andere Menschen. Sie wird geradezu zu einem Sinnbild des absoluten Verstehens. Den Meldegänger kennen wir bereits als den, der gegen die Gewalt rebelliert, obwohl er selber Gewalt brauchen muß, der bis zur Verstümmelung kämpft und alles Leid zu ertragen gewillt ist. Nun begegnet er zum ersten Mal dem absoluten Verstehen, der Intuition in den Zusammenhang der Dinge, der 'sancta simplicitas', und kann sich damit über das Elend der Welt erheben. Er sieht die Ironie der Weltordnung und kann und darf jetzt auch lachen. Darauf erst erhält er die Medaille, das Ehrenzeichen dessen, der für seinen Glauben an die Brüderlichkeit der Menschen den Tod erleiden mußte. Und nun wird er seinen einsamen Weg als Fremdling und Verstehender weitergehen.

VI

Die eben betrachteten Einzelheiten gehören zu dem, was man das Netzwerk der Symbolbezüge in 'A Fable' nennen könnte. Es besteht aus einer großen Zahl scheinbar nebensächlicher Elemente, die jedoch zusammen mit den gedanklichen und motivischen Bauteilen einen Eindruck von umfassender kompositorischer Einheitlichkeit hervorrufen, einer Einheitlichkeit, die größer ist als in den meisten anderen Romanen Faulkners und seiner Zeitgenossen. Es sind dabei zwei verschiedene Schichten zu unterscheiden, in denen die genannten Elemente je nach der Stärke ihres Gleichnischarak-

ters mehr oder weniger deutlich als Symbole ins Bewußtsein des Lesers treten.

Unmittelbare, d. h. durch christliche und abendländische Tradition gebundene Symbole sind die schon wiederholt erwähnten Namen und Vorgänge, die mit der Passion Christi verbunden sind und dazu dienen, das Anliegen des Dichters in die entsprechende menschheitliche und metaphysische Perspektive zu rücken und gleichzeitig dem Ideenkomplex des Leidens und Ertragenkönnens Relief zu geben. Dazu kommen die Zeichen, die schon immer bestimmte Werte verkörperten und auch hier in ihrer natürlichen Funktion erscheinen, nämlich Säbel und Medaille. Nur werden diese Symbole in bestimmten Situationen durch Hinweise mit neuem Sinn erfüllt. Der Divisionskommandant Gragnon, in dessen Einheit sich die Meuterei abspielt, übergibt dem Oberkommando seinen Säbel, um seiner Demission den angemessenen Ausdruck zu verleihen. Dieser Säbel erscheint mehrmals im Laufe der Erzählung, am eindrucklichsten vielleicht da, wo die wartende anonyme Menge in der Stadt des Hauptquartiers der Ankunft der Truppenführer beiwohnt und „den länglichen Gegenstand“ erkennt, den der begleitende Stabsoffizier unter dem Arm trägt (p. 134). Auf der Stelle weiß die Masse, um was es geht, wenn ein Divisionskommandant unter Arrest steht, und bricht in einen Laut aus, der dann seinerseits wieder zum Symbolträger wird. Der Säbel ist das anerkannte Sinnbild sowohl für die Waffenehre, wie auch Inbegriff der Macht, des Rangs und des Kriegs, und die Tatsache, daß der Divisionskommandant nicht mehr über ihn verfügt, enthält die gedrängte Thematik von der zusammengebrochenen Ordnung und den sich daraus ergebenden Folgen.

Im Unterschied zu diesem gradlinigen Gleichnis erscheint das Medaillesymbol schon wesentlich komplexer. An sich ist die Medaille eine militärische Auszeichnung, verliehen für Tapferkeit vor dem Feind. Bei Faulkner nimmt sie jedoch noch eine weitere Bedeutung an: sie ist das sichtbare Zeichen für Unbill, Leid und Qual, erduldet im Grauen des Krieges. Eine Medaille wird zuerst fast beiläufig in der Szene erwähnt, in der der Divisionskommandant vor seinem Gang ins Hauptquartier an seine Vergangenheit denkt und sich dabei eines Vorfalles er-

innert, bei dem einer seiner Adjutanten unter Aufopferung seines Lebens die Insassen eines Wagens vor Artilleriebeschuß gewarnt hatte und postum militärisch ausgezeichnet wurde (p. 46). Das Thema des Opfers klingt an und wird bezeichnenderweise auch sogleich mit dem Unterton unheimlicher Ironie verbunden, der ein weiteres Thema vorausnimmt: die Medaille kann nicht einmal mehr den sterblichen Überresten des Adjutanten beigegeben werden, aus dem einfachen Grunde, weil diese, wie später die des Korporals, gar nicht mehr aufzufinden sind. Die Episode, so kurz sie ist, hat ferner ihre besondere Relevanz, weil unter den Insassen des Wagens sich jene Amerikanerin befindet, in deren Organisation der Negerfreund des Jockey mitarbeitet. Die Medaille hält also bereits mehrere Elemente der Erzählung zusammen.

Die zweite Erwähnung einer militärischen Auszeichnung geschieht zu Beginn der Erzählung vom Meldegänger, der sich freiwillig degradieren läßt (p. 65) und nun die Auszeichnung verbirgt, weil er als Gemeiner unerkannt bleiben will. Im selben engeren Zusammenhang werden auch zuerst die möglichen Schwierigkeiten ('trouble') angedeutet, die der Meldegänger in seiner neuen Position machen könnte und die ja dann später tatsächlich die Form der Meuterei annehmen. Also auch hier ist das Symbol mit handlungsentscheidenden Elementen verbunden.

Die dritte Medaille ist die des Korporals selber. Sie wird ihm unmittelbar vor seiner Hinrichtung von einem Unteroffizier abgenommen, der sie nachher der Marthe aushändigt (p. 384). Es ist der tragische Höhepunkt des Ganzen, und wiederum klingt der unheimliche Unterton der Ironie mit: das Ehrenzeichen wird in dem Augenblick weggenommen, da die Passion ihre Vollendung erreicht. — Und endlich geht dieselbe Medaille, die von den beiden Halbschwestern in St. Mihiel aufbewahrt wird, in die Hände des britischen Meldegängers über (p. 431), der sie am Schluß der ganzen Erzählung bei der Bestattung des Oberbefehlshabers auf dessen Sarg schleudert. Diese beiden Stellen, deren entscheidende Bedeutung wir bereits erörtert haben, werden also nicht nur durch bestimmte Handlungsabläufe und gedankliche Konzeptionen vorbereitet, sondern ebenso sehr durch eine langsame und sorgfältige Aufladung der Symbolobjekte.

Wir haben uns damit bereits einer zweiten Schicht der Sinngebung genähert, nämlich jenen zahlreichen Beispielen von Motiven und Handlungsteilen, die zunächst als gewöhnliche mimetische Bauelemente erscheinen und nur durch ihre Wiederholung allmählich entweder leitmotivartigen oder symbolischen Charakter annehmen. Die am leichtesten erkennbaren Motive sind etwa die häufige Erwähnung der vom Schlamm bedeckten Uniformen der Soldaten oder im Gegensatz dazu der zerschlissene Smoking des Meldegängers als Symbol der von ihm abgelegten und doch nicht ganz zu verleugnenden Herkunft und Gesellschaftsordnung. Wie der immer wieder angeführte moderne Fliegeranzug des jungen amerikanischen Offiziers mit der Zeit zum Symbol der Zersetzung und Zerstörung eines Glaubenswertes wird, ist bereits ausgeführt worden. Ebenso entwickelt sich der stöhnende Laut, den die wartende Menge beim Anblick der Meuterer und später des Divisionskommandanten ausstößt, zu einem Ausdruck jenes dumpfen Leidens, das in bestimmten Augenblicken sowohl von den Mitmenschen wie von den Trägern der Ordnung vernommen wird, ohne daß aber deswegen etwas Weiteres geschehen kann.

Ein für die Deutung nicht ganz leichter Fall ist die wiederholt vorkommende und mit eigenartigem Nachdruck angeführte Motivgruppe Essen, Trinken, Löffel. Gleich zu Beginn der Erzählung erfahren wir, wie die junge Braut des Korporals von einem Unbekannten ein Stück Brot erhält, das sie während des Kauens wieder ausspeit, als sie ihren Geliebten auf dem Lastwagen als Gefangenen vorbeifahren sieht (p. 18). Die drei Frauen werden von der Menge beschimpft, wie sie sich einer Gruppe nähern, um mit ihr eine Mahlzeit zuteilen, und eine aus der Menge schleudert ihnen einen Löffel entgegen, der auf rätselhafte Weise verschwindet. Anderntags wird der verschwundene Löffel zu einem Gegenstand der Klage, die sogar bis zum Oberbefehlshaber weitergezogen wird, worauf der Löffel wieder zum Vorschein kommt. Der Oberbefehlshaber, der Divisionskommandant, die Truppenführer wie die gefangenen Meuterer werden ausführlich beim Essen und Trinken geschildert, so auch Polchek, der Verräter, und der britische Meldegänger bei ihrem Besuch bei den Schwestern, wobei übrigens nochmals ein Löffel erwähnt wird, während Messer und Gabel in diesem Zusammenhang nie vorkommen.

Diese Beispiele berühren alle Ränge, und es steckt in ihnen etwas vom Charakter eines Abendmahls, das je nach der Einstellung der Teilnehmer eine erlösende oder eine verhärtende Wirkung herbeiführt. Am unzweifelhaftesten und in direktester Analogie zur Karwoche erscheint der Abendmahlscharakter in der letzten gemeinsamen Mahlzeit der dreizehn Meuterer im Gefängnis, wo der Verrat Polcheks offensichtlich wird und Pierre den Korporal verleugnet. — Zwischen Spannung und Erlösung und einem Stich ins Groteske bewegt sich ferner die Mahlzeit der Truppenführer, sowie die der beiden Besucher in St. Mihiel. Vom Hauch der Stille und Einsamkeit und gleichzeitig der Selbstverantwortung umströmt sind die Mahlzeiten des Oberbefehlshabers und des Divisionskommandanten. Ausgesprochene Verhärtung, ja Feindseligkeit tritt uns in der Haltung eines Sektors der wartenden Menge entgegen, wobei ein Korb mit Nahrungsmitteln umgestürzt wird und sich der Vorgang mit dem Löffel abspielt¹⁾. Es sieht so aus, als ob bei der groben Verletzung der elementarsten Grundsätze der Solidarität auch besondere Kräfte angerufen werden müßten, um wenigstens diesen Teil menschlichen Daseins wieder in Ordnung zu bringen. Auch hier fehlt das grotesk-ironische Element nicht. Der Oberbefehlshaber mißt dem Verschwinden des Löffels scheinbar so große Bedeutung bei, daß er einen Adjutanten mit einer ganzen Kompanie ausschickt, um den verlorenen Gegenstand in den Straßen zu suchen, wobei er bereits weiß, daß eine der Schwestern ihn zum Vorschein bringen wird (p. 273 und 284). Es ist vielleicht zu gewagt, hier an die Konzeption von den mutwilligen Göttern zu denken, aber zum mindesten geht es um die Auffassung, daß das Höchste sich auch mit dem Kleinsten und Banalsten befaßt, was notwendigerweise eine ernste Sache in die Sphäre des Humors hebt.

In diesem Zusammenhang darf auch auf einige jener Elemente von Faulkners Sprachstil hingewiesen werden, die den übrigen Aspekten seiner Kunst besonders nahestehen. Es war lange Zeit üblich, Faulkners Erzähltechnik und Ausdrucksweise mit den Anspielungen und Assoziationen des Bewußt-

¹⁾ In den östlichen Kirchen wird der Abendmahlwein mit dem Löffel eingenommen. Ob Faulkner um diese Sitte weiß, muß dahingestellt bleiben.

seinsstroms in Verbindung zu setzen, und tatsächlich sind seine bekanntesten Frühwerke, besonders 'The Sound and the Fury' (1929), dieser Aussageart stark verpflichtet. In einem stark modifizierten Sinne ist dies auch in 'A Fable' noch der Fall, denn auch hier finden sich noch jene ins Fiebrige gehenden seitenlangen Sätze, die ganze Ideenreihen in Schwingung versetzen. Aber diesmal ist die ordnende Hand viel sichtbarer geworden. Was früher oft ermüdend wirkte, weil die Relevanz fürs Ganze nicht durchbrach, das ist jetzt gerichtet und spannungserfüllt. Das nachstehende Beispiel ist der Szene zu Beginn der Erzählung entnommen, in der die wartende Menge in der kleinen französischen Garnisonsstadt der Ankunft der verhafteten Meuterer beiwohnt und die dreizehn Rädelsführer auf dem Lastwagen erkennt:

Then you saw that four of the thirteen were really foreigners, alien not only by their gyves and isolation to the rest of the regiment but, against the whole panorama of city and soil across which the lorry was rushing them—the faces of four mountain men in a country which had no mountains, of peasants in a land which no longer had a peasantry; alien even among the other nine among whom they were chained and shackled, since where the other nine were grave and watchful and a little—not too much—concerned, three of the four who were not Frenchmen were merely a little puzzled, alert too, almost decorous, curious and interested: the mountain peasants whom they resembled, entering for the first time a strange valley market town, say; men overtaken suddenly by an uproar in a tongue which they had no hope of comprehending and, indeed, not much interest in, and therefore no concern in its significance—three of the four who were not Frenchmen, that is, because now the crowd itself had discerned that the fourth one was alien still somehow even to the other three, if only in being the sole object of its vituperation and terror and fury (p. 16f.).

Die Thematik ist die von der Masse und dem Fremdling. Das Fremdartige wird durch Wörter wie 'alien', 'foreigner', 'strange', 'not Frenchmen', 'no hope of comprehending' etc. direkt ausgedrückt, mittelbar aber ebenso durch die Gegensätze Land — Stadt, Bauerschaft — Markort, ferner durch die charakteristischen Verbindungen 'mountain men in a country which had no mountains, peasants in a land which no longer had a peasantry', d. h. Konkreta in einer Umgebung, zu der sie nicht (mehr) gehören. Dabei wird das Fremdartige nicht etwa durch die Schärfe des Unterschiedes, sondern durch eine

besondere Abstufung herausgearbeitet. Hierher gehört das eben erwähnte 'no longer', das eine an sich denkbare, aber nicht mehr existierende Verbindung andeutet, ferner (vor Beginn unserer Stelle) die Heraushebung zunächst der Dreizehn aus der Gesamtzahl des Regiments, dann der Vier aus den Dreizehn und schließlich des Einen aus den Vieren. Diese Abstufung wird weiter durch die Unterschiede in der Haltung der Gefangenen untermalt. Die Neun sind ernst, aufmerksam und innerlich beteiligt, die Vier dagegen eher verwundert, in leichter Spannung, ja neugierig und interessiert, so daß die gelassene Haltung des Einen (des Korporals), dessen Beschreibung erst folgt, erst recht von der Bewegung der wütenden Menge absticht. Entsprechend werden die Mittel der Doppelung und einer Art abgesetzter Steigerung eingesetzt, Doppelung in den Ausdrücken 'gyves and isolation', 'city and soil', 'chained and shackled' und in den bereits erwähnten Gegensatzpaaren: Steigerung in den Ausdrücken 'grave and watchful and a little — not too much — concerned', und in geradezu logisch geprägter Form in 'an uproar in a tongue which they had no hope of comprehending and, indeed, not much interest in, and therefore no concern in its significance'. Das Abgesetzte der Ausdrucksweise wird unter anderem durch die Einführung der Negationspartikel erreicht, d. h. ein Positives wird durch ein Negatives ausgedrückt. Dies ist ein bei Faulkner so auffallendes Stilmittel, daß man an seiner Beziehung zum grundsätzlich zwiefältigen Weltbild kaum zweifeln kann.

VII

Das ganze Werk verbindet außerordentliche Aktualität mit ungewöhnlicher Gültigkeit im Ausgesagten. Die Welt des Kriegs nicht nur als mimetisch zu betrachtende Ereignisfolge, sondern als Symbol für das ewige Leiden der Menschheit, ist allein schon eine Konzeption, deren Gewalt sich der heutige Mensch nicht entziehen kann. Es ist unser aller Sorge, die hier episch Gestalt gewonnen hat. Keine Ordnung ohne Gewalt, keine Gerechtigkeit ohne Macht, keine Macht ohne Zerstörung, keine Treue ohne Verrat, kein Glaube ohne Zweifel, kein Zusammensein ohne Einsamkeit, keine Standhaftigkeit ohne Verwundung, kein Christus ohne Judas, kein Gott ohne Satan.

Das Zweigesichtige, das Faulkner der ganzen Weltordnung unterlegt, ist von jener Tragik, die auf dem Unauflösbaren der Seinsgegensätze beruht, jedoch einer eigentlichen Verzweiflung keinen Raum läßt. Der Zusammenbruch des amerikanischen Fliegers und der Selbstmord des Priesters sind Handlungen, die aus der Überspitzung eines illusionären Idealismus erfolgen. Es sind die Katastrophen derjenigen, die die Ironie der doppelten Wertordnung nicht ertragen können. Und Ertragenkönnen — 'endure' — ist ja gerade der einzige Spitzenwert, den Faulkner nicht durch ein Gegensätzliches derselben Kategorie in Frage stellt. Ertragenkönnen ist ungeheuer schwer, aber es ist die Lösung des sensitiven Menschen in der unablässigen Auseinandersetzung der sich gegenüberstehenden Kräftegruppen. Und wer ertragen kann, der lernt auch verstehen, und wer verstehen kann, der darf auch lachen. Das Lachen mag oft genug von Bitterkeit und Grauen erfüllt sein, aber es ist auch Anlaß und Zeichen momentaner Befreiung von der Schwere des Daseins. Faulkners Ironie grenzt sowohl an Humor wie an das Pathos.

Die ideelle Konzeption des Ganzen wäre allein noch nicht maßgebend für die Bedeutung des Buchs als literarisches Meisterwerk. Was es zu diesem macht, ist die absolute Verschmelzung des gedanklichen mit dem epischen Ablauf. Die Technik der Doppelung, Umkehrung, Parallelität, Gegensätzlichkeit in Handlung, Charakteren und Einzelmotiven ist allgegenwärtig und doch so gehandhabt, daß sie nur bei einer eigentlichen Analyse der Vorgänge ins Bewußtsein tritt, sonst aber einfach den zwingenden Gesamteindruck dessen, was hier als das Zweigesichtige bezeichnet wurde, hervorruft. Kampfhandlung und Waffenruhe, Front und Etappe, General und Unteroffizier, Masse und Einzelner, Fremdling und Heimstätte, Mensch und Tier, Abendmahl und Hinrichtung, Begräbnis und Exhumierung stehen sich so gegenüber, daß immer wieder ein Gleichgewicht der Vorgänge erreicht wird.

Und endlich haben wir es mit jener seltenen Form des Geschehens zu tun, die sowohl dem Wirklichen wie auch dem Gleichnishaften verpflichtet ist, und zwar so, daß die beiden Sphären nahezu unmerklich ineinander übergehen. Es gibt Handlungsteile und Charaktere, die zunächst ganz der Mimesis

und ihren krassesten Spielformen anzugehören scheinen, wie etwa die Vorgeschichte des Spähers als Jockey, die Episode mit der Hinrichtung des französischen Divisionskommandanten, die Charakterisierung des amerikanischen Piloten. Auf der anderen Seite finden sich diejenigen Elemente derselben Kategorie, die sich mimetisch kaum oder überhaupt nicht, dafür aber umso offensichtlicher symbolisch interpretieren lassen, wie die Begegnung zwischen Oberbefehlshaber und Korporal, ihre Charakterisierung und alle Episoden, die in direkter Anlehnung an die Ereignisse der Passion gestaltet sind. Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich das Übrige; d. h. der Hauptteil der Ereignisse kann sowohl als realistische Erzählung eines erschütternden Kriegsgeschehens wie auch als umfassendes Gleichnis einer Seinsgesetzlichkeit gelesen werden und wird überdies durch ein ganzes Netz von realen wie auch symbolischen Bezügen zusammengehalten.

Faulkners Werk bestätigt eine Strömung, die im gegenwärtigen amerikanischen Geistesleben überaus wesentlich geworden ist, und gibt ihr gleichzeitig neues Relief. Es ist die Umbildung des reinen Realismus der Zwischenkriegszeit zu etwas, das man symbolische Mimetik nennen könnte. Sie findet sich in zahlreichen Werken der jüngeren Erzähler wie Truman Capote, Wright Morris, Ralph Ellison, Jean Stafford, Paul Bowles, aber auch bei Dramatikern wie Tennessee Williams, Arthur Miller und Robert Anderson, sowie Lyrikern wie Robert Lowell und Theodore Roethke. Auch Hemingways 'The Old Man and the Sea' gehört hierher. Sogar in der literarischen Essayistik Amerikas ist der Zug zur Synthese der konkreten und symbolischen Betrachtungsweise zu vermerken. Er geht überdies Hand in Hand mit einer negativen Bewertung aller ins Illusionäre spielenden Haltung, wofür die Neubeschäftigung mit Scott Fitzgeralds Werk charakteristisch ist. Was Faulkners Buch jedoch über all dies hinaushebt, ist das Umfassende seiner Stoffwelt, die Spannung seines gedanklichen Kräftefeldes zwischen Manichäismus, Stoa und Christentum und die bis ins Einzelne durchkomponierten Sinnbezüge. Es ist ein Markstein in der Geschichte der amerikanischen Literatur.

MISZELLE

DIE 'LEGES MOLMUTINAE', EIN BEITRAG ZUM PROBLEM DER HISTORISCHEN WAHRHEIT UND POLITISCHEN ABSICHT BEI GEOFFREY VON MONMOUTH

Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die beiden (von Wace nicht übernommenen) Stellen der *Historia Regum Britanniae* Geoffrey's: Buch II, Kapitel 17: 'Dunvallo Molmutius . . . leges quae Molmutinae dicebantur inter Britones statuit, quae usque ad hoc tempus inter Anglos celebrantur. Statuit siquidem inter cetera, quae multo tempore post beatus Gildas scripsit, ut . . .' (folgen einzelne der Gesetze des Molmutius)¹⁾ und Buch III, Kapitel 5: '... Si quis autem scire voluerit omnia quae de eis statuerit (scil. Belinus), legat Molmutinas leges, quas Gildas historicus de Britannico in Latinum, rex vero Alwredus de Latino in Anglicum sermonem transtulit.'²⁾

Geht man der Frage der 'Leges Molmutinae' nach, so lernt man Geoffreys charakteristische Arbeitsweise kennen und seine Methode, Historisches, aus Quellen Geschöpftes (das nach modernen Begriffen nicht unbedingt historisch wahr zu sein braucht) und Erfundenes so miteinander zu verschmelzen, daß ein inhaltlich und stilistisch einheitliches Ganzes entsteht, das dem unvoreingenommenen Leser durchaus glaubwürdig erscheint.

Sind diese 'molmutinischen Gesetze' eine Fiktion? In den Werken des Gildas, soweit sie auf uns gekommen sind, ist keine Übersetzung dieser Gesetze zu finden und auch keine Anspielung darauf. Gleiches gilt von dem oft mit Gildas verwechselten Nennius. Auch in der Gesetzessammlung und -übersetzung des Königs Alfred (871—901) findet sich kein Hinweis auf Molmutius; Liebermann³⁾ gibt für Alfred keine keltischen oder wälischen Quellen an.

1) Gottfried von Monmouth's, *Historia Regum Britanniae* . . . ed. San-Marte, Halle 1854, p. 30f., und Anm. p. 228 ff.

2) San-Marte op. cit. p. 34.

3) F. Liebermann, *Die Gesetze der Angelsachsen*, 3 Bde. Halle 1898 bis 1916, III, 33.

Schmid¹⁾ gibt keine andere Auskunft. Und doch scheint die Annahme einer reinen Fiktion unwahrscheinlich, denn Geoffrey fordert ja seine Leser auf, in den molmutinischen Gesetzen nachzulesen ('leges Molmutinas legat...'), wenn sie sich über die Rechtsverhältnisse in der Frühzeit ihrer Geschichte informieren wollen. Es kann sich hier also nicht um ein einmaliges, den zeitgenössischen Lesern unzugängliches Werk handeln, etwa in der Art des 'liber vetustissimus', das Geoffrey als seine Hauptquelle angibt und dessen Einmaligkeit er im letzten Kapitel der 'Historia' betont, sondern nur um ein allgemein bekanntes Rechtsbuch.

Bei der Suche nach dem möglichen historischen Kern der 'Leges Molmutinae' stoßen wir auf die 'Leges Wallicae', die etwa 940 auf Betreiben des Fürsten Howel Dda (Howel the Good, † ca. 950) auf Grundlage des alten Gewohnheitsrechtes schriftlich niedergelegt worden sind. (Unter dem Namen des Howel Dda gehen außerdem viele andere der erhaltenen wälischen Gesetze und Rechtsfragmente²⁾.) Howel Dda ist eine historische Persönlichkeit; man vergleiche etwa die 'Annales Cambriae' unter dem Jahre 950 und 'Brut y Tyswogion' unter den Jahren 926 und 948. In diesen annalistischen Werken werden jedoch nur Name, Romfahrt und Tod des Howel Dda verzeichnet. Da die 'Leges Wallicae' (diesen Titel tragen sie nach der ersten gedruckten Ausgabe London 1730) nach 940 in mehreren Exemplaren in verschiedenen Kirchen zur allgemeinen Kenntnisnahme auslagen, dürfen wir annehmen, daß auch Geoffrey sie gekannt hat. Es ergibt sich die Frage, in welcher Beziehung dieses Werk zu Geoffreys 'Molmutius' steht.

Zur Klärung dieses Zusammenhanges müssen wir auf ein anderes wälisches Werk zurückgehen: 'Kulhwch und Olwen', als dessen Abfassungszeit das Ende des 11. oder der Anfang des 12. Jahrhunderts anzusetzen ist³⁾. Hierbei handelt es sich um eine volksmärchenhafte Erzählung, die mit dem Arthurstoff nur in losem Zusammenhang steht. Es ist dort die Rede von einem 'Dyvywal Moelmud', der sich als Wohltäter des Volkes und Gesetzgeber verdient gemacht hat, so daß er mit Prydain und Howel Dda einer der drei besten Herrscher der Kymry war . . . „Nachmals machte Howel Dda neue Gesetze, und veränderte einige des Dyvywal . . .“⁴⁾. Auf Grund dieser Erwähnungen bringt nun Geoffrey Moelmud und Howel Dda, den er vermutlich nicht nur aus kel-

¹⁾ Reinh. Schmid, *Die Gesetze der Angelsachsen*, Leipz. 1858.

²⁾ D. N. B. X, 106.

³⁾ nach Lot, vgl. E. K. Chambers, *Arthur of Britain*, Lo. 1927, p. 70.

⁴⁾ San-Marte, op. cit. p. 228ff.

tischer Sage, sondern als historische Persönlichkeit kannte, in sachlichen Zusammenhang und schreibt die damals wohl weithin bekannte Gesetzessammlung einem britischen Herrscher der Vorzeit zu. Moelmud Dyvynwal = Molmutius Dunvallo wird zu einer historischen Autorität, an der allein auf Grund ihres hohen Alters niemand zu zweifeln wagt. Die Behauptung, daß König Alfred das Werk übersetzt habe, erhöht für den damaligen Leser in gewisser Weise noch die Glaubwürdigkeit; Alfred war zwar als Übersetzer bekannt, aber in den Kreis seiner zahlreichen Übersetzungswerke konnte man in einer Zeit vorwiegend lateinischer Bildung wohl ohne allzu große Gefahr der Entdeckung ein „Kuckucksei“ einschmuggeln. Welche Absicht verfolgte aber Geoffrey damit?

Zunächst können wir in den *‘Leges Molmutinae’* eine der im Mittelalter so beliebten erfundenen *‘auctoritates’* sehen, die einem Werk Glaubwürdigkeit verleihen sollen. Darüber hinaus ist aber die These vertretbar, daß Geoffrey daran gedacht hat, daß die Geschichte des römischen wie jedes anderen bedeutenden Volkes von einem frühen großen Gesetzgeber berichtet, der durch sein Werk die nationale Einheit begründet, festigt oder wieder herstellt; er ist sozusagen ein „Requisit“ der nationalen Geschichtsschreibung. Man denke etwa an den mosaischen Bericht im Alten Testament, an Hammurabi, an die Gesetzgebung von Gortyn auf Kreta im 5. Jahrhundert vor Christus und an die Gesetze des Drakon in Athen im 7. vorchristlichen Jahrhundert. Wenn auch diese Parallelen Geoffrey wohl nur zum Teil bekannt waren, so hat ihn aber sicher der Gedanke an die römische Zwölftafelgesetzgebung zur Erfindung eines britischen frühen Gesetzeskodex angeregt, und hier wäre also eine Parallele Britisches Reich — Römisches Reich zu ziehen und auf ein nationales Anliegen bei Geoffrey zu schließen. Diese These, daß Geoffrey seine *‘Historia Regum Britanniae’* parallel zur römischen Geschichte konstruiert, wird bekräftigt durch die Tatsache, daß er die Sammlung der *‘Leges Wallicae’* ausgerechnet Molmutius Dunvallo als dem König oder Fürsten zuschreibt, der um 400 v. Chr. in Britannien regiert haben soll, also gerade zu der Zeit, in der in Rom das Zwölftafelgesetz entstand (etwa 450), so daß sich das britische Volk auch mit dem Alter seines kodifizierten Rechts (und damit mit dem Alter seines geordneten Staatswesens überhaupt) gleichberechtigt neben das römische stellen kann.

BUCHBESPRECHUNGEN

Iivar Kemppinen, *The Ballad of Lady Isabel and the False Knight*, Helsinki 1954.

Paul Christophersen: *The Ballad of Sir Aldingar, Its Origin and Analogues*, Oxford 1952.

Seit 50 Jahren (John Meier: *Kunstlied und Volkslied in Deutschland*, Halle 1906) sind sich alle Forscher auf dem Gebiet der internationalen Volksballadenforschung darüber einig, daß in erster Linie Balladenmonographien benötigt werden, in zweiter Linie die Behandlung von Einzelaspekten wie etwa der Musik der Volksballaden, der in ihnen enthaltenen folkloristischen Traditionen oder der Entstehung der ihnen eigentümlichen dichterischen Gestalt. Überblicke und Gesamtdarstellungen seien dann geboten, wenn nach einer Periode der monographischen Forschung und der gründlichen Behandlung von Einzelaspekten neue Einsichten gewonnen wurden. Den letzten Gesamtüberblick verdanken wir dem jüngst verstorbenen Hispanisten der Universität Oxford, William J. Entwistle: *European Balladry*, Oxford 1939, 2, 1951. Die englisch-schottischen Volksballaden haben ihre bisher beste Darstellung in G. H. Gerould: *The Ballad of Tradition*, Oxford 1932, gefunden. Diese Gesamtdarstellung wird ergänzt durch M. J. C. Hodgart, *The Ballads*, London 1950.

Hodgart stellt abschließend fest: "The most promising type of inquiry is detailed research into the variants of a particular ballad" (Archer Taylor's study of "Edward" and Miss Gilchrist's of "Lamkin", S. 164. Über diese zwei guten Monographien hinaus sind bis zum Jahre 1950 mehrere Monographien veröffentlicht worden, die Hodgart entgangen sind. Neben meinen eigenen Monographien: *Die Volksballaden von Tom dem Reimer*, Anglia 1937, *die Volksballade von den drei Raben*, Neuphilologische Monatsschrift 1937, *die schottische Volksballade von Sir Patrick Spens*, Englische Studien 1940/41, vor allem die Monographie meiner Schülerin Luise Tuschke *Fair Janet und Kong Valdemar og hans Søster*, ein Beitrag zur Frage der Beziehungen der englisch-schottischen und skandinavischen Balladen, Studien zur Volksliedforschung, herausgegeben von John Meier, Heft 2, Berlin 1940.

Seit Hodgarts Überblick sind zwei Monographien erschienen. Kemppinen untersucht die 'Child-Ballade' Nr. 4, "Lady Isabel and the Elf Knight". Die Ballade ist eine der am weitesten verbreiteten Balladen. K. hat 1865 Versionen dieser Ballade gesammelt. Selbst diese außerordentlich hohe Zahl von Versionen reicht nicht aus, um die Wanderwege der Ballade von Sprache zu Sprache, von Land-

schaft zu Landschaft einwandfrei zu bestimmen. Im Verhältnis zu der aufgewandten Mühe scheinen mir die Ergebnisse der Arbeit dürftig zu sein. Sollte es daran liegen, daß Fragestellung und Methode nicht fruchtbar genug sind?

Sind die 1865 Balladen allesamt Versionen einer Ballade? Wann sind die auf der Wanderung von Volk zu Volk entstehenden Veränderungen so einschneidend, daß die Zugehörigkeit zu der Ausgangsballade bezweifelt werden muß? Kemppinen beschäftigt sich mit dem Problem der Identität der Ballade. Nur in den Fällen könne man von Versionen der Ballade ‚Child 4‘ sprechen, wenn die folgenden vier Motive ein Gestaltganzes bilden:

1. A noble- and foreign-looking man (false knight) approaches a young maid (king's daughter), charms her with his music or promises and carries her off in order to kill her 2. Having discovered his intentions, revealed either by the knight himself or in some other way, the girl, being the cleverer and more shrewd of the two, finds a way to save herself and 3. kills the knight. 4. The final scene tells of what the maid does when the murder is accomplished and how her world reacts to the deed. Subordinate characters are the father and mother or brother and sister of the king's daughter or the knight, or sometimes all of these (5). Only a ballad which comprises in its fundamental character or overall make-up (fragments which only contain some motif or feature are a matter apart) all these motifs, and keeps the spirit of the ballad, can belong to this ballad family (8).

Ehe Kemppinen eine Fassung in seine Sammlung aufnahm, stellte er sich die Frage, welche der 4 Motive vertreten waren. Unter den 1865 Fassungen befinden sich viele Fassungen, die nur 2 der Motive gestalten. Hätte er sein Aufnahmekriterium: ‚Gestaltseinheit der vier Motive‘ und ‚spirit of the ballad‘ als strengen Maßstab angelegt, würde sich die Zahl der Fassungen beträchtlich verringert haben.

Eine Volksballade ist — das ist die Eigenart jeder ‚Volks‘-gattung — die Gesamtheit der in der Volksläufigkeit (*tradition*) entstandenen Fassungen. Verglichen mit der Unzahl der einstmals gesungenen oder gesprochenen Fassungen einer beliebten Ballade ist die Zahl der aufgezeichneten Fassungen immer gering. Relative Vollständigkeit läßt sich nur in einer begrenzten Landschaft erzielen und auch nur dann, wenn systematisch von Siedlung zu Siedlung Aufnahmen oder Aufzeichnungen gemacht werden (Menendez Pidal, Kaarle Krohn). Die 1865 Fassungen der ‚Lady Isabel Ballade‘ sind ein imponierendes Zeugnis des Sammlerfleißes. Die Organisation des Riesenmaterials ist der Fragestellung des Verfassers angepaßt: Es werden Vorhandensein und Abwandlung der Motive skizziert (Variant Analysis 15—179).

Aus einer vergleichenden Gegenüberstellung der Personen und der vier Motive sollen sich die Züge der Ausgangsfassung ergeben, deren Heimat der Verfasser in der Landschaft vom Niederrhein bis Flandern ansetzt (wie frühere Forscher vor ihm) und die er als ein Spielmannsprodukt kennzeichnet (180—220).

Das 3. Kapitel: „The Theory of the Origin and Source of the Ballad“ krönt die Arbeit. Nach Wiedergabe und Ablehnung bisheriger Erklärungsversuche erwartet man ein neues und gesichertes Ergebnis. Das Ergebnis wird den mit der Forschung Vertrauten nicht überraschen: Der Ritter der niederrheinisch-flandrischen Ausgangsfassung sei ein übernatürliches Wesen; der Halewijn der Ballade könne identisch mit dem Herlewin der wilden Jagd sein (Verfasser geht einer Vermutung Flasdiecks nach, *Anglia* 66, 59—60, Anm. 2). Halewijn sei dem Nachtreitertod verwandt, der sein Opfer an das Gestade des Ewigkeitsmeeres führt.

Die frühesten Fassungen — deutsche und dänische — stammen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die Ausgangsfassung selbst verlegt Verf. ins 12. Jahrhundert.

Es ist jedoch zu bezweifeln, ob die Frage nach Ort und Zeit der Ausgangsfassung einer Ballade die Frage der Balladenforschung schlechthin ist. „... to solve the problem of the ballad ...“ (13). Mit einem reichen Fassungs-material einer Ballade lassen sich auch andere ebenso wichtige Fragen vielleicht sogar zuverlässiger lösen.

Wenn der Eigencharakter der Balladenfassung einer Landschaft wirklich auf die Volksläufigkeit zurückzuführen ist, — und das ist heute fast ‚communis opinio‘ — so können wir auch von charakteristischen Einstellungen in einer Fassung auf die Einstellung der verantwortlichen Sängergenerationen schließen. Allerdings müssen wir jeweils das Balladen- und sonstige Erzählgut der betreffenden Landschaft vergleichend heranziehen. Bei solchen Vergleichen heben sich die geistigen Profile von Erzähltraditionen von Landschaften und auch von größeren Sprachgemeinschaften ab. Jede Fassung wird von ihrer Sinnmitte her als eine Gestalt begriffen — falls eine solche überhaupt vorhanden ist.

Die Balladenforschung ist auch heute noch vom sogenannten Ursprungsproblem hypnotisiert. Darum treten andere Fragen, die vielleicht bedeutsamer sind und sich mit dem vorhandenen Fassungs-material lösen lassen, nur allmählich in den Gesichtskreis der Forschung. Nach der hier skizzierten Methode sind folgende Untersuchungen entstanden: Fritz Panke: *Die schottischen Liebesballaden*, Berlin 1935, Luise Tuschke (s. o.), Marta Pohl: *Gemeinsame Themen englisch-schottischer und französischer Volksballaden*, Berlin 1940, und die noch ungedruckten Bonner Dissertationen: Helena Krohmann: *Die dänischen und englisch-schottischen Liebesballaden*, Hans Wilhelm Blach: *Bell Robertson's Volksballaden*, Studien zur Familien- und Landschaftstradition des Schottischen Nordostens; Marianne Solbach: *Die Balladen der Mrs. Brown aus Falkland*, Hans Schlabertz: *Die religiösen Konzeptionen in den englisch-schottischen Volksballaden, ihr Wandel und Verfall*.

Im Sinne der skizzierten Methode habe ich die Überlistungsszene der Mädchenräuberballade in der englischen, schottischen, französischen und deutschen Tradition untersucht (GRM, 1941).

Die Buchliste der Seiten 266—291 enthält etwa 1000 Nummern. Das Fehlen des Standardwerkes zur Geschichte der Balladenkritik macht sich Seite 10ff. störend bemerkbar: S. B. Hustvedt: *Ballad Criticism in Scandinavia and Great Britain during the Eighteenth Century*, New York, 1916; derselbe: *Ballad Books and Ballad Men. Raids and Rescues in Britain, America, and the Scandinavian North since 1800*, Harvard University Press 1930. Auch hätte der Verfasser Flasdiecks Spezialstudie über Tom den Reimer, Breslau, 1934, mit Gewinn verwerten können.

Paul Christophersen will mit seiner Monographie der Ballade von Sir Aldingar keinen Beitrag zur Kunst der Volksballaden liefern. Die Frage der Entstehung der Kunstform der Volksballade hat er nur gestreift. Er teilt den heute fast allgemein angenommenen Standpunkt, daß erst die Volksläufigkeit eine kurze erzählende Dichtung zur Volksballade macht: „It is the oral transmission and not the authorship itself that makes it a ballad.“ (2)

Er glaubt in seiner Studie drei Fragen klären zu helfen

1. die Ursprünge der Gattung Ballade,
2. die Beziehung zwischen britischen und skandinavischen Balladen,
3. was die Ballade der Romanze verdankt.

Den Anlaß zur Studie gab eine Kontroverse zwischen Sir Edmund Chambers (*English Literature at the Close of the Middle Ages*, S. 154) und W. J. Entwistle, *Sir Aldingar and the Date of English Ballads*. Sir Edmund hält es für eine unbegründete Annahme, daß die von Wilhelm von Malmesbury erzählte Gunhildsage eine frühe Form der aus dem Percy M. S. bekannten Ballade darstellt. In *European Balladry* hatte Entwistle bereits verkündet, daß der Dichter, der die Ausgangsfassung der Aldingar-Ballade gedichtet habe, ... „also created, as it seems, the oldest English ballad“ (234). Diese These baut Entwistle in seinem Aufsatz weiter aus; Christopherson folgt ihm ... „this book can sometimes do little more than underline his argument. (1)“

Verfasser sieht sich in der Tradition von: Olrik, Riboldsvisen; Liestøl; Dei tvo Systar und Taylor, Edward and Sven i Rosengard. Seine Arbeitsweise scheint mir jedoch von der Arbeitsweise der Genannten stark abzuweichen. Während Olrik, Liestøl und Taylor Balladenstruktur und Stil berücksichtigen, spielt für den Verfasser nur die Motiv- und Namensgeschichte eine Rolle. An der Aufstellung von Genealogien, von Motivreihen und Motiven erweist sich seine bedeutende Kenntnis der lateinisch-romanisch-germanischen Chronik- und Romanzenliteratur und seine mit Vorsicht gepaarte Kombinationsgabe. Er beherrscht die philologische Kleinkunst. Kapitel 6, *History of the Names*, ist geradezu ein Muster für exakte und kritische philologische Beweisführung. Seine Methode ist bestechend, wenn auch die Ergebnisse nicht überzeugen können, da er die Struktur- und Stilfragen außer acht läßt. Er verfolgt zwar die Motivreihe der von zurückgewiesenen Liebhabern tückisch und zu Unrecht des Ehebruchs an-

geklagten hohen Frau und ihrer Rechtfertigung durch Gottesurteil mit großem Scharfsinn durch die Chroniken und Romanzen des Mittelalters, stellt Erzähltypen auf und weist nach, daß die skandinavische Gunhildtradition in dem in Deutschland entstandenen Erzähltypus wurzelt und erst im 13. Jahrhundert von der englischen Erzählform umgeprägt wurde, er vermag aber nicht glaubhaft zu machen, daß es schon im 11. Jahrhundert eine Ballade, ganz zu schweigen von einer *Ballad of Tradition*,⁴ in Deutschland oder England gegeben hat. „The Gunhild ballad is a relatively late development; it can scarcely go farther back than the end of the eleventh century, when the Gunhild legend as we know it seemed to have been formed in Flanders and brought over to England. The legend had very likely from the beginning the form of the ballad: At any rate, we know that early in the twelfth century there existed in England a ballad about Gunhild. At a later date, some time between c. 1300 and 1650, and probably nearer to the latter date, the Gunhild ballad was entirely revised and modelled on some version of the Earl of Toulouse story, from which several details were taken . . . We do not know when the story first reached Scandinavia, but it must have been before c. 1250. Presumably it had from the first the form of a ballad, though we have no certain evidence of that“ (164).

In der Tat. Des Verfassers Genealogie der Erzählmotive mag richtig sein. Da wir jedoch keine Texte aus dieser frühen Zeit besitzen, arbeitet der Verfasser ständig mit Unbekannten. Über die Entstehung der Ausgangsfassungen von Volksballaden hat er uns keine neuen gesicherten Erkenntnisse geliefert. Die aufgewiesenen Wanderungswege der Erzählmotive bestätigen unsere bisherige Kenntnis. Die Frage, was die Ballade der Romanze verdankt, heißt, richtiger gestellt, was die Romanzenballade der Romanze verdankt. Daß Romanzenmotive in die Ballade einschließen, ist keine neue Erkenntnis. Es gibt überhaupt nicht *einen* Ursprung der Volksballadenkunst, sondern mehrere Ursprünge der verschiedenen Volksballadenarten. Unter diesen ist die Romanzenballade gewiß eine der frühest Geschaffenen.

Die Geschichte der Gunhild-Motivreihe ist wertvoll. Über die *Ballad of Tradition* jedoch läßt sich nur dann etwas Bündiges aussagen, wenn Fassungen zur Verfügung stehen, deren Gestalt und Stil untersucht werden können. Mit angenommenen Fassungen (wie auch mit Sternchenetymologien) läßt sich alles beweisen.

Die Einsicht, daß die Balladenforschung nur durch Monographien über einzelne Balladen weiterkommen kann, besteht nach wie vor zu Recht. Ich weiß jedoch nicht, ob Untersuchungen, die im Banne der Frage nach dem Ursprung stehen, für die Forschung so besonders förderlich sein können. Es sollte doch mehr Arbeit an den uns überlieferten Texten selbst geleistet werden.

William P. Albrecht: *The Loathly Lady in Thomas of Erceldoune*, a. u. d. T.: *University of Mexico Publications in Language and Literature*, Nr. 11, The University of New Mexico Press, 1954.

Zwischen 1430 und 40 ist die Romanze von Thomas of Erceldoune im Thornton Manuskript zum ersten Male — soweit wir wissen — schriftlich fixiert. Thomas starb etwa im Jahre 1294. Verf. nimmt an, daß Thomas eine frühere Fassung des 1. Teils der Romanze verfaßt hat, die etwa folgende Züge getragen haben soll: Eine Fee begehrt zu ihrer Erlösung einen Mann als Liebhaber. Für ihre Hingabe stellt sie schwere Bedingungen an den Sterblichen. Nach dem Beilager wird sie häßlich und schlangenhaft. Sie überquert mit ihm zusammen ein Wasser zum „anderen“ Land. Nach Erfüllung ihrer Bedingungen wird sie wieder schön (70).

Es geht dem Verf. um Erhellung blindgewordener Motive. Er sieht die Romanze in der Tradition von Amor und Psyche (göttlicher Liebhaber — irdisches Mädchen, Verbot, den göttlichen Geliebten zu sehen) und Melusina (Feengeliebte — irdischer Liebhaber, Verbot, die Unirdische zu einer festgesetzten Zeit zu sehen). „Thomas seems to be a Cupid and Psyche type of story which has evolved, in some respects, like the story of Melusina“ (38). Ich gebe nur ein einziges Beispiel für des Verf. Erhellungskunst: „The Cupid and Psyche pattern may be readily traced. In the first place, Thomas's lady, when she has lost her beauty, shows animal characteristics: specially those of a snake. Not only do her sparkling eyes become dull like a snake's, but her body becomes vari-colored and metallic hued: „And all hir body lyke the lede“ (38). Sehen wir uns die fragliche Stelle in der beigegebenen Fassung an:

Thou marst me mickle all this day.
I pray thee, Thomas, let me be.
Thomas looked in that sted,
Upon that Lady that was so gay;
Her haire hung about her head,
Her eyes seemed out, that were so grey.
All her clothing then was away,
That he before saw in that stead,
One leg was black, the other grey,
And al her body like to lead. (128—136)

Was die Fee ankündigte, ist eingetreten: „... For al my beauty thou wilt spil.“ Sie ist verweltet und ganz unkenntlich geworden (die rationale Erklärung des Landsdowne manuscript, 237—48 kann nicht befriedigen). Ist sie aber einer Schlange ähnlich? Dies scheint mir eines der ganz schwachen Glieder einer schwachen Beweiskette zu sein. Andere Motiverhellungen, die der Verf. von Vorgängern übernimmt, sind glaubwürdiger. Das nützlichste an dieser Studie sind der

Wiederabdruck des Druckes von 1652 und die Anmerkungen, die den Druck von 1652 mit den anderen sechs erhaltenen Texten der Romanze vergleichen.

BAD GODESBERG

WOLFGANG SCHMIDT-HIDDING

F. W. Salter, *Mediaeval Drama in Chester*. Toronto (University of Toronto Press) 1955, XI+138 S. Geb. \$ 4.50.

Das vorliegende Buch bringt die Alexander Lectures 1953/54 zum Abdruck, die Professor Salter am University College, Toronto, gehalten hat. Ein einleitendes Kapitel behandelt Entwicklung und Formen des mittelalterlichen Dramas und belegt aus Urkunden des 16. Jahrhunderts, wie diese verschiedenen Formen auch in Chester lebendig waren. Dann greift der Verfasser, ein ausgezeichnete Kenner spätmittelalterlicher Handschriften aus Chester, die Frage der Datierung und Verfasserschaft der Chester Plays auf. Muß man auch seinem fast willkürlich angesetzten Entstehungsdatum 1375 mit Vorsicht begegnen, so wird durch die Untersuchung doch wahrscheinlich, daß E. K. Chambers die ersten Aufführungen mit 1327—29 zu früh datiert — eine Tatsache, die von großer Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Mysterienspiele überhaupt ist. Damit wird auch klar, daß von drei Persönlichkeiten, die in späten Urkunden als Verfasser oder Bearbeiter des Zyklus genannt werden, nur Henry Francis, Mönch in St. Werburgh's, Chester, um 1380, in Frage käme. Auch sonst ist die Anteilnahme dieser Benediktinerabtei — und damit der Kirche — an den Spielen vom Verfasser öfter hervorgehoben, was sich allerdings mit seiner Überzeugung, daß die Mysterienspiele 'the creations of the common folk' seien, schlecht verträgt. So bleibt ihm nur der Ausweg, vom 'common folk in Holy Orders' zu sprechen.

Reich belegt aus Urkunden ist auch das dritte Kapitel, das sich mit der Beschaffenheit der 'pageants', der Bühnenwagen, und mit den Aufführungskosten befaßt. Diese Kosten sind berechnet, indem die Tageslöhne eines Arbeiters in Kanada heute und im Chester des 16. Jahrhunderts gleichgesetzt werden. Ein nicht ganz verlässliches Verfahren, das erklären mag, warum die Ausgaben der Gilden für die Spiele so unglaublich hoch erscheinen. Ist auch die Ausstattung der fahrbaren Bühnen überschätzt? Auf S. 66 ist jedenfalls in das Spiel von Verhör und Geißelung Christi ein Szenenwechsel vom Verfasser hineingelesen, der unmöglich stattgefunden haben kann. In einer Bühnenanweisung (Chester Plays XVI, 72) — 'Tunc Iudei statuent Iesum in cathedra, dicentes ut sequitur' — übersetzt er 'cathedra' mit 'church', aber aus dem Zusammenhang des Stückes und den entsprechenden Evangelienstellen, besonders Mk. 14, 65, geht klar hervor, daß die Szene nicht aus dem Palast des Hohenpriesters in eine 'church' wechselt. Lat. 'cathedra' kann im Mittelalter „Kathedrale“ bedeuten; hier ist aber nur an einen erhöhten Sitz zu denken.

Das letzte Kapitel ('A Great Reckoning') setzt sich mit den Urteilen der Literaturgeschichte — von ten Brink bis Rossitter — über den literarischen und vor allem dramatischen Gehalt der Mysterien auseinander. Die weitverbreitete Ansicht, daß sie 'crude and childish' seien, soll hier an Hand geschickt aus dem Chester-Zyklus ausgewählter Beispiele widerlegt werden. Dabei schlägt der Verf. den gleichen Weg wie seine Vorgänger ein, kommt nämlich mit dem Maßstab des „Dramatischen“ zum mittelalterlichen Schauspiel. Das aber will vor allem dargestellte biblische Geschichte, religiöse und halb-liturgische Unterweisung und Erbauung sein — trotz seiner dramatischen Elemente. Nur wenn man anerkennt, daß das Mysterienspiel solchen eigenen Gesetzen folgt, kann man ihm gerecht werden; so wird in der Einleitung zu Hardin Craigs fast gleichzeitig erschienenem 'English Religious Drama of the Middle Ages' (Oxford 1955) diese Betrachtungsweise jetzt nachdrücklich vertreten. — Im Index ist Ms. Stowe 811 fälschlich unter 'Bodleian' statt unter 'British Museum' aufgeführt.

BERLIN

HELMUT GNEUSS

Aline Mackenzie Taylor, *Next to Shakespeare; Otway's Venice Preserv'd and The Orphan and Their History on the London Stage*. Duke University Press, Durham, North Carolina. 1950. viii + 328 S.

Die Verf. dieser umfangreichen Untersuchung über Otways bekanntesten Tragödien und ihr Schicksal auf der Londoner Bühne im 18. und 19. Jahrh., eine Schülerin von Sprague in Bryn Mawr und Professorin an der Tulane Universität in New Orleans, Louisiana, birgt unter einem etwas marktschreierischen Titel eine ernsthafte, wohlgedachte und, innerhalb der gesteckten Grenzen, ertragreiche Arbeit. Otways Schicksal ist an sich eine lockende Aufgabe für den Historiker. Unter den doch recht zahlreichen Dramatikern der elisabethanischen und jakobitischen und auch der Restaurationszeit, die neben Ben Jonson und Beaumont und Fletcher in den späteren Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag immer wieder neu gedruckt und gelesen worden sind, hat Otway kaum einen Platz. Nur der fachlich interessierte Philologe hat hier und da eine moderne Ausgabe seiner Dramen veranlaßt. Trotzdem galt er bis in die Mitte des 19. Jahrh. als einer der großen Tragiker der englischen Bühne; im 18. Jahrh. waren seine beiden Meisterwerke ein fester Bestandteil des Repertoires bei allen großen Theatern und allen großen Schauspielern beiderlei Geschlechts und in der Generation von Samuel Johnson und David Garrick wurde er als großer tragischer Dramatiker neben Shakespeare gestellt. Ein solch anhaltendes Ansehen wäre nicht möglich gewesen, so lautet Mrs. Taylors Argument, wenn unter den dichten Schichten ephemärer Zutaten, die im Laufe der Zeit von Schauspielern, Kritikern und Zuschauer aufgehäuft worden sind, nicht ein Kern echten Dichter-

tums fortbestanden hätte, und sie macht es sich zur Aufgabe, diesen Kern herauszuschälen.

Die beiden Dramen, die zur Diskussion stehen, nämlich *The Orphan* und *Venice Preserved*, sind ausgesprochene Bühnenstücke und werden als solche in den beiden ersten Kapiteln ausgiebig analysiert; der dichterische Wert liegt in dem Verhältnis der einzelnen Gestalten und Situationen zum Publikum, das wichtige psychologische Faktoren herbeibringt, die am Erfolg oder Mißerfolg der Stücke beteiligt sind. Das Zusammenwirken von Charakter, Handlung und psychischer Verfassung des Publikums bildet das Thema, das hier mit großer historischer Kenntnis, mit Feingefühl und mit Geschick durchgeführt wird. Besonders werden die politischen Stimmungen in England zur Zeit des Erscheinens von *Venice Preserved* zur Erklärung von Eigenheiten in der Komposition des Dramas außerordentlich klug verwertet, während allerdings kein Hinweis erfolgt auf die allgemeine geistige Tendenz der Zeit, die auf den Barockstil mit seinen Spannungen hinzielte. In der Darstellung des Schicksals der beiden Stücke auf der Bühne entwickelt die Verf. fast eine Geschichte des englischen Theaters überhaupt, von Betterton am Ende des 17. Jahrh. über Garrick in der Mitte und Mrs. Siddons am Ende des 18. bis zu den Kembles und Kean im 19. Jahrh., und sie kann mit klugem Sinn die Verschiebung des Schwerpunktes von einem Charakter in den Dramen zum anderen je nach der allgemeinen sozialen und politischen Neigung der Generationen verfolgen, bis während der Romantik das heroische Drama als Gattung und diese beiden als Träger ihrer bestimmten Gesinnung im Publikum keinen Widerhall mehr fanden und aus dem Repertoire verschwanden. Als Dichtung hat sich Otways Werk nicht behaupten können, aber auf der Bühne hat es Generationen lang eine fast alles beherrschende Bedeutung gehabt, und Mrs. Taylors ausgezeichnete soziologisch orientierte theatergeschichtliche Studie gehört sicherlich zum besten, was bisher über Otway erschienen ist.

BASEL

H. LÜDEKE

Albert Feuillerat, *The Composition of Shakespeare's Plays (Authorship—Chronology)*. Yale University Press, New Haven. 1953. 340 S. \$ 5.00,

Die Verehrer des um unser Wissen vom Elisabethanischen Theater so hoch verdienten Verf. werden dieses Werk nicht ohne ein Gefühl der Wehmut in die Hand nehmen können, wurde es doch unmittelbar vor seinem Tode im Ms abgeschlossen, so daß Kollegen und Schüler ihm den Liebesdienst erweisen mußten, es zum Druck vorzubereiten. Es war als erstes in einer Folge von drei Büchern gedacht, ist aber in sich völlig abgeschlossen und in keiner Weise fragmentarisch. Feuillerat selbst bezeichnete es als Frucht dreißigjähriger Arbeit. Er deutet an, daß es von John Dover Wilsons Arbeits-

methode angeregt sei. Aber der Verf. geht doch durchaus eigene Wege, und zwar solche, die vor allem sehr weit ab führen von denen der neuesten „Integralisten“, die sich die Shakespeare-Problematik bekanntlich ungemein stark vereinfacht haben. Über die Zweifel an der Echtheit gewisser Teile seiner Kunst, die, von Malone an, Generationen von feinsinnigen Kritikern beschäftigt haben, kurzerhand als Hirngespinnste hinwegzugehen, wie sie es tun, kommt ihm nicht in den Sinn. Daß in „2, 3 Henry VI.“, „Titus Andronicus“, „Richard II.“, „Richard III.“, „Romeo and Juliet“ die Arbeit fremder Hände steckt, steht für ihn fest. Seine Untersuchungen haben es für ihn unumstößlich werden lassen, daß Shakespeare in seiner ersten Phase sehr stark auf fremdem Schaffen fußte, ja, daß er ein Repertoire von — in ihrer Weise — bereits hochwertigen, d. h. technisch meist geschickt aufgebauten, aber freilich dichterisch und psychologisch vielfach primitiveren Stücken vorfand, die in verschiedener Hinsicht zu veredeln erst seiner unerhörten Meisterschaft vorbehalten blieb. Der Verf. glaubt sogar deutlich drei dichterische Persönlichkeiten unter den „Vorarbeitern“ erkennen zu können, die er — ohne den Versuch zu machen, ihre Namen zu ermitteln — als A, B und C bezeichnet. Der älteste war C, der der Periode angehörte, als man noch Stücke in gereimten Versen schrieb. Umfangreiche Fragmente von ihm lassen sich in „Richard II.“ und „Romeo und Julie“ feststellen. Autor A, der auf C folgte, schrieb dagegen in Blankversen; er war der Hauptlieferant für die Lord Strange-Truppe und diente ihr auch gelegentlich für dramatische Überarbeitung. Der dritte, B, schrieb im Marloweschen Stil und imitierte den Meister so erfolgreich, daß die Ermittlung seiner Persönlichkeit nicht ganz leicht sein dürfte. Von diesen älteren Dramatikern nun stammt vieles, was Shakespeare beibehielt. Die Handlung änderte er nur ausnahmsweise, wie in „Richard II.“, wenn es ihm dadurch möglich wurde, den Hauptcharakter zu entwickeln; anderswo erweiterte er den Dialog; in „Titus Andronicus“ spannt er die Leiden des Helden aus und verwandelte den disziplinierten Kriegsmann in den fanatischen Rebellen und Rächer; in „Romeo und Julie“ vertiefte er nicht so sehr den Charakter der Liebenden, als ihre Leidenschaft füreinander; je nachdem überhaupt der Gegenstand ihn ansprach und seine Phantasie reizte, goß er den Zauber seiner poetischen Diktion über ihn aus. Immer aber stand seine Arbeit unter dem Druck der Anforderungen des Tages; es fehlte ihm oft an der Zeit, seine Revision auch nur noch einmal durchzulesen; deshalb sind die von seiner Urschrift gedruckten Quartos voll von Versen, Doppel Fassungen und Widersprüchen zwischen Übernommenem und Hinzugefügtem. Auch konnten Rücksichten, wie die auf den Hof als Zuschauerkreis, ihn zu nachträglichen Änderungen veranlassen, weswegen sich denn vom Jahr und Tag einer vorgenommenen Überarbeitung schwer sprechen läßt; es gibt eine erste und eine letzte Revision und oft noch eine weitere, die zwischen ihnen liegt. Am Ende aber, d. h. bei der Ausgabe der ersten Folio, macht sich noch

einmal eine fremde Hand bemerkbar, nämlich die des früher als bloßen Abschreibers aufgefaßten Ralph Crane, dem in Wahrheit eine Art Korrektur der Dramen anvertraut war.

Das sind in Kürze Feuillerats Thesen. Sie haben, wie man sieht, mit der „herrschenden Lehre“ von heute wenig gemein. Den Ergebnissen der „bibliographischen“ Schule in Hinsicht auf das Verhältnis von Folio und Quartos zumal laufen sie schnurstracks entgegen. Wie gelangt er zu ihrer Aufstellung? Auf Grund einer in den meisten Einzelfragen völlig von der früheren abweichenden Interpretation der Tatsachen, im Wichtigsten aber mit Hilfe einer, seiner Meinung nach mit unanfechtbaren sachlichen Kriterien arbeitenden Methode, die sich von der subjektiven Willkür eines Fleay oder Robertson grundsätzlich unterscheidet. Er versucht nämlich, eine scharf umrissene Definition der Eigenart gewisser Züge der Shakespeareschen Metrik und seines Stils zu geben, wofür er größtenteils als Grundlage die Epen und Sonette heranzieht. So kommt er zur Feststellung eines sehr mühsam errechneten Prozentsatzes von Trochäen (etwa 3%) und Spondäen (etwa 4%) bei Shakespeare, ferner der Steigerung und Buntheit im Gebrauch der sogenannten Manierismen (Antithesen, Concetti u. a.), sodann der ungemein präzisen, aus der Lebensbeobachtung stammenden Bilder, die sich von den banalen und aus Büchern entnommenen der anderen so deutlich unterscheiden; schließlich erkennt er Shakespeare an dem musikalischen Fluß und dem rhythmisch einschmeichelnden Wohlklang der Verse, eben der Eigenschaft, derentwegen ihn die Zeitgenossen als „mellifluous“ bezeichneten, — nicht zu vergessen eine bestimmte, ständig wachsende Verwendung weiblicher Endungen, die sichere Tests für die jeweiligen Zeitansätze erlaubt.

Es verdient nun freilich festgehalten zu werden, daß von jeher alle ernst zu nehmenden Shakespeare-„disintegrators“ von dem Unterschied seiner Bilder- und Metaphernsprache von derjenigen der anderen ausgegangen sind, und daß andererseits ein Beweismittel wie das behauptete Spondäen-Trochäen-Kriterium die Bedenken wachrufen muß, die aller Anwendung von Statistik in solchen Fällen anhaften. — Aber unterstellen wir zunächst einmal die Brauchbarkeit dieser Methode und sehen wir uns nach der Art ihrer Anwendung um.

Es handelt sich um die bereits genannten sechs Stücke; als erste werden 2, 3 Henry VI. untersucht. Daß der Text gerade dieser Dramen sehr wesentlich von fremder Hand herrührt, ist eine viel aufgestellte These, die meines Erachtens bei weitem am überzeugendsten von Else von Schaubert bewiesen worden ist, die mit guten Gründen Drayton als den Mitarbeiter Shakespeares aufzeigte. Ihr Buch¹⁾ hatte konnten, ist sicher. Mit Recht weist Feuillerat denn auch immer wieder auf die verschiedensten Anzeichen dafür hin, daß in den Jahrzehnten bis zum Erscheinen der ersten Folio die öfter gespielten Texte eines

¹⁾ Else von Schaubert, *Draytons Anteil an Heinrich VI.* 2. und 3. Teil. Coethen 1920.

leider das Schicksal so vieler — namentlich deutscher — Shakespeare-Schriften, auf eine oberflächliche Kritik hin gänzlich unter den Tisch zu fallen und damit vorzeitig aus der weiteren Diskussion auszuscheiden. Wie denkt nun Feuillerat über Shakespeares Verfasserschaft? Auch er empfindet, wie erwähnt, nur einen Teil dieser Stücke als Shakespearisch; in 2 Henry VI. ist außer „a few modifications of details“ eine gewisse metrische Rektifizierung als seine einzige Arbeit anzusehen; 3 Henry VI. aber stammt auch zu zwei Dritteln (und der Handlungsstruktur nach ganz) von anderer Hand. So weit ließe sich also im großen und ganzen Feuillerats Ergebnis mit dem Schaubertschen in Einklang bringen. Aber nun geht der Verf. freilich ganz eigene Wege. Er rollt nämlich die Diskussion über das Verhältnis der Folio-Version zur „Contention“ und „True Tragedy“ wieder auf. Bei diesem Verfahren aber kann man ihm meines Erachtens nicht folgen und muß ihm hier, wie im ganzen weiteren Verlauf seiner an sich scharfsinnigen und sicher durch viele Einzelbeobachtungen und neue Gesichtspunkte ungemein wertvollen Untersuchungen doch in zweifacher Hinsicht den Vorwurf der Einseitigkeit machen. Das gilt einmal von der Art der kompositen Verfasserschaft. Obgleich er nämlich selbst gelegentlich die Tatsache hervorhebt (S. 5), daß Zusammenarbeit mehrerer Autoren eine geläufige, sich ständig verstärkende Gepflogenheit dieser Zeit war, wird doch deren Möglichkeit für die von ihm behandelten Probleme grundsätzlich unbeachtet gelassen. Er kennt vielmehr hier wie anderswo nur Überarbeitungen. — Wichtiger jedoch ist noch, daß er in der Betrachtung des Verhältnisses der Quartos zu der Folio den Umstand total aus dem Auge läßt, daß Elisabethanische Theaterstücke für die Aufführung nicht mehr als höchstens etwa 2600 Zeilen lang sein durften (meist waren sie kürzer), und schon deshalb notwendig in vielen Fällen gekürzte Fassungen hergestellt werden mußten. (Ich darf dafür an meine, durch Hart bestätigten Untersuchungen erinnern¹.) Daß freilich zwischen der Herstellung einer solchen gekürzten Bühnenfassung und der Folio-Version manchmal noch Zusätze und weitgehende Änderungen vorgenommen werden Stückes keineswegs als sakrosant betrachtet wurden, ein Umstand, der naturgemäß die Verhältnisse kompliziert. Aber es heißt, die mühsam erarbeiteten Ergebnisse der Forschung in den Wind schlagen, wenn Feuillerat grundsätzlich keine „bad Quartos“ anerkennen will und zu einer Auffassung zurückkehrt, die überall erste Fassungen erblickt. Nach ihm nahm Shakespeare gelegentlich sogar Zeile um Zeile vor, überprüfte, verbesserte, ergänzte und erweiterte sie. Nun hat Shakespeare gewiß auch in bestimmten Fällen älteres Material benutzt und das seinige nachgebessert, aber die Art und Weise, wie sich Feuillerat etwa die Entstehung von 2 Henry VI. aus der „Contention“ denkt, ist doch höchst unwahrscheinlich. Die dabei auftauchende

¹) Vgl. *Zum Problem der Überlieferung des Hamlet-Textes*. Leipzig 1931. Ber. Verh. Sächs. Akad. d. Wiss., Bd. 83, S. 20.

alte Frage: Kürzung oder Zusatz? muß vor allen Dingen auch von dem berührten Gesichtspunkt der Theaternotwendigkeiten betrachtet werden. Zusätze sind zwar an sich, wie schon betont, bei einem Stück grundsätzlich nicht unmöglich, aber es wird immer darauf ankommen, welcher Art sie sind. Daß neue „purple patches“ aufgesetzt werden können, lehrt uns z. B. der „Hamlet“, ein Stück, das viel zu lang ist, um jemals so haben gespielt werden zu können. Offenbar enthält es nachträgliche Zusätze. Deswegen ist denn auch wahrscheinlich etwas, wie der Monolog IV, IV (mitsamt der Szene von V. 9 an) von den doch im großen ganzen sorgsam herausgebern der Folio fortgelassen, weil sie hier einen mehr oder weniger unorganischen späteren Einschub erblickten. Aber in solchen Fällen handelt es sich um zusammenhängende (an anderen Stellen dafür gewiß Kürzungen erfordernde) Passagen. Jedoch, wie ist es möglich, sich einen Elisabethanischen Autor vorzustellen, der, wie Feuillerat meint, ein Stück durchgeht, um unaufhörlich einen vorhandenen knappen Ausdruck zu verbreitern? Was bezweckte er damit? Eine Kürzung hat von vornherein gute Gründe für sich. Bekanntlich kürzen alle Theater. Lag ein zu lang geratener Text vor, — und wie leicht konnte das namentlich auch bei Zusammenarbeit der Fall sein —, so mußte eben der Blaustift in Tätigkeit treten. Indessen, warum hätte ein für die Bühne arbeitender Dramatiker unausgesetzt den ihm vorliegenden Text durch Einschübe derart aufschwellen sollen, daß er nicht mehr aufgeführt werden konnte?¹⁾ Ein für viele Stellen typisches Beispiel findet sich etwa bei Feuillerat auf S. 116. In der „Contention“ erscheinen die beiden knappen, von Duke Humphrey gesprochenen Zeilen (Sc. 1, 69—70)

„What did my brother Henry toyle himselfe
And waste his subjects for to conquere France?“

Hierzu bemerkt Feuillerat: „Shakespeare expanded the word „toil“, into:

„What? did my brother Henry spend his youth,
His valour, coine, and people in the warres?
Did he so often lodge in open field;
In Winter's cold, and Summers' parching heat,
To conquer France, his true inheritance?“ (I, I 78—82)

„The poet is continually on the alert. His predecessor had often come close to a poetical sensation without realizing it; Shakespeare seizes upon it and inserts some of his own visions between the lines of the inert text.“ Allein wie viel verständlicher ist es doch, daß die „Contention“ hier eine überflüssige, für die Handlung unnötige Breite beseitigte! Überdies: paßt etwa auf die obigen Zeilen Feuillerats früher aufgeführte Charakterisierung des Shakespeare'schen Stils? Kann man

¹⁾ Die „Contention“ umfaßt etwa 1960 Zeilen, 2 H VI 3107, die True Tragedy c. 2150, 3 H VI 2904. a. a. O., S. 14.

sich etwas Banaleres vorstellen als die Entdeckung, daß es im Winter kalt und im Sommer warm ist („Winter's cold and Summer's parching heat“)?

Gewiß ist mit solchen Erwägungen erst ein Teil des, wie bereits betont, an selbständigen Stellungnahmen ungemein reichen Buches berücksichtigt. Wer die Verfasserschaft von „Richard II.“, die Entstehung von „Richard III.“ studieren, das schwierige Problem des Anteils Shakespeares an „Titus Andronicus“ untersuchen, fremden Bestandteilen in „Romeo und Julie“ nachspüren will, wird nicht umhin können, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Aber die hier geäußerten grundsätzlichen Bedenken gegen einige seiner wichtigsten Voraussetzungen machen sich doch auch weiterhin, wo die Aufgabe nur zu oft ähnlich ist, geltend. Die „absolute certainty“, die der Verf. immer wieder für seine Schlußfolgerungen in Anspruch nimmt, wird man ihm daher nicht so häufig zubilligen, wie er meint.

FARCHANT

L. L. SCHÜCKING

Wolfgang Iser, *Die Weltanschauung Henry Fieldings*, Buchreihe der Anglia, 3. Bd., Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1952. 320 S. Geh. 24,— DM, Gl. 27,— DM.

Verf. beabsichtigt mit seiner Arbeit eine Lücke in der bisherigen Fielding-Forschung zu schließen. Aus einer von Dilthey, Spranger, Jaspers, Toynbee u. a. genommenen Definition des Begriffes Weltanschauung erhält Verf. drei Faktoren, die als Gerüst für die Arbeit dienen: Einstellung, Weltbild und Lebensprozeß. Bei der Interpretation des Materials stützt sich Verf. auf die Erkenntnisse Sprangers und nimmt die Feststellungen des Psychologen — mit denen er praktisch jedes Kapitel einleitet — als Grundlage und Richtungsweiser für die Behandlung des gestellten Themas.

Die „Einstellung“ als „das jeweilig Psychologische an einer Weltanschauung“ (S. 14) sieht Verf. in Fieldings subjektivem Verhalten gegenüber seiner Umwelt und in seinen Reaktionen auf seine Erlebnisse auf Grund der „seelischen Grundbedingungen“ (S. 18). Von Fieldings Äußerungen in den Komödien ausgehend, zeigt Verf. den Weg und die Wandlung im Verhalten des Dichters der Welt gegenüber. Nach einer theoretischen Stellungnahme in den Komödien wird Fielding in *Champion* zum moralischen Zensor und zeigt dann tiefes Interesse an der Humanität in *Joseph Andrews*, das vor allem in *Tom Jones* — hier schon untermauert durch christliche Gedanken — seinen klaren Ausdruck findet und zur Gestaltung lebendiger Menschen führt. Abschließend wird Fielding nach Sprangers Lebensformen charakterisiert.

Das Kapitel „Weltbild“ beschäftigt sich nach einer Darstellung des Geistes der englischen Aufklärung mit Art und Entwicklung des Fieldingschen Menschenbildes. Die Reihe führt hier von den ego-

zentrischen Menschen der Komödien zu einem positiven Menschenbild in *Joseph Andrews*. Die Problemstellung dieses Romans erfährt dann in *Tom Jones* eine seelische Vertiefung, um schließlich in *Amelia* im Problem von Glaube und Wirklichkeit auszuklingen. Verf. geht dann auf Einzelfragen ein, wie die Beziehungen Fieldings zu Cervantes, Natur und Entwicklung von Fieldings Gesellschaftskritik, Fieldings Kunstanschauung, sein Verhältnis zur Antike, etc.

Der 3. Abschnitt, „Lebensprozeß“, stellt es sich zur Aufgabe, die „Stufen des Wirklichkeitserlebnisses“ (S. 235) bei Fielding darzulegen. Diese Wertung der Wirklichkeit kann nach Verf. am besten aus der „Variabilität des Komischen“ (S. 237) erschlossen werden. Satire, Witz, Ironie, Humor etc. werden zur Erhellung der Frage herangezogen.

In einem weiteren Kapitel wird Fieldings Beziehung zu einigen seiner Zeitgenossen, Shaftesbury, Butler und Hume untersucht.

So beschlagen die Arbeit ist, wenn sie sich mit Fielding beschäftigt, so sehr versagt sie zeitweilig, wenn sie über Fielding hinausgeht und sich mit der Geistesgeschichte des 18. oder der des 17. Jahrhunderts befaßt. Die allgemeinen und häufig aus zweiter Hand genommenen Feststellungen der Seiten 60—104 tragen zur Erhellung der sonst so ausgezeichneten Diskussion Fieldings wenig bei, ja sie sind teilweise irreführend. Die Antinomie von Natur und Kunst, die Heiligsprechung der Natur und die Zerstreuung „theologischer Vorurteile“ z. B. (S. 85), als deren Sprachrohr Verf. William Derham bezeichnet und die er als Errungenschaft des 18. Jahrhunderts hinstellt, waren wohl schon geistiges Gut des 17. Jahrhunderts. Hat Locke wirklich „eine Entwicklung antizipiert, wenn er zu dem Schluß gelangt: The works of Nature everywhere sufficiently evidence a Deity“ (S. 83)? Verf. schreibt den Gottesbeweis aus der Natur dem 18. Jahrhundert zu. Dieser war doch schon im ganzen 17. Jahrhundert voll gegeben, ja der teleologische Gottesbeweis war der Gottesbeweis schlechthin. Die teilweise nach Meissner (*Die geistesgeschichtlichen Grundlagen des englischen Literaturbarocks*) gearbeitete Darstellung des 17. Jahrhunderts (S. 60f.) ist doch sicher nicht mehr haltbar und längst überholt.

Jedenfalls kommt die Arbeit im Hinblick auf Fielding zu schönen Ergebnissen, vor allem sei die Darstellung des Fieldingschen Menschenbildes besonders hervorgehoben. Verf. geht mit tiefer Sachkenntnis zu Werke und die entwicklungsmäßige Darstellung von Fieldings Ansichten als Mensch und deren Ausdruck im dichterischen Werk ist einleuchtend und überzeugend.

INNSBRUCK

SIEGFRIED KORNINGER

Kristian Smidt. *James Joyce and the Cultic Use of Fiction*. Oslo Studies in English, IV. Oslo: Akademisk Forlag, 1955. Pp. vii 166. Kr. 12.50

This monograph comes as an interesting sequel to Professor Smidt's more comprehensive study, *Poetry and Belief in the Work of T. S. Eliot*. There is less divergence between the two subjects than

has often been supposed; Eliot himself has detected a strain of latent orthodoxy beneath the overt iconoclasm of Joyce; and the paradox completes itself when that strain is fully amplified by a compatriot of Joyce's first master, Ibsen. That Joyce was shaped by the forces he sought to reject, that even in his apostasy he remained—as it were—*anima naturaliter catholica*, that he looked to the cult of beauty for “a substitute religion,” we have known as long as we have known his work. He has given us the personal history of his religious opinions in *Portrait of the Artist as a Young Man*, which consequently claims a major part of Professor Smidt's attention. But during Joyce's lifetime his self-dramatized skepticism was naturally more striking than what Professor Smidt well describes as “his longing for lost loyalties”; and the years since his death have seen a revival of sympathy, on the part of many intellectuals, for the traditional manifestations of faith; while art itself has been conceived more and more in terms of its ritual origins and its sacral aspirations.

Thus Professor Smidt has a timely warrant for his line of inquiry. One may agree with his point of view—may indeed be committed to it in advance—without necessarily accepting all of his emphases. He is cogent in underlining the patterns of artistic motivation, and admittedly on more speculative ground when he deals with the ambiguities of symbolic implication. To interpret Leopold Bloom as a sort of debased Messiah is to follow Joyce's explicit hints, as they have been carefully worked out in a pioneer article by S. Foster Damon; it is also to place *Ulysses* in a perspective which includes, among other significant writings, Dostoevsky's *Parable of the Grand Inquisitor* and William Faulkner's *A Fable*. There is a sense in which every man's career may be, albeit on the level of parody, an *imitatio Christi*. But Stephen Dedalus is so conscientiously Satanic that it seems merely confusing to stress his Christlike attributes. Professor Smidt is more illuminating when he compares Stephen with Ernest Pontifex in *The Way of All Flesh*; and Samuel Butler's autobiographical novel must be viewed as an analogue rather than a “model” for Joyce's self-portraiture, since it was not published until 1903 when the younger novelist had already started upon his undertaking.

However, there are other influences, bearing more directly on Joyce's development, which might document the present interpretation. Both he and Yeats have attested the importance, as a link between them, of a brochure by the older poet containing two stories—*The Tables of the Law* and *The Journey of the Magi*. The first suggests the priestly role of the artist, the second the esthetic doctrine of the epiphany. Among the *Epiphanies* in a surviving manuscript, soon forthcoming from the University of Buffalo, is a prose poem revealing how Joyce continued to venerate the Virgin after his fashion. A pertinent item appears in a recently issued catalogue of his books in the Lockwood Library at Buffalo: a case-book of canon law, heavily annotated, which inspired some strategic pages of *Finnegans Wake*. That last mon-

ument is crammed with relevant material, though Professor Smidt can scarcely be blamed for not exploring it deeply. His title uses a nonce-word invented by Joyce, which is found there in the portmanteau expression, "cultic twalette." The play upon the literary slogan, Celtic Twilight, for the nonce has scatological overtones, especially when a French intonation is given to the first syllable of the adjective. So much, says Joyce in effect, for the Irish Renaissance!

The word is not happily applied out of context, but it illustrates the ambivalence of the problem. Granting that Joyce was "god-haunted," we must not forget that he willed his gestures of impiety. In the debate between clericalism and nationalism, at the Christmas dinner in the *Portrait*, he is surely not on the clerical side. And it is tendentious to equate "Christ and Caesar" with England alone, as if the senior partner in Ireland's subordination were not—in Joyce's estimation—Rome. Professor Smidt, reversing the Freudian formula, tends to explain nearly everything as sublimated religion, including the sexual impulse felt by Stephen at the sight of a girl on the beach. The argument becomes strained when it overlooks the powerful force behind Stephen's secular vocation: no mere estheticism but an almost Wordsworthian realization of nature, an affirmation of life which underlies *Ulysses* and struggles to the surface in *Finnegans Wake*. This vitalistic attitude, while refusing to be constricted by theological categories, is not irreligious; rather it is interfused with pantheism. Full justice to Joyce's mental outlook requires consideration, not only of his scholastic training, but of his concern with the dialectic of Bruno, the metaphysic of Bergson, and various phases of oriental mysticism.

HARVARD UNIVERSITY

HARRY LEVIN

Fritz Wölcken, *Der Literarische Mord. Eine Untersuchung über die englische und amerikanische Detektivliteratur*. 348 S. Nest Verlag Nürnberg, 1953.

Die vorliegende Arbeit unternimmt es, die anglo-amerikanische Detektivliteratur in einer umfassenden Übersicht darzustellen; sie zeugt, trotz gewisser technischer Mängel, von Verständnis der Grundmotive und von Kenntnis der historischen Dokumente dieser selten ernst genommenen Form. Der Verfasser umreißt den Geltungsbereich der Gattung, charakterisiert ihre Meister, versucht, den Impuls zu definieren, durch den sich diese Form von innerlich oder auch nur gegenständlich verwandten Erzählweisen unterscheidet, und wirft schließlich durch eine Reihe von Einzelanalysen, von den verschiedensten Seiten her Licht auf Eigenart und Wert des Typus. Es ergeben sich im Laufe der Untersuchung etwa die folgenden Resultate: die Poesche Geschichte vom *Doppelmord in der Rue Morgue* (der Verfasser zieht es vor, alle Titel in deutscher Übersetzung zu zitieren!) darf als die erste Detektivgeschichte im spezifischen Sinne gelten, da dort zum

erstmals und bewußt die „reine Leidenschaft des Entdeckens“ zum schöpferischen Impuls wird — eine Leidenschaft, die sich aus Poes Glauben an die Analysierbarkeit des Lebens herleitet. Die stoffliche Wirklichkeit gilt hier „durchaus als ein Nichts“ gegenüber der Kraft logischer Deduktion. Freilich „nicht die Kunst der Deduktion selbst, sondern die Leidenschaft zur Deduktion, nicht die Logik, sondern die Überzeugung von der Ausschließlichkeit der Logik begründen die Gattung der Detektivgeschichte“. Trotz Poe schuf das neunzehnte Jahrhundert über die vielverbreiteten Polizei- und Schauerromane hinaus kaum Detektivgeschichten, die der konstruktiven Freude am Enträtseln erdachter Verbrechen entsprungen wären. Weder die „Newgate“-Romane noch die Werke Gaboriaus, weder Dickens noch auch Wilkie Collins oder Le Fanu gehen im Grunde über den Sensationsroman von Radcliffe bis Ainsworth (oder den Familienroman der viktorianischen Zeit) hinaus. Erst Ann K. Greens *Fall Leavenworth* überwindet das Schema dieser sentimental-realistischen Form und bietet die ausschließliche Darstellung eines „Falles“, für die weder die Gestaltung der Figuren noch die künstlerische Kraft der Handlungsführung entscheidend sind. Auch Conan Doyles schriftstellerische Kunst ist gering; um so nachdrücklicher aber seine Konzentration auf die Projektion und Aufklärung eines Kriminalfalles. Unbewußt wird bei Doyle der positivistische Glaube des Jahrhunderts an die Errechenbarkeit des Lebens vorausgesetzt, gleichzeitig aber aufgewogen durch die Neigung, aus dem wirklichen Leben in die reine Empfindung zu fliehen: „die Detektivgeschichte ist die letzte Frucht der Romantik“. In Handlungsaufbau und Gestalten sind diese Erzählungen dem Märchen nahe; sie bewegen sich in einem Reich des absoluten geistigen Spiels. An vier klassisch gewordenen Beispielen erläutert der Verfasser die steigende Differenzierung des konstruktiven Prinzips und exemplifiziert die charakteristischen Funktionen des analytischen Verfahrens und der erzählerischen Komponenten: Mord, Mörder, Alibi, Mittel zur Tat, Räumlichkeit, Spuren usw. Mit der Wendung zur Transzendenz und zu theologischen Zwecken bei G. K. Chesterton, Charles Williams und Gerald Heard wird versucht, das allmählich steril gewordene Schema der Gattung zu lockern. Grundsätzlich fruchtbarere Experimente sieht der Verfasser etwa bei Dashiell Hammett und Raymond Chandler, die das Milieu der Detektivgeschichte bereichern und den Darstellungsstil vereinfachen. Entscheidend für alle neueren Wege ist der Versuch, die Detektivgeschichte von der ethischen Problematik her zu vertiefen: Dorothy Sayers, die auf den Familienroman von Collins und Le Fanu zurückgeht, stellt die Frage nach der unverletzlichen menschlichen Integrität (und muß sich deshalb um eine plausiblere psychologische Gestaltung bemühen); Chandler kommt es nicht so sehr auf das Sein als das Handeln der Figuren an — er verleiht damit dem Ereignis, der Handlungsfülle an Gewicht. Mit ihm und Hammett „verläßt die Detektivgeschichte die Körperlosigkeit des (grundsätzlich

verwandten) Kreuzworträtsels und kehrt in die Welt des Raumes und der Körper zurück“. Chandlers Handlungsbesessenheit konzentriert sich auf die Gestalt des Detektivs, der in seiner Einfachheit, um überhaupt wirken zu können, ein ganzer und damit — im Märchensinne — ungewöhnlicher Mensch sein muß. Hier bewegt sich die Detektivgeschichte auf echte Dichtung hin: ihre Aufgabe ist nicht mehr nur eine rein konstruktive, sondern die Darstellung, im Bereich intensivster menschlicher Gegensätze, der Wege des Herzens und des Geistes. Warum, so fragt der Verfasser schließlich mit Recht, hat sich die Gattung der Detektivgeschichte wohl in den angelsächsischen Ländern und Frankreich, nicht aber in Deutschland entwickelt? Die eigentliche Detektivliteratur muß zu ihrem Nutzen wie Schaden im gefühllosen Raum existieren, aber die Vorliebe des deutschen Lesers nicht so sehr für Kombinations- und Gedächtnisübungen als für Gemütswerte haben in der deutschen Literatur Erzählungen wie die *Judenbuche* oder Raabes *Stopfkuchen* geschaffen, die motivisch komplizierter und in einen weiten Schicksalsrahmen gestellt sind.

Die Arbeit, deren Druck die deutsche Forschungsgemeinschaft unterstützt hat und deren irreführender und abscheulicher Titel verstimmt, verläßt sich weitgehend auf die Untersuchungen von Howard Haycraft (1941, 1947); sie ist nicht immer zuverlässig in den Zitaten und enthält eine Reihe von flüchtigen bibliographischen Angaben. Zur Ergänzung sei auf das zwar anspruchslosere aber in mancher Hinsicht reichere und jedenfalls originellere Büchlein *Detektive* von W. Gerteis (München 1953) hingewiesen.

ITHACA New York

VICTOR LANGE

Hugo Preller, *Geschichte Englands II von 1815 bis 1910*. Sammlung Götschen, Bd. 1088. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. 118 S., geh. DM 2,40. Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1954.

Ein Jahrhundert englischer Geschichte in einem knappen Bändchen von rund 100 Seiten darzustellen, ist gewiß keine leichte Aufgabe. Sie erfordert ein Höchstmaß von Disziplin in der Auswahl des gebotenen Stoffes und seiner Gliederung durch ein übersichtliches und konsequent bewahrtes Einteilungsprinzip. Aber gerade daran gebricht es der vorliegenden Arbeit. Sie ist methodisch nicht durchdacht und folgt einem denkbar unglücklichen Schema, das zu ständigen Überschneidungen führt und weder die innen- noch die außenpolitischen Grundlinien der englischen Geschichte des 19. Jahrhunderts hervortreten läßt. So wird gleich zu Beginn das irische Problem aus dem Gesamtzusammenhang der englischen Geschichte gelöst und bis zum Jahre 1933 verfolgt. Die Entwicklung des Britischen Reiches von 1815–1901 und die englische Außenpolitik des gleichen Zeitraums werden getrennt, die geistesgeschichtliche Entwicklung bald an die innerpolitischen, bald an die außenpolitischen Abschnitte des Büchleins

angeklebt. Diesem Aufbau der Arbeit entspricht der völlige Verzicht auf darstellerische Gestaltung. Sie wirkt über weite Strecken wie eine bloße Aneinanderreihung von Tatsachen, die in dieser Häufung den Leser nur verwirren können. Offenbar war es das Bestreben des Verfassers, seinem Werk einen ‚gesellschaftskritischen‘ Charakter zu geben und wahrscheinlich beruht darauf der Zweck dieser Neuauflage. Aber auch er wird nur äußerlich gewahrt. Er verrät sich in der unverhältnismäßig breiten Behandlung sozialer und wirtschaftlicher Kräfte, massenhaften Zitaten von Marx und Engels und einer affektbetonten, klassenkämpferischen Terminologie („Bourgeoisie“ — „Plutokratie“), die heute selbst in der wissenschaftlichen marxistischen Literatur aus der Mode gekommen ist. Das dem darstellenden Teil beigegebene Quellen- und Literaturverzeichnis vermittelt den gleichen Eindruck verwirrender Unübersichtlichkeit. Nicht nur daß zahlreiche moderne Standardwerke fehlen und längst Veraltetes mitgeschleppt wird — nicht einmal die *Encyclopaedia Britannica* ist nach der neuesten Auflage zitiert —, sondern Quellenpublikationen, Memoiren, Korrespondenzen, Monographien und Zeitschriften purzeln wild durcheinander. Was hat z. B. die *Revue des deux Mondes* unter den ‚Quellen‘ zur englischen Geschichte zu tun? Alles in allem ein Produkt, das seinen Zweck verfehlt und vor dem man gerade den Leserkreis warnen muß, an den es sich wendet.

BONN

STEPHAN SKALWEIT

CARL AUGUST WEBER

Am 7. Oktober 1955 verstarb Carl August Weber in Tübingen, an dessen Universität er — mit vierjähriger Unterbrechung, 1945 bis 1949 — seit 1938 den anglistischen Lehrstuhl inne hatte.

Der 1895 in Essen Geborene promovierte 1926 als vorletzter Schüler von Edward Schröder und habilitierte sich 1935 bei Hans Hecht in Göttingen. Dort wirkte er als Assistent und Privatdozent, bis er zunächst in Vertretung und dann durch Berufung mit dem Tübinger Ordinariat betraut wurde.

C. A. Webers Forscher- und Lehrtätigkeit, für die er über das Rüstzeug des Anglisten wie des Germanisten gleichermaßen verfügte, stand im Dienste der deutsch-englischen Beziehungen. Von der Dissertation *Der Dichter des Heliand im Verhältnis zu seinen Quellen* zur Habilitationsschrift *Bristols Bedeutung für die englische Romantik und die deutsch-englischen Beziehungen* spannt sich ein Bogen, den durch die Erforschung literarischer Beziehungen zwischen Württemberg und dem elisabethanischen England zu verbinden noch das Streben seines letzten Lebensjahres war. Die an der Romantik-Arbeit bewährte Methode des systematischen Durchforschens von Archiven und Bibliotheken verhieß auch hier aufschlußreiche Ergebnisse.

Die dazwischenliegenden Aufsätze (*Vom Bildungswert der englischen Kultur*, 1952; *Deutsch-englische Kulturbegegnungen*, 1953) galten weniger der Erforschung als den Fragen der Vermittlung englischer Kulturwerte, der auch seine ganze Lehrtätigkeit wie seine lebhafteste Anteilnahme an den Problemen des fremdsprachlichen Unterrichts gewidmet war.

Das von Weber herausgegebene und eingeleitete Sammelwerk *Die englische Kulturideologie* (1941—43) wurde von ihm selbst als Unternehmen verstanden, das der Bedrohung der

Anglistik durch eine von den Machthabern diktierte, fach- und wissenschaftsfremde Zielsetzung zuvorkommen sollte. — Webers Aufgeschlossenheit gegenüber den Forschungsproblemen der Gegenwart, wie sie in seinem Beitrag zu dem von ihm herausgegebenen Sammelbande *Sprache und Literatur Englands und Amerikas* (1952) zum Ausdruck kommt, sowie der lebendige Kontakt mit dem England von heute hat in vielen Studenten und künftigen Lehrern die Liebe zu Fach und Land zu einem hellen Feuer entfacht.

GÖTTINGEN, den 2. 11. 1955

GERHARD MÜLLER-SCHWEFE

Personalnachrichten

Herr Prof. Heinrich Mutschmann ist am 29. November im Alter von einundsiebzig Jahren in Marburg verstorben.

Der Privatdozent für englische Philologie Dr. Gerhard Müller-Schwefe wurde im Frühjahr 1955 von Tübingen nach Göttingen umhabilitiert. Zum Wintersemester 1955/56 wurde er mit der Vertretung des anglistischen Lehrstuhles in Tübingen beauftragt.

Dr. phil. Ewald Standop, wissenschaftl. Assistent am Englischen Seminar der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster, erhielt mit Wirkung vom 8. Juli 1955 die *venia legendi* für Englische Philologie.